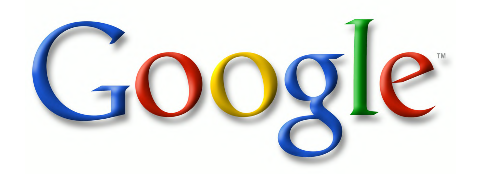
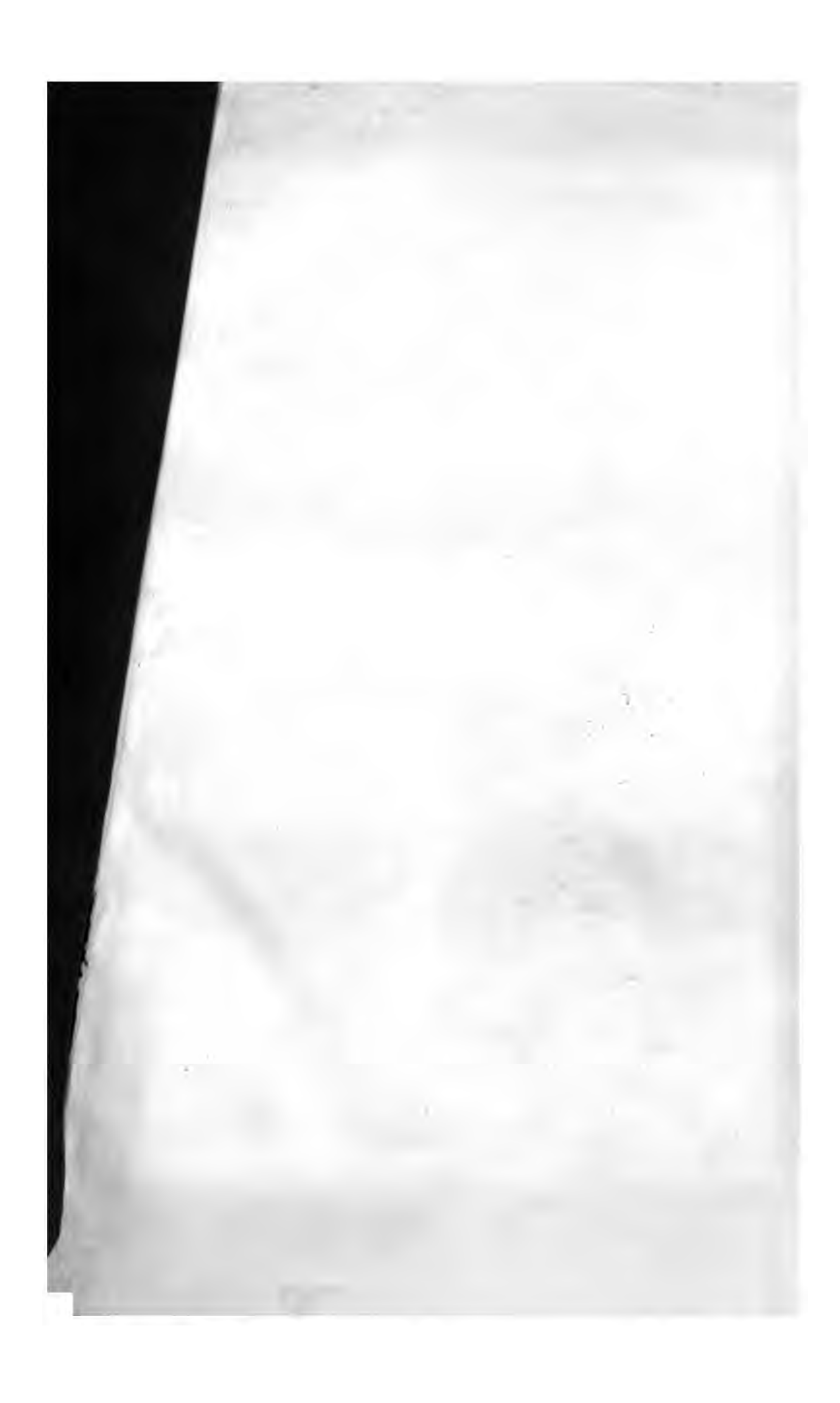



B 854,103
Fritz Krause
In den Wildnissen Brasiliens
R. Voigtländer- Verlag. Leipzig 1911


OTTO HARRASSOWITZ
WIESBADEN



Tafel 1.



Karajábootsmann.

In den Wildnissen Brasiliens

Bericht und Ergebnisse der Leipziger Araguaya-Expedition 1908

Von Dr. Fritz Krause
Direktorial-Assistent am Städtischen Museum für Völkerkunde in Leipzig

Mit 517 Textabbildungen, 337 photographischen Abbildungen auf 69 Tafeln und 2 Karten



Leipzig 1911
R. Voigtländers Verlag

Umschlag und Einband nach Entwurf von Erich Gruner, Leipzig.

Altenburg.
Piererfche Hofbuchdruckerei.
Stephan Geibel & Co.

Vorwort.

Im Jahre 1908 unternahm ich im Auftrage der Stadt Leipzig eine ethnographische Forschungsexpedition ins zentrale Brasilien, die die wissenschaftliche Erforschung der zu besuchenden Indianerstämme mit den modernsten Methoden und Instrumenten, sowie die Bergung der sichtbaren Belege ihres kulturellen Lebens für das Leipziger Museum für Völkerkunde zum Zwecke hatte. Ihr Ziel war das Gebiet des mittleren Araguaya, zwischen 15. und 9.° südlicher Breite, mit den Indianerstämmen der Karajá, Šavajé, Tapirapé und Kayapó.

Die Expedition nahm ihren Anfang am 29. Januar 1908 und kehrte am 7. Februar 1909 nach Leipzig zurück. Das Programm wurde im allgemeinen durchgeführt; nur der geplante Vorstoß nach Westen mußte wegen unüberwindlicher geographischer Schwierigkeiten vorzeitig abgebrochen werden.

Es wurde ein reichhaltiges Material an Beobachtungen aller Art, photographischer und phonographischer Aufnahmen, Skizzenbuchzeichnungen usw. mitgebracht. Die über 1100 Stück umfassende ethnographische Sammlung ist in den Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig übergegangen. Veröffentlicht habe ich bisher von meinen Ergebnissen nur die Nachbildungen von Tanzmasken der Karajáindianer im Zusammenhang mit einer Darstellung des Maskenwesens dieses Stammes (im Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, 3. Band, Leipzig 1910), sodann eine Studie über die Kunst der Karajáindianer (im Bäßler-Archiv Band 2, Heft 1, Berlin 1911), in der das von mir gesammelte Material an plastischer und zeichnerischer Kunstbetätigung der Indianer wiedergegeben ist.

Hier nun soll das gesamte übrige Material der Öffentlichkeit übergeben werden.

Den eigentlichen Ergebnissen schicke ich als ersten Teil einen Bericht über die Expedition voraus. Ich halte das für sehr wichtig; denn die Ergebnisse der Expedition können erst dann richtig eingeschätzt werden, wenn die Art ihrer Gewinnung bekannt ist, also die Bedingungen, unter denen die Studien erfolgten. Der Reisebericht bringt daher den äußeren Verlauf

der Reise, und behandelt dabei vor allem ausführlich das Leben mit den Indianern, da nur aus dieser Darstellung die Forschungs m ö g l i c h k e i t e n, besonders die mannigfaltigen Beschränkungen, denen man draußen sehr gegen seinen Willen unterworfen ist, zu ersehen sind. Dabei ist ein kurzer kultureller Überblick über die einzelnen Indianerstämme gegeben, sowie mancherlei psychologisches und sonst allgemein interessantes Material mitgeteilt, das im zweiten Teil nicht in dieser ausführlichen und direkt wirkenden Weise hätte verwertet werden können. Ich hoffe, daß es mir dadurch gelungen ist, ein möglichst getreues Bild von dem Leben und den Anschauungen dieser Indianer zu zeichnen. Sodann umfaßt der Bericht in kurzen Zügen einen Überblick über die geographischen Verhältnisse der durchreisten Gebiete, über die Art des Reisens, den kulturellen Zustand des Landes, und wird damit wohl manches Neue bieten und künftigen Reisenden wichtige Fingerzeige geben können.

Der zweite Teil, der die Ergebnisse behandelt, ist mehr als Nachschlagewerk gedacht. Für das wichtigste halte ich die Veröffentlichung des Materials durch Abbildungen und Beigabe der nötigen Notizen, gesichtet und überarbeitet nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten und verglichen mit dem bisher vorliegenden Material aus dieser Gegend. Dabei ist eine strenge Scheidung in solche Punkte, die selbst mehrmals oder nur einmal beobachtet wurden und in solche, die nur erkundet wurden, eingetreten. Diese Scheidung kann meiner Meinung nach nicht streng genug gehandhabt werden, wenn sich nicht Fehler einstellen sollen, die sich dann immer weiter vererben. Einige Nachrichten, die mir sehr unsicher erschienen, habe ich in Anmerkungen behandelt, um späteren Forschern Hinweise auf deren Nachprüfung zu geben. Ich glaube damit der Wissenschaft den besten Dienst zu erweisen, indem ich das Material für sich und nur als solches veröffentliche. Denn so bleibt es d a u e r n d verwertbar. Zwar wird diese Methode, die sich fern hält von dem Bestreben, Probleme zu lösen und weitreichende Beziehungen nachzuweisen, von manchen Leuten als „veraltet" angesehen, doch halte ich sie für die einzig richtige, um den wissenschaftlichen Wert jeder Mitteilung festzustellen und damit g e s i c h e r t e s Material zu beschaffen, das allein uns in unserer Wissenschaft weiter bringen kann. Daher habe ich auch die Frage nach der Stellung der Karajá zu den übrigen Indianerstämmen nur gestreift; dies Hauptproblem zu lösen, dazu sind weitumfassende Vorstudien nötig, da fast alle vergleichenden Arbeiten in der südamerikanischen Völkerkunde noch fehlen. Sie wird deshalb einer späteren Publikation vorbehalten bleiben. Ich weiß, daß ich mit dieser Art der Selbstbeschränkung der Zustimmung vieler meiner Fachgenossen sicher bin.

Die Expedition hat überall, wohin ich kam, hier zu Haus wie drüben in Brasilien, weitgehende Förderung und Unterstützung hilfsbereiter Menschen

gefunden, und ich möchte nicht verfehlen, allen diesen hierdurch meinen wärmsten Dank auszusprechen. Dieser Dank gebührt in erster Linie dem Rat der Stadt Leipzig und dem Leipziger Stadtverordnetenkollegium für die Bereitwilligkeit, mit der sie die Mittel für die Expedition zur Verfügung stellten, sowie Herrn Konsul Dr. Herrmann Meyer, der die Liebenswürdigkeit hatte, sofort eine große Summe für das Unternehmen bereit zu stellen, ihm späterhin einen guten Abschluß zu sichern und mir bei der Ausrüstung mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Gleichen Dank schulde ich Herrn Prof. Dr. Weule und Herrn W. v. d. Steinen für Unterstützung und Rat bei Ausarbeitung des Planes und Zusammenstellung der wissenschaftlichen und persönlichen Ausrüstung, desgleichen Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Hans Meyer für Überlassung von Instrumenten und Gewehren. Nicht minder kräftig war die Förderung, die meine Expedition in Brasilien selbst fand. An erster Stelle gebührt der Dank den kaiserlich deutschen Behörden, vor allem dem Herrn Gesandten Freiherrn v. Reichenau, sodann den Herren des Konsulats in Rio de Janeiro und Herrn Legationsrat Flügel in S. Paulo. Sie alle haben mir ihren Beistand gewährt und mir von der brasilianischen Zentralregierung wie den Regierungen der einzelnen Staaten weitgehendste Vergünstigungen erwirkt, für die ich diesen Regierungen auch hier meinen ergebendsten Dank aussprechen möchte. Gleicher Dank gebührt unseren deutschen Landsleuten, Herrn Marxsen in Rio, Herrn Naschold in S. Paulo und Herrn Öckinghaus in Goyaz, die in selbstloser, aufopfernder Weise mich auf alle Art unterstützten und mir die wertvollsten Fingerzeige gaben, durch die mir erst die programmäßige Erledigung der ganzen Reise ermöglicht wurde. Und zum Schluß, aber nicht minder herzlich habe ich zu danken meinen Camaradas, die so willig alle Anstrengungen und Mühen auf sich genommen haben, dem Deutschen Adam, dem Brasilianer Antonio, den Indianern Pedro dem Getreuen, Benedicto dem Lustigen und den vielen anderen Indianern, die mir gern und willig halfen, als das anfängliche Mißtrauen geschwunden war, und die mir, da ich mich als ihresgleichen gab, mein in sie gesetztes Vertrauen mit gleichem Vertrauen lohnten.

Die Kosten des Druckes sind zum Teil aus dem Etat des Museums für Völkerkunde bestritten worden unter Beteiligung des Vereins für Völkerkunde zu Leipzig. Beiden Körperschaften möchte ich auch hier meinen Dank für diese Unterstützung aussprechen.

Leipzig, im Mai 1911.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Anhang.

Erster Teil.
Reisebericht.

1. Zweck und Ziel der Expedition, Plan und Ausrüstung.

Für jeden Ethnographen sollte es unerläßlich sein, eine Reise zu fremden Völkern zu unternehmen. Mit eigenen Augen sieht er dort, was er bisher nur aus Büchern kannte; in voller Lebendigkeit treten ihm die primitiven Menschen entgegen, manch falsches Urteil wird er im Verkehr mit ihnen berichtigen können, sein Blick wird sich schärfen, das Charakteristische zu erfassen, leichter wird es ihm gelingen, die Kulturerscheinungen in ihrem Werte für die Entwickelung der Kultur abzuwägen. Heimgekehrt mit solchen Erfahrungen, den Blick geweitet, das Auge geschärft, wird er leichter und besser imstande sein, auch andere Kulturen zu erfassen und ihrem Werdegang nachzuspüren. Ob er die alten Kulturen der antiken Völker oder die der Mexikaner und Inka studiert, ob er sich in die so seltsame Kultur der Ostasiaten versenkt oder hineindringt in das Leben eines sogenannten Naturvolkes, der Gewinn für die geistige Entwickelung des Forschers wird derselbe sein; nur daß beim Studium eines Naturvolkes die volle Lebendigkeit ihm vor Augen tritt anstatt toter Schriften und Denkmäler vergangener Zeiten, ein Gewinn, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Mit großem Danke war es daher zu begrüßen, daß die Direktion des Museums für Völkerkunde zu Leipzig sich entschloß, bei günstiger Gelegenheit ihre Beamten hinauszusenden zu fremden Völkern, um deren Kulturen zu studieren und die sichtbaren Belege dafür in Sammlungen vereinigt ins heimische Museum zu überführen. War der Vorteil für das Museum doch ein doppelter: einmal die weitere Ausbildung der Beamten, wie sie eben skizziert wurde, sodann bei deren wissenschaftlicher und technischer Durchbildung die Sicherheit, nur gut bestimmte Objekte mit ausreichendem, das Wesentliche treffendem Kommentar zu erhalten und zwar in einem Umfange, wie es bei Privatsammlern und Händlern nur selten der Fall ist. Dazu war leicht zu berechnen, daß solche Sammlungen im Verhältnis zu ihrem wissenschaftlichen Werte durchschnittlich billiger zu stehen kommen als von Händlern gekaufte.

1906 hatte der Direktor des Museums, Herr Professor Dr. Weule, im Auftrage der landeskundlichen Kommission zur Erforschung der deutschen Schutzgebiete und unter Beteiligung der Stadt Leipzig eine erfolgreiche Forschungsreise nach dem Süden von Deutsch-Ostafrika unternommen, von der er 1907 mit wertvollen Sammlungen und Aufzeichnungen zurückkehrte.

Die glückliche Erledigung dieses Unternehmens ließ den Plan auftauchen, nun einen weiteren Beamten des Museums hinauszusenden.

So wurde mir nahe gelegt, den Plan einer Expedition nach Südamerika auszuarbeiten; hatte ich doch immer Interesse für diesen Erdteil gehabt. Meine Wahl fiel nach vielen Studien auf das Araguayagebiet; aus welchen Gründen, wird weiter unten dargelegt werden. Bald war der Plan ausgearbeitet, erfahrene Südamerikaforscher, wie Herr Konsul Dr. Herrmann Meyer und Herr Wilhelm von den Steinen, begutachteten ihn sehr freundlich. Ja, Herr Dr. Herrmann Meyer erklärte sich bereit, einen Teil der Kosten des Unternehmens zu tragen. Damit rückte die Angelegenheit ihrer Verwirklichung bedeutend näher. Auf dieser Grundlage ging Mitte Oktober 1907 die Eingabe an den Rat der Stadt Leipzig wegen Bewilligung der Mittel zur Expedition ab, und am 12. Dezember gaben der Rat und die Stadtverordneten der Stadt Leipzig ihre Zustimmung zur Anweisung von 15000 Mk. aus dem Museum zustehenden Stiftungen und sonstigen städtischen Mitteln. Damit war die Expedition ins Leben getreten. Nun mußte die Ausrüstung besorgt werden, die unter Beihilfe des Herrn Wilhelm von den Steinen und durch die praktischen Ratschläge des Herrn Professor Weule äußerst praktisch und rasch zusammengestellt wurde. Bereits am 29. Januar 1908 konnte ich Hamburg verlassen auf der Fahrt nach Rio de Janeiro.

Der Zweck meiner Expedition war die Erforschung der zu besuchenden Indianerstämme nach allen Richtungen hin unter Zuhilfenahme der modernsten Instrumente, sowie Anlegung von Sammlungen ihres Kulturbesitzes für das Leipziger Völkermuseum. Ihr Ziel war das Gebiet des mittleren Araguaya, des Grenzflusses zwischen den brasilianischen Binnenstaaten Goyaz und Matto Grosso, also das stromschnellenfreie Hochplateau zwischen 14 bis 9° südlicher Breite und 49 bis 52° westlicher Länge mit den Indianerstämmen der Karajá, Šavajé, Tapirapé und Kayapó. Dieses Gebiet war verhältnismäßig noch unbekannt, leicht zugänglich und anscheinend ohne wesentliche Schwierigkeiten und Gefahren zu bereisen.

Größere Forschungsreisen hatte es bisher nur zwei in diesem Gebiet gegeben. Die erste fand 1844 durch Castelnau statt, doch traf dieser französische Forscher die erwähnten Indianerstämme nicht an, sondern berichtete nur Erkundetes über sie. Die technischen Expeditionen der nächsten Jahrzehnte, die die Ausgestaltung des Araguaya zum Verkehrsweg für die Provinz Goyaz bezweckten — ein Problem, das wegen der über 600 km langen Stromschnellenstrecke im Unterlauf des Flusses noch heute ungelöst ist —, brachte nur wenig Material bei. Erst die zweite größere Expedition, die Dr. Ehrenreich 1888 im Anschluß an die zweite deutsche Xingu-Expedition von Goyaz aus unternahm, lieferte uns die bisher ausführlichsten und zuverlässigsten Nachrichten über diese Stämme. In rascher Dampferfahrt durchfuhr Ehrenreich den mittleren Flußlauf mit den Stämmen der Karajá, Šavajé und Tapirapé. Es gelang ihm, eine gute Sammlung des Kulturbesitzes der Karajá zu erwerben und durch den aufgeklärten Häuptling Pedro Manco wertvolle Aufschlüsse über das Volksleben dieses isoliertsprach-

lichen Stammes zu erhalten. Von den Šavajé und Tapirapé konnte auch er nur Erkundetes berichten. Dagegen traf er einige Individuen der Kayapó in brasilianischen Orten an und machte photographische, linguistische und anthropologische Aufnahmen von ihnen. Erst auf der langsameren Bootsreise durch das Stromschnellengebiet konnte er in längerem Aufenthalte in den vier Dörfern der Šambioá tiefer in die Kultur dieses den Karajá verwandten Stammes eindringen.

Das Völkerbild am Araguaya war nach ihm folgendes: Längs des ganzen Flußlaufes von 14 bis 7° südlicher Breite wohnen die Karajá, und zwar die ärmliche Horde der Karajahí in der stromschnellenfreien Strecke zwischen 14 und 9°, während die reiche, starke Horde der Šambioá das obere Stromschnellengebiet bis zum 7.° einnimmt; die ihnen verwandte Horde der Šavajé soll an einem See im Nordteil der großen, durch den Araguaya gebildeten Insel Bananal wohnen. Vom Tupistamm der Tapirapé war nur bekannt, daß er am Rio Tapirapé lebt, den Karajá anscheinend kulturell überlegen ist und mit ihnen im Tauschverkehr steht. Das Gesvolk der Kayapó sollte gegenüber von Santa Maria auf dem Westufer einige Kilometer landeinwärts hausen.

Coudreaus Reise 1896/97 hatte nichts Neues gebracht, außer der Mitteilung, daß es Missionaren gelungen war, mit den Kayapó in friedliche Berührung zu gelangen, und außer den ersten Nachrichten über diesen Stamm.

Seither war nichts Genaueres mehr aus diesem Gebiete bekannt geworden; kein Forscher war wieder dagewesen, obwohl doch allerlei interessante Probleme ihrer Lösung harrten; so das der Stellung der isolierten Sprache der Karajá zu den übrigen Sprachfamilien, das Verhältnis der Männer- zur Frauensprache, das Problem der Maskentänze, das der Herkunft der Webetechnik u. a. m. Die Untersuchung der Tapirapé und Kayapó bot ebenfalls ein reiches Arbeitsfeld für den ethnographischen Forscher. Aus diesen wissenschaftlichen Gesichtspunkten heraus wählte ich gerade dieses Gebiet.

Dazu kam, daß es verhältnismäßig leicht zu erreichen ist. Der kürzeste Weg führt von Santos mit der Bahn über São Paulo bis Araguary (900 km). Von da führt die Straße 500 km weit bis Goyaz und dann nochmals 200 km bis Leopoldina am Araguaya. In 1½—2 Monaten konnte also der Fluß von der Küste aus erreicht werden. Außerdem war der Fluß leicht befahrbar: Stromschnellen existieren überhaupt nicht, der Fluß ist in Leopoldina schon 500 m breit, ehemals hatten sogar Dampfer hier verkehrt; demnach waren wohl sicher Ruderboote zu haben, falls die Dampfer nicht mehr vorhanden sein sollten.

Mein Plan war also, den Fluß von Leopoldina aus zu befahren, dabei die Karajá eingehend zu untersuchen und den anscheinend leicht erreichbaren Tapirapé und Šavajé einen Besuch abzustatten. Gegebenenfalls konnten auch die Kayapó mit besucht werden. Schon dieses Programm versprach reichliche Resultate. Der Plan umfaßte aber außerdem noch einen Vorstoß nach Westen in das Gebiet zwischen Araguaya und Xingu, um die Völker-

verhältnisse dieses Zwischenstromgebietes zu klären und vielleicht sogar in den Wirkungsbereich der Xingukulturen zu gelangen.

Beziehungen zwischen Araguaya und Xingu schienen vorhanden zu sein. Dr. Herrmann Meyer erkundete auf seiner 1. Reise, daß westlich vom Kuluene ein Fluß, der Rio Paranayubá flösse, dessen Ufer stark bewohnt seien. Nicht weniger als 18 Stammes- oder Ortsnamen wurden ihm genannt; die Kultur dieses Gebietes schien es zu einer besonderen ethnographischen Provinz zu stempeln. Einer der Namen war der der Arumá. Von diesem Karaiben-Stamme hatten schon die Vettern von den Steinen gehört und einige Sachen mitgebracht, die Gegenständen der Karajá sehr ähnlich waren. Lag hier eine Beziehung zum Araguaya vor? Wenn ja, so mußte es möglich sein, in jenes Gebiet vom Araguaya aus zu gelangen, wenn nur die geographischen Verhältnisse einigermaßen günstig lagen und Zwischenstämme das Vordringen erleichterten. Es fragte sich nun, von wo aus der Vorstoß zu erfolgen habe. Zwei Wege waren möglich.

Erstens konnte man den Rio das Mortes und irgendeinen seiner westlichen Nebenflüsse befahren, um möglichst weit nach Westen zu gelangen. Bekanntlich sind aber die Ufer dieses großen Flusses unbewohnt; erst weit oberhalb, etwa unter 15° südlicher Breite trafen die vielen Expeditionen, die ihn befuhren, Indianer an, die sich aber stets feindlich verhielten. Ein Einsetzen von hier aus schien also nicht ratsam zu sein.

Zweitens wies der Rio Tapirapé den Weg nach Westen. Von ihm war nur das Mündungsgebiet bekannt; 200 m breit mündet der Fluß in weitem ebenen Schwemmland. Er versprach also langen Lauf, der einer Befahrung anscheinend keine Schwierigkeiten entgegenstellte. An ihm sollten die Tapirapé wohnen; da sie in friedlichem Handelsverkehr mit den Karajá stehen sollten, mußte es leicht sein, sie mit Hilfe der Karajá zu besuchen. Von ihnen aus und mit ihrer Hilfe konnte man dann gegebenenfalls noch weiter vordringen. So erschien die Tapirapé-Route als die weit aussichtsvollere.

Rückkehren wollte ich auf dem gleichen Wege, den ich auf der Hinreise eingeschlagen hatte.

Meine Ausrüstung bestand in folgendem. Für wissenschaftliche Zwecke nahm ich mit:

1. Für photographische Aufnahmen eine 9×12 und eine 13×18 Kamera, letztere für zwei Aufnahmen auf einer Platte nebeneinander eingerichtet; dazu Gelbscheibe und Fernauslöser. An Platten hatte ich Agfa- und Schleußner-Platten mit. Beide haben sich die erste Zeit gut bewährt; zum Schluß allerdings waren alle infolge der starken Temperaturschwankungen und der Feuchtigkeit unbrauchbar geworden. Besonders war die wenig sorgfältige Lötung der kleinen Blechkästen, in denen die einzelnen Schleußner-Plattenpakete verpackt waren, bei den vielen Wasserbädern, die die Plattenkisten über sich ergehen lassen mußten, von verderblichem Einfluß. Entwickelt habe ich unterwegs nur in der ersten Zeit, solange die Chemikalien noch nicht durch die Nässe verdorben waren. Zum Kühlen des Wassers dienten zwei Pferdetränkeimer aus grobem Gewebe, die sich ausgezeichnet bewährten.

2. Für phonographische Aufnahmen benutzte ich einen Exzelsior-Phonograph mit Nickeltrichter und Aufnahmeschlauch. Der Apparat hat sich gut bewährt und bis zum Schluß ausgehalten. Bei der großen musikalischen Begabung der Indianer war er mir von höchstem Nutzen. Weniger bewährt haben sich die Walzen, obwohl ich die härtesten, widerstandsfähigsten Walzen benutzte, haben sie sich doch infolge der Nässe und der Hitzeeinwirkungen an einem Ende etwas verzogen, so daß sie schließlich nicht mehr völlig auf den Zylinder aufgeschoben werden konnten. Unterwegs wurden sie mittags so weich, daß es unmöglich war, sie zu bespielen, so daß ich späterhin nur noch nachts Aufnahmen machen konnte. Man wird wohl für die Tropen auf noch härtere Substanzen sinnen müssen.

3. Einen Ernemann-Kino; er hat sich wenig bewährt. Zwar der Apparat an sich war tadellos, aber die neukonstruierte 50 m-Kassette war nicht fehlerfrei gearbeitet, so daß die Aufspulscheibe nicht ständig mitrotierte. Die Folge war, daß sich der Film wild durcheinanderschob, zerknitterte und abriß. Die wenigen Gelegenheiten, bei denen ich ihn benutzen konnte, konnten auf diese Weise nicht voll ausgenutzt werden. Die Aufnahmen selbst waren natürlich unbrauchbar geworden.

4. Für anthropologische Aufnahmen beschränkte ich mich auf die Mitnahme der Martinschen Hautfarbentafel, für linguistische Aufnahmen legte ich mir eigene Wörterverzeichnisse an unter Zugrundelegung der Ehrenreichschen Sprachaufnahmen.

5. Als Schreibutensilien benutzte ich Bleistifte und Durchschreibhefte in bequemem Taschenformat. Praktischer fand ich es, im Dorf zunächst alles wild durcheinander auf Konzeptpapier, das beliebig zusammengefaltet werden konnte, zu schreiben und diese Rohaufnahmen in den freien Stunden im Lager oder während der langen Flußfahrten zwischen den Dörfern gesichtet und geordnet in die Bücher zu übertragen.

6. Für geographische Aufnahmen hatte ich einen Peilkompaß, zwei Höhenbarometer, mehrere Thermometer und eine Glashütter Uhr mit, dazu die Zeichenausrüstung. Als Aufnahmeschema diente das von Vogel in Neumayers Anleitung, 3. Auflage, Seite 117 und Fig. 8 vorgeschlagene. Als Zeichentisch benutzte ich eine zusammenlegbare Holzplatte, die, auf das Stativ des photographischen Apparates geschraubt, einen genügend großen Tisch ergab. Die Barometeraufnahmen konnten 2 Monate lang fortgesetzt werden, bis die Instrumente durch einen Sturz unbrauchbar geworden waren. Die geographischen Aufnahmen wurden bis zum Versagen der Uhr infolge Eindringens von feinem Sande ins Werk ausgeführt. An Karten standen mir zur Verfügung die beiden Ehrenreichschen über den Weg von Goyaz bis Leopoldina und den Araguaya und die der Companhia Mogyana über den Weg von Santos bis Leopoldina.

Es mag nützlich erscheinen, einiges über die sonstige Ausrüstung zu bemerken. Ich weiß selbst, wie wertvoll solche Winke späteren Reisenden sind.

Die Zelteinrichtung bestand aus einem einfachen, dachförmigen Zelt mit Faulstreifen unten ringsum. Ich schlief auf einem zusammenlegbaren leichten

Feldbett, daß ich in São Paulo kaufte, und das sehr bequem war. Auf der Landreise ging es als Überlast, auf den Booten konnte es ebenfalls bequem untergebracht werden. Als Decken hatte ich eine Kamelhaardecke und ein Plaid, und für wärmere Nächte eine leichte Decke. Das Moskitonetz aus feinem Tüll war auch für Hängematten eingerichtet. Beleuchtung gaben eine Marienglaslaterne sowie ein zusammenlegbarer Leuchter für zwei Kerzen; ich habe nur Kerzen gebrannt. Neben Streichhölzern wurden auch Schlagfeuerzeuge und Lunte mitgenommen und für praktisch befunden.

Die Kleidung bestand in mehreren Kakianzügen, die sich bestens bewährt haben (sie waren wirklich dornensicher); sodann in weißen Baumwollanzügen. Nachts trug ich Schlafanzüge, die mir ebenfalls gute Dienste leisteten. Als Schuhwerk dienten gewöhnliche Lederstiefeletten, auch beim Reiten, wo ich Wickelgamaschen den Ledergamaschen vorzog, da sie luftiger waren und weniger roten Hund erzeugten. Turnschuhe fand ich im Lager und später auf der Flußreise sehr angenehm. An Mänteln hatte ich ein sogenanntes wasserdichtes Cape mit, das sich aber für Tropenregen nicht als wasserdicht erwies. Drüben kaufte ich noch einen Gummiponcho, der seine hohen Anschaffungskosten tadellos rechtfertigte. Als Kopfbedeckung dienten auf der Pferdereise leichte, breitkrämpige Filzhüte, die ich in São Paulo kaufte, auf dem Fluß kleine flache Strohhüte, wie sie dort allgemein gebräuchlich sind. Den Regenschirm, den die Brasilianer auch zu Pferde gegen die Sonne benutzen, verlor ich bereits auf der Hinreise; ich habe seinen Verlust nie beklagt.

An Wäsche trug ich poröse Tropenunterwäsche und feine Tropenstrümpfe von Jordan in Berlin, die sich ausgezeichnet bewährt haben.

Dem Nahrungserwerb und der Sicherheit dienten ein Paar Gewehre: ein Militärgewehr Modell 88 und eine doppelläufige Jagdbüchse. Einen leichteren Vorderlader kaufte ich für meinen Begleiter Adam, die übrigen Camaradas besaßen meist ihre eigenen Gewehre. Dazu kamen Browningpistole, Revolver und Buschmesser. Zum Angeln dienten Hanfschnüre und Angelhaken; für die gefräßigen Piranhas, die die Hauptnahrung bilden, kommen nur starke, etwa 5 cm lange Haken in Betracht; die Schnur muß an der Ansatzstelle auf etwa 10 cm mit Blech oder ähnlichem Schutze umgeben werden, um nicht dem Biß des Fisches zum Opfer zu fallen.

Ebenso wichtig ist das Küchengerät. Ich hatte drei Kochtöpfe, einen Kaffeekessel, eine Kasserolle und einen Brattiegel; das genügte vollkommen. Dann natürlich Kaffeemühle, Kaffeekanne und Kaffeesack, dazu Blechteller, Blechlöffel und Trinkbecher für die Leute.

Der Proviant bestand im wesentlichen aus Trockengemüsen, Suppentafeln und Erbswürsten. Von Hafermehl und Hafergrütze hatte ich leider zu wenig mitgenommen. Die Stelle des Brotes vertraten Zwiebacke, Pumpernickel und Cakes. Drüben traten natürlich die Landesnahrungsmittel wie Reis, Bohnen, Mandioka, Bataten, Früchte aller Art, als Brotersatz die Farinha an deren Stelle. Die Konserven dienten nur als letzte Reserve. Für Getränke wurde Zitronensaft mitgenommen sowie ein Sodor-Apparat, der,

solange kühles Wasser zur Verfügung stand, ausgezeichnete Getränke lieferte; 33° C warmes kohlensaures Wasser ist aber wirklich kein Genuß, dann lieber reines Wasser. Für warme Getränke führte ich chinesischen Tee, Kakao, Schokolade, Mate und Kaffee mit. Tee und Kaffee regten abends das Herz zu stark an, so daß meist der Schlaf ausblieb; Mate dagegen hatte eine günstige, beruhigende Wirkung. Schokolade erwies sich bei eintretendem Zuckermangel als wertvoller Ersatz. Alkoholische Getränke nahm ich nur in ganz geringen Mengen mit: ein paar Flaschen Wein und Kognak und für die Leute ein Faß Zuckerrohrschnaps (cachaça). Ich meinerseits konnte den Alkohol völlig entbehren; war der Durst gar zu arg, so nahm ich aller 3—4 Wochen einmal auf 1¼ Liter Wasser ein Schnapsglas voll Zuckerrohrschnaps, und der Durst war gründlich für einige Tage gelöscht.

Die Tauschwaren zerfielen in drei Gruppen: Einmal in Kleidung und Schmuck, wie Leinwand, Tücher, Anzüge (Hemd und Hose), Perlen aller Größen und Farben, von denen aber nur volle Glasperlen, die dem Biß der Zähne widerstehen, genommen wurden, Kämme, Spiegel, Fingerringe; sodann in Werkzeuge, wie Beile, Buschmesser, Scheren und Stopfnadeln; schließlich in Musikinstrumente, wie Mundharmonikas, Glöckchen usw. und in Tabak und Tabakspfeifen. Der einheimische Rollentabak war das beste Zahlungsmittel.

Dem Transport dienten sechs Tropenblechkoffer von Jordan, die jedoch beim Maultiertransport in den Fugen aufplatzten. Versteifungen würden hier sehr erwünscht sein, wie sie bei den kleinen Maultierkoffern Jordans vorhanden sind, deren Maße aber zu klein sind. Meine großen Koffer waren für die Tiere eben recht. Das übrige wurde in Holzkisten transportiert, die durch Lederriemen für den Maultiertransport hergerichtet wurden. Eine Anzahl starker Säcke in allen Größen ist unentbehrlich; man kann nicht genug davon mitnehmen.

Zum Kennzeichnen der Sammlungsgegenstände dienten Pappetiketten, die mit Bindfaden befestigt wurden. Schutz vor Insekten gewährten Naphthalin, Kampfer und vor allem weißer gestoßener Pfeffer, in reichlichen Mengen in die Koffer gestreut.

An Werkzeugen wurden als besonders praktisch erprobt: ein starkes Schnitzmesser, eine große Schere, Pfriemen und Bohrer; sodann ein einfaches kräftiges Taschenmesser, Buschmesser und Buschaxt. Hammer, Zange und Nägel aller Größen sind natürlich unentbehrlich.

Medikamente hatte ich ziemlich viele mitgenommen, aber nur wenige gebraucht. Am meisten benutzt wurde Rizinusöl (besonders wirksam ist ungereinigtes) und Kalomel. Chinin habe ich nur wenig verwendet, es war glücklicherweise nicht nötig. Dagegen habe ich eine Arsenkur gemacht, der man prophylaktische Wirkungen gegen Fieber zuschreibt, und ich bin auch als einziger unter meinen Leuten von malariaartigen Fiebern verschont geblieben. Zum Ausschneiden der Sandflöhe benutzten meine Leute ihre Messer; sie handhabten sie sehr geschickt, und ich konnte mich ganz auf sie verlassen.

Gegen Schlangenbisse hatte ich von São Paulo ein neues Präparat [1] mitgenommen; im Innern schreibt man übermangansaurem Kali, das auf die Bißwunde gestreut wird, gute Wirkung zu.

Sonst sind noch Spielsachen und Gegenstände zur Unterhaltung zu nennen. Es kam darauf an, rasch das Vertrauen der Indianer zu gewinnen; dies geschah am besten durch Vorführung von allerhand Spielsachen wie Schreipuppe mit beweglichen Augen, Kletteraffe, Hampelmann, Ringkämpfer; sodann tat Feuerwerk aller Art abends gute Dienste. Mehr der Belehrung und Forschung dienten Bilderbücher, in denen die gesamte Tierwelt farbig dargestellt war, und ethnographische Abbildungen anderer Indianerstämme, die beide stets allseitiges Interesse erregten.

2. Zum Endpunkt der Bahn.

Am 22. Februar 1908 fuhr mit Sonnenaufgang der Dampfer „Cap Frio“ in den Hafen von Rio de Janeiro ein. Bereits um 10 Uhr befand ich mich auf dem deutschen Konsulat, das in der neuen Prachtstraße, der Avenida Central, gelegen ist. In liebenswürdiger Weise sagte mir der deutsche Gesandte, Herr Freiherr von Reichenau, Unterstützung aller meiner Wünsche zu, und bereits am Nachmittag hatte ich Nachricht, daß die vom Museum durch das Auswärtige Amt nachgesuchte zollfreie Einfuhr meines gesamten Gepäcks für Rio genehmigt sei. Es war anzunehmen, daß bis zur Überführung des Gepäcks vom Schiff ins Zollamt und von da zum Bahnhof mehrere Tage vergehen würden. Da mir außerdem durch die Gesandtschaft Empfehlungsschreiben des Präsidenten der Republik an die Präsidenten aller Staaten, die ich berühren würde, sowie die Erwirkung von freier Fahrt und Fracht auf den Staatsbahnen in Aussicht gestellt waren, richtete ich mich für längeren Aufenthalt in Rio ein. Hoch oben auf dem etwa 250 m hohen Hügel von Santa Thereza bezog ich eine kleine französische Pension. Sehr schön kühl und ruhig war es hier oben, und doppelt angenehm empfand man die leichten kühlen Seewinde, die leise durch den Garten der Besitzung strichen, wenn man abends, abgemattet von den Geschäften, der Hitze und dem Staub der Stadt, sich hier herauf zurückzog. Mein Aufenthalt sollte länger dauern, als ich gedacht hatte. Erst am 27. Februar lief der Zollfreischein beim Zollamt ein, so daß ich nun erst das Gepäck herausbekam; und dann begann die Karnevalszeit, und damit war die Erledigung aller weiteren Geschäfte auf etwa eine Woche unterbrochen. Ich benutzte die dadurch geschaffene unfreiwillige Muße zum Besuche des Botanischen Gartens, der den ersten Einblick in die Mannigfaltigkeit der tropischen Flora ge-

[1] Das Instituto Serum therapico in Butantan bei S. Paulo stellt drei Schlangengegenmittel her: Anti-Crotalico gegen Bisse der Cascavel; Anti-Bothropico gegen solche der Jararaca, Urutú oder Coatiára; Anti-Ophidico gegen solche der Cascavel, Urutú oder Coatiára, Jararaca und Jararacuçú.

währte, des Nationalmuseums mit seinen ethnographischen Sammlungen, zum Durcharbeiten alter Reisewerke über Goyaz, die mir im Instituto historico e geographico brasileiro in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurden, zu Informationen aller Art, Abwickelung der Geldüberweisung nach Goyaz u. a. m. Ausflüge nach Petropolis, ins Gebirge und in die nähere Umgebung ließen mich die Schönheiten Rios kennen lernen, Streifzüge durch die Stadt zu allen Tages- und Nachtzeiten, Besuche der Musik- und Spielklublokale, sowie vor allem die Teilnahme am Karneval, dessen Hauptunternehmung, den großen Festzug, ich vom Konsulat aus mit ansehen konnte, ließen mich tiefere Einblicke in das uns zunächst so fremd erscheinende Volksleben gewinnen; traute Abende im Kreise befreundeter deutscher Familien, die mich mit Rat und Tat unterstützten und mir die einsamen Abende möglichst angenehm zu gestalten suchten, halfen mir leichter über viele Unannehmlichkeiten des ersten Aufenthaltes im fremden heißen Lande hinwegzukommen und mich allmählich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Endlich am 11. März erhielt ich die Empfehlungsschreiben der brasilianischen Bundesregierung, in denen die Staatspräsidenten ersucht wurden, mir nach Möglichkeit alle Wünsche zu erfüllen und mich in jeder Weise zu unterstützen. Am gleichen Tage gelangte ich in den Besitz der Scheine, die mir freie Fahrt und Fracht bis São Paulo und zurück gewährten. Somit hielt mich nichts mehr in Rio. Bereits am 12. März verließ ich die Stadt mit dem Nachtschnellzug, der nach zwölfstündiger Fahrt morgens gegen 8 Uhr in São Paulo ankommt. Im Schlafwagen mit seinen bequemen breiten Betten ruhte man gut aus, so daß man für den ganzen nächsten Tag völlig frisch war.

Meines Gepäckes wegen nahm ich in dem deutschen Hotel Albion, nahe dem englischen Bahnhof, Wohnung, das einen großen Hof mit Lagerschuppen besitzt. Hier in São Paulo galt es nun, wenn möglich, weitere Vergünstigungen auf der Bahn zu erwirken, galt es, einen tüchtigen Begleiter zu finden, der das Reisen im Innern kannte, mit den Leuten umzugehen verstand und mir auch sonst an die Hand gehen konnte, galt es, weitere Erkundigungen einzuziehen und die nötigsten Einkäufe für die Überlandreise zu machen, die im Anschluß an die dreitägige Bahnfahrt bis Araguary vor sich gehen sollte. Alles ordnete sich hier überraschend schnell. Bereits am 14. März nachmittags hatte ich durch gütige Vermittelung des Herrn Legationsrat Flügel den Freischein für Fahrt und Fracht bis Uberaba (Grenze des Staates São Paulo) und zurück in den Händen. Einen guten Begleiter zu finden, machte größere Schwierigkeiten. Schon in Rio hatte ich von einem gewissen Franz Adam aus Santos ein Angebot als Begleiter (Camarada) erhalten. In São Paulo traf ich ihn wieder und nahm ihn schließlich an, nachdem alle weiteren Bemühungen um andere Begleiter umsonst geblieben waren. Wir einigten uns auf einen Monatslohn von 130 Milreis (1 MR = 1,25 ℳ). Adam war ein Original. Er ist Schlesier, mit 18 Jahren über die Grenze gegangen, hat sich auf dem Balkan als Arbeiter, Zirkusmann, Lehrer, Soldat u. a. herumgetrieben, ist dann

jahrelang als Koch und Dolmetscher zur See gefahren und nun schon über zehn Jahre lang in Brasilien. Hier hat er sich als Arbeiter beim Bahnbau, als Pflanzer, als Tier- und Pflanzensammler, Zauberkünstler, Photograph, Camarada auf wissenschaftlichen Expeditionen, Minensucher usw. durchgeschlagen. Gegenwärtig hatte er nahe den Guaraniindianern bei Conceção de Itanhaim einen kleinen Kaufladen inne, der ihm seinen Lebensunterhalt einbrachte und Zeit für seine Lieblingsbeschäftigungen, Sammeln und Lesen, ließ. Er benutzte die letzten Tage meines Aufenthaltes in São Paulo, um das Gepäck in kleinere, für den Maultiertransport geeignete Kisten zu verpacken.

Hier in São Paulo war es nun viel leichter, Erkundigungen über das Reisen im Innern einzuziehen. Vor allem über die dreitägige Bahnfahrt und die Verhältnisse in Araguary erhielt ich alle nur denkbare Auskunft, besonders durch Herrn Nasholb, Mitbesitzer der Diamantmine von Agua Suja, der jene Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte. Doch auch Herr Dr. Hussac, damals Geologe an der Commissão geographica e geologica, sowie der Chemiker, Herr Dr. Caramoru, ein Halbindianer vom Araguaya, konnten mir Aufschlüsse über die Landreise bis Goyaz und selbst den Araguaya geben.

Vor allem unterstützte mich Herr Nasholb mit Rat und Tat. Tagelang ist er mit mir vor- und nachmittags in die Stadt gegangen, um die dringendsten Einkäufe, wie Feldbett, Gummiponcho, Sattelzeug, Kochgeschirr, Gewehre usw. zu erledigen, Geldgeschäfte abzuwickeln und mir sehr nützliche Ratschläge aller Art zu erteilen. Ihm besonders habe ich es zu verdanken, wenn meine Abreise von Araguary aus so rasch erfolgen konnte.

So vergingen die Tage in São Paulo in reger geschäftlicher Tätigkeit. Die wenigen freien Stunden, die tags blieben, wurden mit Besuchen im Museum in Ypiranga und bei dessen Direktor, Herrn Professor Dr. v. Ihering, in dessen Hause mir die liebenswürdigste Aufnahme zuteil wurde, mit den berühmten Drei-Uhr-Zusammenkünften in den Bierlokalen der Stadt, wo sich um diese Zeit alle Welt ein Stelldichein gab und die wichtigsten Angelegenheiten rasch erledigt werden konnten, sowie mit Ausflügen in die Umgebung ausgefüllt. Die Abende brachten Spaziergänge in den Parkanlagen, Besuch der wenigen Lokale mit guter italienischer Musik, des Klubs Germania, sowie Einladungen aller Art.

Im allgemeinen war das Leben hier in São Paulo weit angenehmer als in Rio. Freilich der landschaftliche Reiz fehlt; aber dafür pulsiert ein viel tatkräftigeres Leben durch diese italienisch anmutende Stadt. Vielleicht ist dies neben dem starken fremden, besonders italienischen Element auch eine Wirkung des durch die Höhenlage auf weiter Ebene (ca. 800 m hoch) bedingten kühlen Klimas. War es auch tagsüber ziemlich heiß, und machten die letzten Regengüsse der zu Ende gehenden Regenzeit die Wärme lästiger, so waren doch die Nächte schön kühl und gewährten mit ihren nur 13—15° C Wärme die stete Möglichkeit erquickenden Schlafes. So konnte ich mich hier in São Paulo rascher in das neue Leben eingewöhnen als in Rio. Die letzten

Spuren des roten Hundes, an dem ich in Rio litt, schwanden; die eintönige Nahrung, täglich zweimal Reis, begann allmählich zu munden, nur die braunen Bohnen wollten noch nicht recht schmecken. Immerhin war ich doch herzlich froh, als ich endlich am 23. März mit Empfehlungsbriefen und Notizen reichlich versehen und mit vollen 22 Gepäckstücken von zusammen 720 kg die dreitägige Bahnfahrt ins Innere antreten konnte.

Für die erste Tagesstrecke kann man dreimal in der Woche den Schnellzug benutzen; er fährt früh $^{8}/_{4}6$ Uhr von São Paulo ab und erreicht abends 8^{20} Franca. Man fährt zunächst mit der englischen Bahn, geht in Jundiahy auf die Paulistana über und benutzt von Campinas aus die Bahn der Companhia Mogyana, die bis Araguary führt. Die Wagen sind große Durchgangswagen, es wird nur erster und zweiter Klasse geführt. Man sitzt auf bequemen elastischen Rohrstühlen mit Rücken- und Seitenlehnen und einer Kopfstütze, die mit einem weißen Tuch überdeckt ist. Auf den Stationen werden die Wagen verschlossen, so daß nichts entwendet werden kann. Vor allem angenehm berührt der durchaus pünktliche Betrieb.

Noch war es dunkel, als wir von São Paulo abfuhren. Mit knapper Not hatten wir das Gepäck noch besorgt. Der Frühnebel lag in den Tälern des Gebirges, das in den nächsten Stunden durchfahren wurde; es war empfindlich kühl hier. Hinter Campinas (90 km[1], 693 m hoch) beginnt ein welliges, roterdiges Hügelland, durch das die Bahn in unglaublichen Windungen sich hindurchschlängelt, das Gebiet der großen Kaffeepflanzungen. Soweit das Auge schweift, dehnen sich die Kaffeeplantagen über die Abhänge und Höhen, während die Täler Weideland einnimmt, da sie nachts zu kalt für Pflanzungen sind. In langen Reihen ziehen die 2 m hohen dunkelgrünen Sträucher mit ihren roten Beeren; dazwischen stehen gelber Mais, hellgrüner Reis, dunkelgrüne Bohnen. Schnurgerade laufen rote Straßen über die Berge. Hier und da liegen in den Tälern die Herrschaftshäuser der Besitzer, umgeben von Reihen kleiner Arbeiterhütten. Den ganzen Tag lang fuhr die Bahn durch diese Pflanzungen. Nur ab und zu unterbrachen kleine Orte, größere Städte, oder Gebirgszüge und öde Hochflächen die angebauten Gebiete.

Die heißen Strahlen der Tropensonne hatten allmählich den von dem Regen der vorhergehenden Tage durchfeuchteten Sand getrocknet, und nun begann ein feiner roter Staub in großen Wolken über dem Zuge aufzuwirbeln; durch alle Ritzen drang er in den Wagen und überdeckte die Sessel, die Kopfpolster, die Koffer, die Menschen mit einer feinen roten Schicht. Aus dem Haar ging der Staub trotz aller Bemühungen tagelang nicht heraus. Besonders unangenehm wurde er in Mund und Nase, er verursachte beständigen Niesreiz. Zu diesen Unannehmlichkeiten kam die große Hitze in den Wagen; wegen des Staubes konnten die Fenster nicht geöffnet werden; die Sonne brannte auf Dach und Glasfenster. So war man froh, wenn der Zug etwa aller Stunden auf einer kleinen Station hielt und man für

[1] Die Kilometer sind von São Paulo aus gerechnet.

wenige Minuten sich in staubfreier Luft und kühlem Winde ergehen konnte. Nachmittags wurde Ribeirão Preto (407 km; 518 m hoch), der Mittelpunkt des Kaffeegebietes, erreicht; aber erst abends 8 Uhr 20 gelangten wir in das kleine Städtchen Franca (512 km; 995 m hoch), das mitten auf einer Hochebene liegt. Es ist wie alle kleinen brasilianischen Städtchen längs der beiden Abhänge eines tief eingeschnittenen Baches gebaut. Die Straßen laufen wagerecht an den Abhängen hin, Querstraßen ziehen senkrecht dazu steil hinab zum Bach und jenseits ebenso steil wieder empor; die gewaltigen Steigungen, die dadurch erzeugt werden, bilden für die Zugtiere, besonders wenn der Boden durch den Regen tief aufgeweicht ist, außerordentliche Schwierigkeiten. Mehrere große, mit Bäumen und Blumen bepflanzte Plätze unterbrechen angenehm die roten Straßen mit den kleinen einstöckigen, weiß oder blau bemalten, mit grauroten Ziegeln gedeckten Häusern. Stets erhebt sich an erhöhter Stelle inmitten schöner Anlagen eine große zweitürmige Kirche.

Am zweiten Tage überwindet die Bahn von 1/211 Uhr ab ein gegen 1000 m hohes Waldgebirge (Paßstation Indayá, 541 km; 1047 m hoch) und klettert gegen Mittag in kühnen Windungen steil hinab ins Tal des Rio Grande, des Grenzflusses zwischen São Paulo und Minas Geraes, dessen felsiges Bett auf 400 m langer Brücke überschritten wird (Station Rio Grande, 598 km; 520 m hoch). Jenseits geht es wieder steil empor auf die erste große Hochebene (Chapadão). Von hier an trägt die Landschaft einen neuen Charakter; es beginnt das Gebiet der Hochebenen, das sich bis zur Wasserscheide zwischen Parana und Amazonas tief nach Goyaz hinein erstreckt. Diese Hochebenen, die hier zwischen 800 und 1000 m Höhe liegen, sind voneinander getrennt durch tiefe Täler mit steilen, zerrissenen Wänden, die sich die Flüsse durch sie hindurchgegraben haben. Soweit das Auge blickt, sieht es nur die weite Fläche, begrenzt von den horizontalen Linien des Talrandes, und in der Ferne schichten sich neue Plateaus auf. Überall nur horizontale Linien. Ebenso eintönig ist der Pflanzenwuchs dieser Hochebenen. Spärliche Campvegetation, Gras- oder Buschland, bedeckt die Flächen; nur wo ein Bächlein sich seinen Weg bahnt, erheben schlanke Buritypalmen ihre graziösen Wedel. Kein Dorf — kein Haus; hier und da stehen ein paar Baumgruppen. Ochsen- und Pferdeherden weiden behaglich im hohen Grase; die nächsten enteilen in mächtigen Sätzen vor dem Zuge, nur einige alte Tiere lassen sich in ihrer beschaulichen Ruhe nicht stören, sondern fressen ruhig weiter am Bahndamm. In der Ferne enteilt flüchtigen Laufs eine Herde wilder Strauße.

Endlich gegen 5 Uhr abends wird Uberaba (700 km; 763 m hoch) erreicht, die Königin des Sertão, eine große verkehrsreiche Stadt. Von hier gehen zwei wichtige Straßen ins Innere: nach Cuyaba in Matto Grosso und nach Goyaz. Beide Staaten führen vor allem Vieh und Minerale aus; so existiert hier ein großer Viehmarkt und ein reger Handel und Verkehr. Beständig fahren zweirädrige Ochsenkarren mit massiven Holzrädern und Blätterdach, von 10—15 Paar Ochsen gezogen, durch die Stadt, durchziehen Karawanen schwer beladener Maultiere die Straßen. Bis vor kurzem war

Uberaba Endpunkt der Bahn und damit Umschlageplatz des gesamten Verkehrs. Jetzt ist die Bahn bis Araguary weitergeführt, so daß der Goyaner Verkehr dort auf die Bahn übergeht; dadurch hat Uberaba etwas an Lebhaftigkeit eingebüßt. Immerhin ist noch ein starker Fremdenverkehr hier, und mit einigen deutschen Herren, die auf einem Jagdausflug ins Innere begriffen waren, konnte ich einen recht angenehmen Abend verleben.

Am nächsten Tage hatte ich bis 10 Uhr genügend Zeit, um dem Dominikanerkloster einen Besuch abzustatten. Der Prior, Padre Jacintho, war vor einigen Jahren am Araguaya gewesen und konnte mir manche Auskunft über die dortigen Verhältnisse geben. Hier in Uberaba lief mein Freischein ab; das Gepäck mußte neu aufgegeben werden. Unglücklicherweise war einer der vielen Feiertage, an denen Brasilien so reich ist, so daß weder ein Lastzug abgelassen noch Gepäck abgefertigt wurde. So mußte ich denn die Erledigung einem Geschäftsfreunde Nasholds anvertrauen, der es denn auch richtig am nächsten Tage abgefertigt hat.

Die Bahn führte an diesem Tage nur über eine Hochebene, die zuweilen etwa 2 km breit ist und bis 1025 m Höhe erreicht. Von ihren steilen Rändern zogen sich tiefe, vom Regenwasser gerissene Erdrisse herein, mit zackigem Lauf und überhängenden Rändern. Manche hatten bereits die Bahnlinie erreicht und zu deren Verlegung oder zu umfassenden Schutzmaßregeln gezwungen. Das Land war noch einsamer als tags zuvor. Abwechselung brachte der Abstieg ins Tal des Rio das Velhas, das noch mit dichtem Urwald bestanden ist. Jenseits ging's wieder steil empor auf eine neue Hochebene, auf der man gegen ½5 Uhr den Endpunkt der Bahn, das Städtchen Araguary (879 km) erreicht.

Araguary ist ein kleines nettes Städtchen, von einem kleinen Bache durchflossen. Es liegt 930 m hoch, so daß die schöne Luft sich nachts stark abkühlt. Dennoch kann man nur schwer schlafen: die Frösche gröhlen in unzähligen Mengen am Bach, unaufhörlich lärmen die Zikaden, Leuchtkäfer schwirren bald hier, bald da plötzlich aufblinkend umher. Bereits am frühen Morgen hört man schon das Singen der Räder der Ochsenwagen, das den ganzen Tag nicht abreißt; denn der Ort ist als Endpunkt der Bahn recht lebhaft. Der gesamte Goyaner Verkehr nimmt hier seinen Anfang. Große Hotels, Einstellhöfe, riesige Geschäfte dienen diesem Überlandverkehr.

Es galt nun, Last- und Reittiere zu kaufen, Leute zu mieten, das Gepäck für die Maultiere fertig zu machen und Erkundigungen einzuziehen.

Der Ankauf der Lasttiere war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Zuerst hieß es allseitig, es wären genügend da und zu annehmbarem Preise (140—170 Milreis mit Sattel). Drängte ich aber, wollte ich die Tiere sehen, so hieß es: morgen oder übermorgen. Endlich verdichteten sich die Redereien. Ein Händler nahm sich der Sache an; er trieb eine Tropa von zwölf Tieren auf, d. h. er machte mit deren Besitzer aus, daß er mir die Tiere für 140—170 Milreis verkaufen wolle. Nun wollte ich die Tiere sehen; das war einfach nicht zu erreichen. Sie stünden 2—3 Leguas (zu 6,6 km) entfernt auf der Weide; bei dem Regen — es goß tags und nachts mehrere

Stünden lang — wollte angeblich kein Camarada des Besitzers hinreiten, um die Tiere einzufangen. Aber morgen wären sie sicher da, früh 10 Uhr. Natürlich waren sie nicht da; sie kämen nachmittags, kamen aber nicht; morgen, war auch nichts. So ging das tagelang lustig weiter. Inzwischen sah ich mich anderweitig um, und es gelang mir, innerhalb zweier Tage sechs Lasttiere zu kaufen (für 110—140 Milreis pro Tier). Jetzt wurde dem Besitzer bange; mitten im Regen kam sein Camarada, um zu fragen, ob ich die Tiere haben wollte; stolz lehnte ich ab. Das siebente, letzte Lasttier fand sich auch noch; allerdings dauerte es zwei Stunden, um in seinen Besitz zu gelangen, da sein Besitzer es einem Lohnkutscher vermietet hatte, der mit Lasten zur Bahn unterwegs war, und dem es erst ausgespannt werden mußte. So waren bis zum 1. April alle Lasttiere beisammen und auch beschlagen worden.

Rascher ging es mit den Reittieren. Für Adam kaufte ich ein Pferd, einen ziemlich alten Schimmel; laufen konnte er gerade noch; wir nannten ihn Chico. Für einen zweiten Camarada, den ich aber noch nicht hatte, kaufte ich einen zweiten, eben so alten Schimmel, dessen Rücken infolge schwerer Lasten eingedrückt war; er hieß daher euphemistisch das Kamel. Die Pferde waren wesentlich billiger als die Maultiere, sie kosteten etwa 60—70 Milreis. Ein Reittier für mich fand sich lange nicht. 300 bis 400 Milreis für einen Reitesel, den ich doch nur vier Wochen benutzen konnte, wollte ich nicht ausgeben. Als Retter in der Not erschien ein baumlanger dürrer Schweizer, Carlos Süßtrunk, etwa 35 Jahre alt, ein kühner Reitersmann, der seinerzeit vom Gymnasium ausgerissen und schließlich hier gelandet war. Er besaß zwei Reitpferde, deren eins er mir vermietete. Zugleich stellte er sich mir samt dem anderen zur Verfügung, vorläufig bis Goyaz.

Viel Mühe machte es, einen zweiten, brasilianischen Camarada zu bekommen. Es boten sich mehrere an, Neger, Mulatten, Italiener, ihre Forderungen überstiegen aber alles übliche Maß. Schließlich nahm ich einen etwa 20jährigen Mulatten an, Edmundo da Silva Costa hieß der Ehrenmann. Er erwies sich als sehr anstellig und geschickt beim Packen und Zubereiten der Lasten. Leider mußte ich ihn am selben Abend wieder entlassen, da ich erfuhr, daß er als ausgemachter Spitzbube galt, daß er vor kurzem wegen einer Mordtat im Gefängnis gesessen habe und sich deshalb an einer bestimmten Stelle des Weges, die ich passieren mußte, nicht zeigen dürfe, ohne von den Verwandten des Ermordeten niedergeschossen zu werden. Es war klar, daß ich meine Expedition nicht durch solche Privatangelegenheiten der Camaradas gefährden durfte. Ich kündigte ihm deshalb. Nachts kam er betrunken an, tobte und schrie, wurde weggeschafft, wollte sich an meinem Sattelzeug vergreifen, wurde aber erwischt und von zwei handfesten Männern in den Regen hinaus auf die Straße geworfen; nette Zustände. Als Ersatz fand sich ein Neger, Rosendo Joaquim de Novaes; als aber am nächsten Tag die Tiere für die Abreise gesattelt wurden und er noch rasch seine Wäsche holen sollte, trieb er sich Abschied nehmend in den Wirtschaften herum, bis es endlich gelang, nachmittags 4 Uhr seiner habhaft zu werden. Ich ent-

ließ ihn kurzerhand, mußte ich doch seinetwegen die Abreise um einen Tag verschieben.

Die übrige Zeit verging damit, die Tropa reisefertig zu machen, indem Sättel gekauft, die Tiere beschlagen und die Lasten hergerichtet wurden. Alle Kisten wurden nochmals durchgesehen, die Apparate revidiert und Kleinigkeiten ausgebessert. So fehlte am Phonograph der Aufziehschlüssel; ein alter rostiger Hausschlüssel wurde dazu umgearbeitet und hat bis zum Schluß der Reise diesen Dienst getreulich verrichtet. Schwierig war das Abwägen der Lasten. Ein Tier trägt auf jeder Seite bis 70 kg. Meine Lasten ließen es zu, nur 40—60 kg auf jeder Seite aufzuladen. Gut bewährten sich die Blechkoffer, an deren Griffen die Lederriemen, mit denen der Koffer an den Hörnern des Lastsattels angehängt wird, befestigt werden konnten. Bei den Kisten war die Herrichtung der Traggelegenheit wesentlich schwieriger, vor allem deshalb, weil beim Öffnen der Kisten jedesmal die Riemen abgenommen werden mußten.

Schließlich aber war alles in Ordnung. Am 2. April früh wollte ich abreisen. Aber zwei Tiere waren von der Weide ausgerissen und konnten erst mittags wiedergefunden werden. Dann verschwand Rosendo und kam erst nachmittags wieder zum Vorschein, so daß ich an diesem Tage noch nicht fortkam. Es goß in Strömen. Carlos und Adam machten sich abends auf, einen Camarada zu suchen; ergebnislos kehrten sie zurück. Nachts ging ein starkes Gewitter mit heftigem Regenguß nieder. Gegen 3 Uhr erhob sich plötzlich ein großer Lärm; alle Hunde ringsum bellten wie toll. Leise schlich jemand die Straße am Hause entlang, gleich darauf fielen zwei scharfe Schüsse vor dem Fenster, ein Pferd raste vorbei, der Regen rauschte in Strömen; an Schlaf war nicht zu denken.

3. Zum Araguaya.

Am nächsten Morgen, den 3. April, fand sich endlich ein brauchbarer Camarada, Basilio Esturninho, der bereits mehrere Male den Weg Araguary—Goyaz bereist hatte, den richtigen Preis forderte und bereit war, sofort mitzureisen. Er hat sich im allgemeinen gut bewährt, solange er nicht in den Städten Gelegenheit hatte, dem Schnaps zuzusprechen. Dann war er allerdings für den Abend unbrauchbar. Doch hat er bis Goyaz gut ausgehalten und auch nach Carlos' Erkrankung, wenn auch ungern, dessen Arbeit mit verrichtet. Ein Streit, den er schließlich mit Adam begann, zwang mich, ihn noch am letzten Tage vor Goyaz zu entlassen. Mit seiner Hilfe ging 3/411 Uhr endlich die Abreise vor sich. Ein Tier lahmte gleich von Anfang an, es mußte zurückbleiben. Glücklicherweise befand sich in meiner Tropa ein Tier, das ich bis zur Paranahybabrücke mitnehmen wollte, um es dort einem Bekannten abzuliefern. Rasch wurde ihm die Last aufgelegt. Durch den Ort hindurch ging alles leidlich; kaum waren wir aber auf der Höhe des

Plateaus am Friedhof angelangt, als auch die Tiere ausbrachen, um nach ihren alten Weideplätzen auseinanderzulaufen. Mit Mühe und Not wurden sie in dem hohen Buschwerk zusammengetrieben. An einem Tor wurde gesammelt; drei Stück fehlten. Während Carlos und Basilio ausritten, sie zu suchen, trieben Adam und ich die übrigen Tiere weiter. In einer Senke führte der Weg durch einen sumpfigen Bach; ein Tier stürzte im Sumpf, wälzte seine Last, natürlich die Küchenkisten, darin ab und enteilte in den Busch. Die anderen retteten wir glücklich hinüber auf eine Wiese. Notgedrungen schlugen wir hier unser Lager auf, 5/4 Stunde nach der Abreise, nachdem wir kaum 3 km weit gekommen waren. Um 1 Uhr kamen die beiden mit den fehlenden drei Tieren an. Das war der erste Tag der Überlandreise. Glücklicherweise blieben ihm die folgenden nicht gleich; die Tiere gewöhnten sich allmählich zusammen und liefen schließlich ausgezeichnet. Immerhin brauchten wir zu dem 500 km langen Weg bis Goyaz 27 Reisetage (einschließlich einem Ruhetag und 3 Tagen mit sehr geringer Tagesleistung), so daß wir am Abend des 30. April in Bacalhão, einer Vorstadt von Goyaz, ankamen.

Die Straße nach Goyaz ist folgendermaßen geführt: Von Araguary geht sie zunächst in nordwestlicher Richtung bis zum Rio Paranahyba, der auf einer großen Holzbrücke überschritten wird (3. April, ca. 33 km[1], ca. 600 m hoch). Von da geht es in gleicher Richtung weiter zum Rio Verissimo (7. April, 60 km, 590 m hoch), der ebenfalls auf einer kleinen Holzbrücke überquert wird, dann über die Serra dos Cristaes mit dem Flecken Arraial dos Paulistas (jetzt Villa Xavier de Almeida, 9. April; 98 km, 630 m hoch) zum Rio Corumba, einem größeren Nebenflusse des Paranahyba (10. April; 113 km, 530 m hoch). Er wird auf einer Fähre gekreuzt. Von hier aus schlägt die Straße eine nördlichere Richtung ein durch eine gegliederte Plateaulandschaft. Über Caldas Novas (12. April; 162 km, 720 m hoch), wo am Fuße eines großen Tafellandes warme Quellen dem Boden entspringen, die zu Heilbädern benutzt werden, erreicht man schließlich die Stadt Bella Vista (19. April; 295 km, 840 m hoch). Von hier wendet sich die Straße wieder westlicher hinüber ins Tal des Rio Meia Ponte, ebenfalls eines großen Nebenflusses des Paranahyba, der auf alter Brücke überschritten wird (21. April; 330 km, 740 m hoch), und führt dann auf dessen westlichem Ufer aufwärts über die beiden Orte Campininhas (22. April; 361 km, 750 m hoch) und Goyabeira (24. April; 417 km, 810 m hoch), beide an kleinen Nebenbächen des Meia Ponte gelegen, bis in sein Quellgebiet in der Serra de Santa Rita, die hier die Wasserscheide zwischen Parana und Amazonas bildet. Auf steilen Gebirgspfaden wird sie überschritten (Paßhöhe: 453 km, 1043 m hoch). Dann wendet sich die Straße weiter nach Westen; über Curralinhos (28. April; 486 km, 770 m hoch) erreicht man den Rio Uruhú, einen Quellfluß des Rio Tocantins (29. April; 511 km, 810 m hoch), und schließlich nach Überwindung der Serra Dourada (über

[1] Die Entfernungen sind von hier an von Araguary aus gerechnet.

1000 m; der Paß [521 km] ist etwa 870 m hoch) die Stadt Goyaz (30. April; 545 km, 520 m hoch) am Rio Vermelho, einem Nebenflusse des Araguaya.

Topographisch ist dieses Gebiet die Fortsetzung des in den letzten beiden Tagen der Bahnfahrt durchfahrenen: Chapadão reiht sich an Chapadão. Diese Hochplateaus bestehen aus sogenannter Canga, einem eisenhaltigen, daher roten Sandstein, der in mächtiger Schicht Gneis überlagert. Später tritt ein anderer, Itacolumit genannter Sandstein plateaubildend auf. Canga verwittert sehr leicht; feiner roter Grus bedeckt das Land. Das Wasser schneidet sich leicht tief ein und bildet schmale Täler mit steilen Wänden. Bewachsen ist der Chapadão mit krüppeligen Bäumen von 3—4 m Höhe (Buschsteppe, Campo Serrado), die eine dichte Wildnis bilden, in der eine Übersicht, ein Durchblick nur schwer möglich ist. Hier und da mischen sich blau und gelb blühende Bäume ein. Sie allein unterbrechen das eintönige Grau der Steppe. Hier und da ragen weiß verkohlte Bäume gespenstig empor; sie geben Kunde von alten Bränden, mit denen der Mensch sich den Weg durch diese Wirrnis bahnte. Oder die Hochebenen sind mit hohem Gras bewachsen (Grassteppe, Campo Limpo), zwischen denen niedrige Büsche und hier und da ein krüppliger Baum oder zackige Kakteen stehen. Heiß brennt die Sonne, der rote feine Sand strahlt die Wärme von unten wieder. Das ewige Einerlei wirkt ermüdend. Nur an Bachläufen gibt es frischgrünes Gras, Gebüsch und hohe Burity-Palmen; in den sumpfigen Flußtälern ziehen sich schmale Waldstreifen hin, deren eintöniges Grün durch rot und gelb blühende Bäume angenehm unterbrochen wird, und aus denen inmitten hellgrüner Pflanzungen die grauroten Dächer der weißen Häuschen einsamer Ansiedler hervorlugen: Oasen in der Einöde. Der Horizont wird durch wagerechte Linien, die Kanten höherer Plateaus, begrenzt (Tafel 2, Abb. 1), ein wenig abwechselungsreiches Gelände. Und doch wäre es falsch, wenn man das Land nicht als schön bezeichnen wollte. In seiner Art ist es schön, sehr schön sogar. Aber die Schönheit liegt nicht in der Nähe, nicht in kleinen lieblichen Bildern, wie wir sie lieben; es ist eine strenge herbe Schönheit, die der unendlichen Weite, der Einförmigkeit. Man braucht lange Zeit, um sich in sie zu vertiefen, sie empfinden und lieben zu lernen.

Die Straße, die wir reisten, ist die offizielle Post- und Landstraße. Ihr Zustand und ihre Führung erinnern stark an unsere mittelalterlichen Straßen. Sie ist eine Ochsenkarrenspur breit, etwa $^5/_4$—$1^1/_2$ m. Die mit Eisennägeln auf den Reifen und an den Seiten beschlagenen massiven Holzräder der Ochsenkarren schneiden tiefe Spuren in den Untergrund ein. Zwischen beiden Gleisen bleibt eine erhöhte glatte Straße stehen, die von den Maultieren, die eins hinter dem anderen gehen, benutzt wird. Ist der Weg zu stark ausgefahren, hat das Wasser zu tiefe Löcher gerissen, ist ein Sumpf entstanden, so fährt der erste Wagen, der auf solch Hindernis trifft, einfach 1 m seitwärts durch den Camp. So kommt es, daß oft viele Straßen nebeneinander durch die Steppe ziehen, einige schon fast wieder verwachsen, andere noch zum Ausweichen benutzt. Besonders an den Talabhängen, wo das ab-

fließende Regenwasser rasch die Gleise auswäscht und dadurch metertiefe Risse in die Erde gräbt, laufen viele solcher roter Straßen, oft bis zu einer Breite von 100 m, neben einander her durch das grüne Campgras. Selbst Felsen zerschneiden die Räder der Ochsenwagen allmählich.

Die Straßen sind nicht wie unsere modernen Landstraßen Tal-, sondern Höhenwege; sie ziehen auf den Höhen entlang. Ist ein Fluß zu überschreiten, und kann man nicht auf Ausläufern bequem herab und jenseits wieder hinaufkommen, so geht es steil ab und quer durch das Tal hindurch. Gerade diese steilen Ab- und Anstiege bieten dem Regenwasser die günstigste Gelegenheit, erodierend zu wirken und so eine beständige Verlegung des Straßenzuges zu erzwingen. Der Grund für diese Art der Straßenanlage ist, daß die Täler sumpfig oder mit dichtem Urwald bestanden sind, also Verkehrshindernisse darstellen, die man auf möglichst kurzem Wege zu überwinden sucht, während durch den Gras- und Buschcamp der Plateaus mit geringer Mühe ein Weg zu bahnen ist.

Es gibt nur wenige Brücken (Rio Paranahyba, Verissimo, Meia Ponte). Infolgedessen ist der Verkehr an Furten und Fähren gebunden. Während nun über die Brücken und durch die meist guten Furten ein glatter Verkehr möglich ist, staut er sich an den Fähren in oft unangenehmer Weise. Ochsenwagen, Handelstropas, Reisende mit Packtieren harren hier stundenlang auf die Überfahrt. Allgemein geht der Reisende mit wenigen Tieren den Handelstropas und Ochsenkarren vor, während letztere beiden in der Reihenfolge ihrer Ankunft übergesetzt werden. Am Rio Corumba bestand die Fähre aus drei parallel gestellten Einbäumen, über die Querbalken genagelt waren. Zur Fortbewegung dienten Stangen und Ruder. Die Fähre trug bis 2000 kg. Meine 12 Tiere samt Lasten wurden in drei Fahrten übergesetzt. Die Lasten wurden abgeladen und gesondert übergeführt. Ochsenkarren werden entladen, Karren und Ladung besonders übergesetzt, während die Ochsen durch den Fluß getrieben werden.

Die Ochsenkarren, für schwere, umfangreiche Lasten bestimmt, haben riesige massive Holzräder, die nur zwei halbkreisförmige Löcher aufweisen und aus drei Holzplatten zusammengesetzt sind. Die Fläche der Karren ist etwa 1½ m breit und 4—6 m lang und mit einer gewölbten Decke aus Palmblattgeflecht überdeckt. Gezogen werden die Karren von 8—15 Paar Ochsen, die beständig von 2—3 nebenherlaufenden Leuten mit eisenbesetzter Stange angestachelt werden (Tafel 2, Abb. 2). Langsam zieht der Karren dahin, schon von weitem sich durch das Singen der nie geölten Radachsen bemerkbar machend. Da er den Weg völlig ausfüllt, so ist ein Ausweichen immerhin beschwerlich, besonders in Hohlwegen, Furten und Waldgebieten. Doch ist der Verkehr so streng geregelt, daß Tropas und Reiter ohne weiteres ausweichen und somit aller Grund zu etwaigen Streitigkeiten wegfällt. Mittags rasten die Karren, da die Ochsen die Arbeit in der Hitze nicht vertragen, um gegen Abend wieder weiter zu ziehen. Als Tagesleistung rechnet man zwei leguas (12—13 km).

Rascher kommen die Maultiertropas vorwärts, die kleinere Lasten (bis



1. Blick auf den Chapadão bei Caldas Novas.



2. Ochsenkarren auf der Landstraße bei Goyaz.
Nach Photographie des Herrn A. Veiga in Goyaz.



3. Aufbruch der Tropa vom Rancho (Lageado).

zu $1^1/_2$ m Länge) transportieren. Ein Tier trägt jederseits bis 70 kg. Die Gepäckstücke müssen vor Antritt der Reise genau ausgewogen werden; mit großen Zahlen wird die Schwere der Last angeschrieben. Von beiden Seiten muß gleichzeitig beladen werden, da sonst der Lastsattel sich verschiebt oder das Tier verletzt würde. So sind mindestens zwei Mann Bedienung nötig. Auf die Last werden oben noch kleinere leichte Gepäckstücke, wie Kleidersäcke, Nahrungsmittel, Kochgeschirr usw. gelegt; das Ganze wird dann mit einer Ochsenhaut überdeckt, die durch einen breiten Riemen, der unter dem Bauche des Tieres gebunden wird, befestigt wird und der ganzen Last erst den rechten Halt gibt. Während des Marsches lockert sich bald hier, bald da etwas, ein Tier legt sich, bricht vom Wege aus, wirft die Last ab, so daß die Leute beständig mit den Tieren beschäftigt sind. Hauptsache bleibt, daß keine Störung in der Tropa eintritt; jedes Tier, dem zu helfen ist, wird seitwärts genommen, so daß die übrigen ungehindert passieren können. Denn jede Störung bedeutet Zeitverlust. Zehn Lasttiere bilden eine Lota, man rechnet auf sie zwei Mann Bedienung. Größere Tropas von mehreren Lotas führen ein Leittier, meist ein altes Pferd, dem eine Glocke umgebunden ist (Madrinha). Die Maultiere gewöhnen sich bald daran, dem Schall dieser Glocke zu folgen, und halten sich auch nachts auf der Weide in der Nähe ihres Leittieres auf, so daß sie morgens rasch zu finden sind. Desgleichen führen größere Tropas einen besonderen Koch mit, sowie einen Leiter, den sogenannten Arriero.

Der Verkehr auf dieser Straße ist ziemlich groß. Täglich traf ich mehrere Ochsenkarren und Tropas an; nur wenige Nächte waren wir allein im Nachtquartier. Besonders in den Städten fanden sich in den großen Höfen viele Tropas und Karren zusammen. Auf dem Rückwege traf ich z. B. in Pouso Alto mehrere Tropas, die zusammen mit meinen 12 und den 14 Tieren des mich begleitenden Kaufmannes 160 Lasttiere ausmachten und sämtlich mit Fracht von Goyaz nach Araguary, also zur Bahn, unterwegs waren. Tropas von 3—4 Lotas waren nichts Seltenes.

An den Rastplätzen entwickelte sich demgemäß ein äußerst reges Leben. Besonders in den Städten und Dörfern, wo infolge des Zusammenfließens mehrerer Verkehrsadern sich viele Tropas ansammelten, ging es in den Höfen recht lebhaft zu. Diese Höfe erinnern an unsere mittelalterlichen Ausspanngasthöfe. Um einen großen Platz stehen mehrere Gebäude, zunächst das Wohnhaus des Besitzers, sodann das Rasthaus. Dieses enthält meist einen großen Raum als allgemeinen Schlafplatz, sowie mehrere gesonderte Zimmer, die gegen ein geringes Entgelt an Reisende abgegeben werden. Außer einer Bettstelle, die aus Holz gefertigt und mit breiten Lederriemen kreuzweise überspannt ist, enthalten sie nichts. Andere kleinere Häuser enthalten Bäder, Brunnen, Nebenräume u. a. Oft befindet sich im Hofe noch ein überdachter Platz, unter dem bei großem Andrange weitere Leute unterkommen können. Gekocht wird im allgemeinen Raum oder im Freien. Sein Kochgeschirr bringt jeder selbst mit; die Töpfe werden an ein Dreibein aus Holz (Marika) mit eisernem Haken, oder an ein Querholz, das auf zwei Gabelpfosten ruht, ge-

hängt, Vorrichtungen, die jeder ebenfalls mit sich führt. Hier und da erhält der Reisende auch beim Wirt Verpflegung. Schlafdecken usw. bringt jeder gleichfalls mit. Im Hofe werden die Lasten jeder Lota samt den Sätteln zu hohen Türmen aufgebaut, die zum Schutze gegen Regen mit den Ochsenhäuten überdeckt werden. Als Wache schläft je ein Mann unter solchem Turme.

Einfacher sind die Nachtlager, die man unterwegs antrifft. Irgendein Anwohner der Landstraße hat nahe seinem Hofe ein Haus oder einen Schuppen (Rancho), der oft nicht einmal Wände hat, gebaut, in dem Reisende übernachten können (Tafel 2, Abb. 3). Meist hat er außerdem eine eingefriedigte Weide (Pasto) in der Nähe, in der die Tiere nachts fressen können. Das Übernachten kostet nichts; der Besitzer verdient dadurch, daß man allerlei Nahrungsmittel sowie den Mais für die Tiere bei ihm kauft. Außerdem kostet die Benutzung der Weide für jedes Tier in einer Nacht 25–50 Pfennige. Diese sogenannten Pousos sind unregelmäßig an der Straße verteilt, aller 2—4 Leguas. Die Tagereisen gehen von Pouso zu Pouso, wenn möglich wird eins übersprungen. Oft ist kein besonderer Rancho vorhanden, sondern es wird dem Reisenden die Maisscheuer (Paiolo) angewiesen, wo die Maiskolben bis zur Benutzung aufgespeichert liegen. Diese ist gedielt, doch klaffen breite Spalten im Boden, unter dem meist die schwarzen Schweine in zahlreichen Familien hausen, während auf den Dachbalken die Hühnerscharen nisten und im Mais die Ratten ihr Wesen treiben. An Schlaf ist bei dem nächtlichen Lärm und der Unmenge Ungeziefer nicht zu denken. Die Schweine bekommen etwa aller zwei Stunden Grunzanfälle, von nachts 2 Uhr ab krähen ununterbrochen die Hähne, im Hofe bellen die Hunde, ringsum in den Hürden brüllen sich Kälber und Kühe, die nachts voneinander getrennt sind, ununterbrochen an. Oft laufen aber auch Schweine und Kühe frei herum, und das beständige Schmatzen der Schweine im Abfallmorast, das Umherrasen der Kühe um den offenen Schuppen, ihr Brüllen, ihr neugieriges Lecken verscheucht im Verein mit massenhaftem Ungeziefer und blutsaugenden Fledermäusen den Schlaf. Wird der Lärm zu arg, so fliegt ein Scheit Holz, das für diesen Zweck in Mengen neben dem Bett aufgestapelt wird, unter die Missetäter, ohne jedoch auf die Dauer Abhilfe zu schaffen. Es erfordert schon große Müdigkeit und lange Gewöhnung, ehe man in solchen Ranchos Schlaf finden kann.

Die Nächte waren recht frisch. Während mittags die Temperatur im Schatten 27—33° C betrug, sank sie nachts ganz gewaltig, betrug abends 9 Uhr noch 15–21° und sank bis Sonnenaufgang auf 11½—18°, wobei die niederen Temperaturen von 11½—16° überwogen. So empfand man die Nächte meist als unangenehm kalt, besonders später im Gebirge, und man fror noch unter seinen zwei Decken. Meine Leute waren abgehärteter; sie schliefen auf dem Boden, den Sattel unter dem Kopf und mit einer leichten Decke bedeckt. Nachts fiel starker Tau, und gegen diesen gewährten ja auch die zerfallendsten Ranchos einigen Schutz. Schlimmer war es in Regennächten, deren wir eine ganze Anzahl hatten; ging doch die Regenzeit eben erst zu

Ende. Oft waren die Ziegel- oder Palmblattdächer nicht dicht; wo Wände fehlten, konnte der Regen ungehindert seitlich hereinschlagen. Dann blieb nichts übrig, als mit Zeltdecken, Mänteln und sonstigen Decken primitive Schutzwände herzustellen.

Der Tagesverlauf war im allgemeinen folgender:

Schon vor Sonnenaufgang, etwa 1/26 Uhr stand man auf und wärmte sich an dem neuentfachten Feuer. Rasch wurde etwas Kaffee gekocht und getrunken. Darauf gingen die Leute zur Weide, um die Tiere einzufangen. Auf eingefriedigten Weiden waren sie meist rasch zur Stelle. War man aber gezwungen, sie auf freiem Camp laufen zu lassen, und ließ der spärliche Graswuchs es nicht zu, ihnen die Vorderbeine zu fesseln, so daß sie nur geringe Strecken zurücklegen konnten, so verliefen sich häufig einzelne von ihnen, und es kostete Stunden und zuweilen den ganzen Tag, um die Ausreißer wieder einzufangen. Waren endlich alle Tiere da, so wurden sie gesattelt und erhielten Mais zu fressen. Inzwischen wurde gefrühstückt, zwischen 7 und 8 Uhr. Das Menu war immer dasselbe: Reis, braune Bohnen, Trockenfleisch, dazu Farinha von Mais oder Mandioka zum Aufstreuen auf das Essen, zum Schluß Kaffee. Zuweilen konnten Eier, Hühner und Bananen gekauft und dadurch die Einförmigkeit etwas unterbrochen werden. Nach dem Frühstück wurde aufgeladen (es dauerte mit zwei Mann durchschnittlich 1/2—3/4 Stunde), und dann ging es ab. Adam ritt meist voraus, den Weg weisend, die Vogelflinte quer über den Rücken. Dann folgte die Reihe der Maultiere, beiderseits Carlos und Basilio treibend, umladend, aufhelfend usw. Ich selbst ritt mit Absicht am Schlusse; da ich, um mir die Zeit nutzbringend zu vertreiben und über die unendliche Einsamkeit hinwegzukommen, Wegaufnahmen mit Kompaß und Uhr machte, empfahl sich diese Anordnung ohne weiteres. Bis 3 oder 4 Uhr wurde durchgeritten, bis der nächste Rastplatz erreicht war. Hier wurden die Tiere entladen, zur Tränke und Weide gebracht; die Lastsättel wurden zum Trocknen der Sonne ausgesetzt und später mit leeren Maiskolben abgerieben, damit sie nicht hart würden, die Ladung wurde kunstgerecht aufgebaut. Inzwischen kochte Adam das Abendbrot, bearbeitete ich meine Kartenaufnahmen. Gegen 5 Uhr wurde Abendbrot gegessen; es war dem Frühstück gleich. Gegen 1/28 Uhr legten sich die Leute schlafen. Nur ich mußte noch wachen bis 9 Uhr, um die meteorologischen Ablesungen vorzunehmen. Dann saß ich am Feuer und ließ mir von Adam aus seinem Leben berichten, wie er als Sammler, Kaufmann, Minensucher, Goldwäscher, Zauberkünstler, Photograph usw. durchs Land gezogen ist, oder wie er in seinem kleinen Schnapsladen unten am Strande von São Paulo unter den Indianern lebte. Er war schier unerschöpflich, erzählte gut und mit Humor, und seine Schilderung der brasilianischen Bevölkerung ließ mich manchen guten Einblick in die mir so fremde Welt gewinnen. Oder ich saß einsam draußen vor dem Rancho und beobachtete das Nahen der Nacht, wie die Sonne hinter den Hügeln oder Waldbergen glutrot versinkt und nun die Dunkelheit allmählich an den Höhen emporsteigt, bis der Mond heraufkommt und alles mit grellem Lichte übergießt. Als dunkle Masse steht das Vieh

auf der Weide, als schwarze Türme heben sich gespenstig die Gepäckhaufen in das helle Bild hinein. Und dann beginnen die Tiere zu erwachen: Periquittos lärmen in Scharen in den Bäumen, unzählige Grillen und Zirpen surren und summen, es ist ein Ton; dazu quaken die Frösche in allen Tonlagen. Kleine schwarze Schweine mit dicker Haut und struppigem Haar ziehen in Herden behaglich grunzend und schmatzend über die Wiese am Lager vorbei zum Wasser; Eulen und Käuzchen schreien im Walde, Fledermäuse geistern in lautlosem Fluge umher, hier und da huscht eine Beutelratte oder sonst ein kleines Tier vorbei; aus der Ferne tönt das langgezogene Gebrüll des weidenden Viehes herüber.

Lebhafter ging es in den großen Höfen zu. Da brannten überall die Lagerfeuer, um die die Leute herumsaßen, rauchten und schwatzten, sich besuchten und sangen. Von der Dorfschmiede klangen die ganze Nacht Hammerschläge herüber: Tiere wurden beschlagen, oder Eisen und Nägel angefertigt. Von der anderen Seite tönte lustige Tanzmusik und das Singen und Lachen tanzender, ausgelassener Menschen.

Und dann versuchte auch ich zu schlafen, ohne doch oft die ersehnte und nötige Ruhe finden zu können. Die Nacht vergeht. Der kalte Morgen treibt uns vom Lager. Es ist noch fast Nacht; schon aber erbleichen die Sterne am Himmel, es wird heller, die Natur bekommt allmählich Farben; in der Ferne leuchten Bergrücken im Sonnenlichte auf, schließlich erhebt sich die Sonne hinter den Höhen und gibt auch der Nähe Licht und Leben. Dunkel stehen Rinder und Schweine auf den dampfenden, sonnenbeschienenen Wiesen; in Schwaden zieht der Nebel an den Waldbergen empor, um schließlich in leichten Fahnen in den obersten Gipfeln zu zerflattern. Die Tiere erwachen, die Vögel im Walde singen, ein vielstimmiges Morgenlied aus den Kehlen von Hühnern, Ziegen, Kühen, Hunden begrüßt die Sonne bei ihrem Erscheinen. Die Nachttiere, Frösche, Grillen, Zirpen usw. stellen ihren Dauerlärm für einige Zeit ein. 7 Uhr wird bereits wieder die Beobachtung gemacht, das Frühstück ist bereit, die neue Tagesarbeit beginnt.

Es reiste sich im allgemeinen angenehm auf dieser Straße. Sie war ziemlich gut besiedelt; aller 4--5 km etwa war ein Haus zu treffen, in kleineren Tälern lagen sie gruppenweise zerstreut an den Abhängen. Die größeren Dörfer und Städte wurden schon oben erwähnt. Sie bestehen aus kleinen, einstöckigen Häusern, die mit grauroten Ziegeln bedeckt sind. In der Mitte, auf großem viereckigen Platze steht die zweitürmige Kirche, vor ihr drei riesige Holzkreuze, auf deren Querbalken sich Schwalben ihre Nester bauen.

Bis auf zweimal traf ich umfriedigte Weiden an, überall konnte ich Lebensmittel kaufen, so daß es nicht nötig war, größeren Proviant mitzunehmen. Dennoch war der Reise eine gewisse Eintönigkeit nicht abzusprechen. Die ununterbrochene Folge weiter Plateaus ermüdete doch eben auf die Dauer. Nur zweimal wurden kleine Gebirgszüge überschritten und boten dem Auge etwas Abwechselung dar: zwischen Rio Verissimo und Corumba wurde die Serra dos Cristaes auf bequemem Gebirgswege in drei



1. Am Ufer des Rio Vermelho in Goyaz.



2. Am Ufer des Rio Vermelho in Goyaz.



3. Westliche Ausläufer der Serra Dourada, nahe Goyaz.

Tagen überwunden; später wurde zwischen Caldas Novas und Bella Vista ebenfalls drei Tage lang ein Gebirgszug überschritten, der zum Teil mit etwas Wald bedeckt war. Sonst aber reisten wir die ersten 20 Tage beständig über die öden Hochebenen.

Erst im Oberlaufe des Rio Meia Ponte wurde die Gegend abwechselungsreicher. Nach rechts boten sich interessante Gebirgsausblicke auf die Hochgebirgsregion des sogenannten Planalto, des Gebietes der designierten neuen Bundeshauptstadt. Gleichzeitig wurde das Terrain welliger und wich der Camp dichtem Walde. Wir traten in den vier Tagereisen breiten Urwald ein, der das Gebirge, das die Wasserscheide zwischen Parana und Amazonas bildet, bedeckt. Hochragende Palmen stehen zwischen riesigen, mit Epiphyten dicht bewachsenen Laubbäumen, dicke Schlingpflanzen hängen in langen Seilen von Baum zu Baum, dichtes knorriges Unterholz verhindert jegliches Eindringen in die Wildnis. Üppig wuchern Moose und Farne auf den zahlreichen umgestürzten Baumriesen, die allenthalben die Straße versperren. Kein Leben ist im Walde, selten tönt eine Vogelstimme durch die Stille, selten schwanken Schmetterlinge über den Weg, selten huschen Eidechsen vor uns ins Dickicht: am Tage ist der Wald tot. Nur die Kleinwelt ist geschäftig am Werke. Ameisen ziehen in langen Linien auf ihren Straßen dahin, Insekten aller Art umschwirren den Reisenden; unter den Blättern der Büsche und Bäume sitzen Millionen kleinster Zecken, sogenannte Carapatinhos, die bei jedem Anstreifen sich auf den Reiter fallen lassen und sich rasch in die Haut einbohren. Nur als kleine schwarze Pünktchen heben sie sich von der Haut ab; in ihrer Masse aber verursachen sie heftige Schmerzen. Unterwegs kann man sie nicht entfernen, da heißt es aushalten bis zum Abend. Da wird dann mit grünem Laub ein schwelendes Feuer entfacht, und alle stellen sich herum und räuchern sich ab; später werden die Kleider ausgeräuchert. Man badet und kleidet sich neu ein und hat bis zum nächsten Tage Ruhe. Unangenehmer sind die großen grauen Carapaten, die nur äußerst schwer durch Überstreichen mit Tabaksaft oder Öl aus der Haut entfernt werden können, und deren Biß an empfindlichen Körperstellen geradezu wahnsinnige Schmerzen verursacht. Großbesitzer, die mit ihren Frauen zu reisen gezwungen sind, pflegen deshalb einige Ochsen vor sich hertreiben zu lassen, die das Ungeziefer auf sich nehmen. Freilich leiden die Tiere eben so stark darunter. Meine Pferde und Esel waren an den Halsschlagadern über und über mit großen Carapaten besetzt. Frühmorgens sah man die Tiere paarweise zusammenstehen und sich gegenseitig mit den oberen Schneidezähnen die Hälse abkratzen. Auch Esel und Kühe erwiesen sich gegenseitig diesen Liebesdienst.

Am Bachufer ist hier und da eine Rodung angelegt, stehen ein bis zwei Hütten in der Pflanzung. Sie bieten ein freundliches, sonniges Bild gegen das dunkle Grün des kühlen Waldes. Immer höher geht es ins Gebirge empor. Saftige grüne Matten lagern sich in den Tälern der Quellbäche, dunkler Wald steht ringsum. Allenthalben weiden Kühe, einige Hütten mit schweren Steinen auf den Dächern liegen am Bachufer. Dazu eine feine, kühle Luft. Und dann geht es steil den felsigen Grat empor, bis die höchste

Höhe gewonnen ist. Über 1000 m hat uns der Weg emporgeführt zur Grenzscheide zwischen den beiden gewaltigen Flußsystemen Südamerikas. Nun senkt er sich steil ab. Neue Baumarten treten auf; viel frischer sieht die Vegetation hier aus. Bald ist der Abstieg beendet. Endlos dehnen sich wieder zwei Tage lang die Hochebenen, die das Quellgebiet des Rio Uruhú, eines Quellflusses des Tocantins, bilden. Endlich am dritten Tage wird das Land wieder gebirgig, kahle Granithöhen geht es in steilen Wegen empor; der weiße Grus strahlt die Sonnenwärme empfindlich zurück, die vielen, vielen Glimmerblättchen blenden die Augen, daß sie schmerzen. Durch bizarre Felspartien erreichen wir die Höhe der Serra Dourada. Ein Tor bezeichnet den Scheitel des Passes. In weite Fernen hinaus schweift der Blick nach Westen, über grüne Vorberge hinweg, über Täler, aus denen weiße Häuser blinken und blaue Rauchsäulen emporsteigen, hinaus ins Weite, bis sich der Horizont in blauem Dunst verliert. Auf breiter prächtiger Gebirgsstraße, die von einem Schweizer gebaut ist, geht es über die Vorberge steil hinab ins Tal des Rio Vermelho.

Am Mittag des 30. April erreichten wir Goyaz. In dem Vorort Bacalhão bezogen wir in einem Rasthause Quartier. Noch am Nachmittag besuchte ich Herrn Theodor Öckinghaus, deutschen Lehrer am Lyzeum und belgischen Konsul in Goyaz, an den ich Empfehlungsbriefe hatte. Mit seiner Hilfe gelang es, für die Zeit meines Aufenthaltes ein leerstehendes Haus zu mieten. Die Nacht über blieben wir in Bacalhão. Am nächsten Morgen, den 1. Mai, sah ich mich genötigt, sowohl Carlos wie Basilio abzulohnen. Carlos war schwer erkrankt und am Nachmittag vorher beim Arzt gewesen, der ihm völlige Ruhe verordnete. Da er lieber außerhalb der Stadt bleiben wollte, beim Hereintransport des Gepäcks auch nichts helfen konnte, wurde er morgens abgelohnt. Er ist dann nach etwa acht Tagen, als er sich wieder besser fühlte, nach Araguary mit seinen zwei Pferden zurückgereist. Basilio hätte gern die ganze Reise mitgemacht. Er war anstellig und arbeitsam, doch sprach er dem Schnaps zu stark zu, wo Gelegenheit war, und brach dann stets Streitigkeiten mit Adam vom Zaune, die nicht immer ganz harmlos blieben. An diesem Morgen nun erklärte er rund heraus, die Tiere nur herbeiholen und aufladen zu wollen, wenn ich ihn auf die Flußreise mitnähme. Derartige Vorschriften durfte ich mir natürlich nicht machen lassen, sondern ich lohnte ihn sofort ab. Nun saß ich da mit Adam allein, 3 km von Goyaz entfernt. Mit vieler Mühe und Not fanden sich in dem kleinen Vorort endlich zwei junge Leute, die meine Tiere einfingen und beluden. Da sie weder Tiere noch Lasten kannten, trugen die Tiere falsche Sättel und Lasten. Unsere Reittiere waren nicht zu finden gewesen. So war es ein recht trübseliger Anblick, wie wir in Goyaz einzogen: vor uns die schlechtbeladenen Tiere, wir hinterdrein zu Fuß.

Die Hauptstadt Goyaz, etwa 20000 Einwohner zählend, zieht sich steil an beiden Ufern des Rio Vermelho empor, der nahebei in der auf dieser Seite bewaldeten, steil aufragenden Serra Dourada entspringt, die Goyaz in einem nach Westen offenen Bogen umzieht. Fast in all den engen steilen

Straßen bildet sie den Abschluß des Straßenbildes. Die schlanken Wipfel unzähliger Palmen ragen überall aus den Gärten über die niedrigen Häuser empor. Besonders am Rio Vermelho gibt es ganz reizende Vegetations- und Landschaftsbilder (Tafel 3, Abb. 1, 2). So schön die Lage des Ortes ist, so einfach sind die Häuser. Die Straßen ziehen parallel dem Flusse, sie werden durch viele schmale Gassen und einige breite Landstraßen gekreuzt. Zwei riesige Plätze dehnen sich dicht nebeneinander auf dem Südufer, beide mit Brunnen geschmückt. Am kleineren stehen der niedrige, weitläufige Regierungspalast, die Hauptkirche und die Ruine der ersten, von den Goldsuchern hier gebauten Kirche. Außerdem gibt es noch ein bis zwei Kirchen, ein großes Kloster mit Bischofssitz und außerhalb des Ortes mehrere Kapellen, so besonders die hochgelegene Kapelle Santa Barbara, von der man einen prächtigen Blick auf Goyaz herab genießt. Die Häuser sind nur einstöckig, meist mit grauroten Ziegeln gedeckt und rot, weiß, blau oder grün angestrichen. Der Fußboden ist gestampft oder mit Steinfliesen belegt; Bretterbelag ist sehr selten. Decken fehlen auch meistens; zuweilen sind an ihrer Stelle bemalte Pappen eingezogen; sonst sieht man direkt ins Dachgebälk. Zu jedem Hause gehört ein kleiner Garten mit Blumen und Obstbäumen, Palmen und Brunnen. Die Straßen sind gepflastert und mit Azetylengas beleuchtet; den Tieren, wie Ziegen, Hunden, Maultieren, Aasgeiern, gesteht man noch unumschränkte Bewegungsfreiheit auf ihnen zu. Der Verkehr ist recht lebhaft hier. Ochsenkarren kommen allerdings kaum bis in die Stadt herein, aber Maultiertropas sieht man doch sehr häufig durch die Straßen ziehen. Dazu kommen noch Fleisch- und Fruchthändler, Wasser- und Holzträger, die ihre Waren ausrufen, Bettler usw. Die Post geht aller drei Tage nach Araguary ab, nach Leopoldina am Araguaya aller 14 Tage. Der Telegraph nach Cuyaba führt über Goyaz und verbindet dadurch die Stadt mit dem Weltnetze.

Das Leben in Goyaz ist sehr gesellig. Mittags 12 Uhr ist Besuchsstunde, überall wird da Kaffee serviert. Abends 5 Uhr, nach dem Abendessen, geht man in der Abendfrische spazieren, macht sich gegenseitig Besuche oder pflegt die Geselligkeit im Familienkreis. Jedes Haus hat zu diesem Zweck seinen Empfangsraum, der meist völlig leer ist und nur in dem der Tür abgewandten Teile mehrere Stühle und ein Rohrsofa, die immer in einem nach der Tür zu offenen Viereck aufgestellt sind, sowie einige Spucknäpfe enthält. Auch ich ließ in meinem Haus ein Zimmer zu diesem Zweck herrichten, da ich viel Besuche zu erwarten hatte. Zwei Kisten übereinander dienten als Tisch, eine Satteldecke darauf als Tischdecke; zwei Blechkoffer waren die Sitze, sie wurden ebenfalls mit Satteldecken belegt. Adam schaffte behagliche Unordnung: die Gewehre in die Ecke, die Laterne an einen Türpfosten, an den anderen in malerischer Gruppierung den photographischen Apparat, Revolver und Buschmesser.

Auch geistig ist die Stadt sehr regsam. Es gibt eine Rechtsfakultät, ein Gymnasium, eine sehr gute Bibliothek. Zwei Zeitungen dienen politischen Zwecken, während das von Damen herausgegebene Blatt „A Rosa“ meist literarisch-ästhetischen Inhalts ist. Welche Bedeutung geistiger Bildung zu-

geschrieben wird, geht daraus hervor, daß der Doktortitel jedem anständig gekleideten Manne gegenüber ohne weiteres angewendet wird.

In Goyaz galt es nun, die Weiterreise nach Leopoldina vorzubereiten, Erkundigungen über die Befahrung des Araguaya einzuziehen und eventuell schon Vorbereitungen dafür zu treffen. Unterwegs, in Rio, São Paulo, Araguary waren mir eine Anzahl Empfehlungsbriefe an Goyaner Persönlichkeiten mitgegeben worden, die mir in diesen Hinsichten helfen konnten. Vor allem bewährte sich unser Landsmann, Herr Öckinghaus, durch seinen treuen Rat und tatkräftigen Beistand, den er mir angedeihen ließ. Er übernahm es auch, mich mit den übrigen Herren bekannt zu machen. Zunächst galt es, dem Präsidenten von Goyaz einen Besuch abzustatten, um das Schreiben des Bundespräsidenten zu überbringen. Von dem mir bereitwilligst gemachten Anerbieten, mir Militärschutz angedeihen zu lassen, glaubte ich keinen Gebrauch machen zu sollen im Hinblick auf die Erfahrungen, die Castelnau 1844 am Araguaya und die Vettern von den Steinen 1884 am Xingu mit diesem Dualismus von Zivil- und Militärmannschaft gemacht hatten. Sonstige Besuche galten meinem Goyaner Bankier, an den mein Geld von Rio aus angewiesen war, bei dem es aber wegen dessen Abreise nicht gelassen werden konnte. Herr Öckinghaus erklärte sich liebenswürdigerweise bereit, die für die Heimreise berechnete Summe bis zu meiner Rückkehr zu verwalten; bei ihm war sie denn auch am besten aufgehoben.

Über die Weiterreise nach Leopoldina konnte ich lange Zeit keine Gewißheit erlangen. Nach den bisherigen Erfahrungen mit Camaradas war mir zunächst die Lust vergangen, selbst Leute anzuwerben. Lange schwankte ich, ob ich die Tropa verkaufen und den Transport völlig einem Unternehmer überlassen sollte. Endlich lernte ich Herrn Adolfo Guedes, einen portugiesischen Großkaufmann in Goyaz, kennen, der Filialen in Conceção do Araguaya und in Pará unterhält und den gesamten Araguayaverkehr und -handel bisher in der Hand hatte. Bald gelangten wir zu einem Vertrage: ich behielt meine Tiere, er stellte mir weitere acht Last- und Reittiere sowie drei Camaradas bis Leopoldina. Meine Tiere sollten während meiner Flußreise in Leopoldina auf seiner Façenda bleiben, so daß ich bei meiner Rückkehr sofort Tiere zur Verfügung hätte. So ist es denn auch geschehen, und ich bin gut dabei gefahren.

Damit war der eine Punkt erledigt. Schwieriger gestalteten sich die Erkundigungen über den Araguaya. Im Anfang war kein rechtes Bild über die Verkehrsmöglichkeiten zu erlangen. Die Nachrichten, die ich von verschiedenen Seiten erhielt, widersprachen sich. Bald sollte es viele Boote in Leopoldina sowie Mannschaft geben, bald sollte wiederum kein einziges vorhanden sein. Ein Nordamerikaner wollte schließlich die Sache arrangieren, bis ich dann mit Guedes bekannt wurde und damit vor die rechte Schmiede kam. Allerdings teilte er mir mit, daß tatsächlich jetzt in Leopoldina keine Boote vorhanden seien, daß nur er solche besitze, diese aber nach Conceição unterwegs seien. Das nächste werde am 30. Mai in Leopoldina zurückerwartet. Dann erst sei auch wieder Mannschaft zu haben. Er wolle gern



Burityпalmenreihen am Corrego Vermelho.
Nach Photographie des Herrn A. Veiga in Goyaz.



das Arrangement der Flußreise übernehmen; Ende Mai komme er selbst nach Leopoldina. Da ich zunächst mit eigenen Augen sehen wollte, wie die Verhältnisse lagen, wurde der Abschluß des Vertrages auf seine Ankunft in Leopoldina vertagt. Doch konnte ich insofern die Bootsreise bereits hier vorbereiten, als ich einen großen Teil des Proviants an Reis, Bohnen, Salz, Zucker, Kaffee, Schnaps, sowie Eßgeschirr, Pulver und Blei für die Vorderladerbüchsen der Camaradas, allerlei Tauschwaren für die Indianer, wie bestimmte Messer- und Beilsorten, Stoffe, Spiegel usw. einkaufte. Diese Einkäufe machten fünf weitere Lasttiere nötig.

Auch die Nachrichten über die Indianerstämme lauteten nicht sehr verheißungsvoll, wenngleich sich bald herausstellte, daß keiner etwas aus eigener Erfahrung wußte. Die Karajá galten als wenig freundlich. Über die Šavajé war nichts zu erfahren. Die Tapirapé waren auch so gut wie unbekannt; sie sollten sich mit den Karajá gut stehen. Dennoch sollten gegenwärtig verwickelte Verhältnisse vorliegen. Vor kurzem hatte ein Italiener mit seinen Leuten ein Mädchen der Tapirapé geraubt und an die Karajá weiter verkauft. Die Tapirapé waren dadurch natürlich erbittert auf die Fremden, aber auch die Karajá schienen wenig gut auf den Italiener zu sprechen sein. Offenbar betrachteten sie den Weiberraub bei den Tapirapé als ihr Vorrecht, und es ging das Gerücht, daß sie die Einfahrt in den Rio Tapirapé für Fremde sperrten. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß dieser Italiener gerade jetzt wieder in Goyaz auftauchte in der Absicht, von neuem den Araguaya zu befahren. Mein lebhaftester Wunsch war, daß dieser Herr nicht meine Wege kreuzen möchte.

Über sonstige, weiter im Binnenland wohnende Stämme war nichts zu erfahren. Hingegen gab es unerwartet günstige Nachrichten von den Kayapó. In ihrem Gebiete, unterhalb von Santa Maria, sollte etwa 1896 eine französische Dominikanermission gegründet worden sein, der es gelungen sei, friedlichen Verkehr mit den Kayapó anzubahnen. Die Station, Conceição, habe sich zu einem großen Ort ausgewachsen und zähle mehrere tausend Einwohner. So eröffnete sich hier die Aussicht, diese Kayapó zu besuchen und mitten auf der Flußreise meinen Proviant zu erneuern, ein Umstand, der mir größere Bewegungsfreiheit gewährleisten konnte. Zugleich lernte ich einen Kayapómann kennen, der in Goyaz lebt. Es war derselbe, den Ehrenreich 1888 sah und abgebildet hat (Südamerikanische Stromfahrten, Globus Bd. 62, S. 3). Er bot sich als Camarada an. Bald merkte ich jedoch, daß er es nur auf Vorschuß abgesehen hatte, um seinen beständigen Schnapsdurst zu stillen, so daß ich ihn bald wieder abschüttelte, besonders da auch ethnologisch und sprachlich wenig mit ihm anzufangen war.

Die Zeit, die mir die Abwickelung dieser Geschäfte tagsüber ließ, verwandte ich dazu, meine Wegaufnahmen zu bearbeiten, die wichtigsten Werke über den Araguaya in der öffentlichen Bibliothek durchzulesen, die mir in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurde, sowie photographische Bummel durch die Stadt und die nächste Umgebung zu machen. Die meisten Abende und die Sonntag-Nachmittage verlebte ich im gastfreien Hause des

Herrn Öckinghaus. Noch gern denke ich an die schönen Abendstunden dort zurück. Man kam gegen 1/28 Uhr, schwatzte, las das „Echo" oder irgendein Buch aus der Bibliothek des freundlichen Wirtes; punkt 9 Uhr folgte die Teestunde auf der Veranda des Hauses, zu der sich die gesamte Familie vereinigte, und zu der sich bisweilen auch der Lehrer der klassischen Sprachen einfand, ein äußerst netter Herr, dessen Gesprächsthema allerdings nicht erheblich über lateinische Grammatik oder griechische Aussprache hinausging. Punkt 10 Uhr wurde man entlassen und wandelte wieder seinem stillen Heim zu.

Leider konnte ich diese angenehmen Seiten des Goyaner Lebens nicht völlig auskosten. Ein heftiges Fieber, verbunden mit starken Kopf- und Rückenschmerzen, vielleicht eine Folge unvorsichtigen Badens im Gebirge nach Sonnenuntergang, warf mich noch am Tage meiner Ankunft in Goyaz nieder, und trotz aller Gegenmittel wurde ich es während meines Aufenthaltes hier nicht völlig wieder los. Dazu kam die große Hitze, die in Goyaz herrschte. Mittags waren im Schatten dauernd 30,5° C, und nachts ging das Thermometer nur bis 21° herab, außer wenn Gewitterstürme tobten, die in diesem Gebirgskessel mit ganz besonderer Heftigkeit wüteten und meist nachts zum Ausbruch kamen. Dann sank die Temperatur ganz beträchtlich tiefer.

So sehnte ich mich doch von Goyaz fort. Die Ungewißheit, ob ich in Leopoldina würde meine Reise ohne Unterbrechung fortsetzen können, oder ob ich noch mehr Zeit verlieren sollte (war die Abfahrt von Leopoldina doch auf den 1. Mai festgesetzt gewesen), ließ mir keine Ruhe. Dazu wurde mir der Araguaya in geradezu glühenden Farben geschildert, so daß auch die Aussicht auf diesen Naturgenuß mir eine Abkürzung meines Goyaner Aufenthaltes wünschenswert erscheinen ließ. So war ich froh, als am 10. Mai bereits alles geordnet war, so daß am 11. früh meine Tropa von zwölf Lasttieren mit zwei Camaradas abreisen konnte. Nach herzlichem Abschied von Herrn Öckinghaus und seiner liebenswürdigen Gattin reiste ich am Mittag desselben Tages nach, begleitet von Adam und dem Tropeiro.

Der Weg von Goyaz nach Leopoldina, etwas über 200 km lang, folgt im wesentlichen dem Lauf des Rio Vermelho, dicht unterhalb dessen Mündung in den Araguaya ja Leopoldina liegt. Zunächst führt die Straße über die bewaldeten Ausläufer der Serra Dourada in steilen An- und Abstiegen (Tafel 3, Abb. 3), lenkt dann vom Flusse ab, um dessen sumpfiges Tal zu vermeiden, und zieht weiter nördlich ihm parallel über ein mit Wald und Camp bestandenes Hügelland, das vom Rio dos Bugres (29 km[1]; ca. 500 m hoch) durchströmt wird. Erst vom dritten Tage an treten wieder Cangaplateaus (Chapadão) auf. Jenseits des Rio Ferreiro (90 km; ca. 390 m hoch) erreicht man in langem Abstieg das Tal des Rio Vermelho, eine weite, sumpfige, mit Palmen bestandene Ebene, durch die man bei dem ehemaligen Militärposten Jurupensem (110 km; 340 m hoch) dicht an den Fluß herankommt. Von da wendet sich die Straße wieder rechts ab, führt über durchschnittlich

[1] Die Entfernungen sind von hier ab von Goyaz aus gerechnet.

350 m hohe Plateaus, die mit Sargbergen und Granitzügen gekrönt sind, um schließlich kleinere Bergzüge zu überwinden, deren mittlere Höhe etwa 350 m ist. Von dem letzten dieser Rücken geht es 90 m steil hinab in eine weite Ebene. Sie ist mit weißem Sand bedeckt; hier und da sind ausgedehnte Sumpfstellen zu kreuzen. Buschsteppe bedeckt die Ebene, ab und zu stehen kleine Palmen in Gruppen beieinander; an Wasserläufen ziehen Burity-Palmen in langen Alleen entlang, so besonders am Corrego Vermelho. Nur eine Stelle mit Trinkwasser unterbricht die öde Steppe; kein Lagerplatz ist weit und breit vorhanden. Hat man 60 km zurückgelegt, so wird das Buschwerk dichter, und plötzlich befindet man sich mitten in Leopoldina, dicht am Ufer des Araguaya (213 km; 275 m hoch).

Die Straße ist kein Ochsenkarrenweg mehr; hier fahren keine Wagen, dazu ist der Verkehr zu gering. Traf ich doch nur drei Reisende, die nach Leopoldina reisten, sonst niemanden unterwegs an. Der gesamte Verkehr geht auf Maultieren. Die größten und tiefsten Flüsse, wie Rio dos Bugres, Ferreiro, Matrincham, sind überbrückt, andere werden auf Furten durchritten. Stellenweise, besonders auf den sandigen Hochplateaus, ist die Straße der reine Reitweg, wie wir ihn nicht besser besitzen, eben und weich.

Die Besiedelung ist nur gering. Im ganzen habe ich nur einige 20 Höfe angetroffen, dazu kommen noch Jurupensem und Leopoldina. Die letzten 60 km, die große Ebene vor Leopoldina, sind völlig unbesiedelt, weil unbewohnbar. Diese geringe Besiedelung zwingt den Reisenden, den gesamten Proviant mit sich zu führen; außerdem erschwert sie das Reisen ganz außerordentlich. Einmal gibt es keine Ranchos mehr; man kann wohl die ersten vier Tage noch in Häusern schlafen, dann ist man aber auf das Zelt angewiesen. Zweitens gibt es keine umfriedigten Weiden, so daß die Tiere auf dem freien Camp laufen gelassen werden. Die Folge davon ist, daß sie morgens nur mit großem Zeitverlust zusammengebracht werden können und man zuweilen ganze Tage auf diese Weise verliert.

Auch diesen Weg nahm ich mit Kompaß und Uhr auf. Der Maulesel, den ich mir gemietet hatte, angeblich ein ganz frommes Tier, zeigte aber dieselben Mucken wie diese ganze Tierfamilie. Abgesehen davon, daß er für mich viel zu klein war, so daß ich beinahe mit den Füßen die Erde streifte, lief er, sobald ich ihm die Zügel ließ, mit konstanter Bosheit mitten durch jeden Strauch am Wege, mit besonderer Vorliebe gerade dann, wenn ich irgendwelche Aufzeichnungen machen wollte.

Mit der Abreise von Goyaz kehrte auch mein körperliches Wohlbefinden zurück, und bereits am ersten Abend fühlte ich mich wieder wohl. Am 12. Mai passierten wir den rasch fließenden, etwa 30—40 m breiten Rio dos Bugres (29 km von Goyaz). Abends übernachteten wir in einem kleinen Anwesen von drei Hütten. Diese Hütten waren aus Stroh und Lehm gebaut und mit Palmblättern bedeckt. Der äußere indianische Eindruck wurde im Innern noch verstärkt: alle Geräte, Angeln, Netze, Ararafedern als Schmuckstücke staken in den Wänden, an einer Wand war ein primitiver Webstuhl befestigt. Das Anwesen liegt auf einer kleinen Wiese. Ringsum steht dunkler

Wald; eine Reihe Burity-Palmen zieht quer durch die Wiese. Vom Tale her klingt das Rauschen des Wasserfalles eines kleinen Flusses. Mit lautem Gekreisch ziehen Araras vor dem klaren, durchsichtigen Himmel dahin. Wunderbar heben sich die schlanken Körper mit den langen, eleganten Schwanzfedern gegen den strahlenden Abendhimmel ab. Es ist ein idyllischer, weltvergessener Winkel.

In den ersten Tagen hatten wir nachts viele Gewitter. Besonders unangenehm wurde der Gewittersturm am 13. nachts. Wir schliefen in einem Rancho, der nur halbe, von unten aufgeführte Bohlenwände hatte. Gegen 9 Uhr brach der Regen los. Das Dach hielt nicht dicht, durch die oberen freien Wandhälften schlug der Regen herein. Mit den Zeltdecken versuchten wir notdürftig Wände herzustellen. Über das Bett spannte ich an Bindfäden meinen Regenmantel baldachinartig auf. So konnte man doch wenigstens einigermaßen trocken ruhen.

Der 15. Mai war ein Unglückstag. Es kommt immer so, wenn man vorher seinen Stimmungen etwas nachgegeben hat. Der Abend vorher war recht idyllisch gewesen. Im kühlen Schatten eines riesigen Mangobaumes hatten wir den Nachmittag zugebracht. Am Abend saßen wir im Mondschein auf der Türschwelle zusammen mit dem Façendeiro und ließen uns von Adam unterhalten, der allerlei Zauberkunststückchen vorführte. Es war recht behaglich. Die Nacht wurde schon unruhig. In der Ecke unseres Schlafzimmers lag ein riesiger Maishaufen. Die ganze Nacht hindurch zogen Ameisen quer durchs Zimmer und schafften unter starkem Geräusch die Maiskörner hinweg. Dazu wimmelte das Zimmer von Flöhen. Am nächsten Morgen fehlte ein Tier; es hatte schon am Tage vorher gehinkt, sich nachts hinter einem Busch verkrochen und konnte erst nach langem Suchen gefunden werden. Verspätet reisten wir ab. Wenige Minuten hinter dem Hause ging es durch einen Bach. Ein Tier stürzte mitten drin mit der Ladung, die anderen suchten rasch das Weite. Mit Mühe und Not wurde das Tier herausgezogen und wieder beladen. Von den Ausreißern wurden alle bis auf ein Tier wiedergefunden. Zwei Mann blieben zurück, es zu suchen, wir drei trieben die übrigen Tiere weiter. Es ging durch undurchsichtigen Busch, der Weg schlängelte sich derartig hindurch, daß kaum 5 m zu übersehen waren. Vorn schlug sich ein Tier seitwärts, wir merkten seinen Verlust erst, als eine Grasstrecke einen Überblick ermöglichte. Der dritte Camarada ritt ab, es zu suchen. Nun trieben Adam und ich die übrigen zehn Tiere weiter. Da stürzte eins; wir luden es ab und banden es an einem Baum fest. Adam zog weiter mit den übrigen neun, ich band mein Tier an und wartete. Ringsum 3 m hohes Gebüsch; der schmale Sandweg war beiderseits nur auf etwa 2 m zu übersehen. Nach langer, langer Zeit kam der dritte Camarada mit dem einen Tiere an. Wir luden auf und zogen zusammen weiter. An der Brücke über den Rio Ferreiro trafen wir Adam in voller Verzweiflung. Zwei alte verlassene Hütten standen dort; ein kleiner Platz war vom Wald gesäubert. Hier hielt er mit der Herde. Fünf Tiere hatten sich gelegt, drei die Last abgeworfen. Es gab böse Arbeit. Endlich war



Palmengebüsch am Rande der Araguaya-Ebene.
Nach Photographie des Herrn A. Veiga in Goyaz.

alles wieder in Ordnung. Jenseits des Flusses ging es durch eine endlose Sandebene mit ausgedehnten Sümpfen dazwischen. Spät abends hielten wir am Rande einer Sumpfwiese. Das Lager wurde aufgeschlagen, alles dauerte heute länger, waren doch zwei Mann zu wenig da. Gegen 8 Uhr kam der zweite zurück, ohne das Tier gefunden zu haben, 3/4 9 Uhr traf der dritte ein mit dem fehlenden Tier. Er hatte heute elf Stunden im Sattel gesessen, ohne zu essen.

Am nächsten Tag geht es weiter, an sumpfigem Gelände entlang. Allmählich wird der Busch dichter, das Gelände steigt an, dichte Hecken engen den Weg ein, nun noch eine Biegung und eine Dorfstraße nimmt uns auf; überall ragen aus dem Busch verkohlte Hauspfosten empor, hier und da lugt eine verfallene Hütte aus den Hecken, ein paar Häuser stehen noch halb verfallen, zwei davon sind noch bewohnt. Das ist der ehemalige Militärposten Jurupensem. Ein trauriger Anblick des Verfalls. Der Wald ist über die Ruinen gewachsen, Bäume ragen durch die Dächer, hohe Hecken bilden die Wände.

Auf einer Waldwiese schlagen wir nachmittags das Zeltlager auf. Nahebei rauscht der Rio Matrincham[1] durch den Urwald. Ein Pfad führt in die Wildnis hinein; wir verfolgen ihn und treffen nach fünf Minuten auf eine Siedelung. Auf kleiner Rodung stehen zwei gutgebaute Häuser. Sie sind verschlossen, die Bewohner weggegangen. Nur die Papageien lärmen auf dem Dache, ein Arara sitzt schwatzend vor dem Haus auf einem Klotz, ein Kalb blökt nach seiner Mutter, Hühner laufen gackernd umher. Es ist wie verzaubert. Im Lager erwartet uns ein heißer Kampf. Ganze Scharen kleiner gelber Fliegen verfolgen uns, wohin wir gehen. Besonders auf die Augen und Ohren haben sie es abgesehen. Mit Sonnenuntergang verschwinden sie endlich, aber nur, um Millionen von Moskitos Platz zu machen. Ich flüchte unters Moskitonetz. Einige Blutsauger sind mit hereingekommen, in wütendem Kampf werden sie allmählich getötet. Mit lautem Gesang stürmen neue Scharen von draußen an; verzweifelt kämpft Adam gegen sie. An beiden Enden des Zeltes werden riesige Rauchfeuer angezündet. In langen Schwaden zieht der Qualm durchs Zelt und durch das Netz, von dem durch die Zeltspalte einfallenden Mondlicht mit Zaubereffekten durchleuchtet. Die Leute draußen auf der Wiese schlafen nicht; die ganze Nacht hocken sie um riesige Feuer und unterhalten sich. Kaum geht am nächsten Morgen die Sonne auf, sind die Moskitos weg und die Fliegen treten wieder auf. Die Tiere fehlen; es vergehen Stunden, ehe alle da sind. Wir pilgern zur Siedelung; es ist alles noch wie gestern. Noch immer sind die Häuser verschlossen, noch immer lärmen die Papageien auf dem Dache, schwatzt der Arara auf seinem Klotz, blökt das Kalb. Nur zwei Kätzchen haben sich dazu gefunden, sie wärmen sich oben auf dem Dachfirst in der Morgensonne. Eben wollen wir weggehen, da kommen zwei Männer angeritten; der Zauber ist gebrochen. Sie waren fischen gewesen. Wir betreten das Haus. Wunder-

[1] 120 km von Goyaz entfernt; etwa 310 m hoch.

bar kühl ist es unter dem Strohdach, ein angenehmer Wechsel gegen das heiße Zelt. Fischnetze und Reusen liegen umher, zu großen Rollen ist selbstgezogener Tabak aufgewickelt, in der Ecke liegt eine Trommel. Das Dachgebälk hat eine wunderbar braunschwarze Rauchfarbe. Sie verkaufen uns Hühner, Eier und Mais. ½1 Uhr ist das letzte Tier gefunden, 2 Uhr endlich können wir abreisen.

Am 19. morgens überwinden wir den letzten Gebirgszug (360 m hoch). Steilab geht der Weg den westlichen Abhang hinunter. Unten führt er in einem Tale entlang. Eine letzte Siedelung wird passiert, die Façenda Lambari. Dann treten die Höhen rechts zurück, die weite Ebene nimmt uns auf. Der Weg ist sandig, ringsum alles Busch und Gras. Links zieht sich eine Burity-Palmenreihe hin, sie deutet einen Wasserlauf an. Sümpfe und Bäche queren den Weg, erst spät nachmittags erreichen wir einen Lagerplatz [1]. Vor uns dehnt sich eine große Sumpfwiese; von drei Richtungen her kommen Wasserläufe, um sich hier zum Corrego Vermelho zu vereinigen. Jeder Wasserlauf ist mit Reihen von Burity-Palmen bestanden; wie große Alleen ziehen sie durch die weiten Wiesen (Tafel 4). In der Ferne leuchten die Kuppen der letzten Berge in der Abendsonne auf. Papageien lärmen in den Palmen, scharenweise ziehen Araras zu Paaren über uns weg. Die Nacht bricht herein. Zikaden und Grillen lärmen die ganze Nacht hindurch; in der Ferne bellt der Campwolf.

Ein kühler Morgen bricht an. Der Koch hat nachts gefischt, so gibt es eine Abwechselung zum Frühstück. Gegen 9 Uhr kommen wir fort. Gerade als wir aufbrechen wollen, reitet ein einzelner Reisender vorbei nach Leopoldina zu; es ist der berüchtigte Italiener. Der Weg führt weiter durch die unermeßliche Ebene. Blendend weißer Sand bedeckt den Boden, Busch- und Grascamp wechseln miteinander ab, hier und da stehen kleine Palmengruppen (Tafel 5). Ab und zu geht es durch Sumpfwiesen, durch ausgedehnte Wasserstellen. ¾2 Uhr erreichen wir einen Rastplatz in sumpfiger Niederung. Nach Aussage der Leute können wir hier nicht bleiben; die Moskitos und Stechfliegen sollen nachts so toll sein, daß Mensch und Tier keine Ruhe hat. Da heißt es, nach kurzer Rast weiterziehen; nun müssen wir bis Leopoldina durchreiten. ¼4 brechen wir wieder auf. Dicht hinter dem Rastplatz führt der Weg durch eine 300 m lange Wasserstelle, die etwa ½ m tief ist, die berüchtigte Pinguella. Zwei tiefere Löcher sind vorhanden. Trotz aller Vorsicht stürzen drei Esel hinein, natürlich die wichtigsten: der mit den Phonographenwalzen, der mit den Vorräten an Bohnen und Reis und der mit den photographischen Platten. Mit vieler Mühe retten wir sie und die Lasten. Alles ist durch und durch naß. Und das noch am letzten Tage, nachdem bisher alles so gut gegangen war! Jenseits geht es weiter durch Busch und Wald und Sumpfsteppen. Hier und da blinken große Seen zwischen Palmengruppen herüber. Dichter und dichter wird der Busch. Die Sonne versinkt, kaum kann man noch 10 m weit sehen. Da leuchtet plötzlich

[1] 169 km von Goyaz aus.

eine weiße Wand im Busch auf, bald darauf steht eine Kirche mitten im Weg, wir biegen seitwärts ab ins Gebüsch, hören Menschen reden und halten schon vor dem Hause, das Guedes mir freundlich zur Verfügung gestellt hat. Es ist finstere Nacht. Der Postmeister und ein Portugiese, Walata mit Namen, begrüßen uns. Rasch wird alles unter Dach und Fach gebracht, die Zimmer werden notdürftig eingerichtet, die Tiere auf die Weide gebracht. Nachts bricht ein starkes Gewitter los, es ist das letzte dieser Regenzeit.

4. Aufenthalt in Leopoldina.

Leopoldina liegt etwa 2 km unterhalb der Mündung des Rio Vermelho in den Araguaya, auf dessen östlichem, etwa 10 m hohem, steil abfallendem Ufer. Dies Steilufer (Tafel 6, Abb. 1) ist oberhalb der Hochwasserlinie, die auf der Abbildung etwa 2,50 m über dem Wasserspiegel liegt, stark ausgewaschen. Ein paar steile, in die Sandwand geschlagene Treppen führen hier und da zum Fluß hinab; unten liegen ein paar alte Einbäume, waschen Frauen die Wäsche. Am nördlichen Ende des Dorfes mündet ein kleiner Bach in tiefer Schlucht; er hat einen Trichter in die Steilwand gerissen und davor eine kleine Sandbank angeschwemmt. Dies ist der Hafen von Leopoldina. In großem Bogen kommt der Araguaya aus Westen heran und biegt nach Norden ab. Kulissenartig schieben sich in der Ferne waldige Ufer voreinander, hier und da gesäumt von weißblinkenden Sandbänken (Tafel 6, Abb. 2). Von links kommt der Rio Vermelho aus dichtem Urwald herein. An seiner Mündung liegt eine Sandbank, auf der eine Karajáfamilie ihr Lager aufgeschlagen hatte. Gerade vor Leopoldina ziehen Felsen schräg durch den hier etwa 4—500 m breiten Fluß, die in das sonst hellschimmernde glatte Wasser dunkle Wellenstreifen schneiden. Oben auf dem Ufer zieht sich etwa 50—60 m vom Rande entfernt die erste der drei dem Flusse parallel laufenden Straßen des Ortes entlang; zwei Querstraßen kreuzen sie. Auf einem großen Platze steht eine kleine Kapelle. Die einstöckigen Häuser sind fast durchweg aus Stangen, nur wenige aus Lehm gebaut. Palmblattdächer überwiegen die Ziegeldächer. Das anfangs den ganzen Ort überwuchernde 3—4 m hohe Unkraut, durch das nur schmale Pfade zu den Häusern führten, wurde noch im Laufe meiner Anwesenheit abgeschlagen und abgebrannt.

Leopoldina wurde 1852 am Rio Vermelho gegründet und nach mehrmaligem Wechsel 1856 an seine heutige Stelle verlegt. Einigen Aufschwung nahm es mit Einrichtung des Dampferverkehrs (1868/9) zwischen Leopoldina und Santa Maria, sowie der Gründung des Collegio Izabel 1871 bei Dumbasinho, 2 leguas unterhalb Leopoldina, eines Institutes, in dem Indianerkinder zu Christen und seßhaften Kolonisten erzogen werden sollten. Allerlei Mißstände führten Anfang der 90er Jahre zur Aufhebung des Institutes; seine Stelle nimmt jetzt eine riesige Viehfarm ein, die einzige Siedelung auf dem Westufer in diesem Gebiete. Der geringe Verkehr ließ Leopoldina nicht

lange auf seiner Höhe bleiben; bald verfiel es wieder. Neuen Aufschwung nahm der Ort mit Gründung von Conceição 1896/97, das zum Teil von Leopoldina aus verproviantiert wird. Allmählich verfügte die Dampfergesellschaft über drei Dampfer. 1904 entzog die Goyaner Regierung, wie es heißt aus parteipolitischen Gründen, der Dampfergesellschaft die Staatsunterstützung; die Gesellschaft ließ den Verkehr eingehen. Seitdem liegen die Dampfer im Bachbett und auf halber Uferhöhe, zerbrochen, verrostet, versandet. In dem einen wächst ein stattlicher Baum, in einem andern werden gegenwärtig Zwiebeln gebaut (Tafel 6, Abb. 3). Die Werkstätte oben auf der Höhe ist ebenfalls verfallen und verrottet; ein trübseliger Anblick. Seitdem fahren nur noch 4—5 Ruderboote jährlich nach Conceição. Während meiner Anwesenheit am Araguaya bereitete sich ein neuer Aufschwung vor. Die Regierung hatte einen neuen Dampfer gekauft, der im Frühjahr 1909 von Pará aus nach Leopoldina heraufgefahren sollte. Er soll den Verkehr zwischen Leopoldina und Conceição vermitteln. Bereits wurde die Werkstätte aufgeräumt, die Werkzeuge revidiert und erneuert usw. Gleichzeitig plante man, die Kautschukausbeute von Conceição den Araguaya aufwärts nach Leopoldina zu schaffen und von hier über Goyaz und Araguary nach Santos zu transportieren; man wollte auf diese Weise den gefährlichen und kostspieligen Weg von Conceição über den stromschnellenreichen Unterlauf des Araguaya nach Pará vermeiden. So war man 1908 wieder guter Hoffnung in Leopoldina.

Damals also war es dort noch recht armselig. Herr Guedes hatte mir sein Haus zur Verfügung gestellt; es hatte sogar Glasfenster. Dahinter lag ein Garten mit riesigen Orangenbäumen. Die Tierwelt war wieder zahlreich vertreten: Ameisen zogen durch die Zimmer, Fledermäuse flatterten nachts mit lebhaften Schwingen durch die Räume, deren Wände nur bis zum Dachansatz emporgeführt waren. Auf dem Ziegeldach tobten die Katzen herum, daß einem der Schmutz nachts ins Gesicht fiel. Hunde, Schweine, Ziegen, Hühner trieben sich tags und zum Teil auch nachts an und im Haus herum, ohne sich viel durch unser Schelten stören zu lassen.

Die Bewohner machten einen recht armseligen Eindruck. Wovon sie leben, was sie treiben, ich weiß es nicht. Alles, wonach man sie fragt, haben oder tun sie nicht. Gibt's Trockenfleisch? Nein. Speck? Nein. Reis? Nein. Bohnen? Nein. Farinha? Nein. Wasserkühlgefäße? Nein. Körbe? Nein. Wer macht solche Sachen? Wir nicht, nur der Indianer. Alles macht, alles hat der Indianer, der hiesige Brasilianer hat nichts, macht nichts. Fischen, Vögel jagen? Nur der Indianer. Der scheint wirklich besser zu leben als die hiesigen Brasilianer. Was tun diese? Jedenfalls sieht man sie nur rauchen, schwatzen und spucken. Allerdings waren nur wenige Männer anwesend. Die meisten waren als Bootsleute nach Conceição unterwegs, andere arbeiteten 80 km oberhalb im Walde als Bootbauer für Guedes. Man sah fast nur Frauen, die meist wuschen und Wasser holten, sowie Kinder spielend oder zur Schule gehend. Ach diese Schule! Sie ist nebenan. Alles wird im Takt gesprochen und gesungen. Wird gerechnet, so singt eins das Exempel



1. oben: Steilufer von Leopoldina.
2. unten: Der Araguaya, von Leopoldina aufwärts gesehen.

3. oben: Alter Dampfer mit Baum; Leopoldina.
4. unten: Die Klippe von Leopoldina.

vor, und der ganze Chor wiederholt es 4—5 Minuten lang in eintöniger Folge. So geht das die ganze Stunde lang.

Als ich nach Leopoldina kam, gab es nun tatsächlich keine Boote; nur einige Kanus und eine uralte unbrauchbare Igarité lagen am Ufer. Auch Lebensmittel waren nicht zu haben; sie mußten erst auf entfernten Façenden der Umgebung bestellt werden. Das nächste Boot, eins von Guedes, sollte in 20 Tagen wieder eintreffen. Andere gäbe es nicht. So hieß es denn warten. Nur durch mannigfaltige Arbeit konnten diese qualvollen Tage des Hoffens und Harrens einigermaßen erträglich werden.

Ziemlich rasch erledigte sich das Schicksal meiner Tropa. Ein Vaqueiro Guedes' kam am 22. morgens und nahm sie samt allem Sattelzeug mit auf die Viehfarm. Ich zahlte ihm 10 MR für den Monat Weidegeld und lieferte $^{1}/_{4}$ Sack Salz zum Füttern. Am gleichen Tage noch reisten die gemieteten Camaradas nach Goyaz zurück.

Die Platten und Walzen, die in der Pinguella ins Wasser gefallen waren, wurden zum Trocknen gestellt. Glücklicherweise hatten sie nicht zu sehr gelitten. Die Apparate wurden durchgesehen; es stellte sich heraus, daß der Trichter für den Phonograph etwas zu schwer war; so bauten wir aus Bambus einen etwa 2—$2^{1}/_{2}$ m hohen, zusammenlegbaren Dreifuß, von dem eine verstellbare Schnur herabhing, die den Trichter ein wenig hob, so daß die Membran wieder dauernd auf die Walze zu liegen kam. Die Proben lockten natürlich den ganzen Ort herbei, und mehrmals veranstaltete ich große Freikonzerte mit dem Erfolge, daß ich einige nette brasilianische Volkslieder aufnehmen konnte. Für Massenphotographien wurde ebenfalls aus Bambus ein großes Trockengestell gebaut und aus feiner Moskitonetzgaze ein Schutzhaus für trocknende Platten gegen Insekten, groben Sand usw. genäht.

Die Kisten und Blechkoffer mußten umgepackt werden. Waren für den Maultiertransport gleichschwere Lasten nötig gewesen, so konnte jetzt nur noch der praktische Gesichtspunkt in Frage kommen. Eine Reservekiste wurde mit einer Auswahl aller Sachen versehen. Die Konserven wurden in drei Kisten verpackt: Gebrauchskiste, Vorratskiste und letzte Reserve. Auch für die künftige ethnographische Sammlung mußte Platz geschafft werden. Die Tauschwaren wurden geordnet und eine Anzahl als Reserve zurückgelegt. Zwei kleine Säckchen wurden mit Tauschwaren gefüllt, ein anderes barg Etiketten, Bindfaden, Schere, Instrumente wie Farbentafel, Kraftmesser usw. Diese Einrichtung hat sich sehr gut bewährt. Vor jedem Dorfe wurden die Säckchen neu gefüllt; auf diese Weise erhielten die Indianer nie Kenntnis von dem Umfang meiner Tauschwaren. Diese wurden ihrerseits sortiert. Die Perlen, die in Gebinden zu je 1000 unpraktisch verpackt waren, wurden zu Ketten verarbeitet, die großen zu solchen mit je 100 Stück meist einfarbiger Perlen, die kleinen zu genügend langen Halsketten. Machte dies auch viel Arbeit, so bewährte es sich doch sehr gut. Die Kette galt als Scheidemünze. Wurde Vorliebe für eine bestimmte Farbe bemerkt, so stieg diese natürlich im Preise; glücklicherweise wechselten die Moden von Ort zu Ort, so daß mir keine Farbe ausging. Einige Farben, wie Grün, und

durchsichtige Perlen, die nicht gehen wollten, wurden später mit in andere Ketten hineingearbeitet, halfen deren Vorrat vergrößern und gingen auf diese Weise mit ab. Ich kam schließlich am besten durch, wenn ich mich rein auf kaufmännischen Standpunkt stellte.

Schließlich gab die Bearbeitung der Kartenaufnahme noch manche Stunde Beschäftigung.

Das Leben war recht einförmig. Früh gegen 6 Uhr kam der neu engagierte Koch, ein junger, schwarzbrauner, hagerer Mensch mit Wollhaar und zahnlosen Kiefern mit Brennholz an, um das Frühstück anzusetzen. Nach dem Bad arbeitete man unter musikalischer Begleitung der benachbarten Schule. Von 9—10 Uhr wurde gefrühstückt. Die Nahrungsmittel waren dieselben wie unterwegs; Eier und Hühner waren recht selten, Fische nur durch die Indianer zu haben. Einige Male wurden Konserven geöffnet, um einige Abwechselung zu geben. Die Mittagsstunden waren recht heiß, das Thermometer zeigte im Schatten durchschnittlich 30,5 ° C, während es abends auf 21 ° und morgens auf 18 ° C sank. Zur Kühlung aß man Orangen, die die Gassenbuben mit großen Knüppeln von den Bäumen im Garten herunterwarfen; sie mußten mir einen Korb füllen und durften sich dafür die Taschen vollstecken. Gegen 5 Uhr wurde Abendbrot gegessen. Dann ging ich ans steile Ufer vor und setzte mich auf meinen Lieblingsplatz, die steile Klippe (Tafel 6, Abb. 4), um die herrlich kühle Abendstunde zu genießen. Es sitzt sich wunderschön da oben über dem Fluß. Schwarz steht die zackige Waldlinie des jenseitigen Ufers gegen den glutroten Abendhimmel. In zarten, durchsichtigen Tönen spiegelt der Fluß die Farben des Himmels wieder. Von links blinkt das rote Lagerfeuer der Indianer vor dem dunkelgrünen Wald herüber. Dunkelblau ziehen die Wellen der Stromschnelle durch den leuchtenden Fluß. Eleganten Fluges jagt ein Wasservogel über der Flut hin und her, mit dem Schnabel das Wasser pflügend. Schwalben und Möwen eilen durch die Luft, Tauchervögel stoßen vom hohen Uferrand steil hinab ins Wasser. Prustend treiben Delphine ihr Spiel. Unzählige Mücken schwirren in den letzten Strahlen der Sonne. Plätschernd schlägt das Wasser mit leichten Wellen gegen den Sand. Drüben rauscht die Stromschnelle; bei geschlossenen Augen glaubt man die Meeresbrandung zu hören. Die Sonne ist verschwunden, die Dunkelheit zieht herauf, die Farben erlöschen. Schwarz zieht der Fluß zwischen schwarzen Ufern dahin.

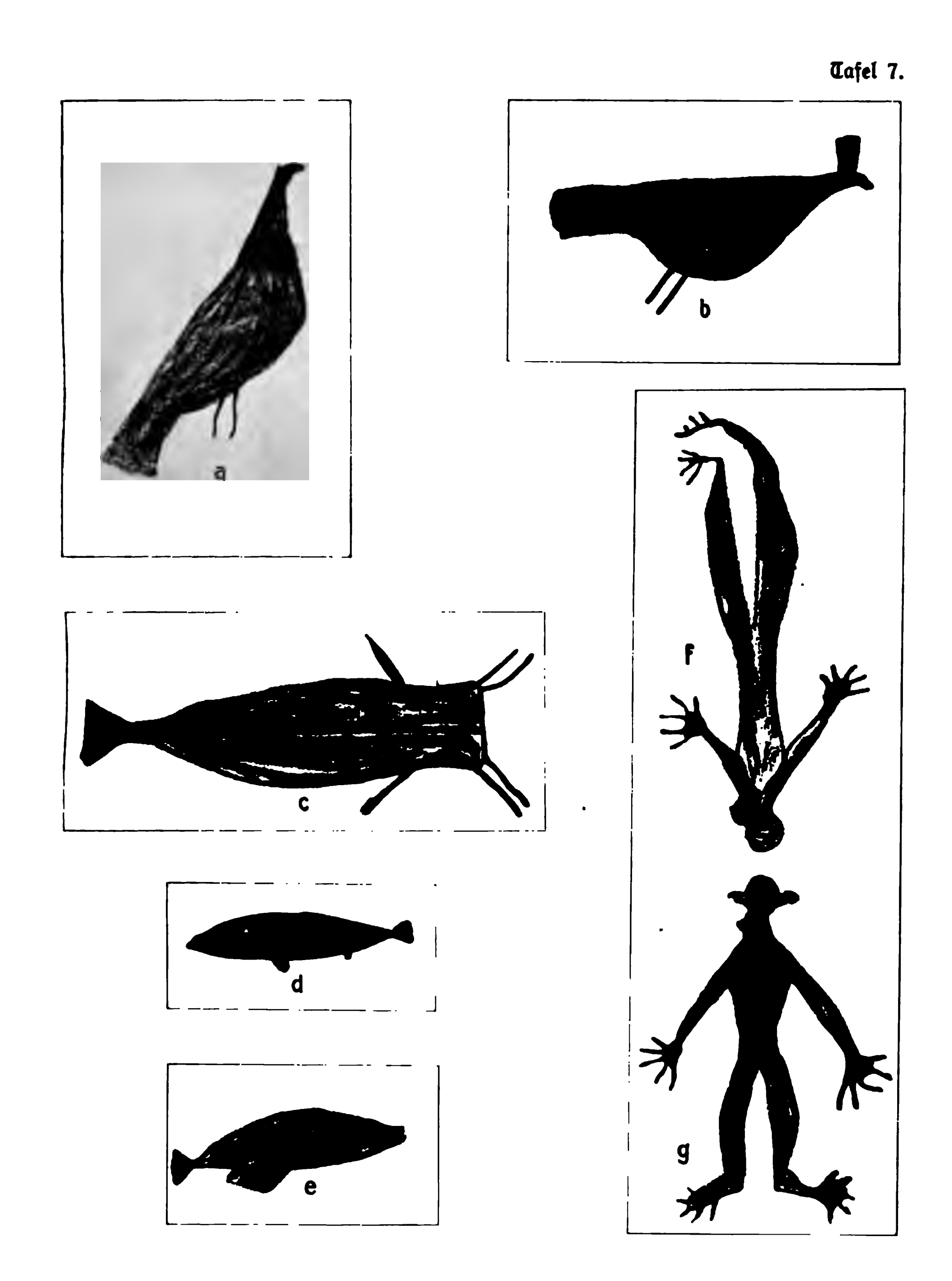
Später war es abends nicht mehr so einsam schön. Bald war meine Vorliebe, abends am Ufer zu sitzen, bekannt, und nun kam der und jener, um ein Abendschwätzchen zu machen. Später, als Guedes selbst nach Leopoldina kam, versammelten sich sämtliche Honoratioren des Ortes am Ufer. Viel Wichtiges wurde da beraten, viel Aufschluß gegeben, viele Sagen und Geschichten erzählt. So erhielt ich hier die ersten genaueren Nachrichten über die Missionsstation Conceição. Der Ort sei 1897 gegründet worden. Jetzt zähle er gegen 5000 Einwohner, meist Kautschuksammler. Die Padres ständen in friedlicher Beziehung zu den Kayapó, die zwei Dörfer in der Nähe hätten. Mein Koch war bereits dort gewesen und wußte vieles über die

eigenartige Kultur dieser Indianer zu berichten. Auf Grund dieser Informationen nahm ich später den Besuch der Kayapó in mein Programm auf. Den Karajá sei nicht voll zu trauen. Vor einigen Jahren hätten sie ein brasilianisches Boot mit 4 Personen ausgeraubt und die Leute erschlagen. Vor allem vor dem Dorf an der Tapirapémündung und dem des Häuptlings João müsse man sich in acht nehmen. Vor zwei Jahren hätten sie eine Masernepidemie durchgemacht, an der viele junge Leute gestorben seien. Die Karajá pflegten Kinder der Tapirapé zu rauben, aber nicht im Dorfe, sondern wenn die Tapirapé sich auf Jagd- oder Fischzügen oder in der Pflanzung befänden. Daraus resultierten viele Streitigkeiten. Das war eine schlimme Nachricht, um so unangenehmer, als alle sonstigen Erkundigungen über die Tapirapé ergaben, daß sie ein kulturell wesentlich über den Karajá stehendes Volk sein mußten. Eventuell würde durch solche Verhältnisse ein Besuch bei ihnen überhaupt vereitelt, denn ich war ja gewiß auf Karajáführer angewiesen. Harmloser waren Märchen und Geschichten aller Art. So soll es in der Nähe einmal einen 1½ m hohen Affen gegeben haben. An den Salzseen in Matto Grosso sollen Indianer wohnen; diese seien aber eigentlich Affen; sie hätten keine Waffen, sondern würfen mit Steinen und Knüppeln. Und was derartige Volkssagen mehr sind.

Gegen 7 Uhr ging man nach Haus, las oder arbeitete und ging gegen 10 Uhr zu Bett. Die Nächte waren meist kühl, zum Teil war es früh kalt (16—17° C), so daß man morgens neu gestärkt erwachte.

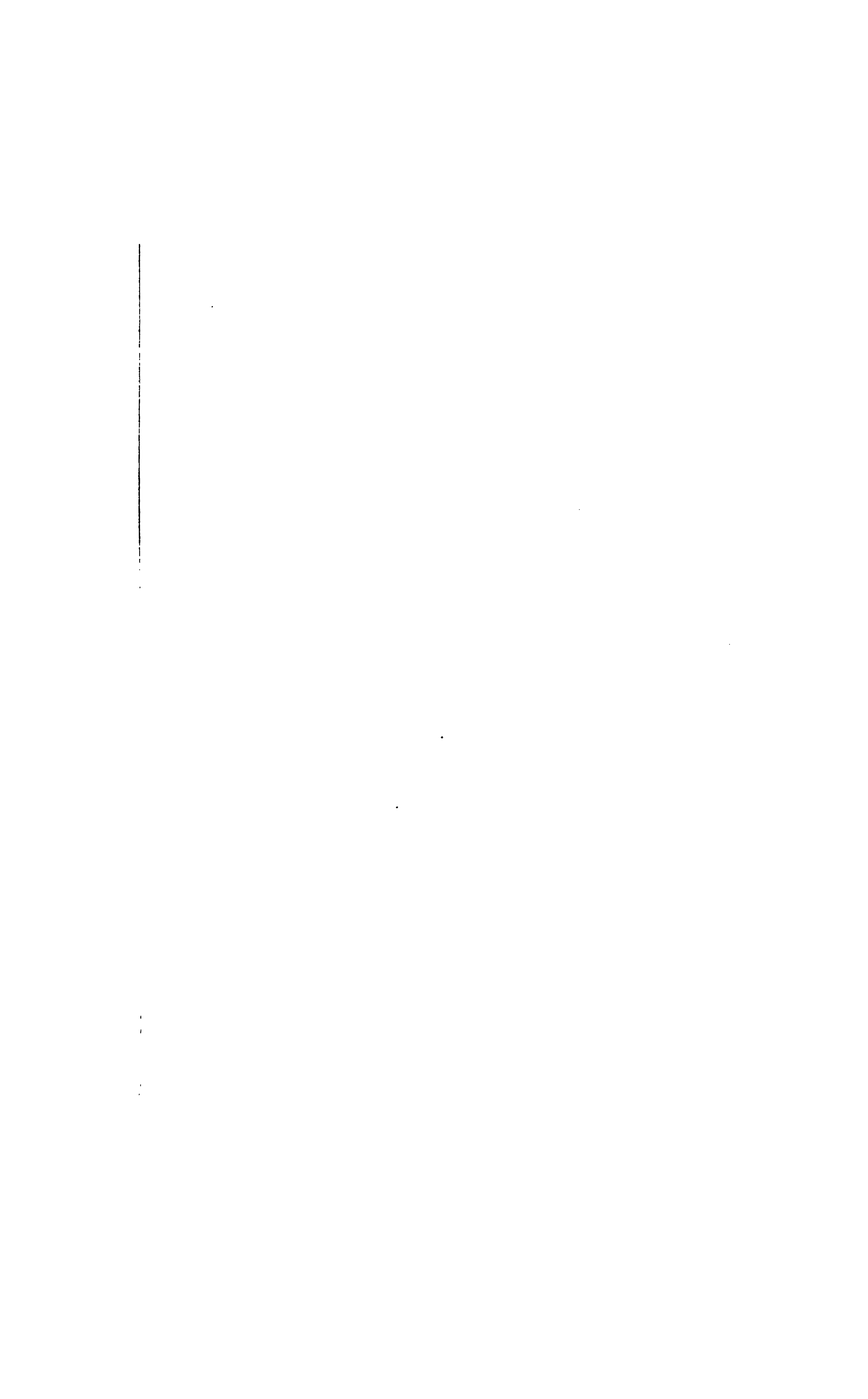
Abwechslung in dies immerhin eintönige Leben brachten die Indianer. Bereits am zweiten Tage, gerade als ich meine Tiere dem Vaqueiro übergab, die Camaradas verabschiedete und den neuen Koch mietete, kam in all diesem Trubel Walata mit drei Karajáindianern an, einem Vater mit zwei Söhnen, die auf jener Sandbank vor der Vermelho-Mündung wohnen. Der Vater, Kabišá, ein untersetzter kräftiger Mann von etwa 40—50 Jahren, mit welligem Haar, geht bekleidet. Der ältere Sohn, Maudihí, etwa 18 Jahre alt, körperlich das Ebenbild des Vaters, trägt eine hängemattenartige Decke um die Schultern; der jüngere, Mauxí, etwa 14 Jahre alt, geht völlig nackt. Kabišá spricht geläufig brasilianisch, sein Liebling Mauxí ziemlich gut, Maudihí radebrecht schrecklich darauf los. Kabišá scheint sehr intelligent zu sein. Leider reist er für Guedes auf 16 Tage weg, um einen Warentransport von Jurupensem zu Boot den Rio Vermelho herab nach Leopoldina zu leiten. Seine Söhne sollen uns aber zu allen Diensten stehen. So leid es mir tut, ich kann die Leute jetzt wirklich nicht gebrauchen und muß sie mit sanfter Gewalt und einem Stück Tabak hinausschieben. Am Abend kommen sie wieder und bringen einige Tauschwaren. Am nächsten Morgen sind sie wieder da, sie bringen noch die Mutter mit, eine freundliche Frau. Sie geht nackt bis auf eine Binde aus Baumbast, die um die Hüften und zwischen den Schenkeln hindurch geschlungen ist. In kurzer Vorstellung kann ich zum ersten Male meine Instrumente und Spielsachen, wie Phonograph, Schreipuppe, Kletteraffe usw. auf ihre Wirkung hin ausprobieren. Ich kann zufrieden sein. Alles schlägt ein. Der Vater reist ab. Nachmittags holen uns

die Söhne ab, um die Siedelung zu besuchen. In schmalem, langem Kanu geht die Fahrt vonstatten. Der Ältere steuert, der Jüngere stakt und rudert. In einer halben Stunde sind wir an der Sandbank. Auf dem Strande steht eine kleine, beiderseits offene Palmblatthütte, ein roter Arara sitzt davor. 30 m weiter steht ein Sonnenschutz: zwei Stangen sind in die Erde gesteckt, gegen die an der Sonnenseite Matten gebunden sind: eine Art Windschirm (Tafel 10, Abb. 1). In deren Schatten sitzen die übrigen Bewohner, die Mutter, die Schwester mit einem Säugling, ein Tapirapémädchen als Sklavin, alle drei Frauen gleich gekleidet mit der Bastbinde. Schwester und Sklavin haben sich im Gesicht rot bemalt. Ein Handschlag zur Begrüßung, dann laden sie uns zum Sitzen auf der Matte ein. Da uns das unbequem wird, geben sie einen Mörser und einen großen Kürbis als Sitz. Wir beginnen zu tauschen, allerlei Kleinigkeiten; da sie bereits viele europäische Sachen haben, verlangen sie hohe Preise. Immerhin bleibt die Ausbeute sehr gut. Auch Worte abfragen und sonstige Aufzeichnungen geben guten Erfolg. Es ist urbehaglich hier. Gesprochen wird portugiesisch oder mit den Händen, Mauzí dolmetscht; doch hat er den Schalk und macht oft seine Späße dabei. Ich lasse die Söhne ins Skizzenbuch zeichnen. Mit Begeisterung geben sie sich dem Malen hin und behalten schließlich das Buch da, um es mir ein paar Tage später mit vielen Zeichnungen wieder zuzustellen (Tafel 7). Es sind recht heitere Leute. Als die alte Mutter sich nicht länger enthalten kann und die schönen Perlenketten sich umlegt und nun voll eitler Freude darauf niedersieht, lachen alle fröhlich auf, und sie selbst stimmt am heitersten mit darein. Nur zu rasch wurde es Abend, der uns nach Hause fahren hieß. Seit diesem sozusagen offiziellen Antrittsbesuch waren die Knaben oft bei mir, brachten Gegenstände zum Tauschen, wurden ausgefragt, mußten in den Phonograph singen, bekamen die Tierbilderbücher und die ethnographischen Abbildungen in Steinens Reisewerken zu sehen, kurzum, wurden nach jeder Richtung hin ausgehorcht. Am 26. holten sie mich wieder ab ins Dorf, die Frauen hätten Puppen gemacht. Rasch sind die Säcke mit den Tauschwaren, die Bücher, der photographische Apparat bereit. Wir gehen zum Boot; sie haben heute nur ein kleines schmales Kanu da. Mauzí sitzt rasch drin und schöpft Wasser mit einer halben Kürbisschale aus. Adam steigt ungeschickt ein, den photographischen Apparat in der Hand, das Boot schlägt um, und alles liegt im Wasser. Glücklich wird alles gerettet und unter vielem Lachen am schmalen Ufer getrocknet. In einem größeren Boot erreichen wir dann ohne Unfall das Dorf. Heute haben sich die Frauen nicht bemalt, offenbar erwarten sie uns gar nicht. Sie haben aus grauem Ton eine Menge kleiner Figuren hergestellt, die rot und schwarz bemalt sind, mit Wachswülsten als Haar (Tafel 8). Rasch handele ich sie ein gegen Tücher und Perlenketten. Auf diese ist besonders die Schwester recht begierig. Es ist wieder recht gemütlich heute; wir unterhalten uns gut. Die Frauen machen noch zwei große Puppen, trocknen sie in der Sonne und bemalen sie. Die Schwester reibt Urukukerne in der eingeölten Hand, die Sklavin schabt die dadurch entstehende rote Farbmasse mit dem Messer ab und tut sie in eine Kürbis-



Skizzenbuchzeichnungen der Karajá:

a. Jacu. b. Mutum. c. Pirarara.
d. Hundsfisch. e. Tokunaré. f. Adam. g. Dr. Krause.





a. Frau von vorn.



b. Frau von Seite.



c. Mann.



d. Knabe mit Ohrrosetten.



e. Jüngling mit Lanze.



f. Knabe mit Federschmuck.

g. Mädchen mit Schnurrock.

Tonpuppen der Karajá.

schale. Endlich ist es genug. Ihre öligen roten Hände streicht die Schwester auf dem Rücken des Kindes ab, schützt doch solch Farbanstrich gegen Mücken und Fliegen, die in Unzahl hier herumsummen. „Der volle Körperanstrich (mit Urukurot oder Genipaposchwarz) ist unser Schutz gegen die Moskitos, wie ihr euren Anzug habt. Euch schützt der Hut gegen diese Tiere, uns das lange Haar.“ Dann werden die Figuren mit feinen Stäbchen bemalt. Mauzí macht unterdes einen Federkopfschmuck, Maudihí fertigt Pfeile an. Zwischendurch photographiere ich den Sonnenschutz und die beiden Knaben, die Frauen weigern sich (Tafel 9, Abb. 1). Mauzí ist noch recht spielig, er macht zu gerne kleine Späße; Maudihí ist verständiger, kann aber leider zu wenig Brasilianisch sprechen. Reizend ist es, wie das kleine drollige Kindchen seine Gehversuche macht. Glückseligen Blickes verfolgt die Schwester jede Bewegung des kleinen Kerlchens, und als ein paar Schrittchen gelingen, preßt sie es voller Glück an sich und küßt es. Zurück begleiten uns alle bis auf die Sklavin. Im Hause zahle ich noch ein paar Perlenketten nach, die Frauen hocken am Boden umher und suchen emsig einige zerstreut herumliegende Perlen auf; ein rührender Anblick. Eine Tasse Kaffee und ein Stück Tabak erhalten sie noch, dann ziehen sie ab.

Inzwischen geht die Ausrüstung der Flußexpedition nur wenig vorwärts. Der Italiener taucht wieder auf, findet aber auch kein Boot und verschwindet wieder für immer. Diese Gefahr ist also beseitigt. Am 28. Mai liegt plötzlich ein schönes altes Boot am Ufer, es ist zu klein für mich. Ihm gesellt sich am nächsten Tage ein neues riesiges Boot zu, die reine Arche Noah; sie ist zu groß für mich. Mein Nachbar, der Schulmeister und Postagent Paez Leme erbietet sich, mir bis zum 4. Juni zwei Boote, die dazu nötige Mannschaft und genügend Lebensmittel für drei Monate zu verschaffen. Er ist ein alter hagerer Herr mit grauem Haar und Bart. Wir besuchen uns oft. Seine Frau ist eine Chavánte-Indianerin. „Sagen Sie es drüben, wenn Sie wieder in Ihre Heimat zurückkehren, daß es in Brasilien Leute gibt, die es nicht verachten, eine Indianerin zu heiraten.“ Ein prächtiger alter Herr. Am nächsten Tag rückt Militär von Goyaz her ein; es zieht in den Krieg nach dem Rio Somno, den es den Araguaya abwärts und von Sta. Maria aus auf dem Landweg zum Tocantins hinüber erreichen will. Dafür ist die Arche bestimmt. Am 1. Juni kommt ein Händler an, der ebenfalls den Araguaya befahren will. Wo die Boote hernehmen? Die Lage wird immer schlimmer.

Am 2. Juni erscheint plötzlich ein Mann aus Registro mit einer mittelgroßen Igarité. Rasch lasse ich durch Paez Leme Beschlag darauf legen; nach kurzer Zeit ist sie mein Eigentum. Noch solch Boot, und ich kann reisen. Am Abend kommt Guedes aus Goyaz an. Er nimmt die Sache in die Hand, sendet Boten flußaufwärts. Am 6. abends kommt das zweite kleinere Boot an; es wird für mich genügen.

Nun die Mannschaft. Den Koch habe ich schon. Drei andere finden sich auch noch herbei. Der fünfte kommt noch am letzten Tage, zwei Stunden vor der Abreise. Den intelligenten Kabišá hätte ich gern mit mir ge-

nommen. Leider war das unmöglich. Zunächst kam er erst einen Tag vor meiner Abreise wieder an und wollte nicht sofort eine neue, mehrmonatige Reise antreten. Dann aber waren sehr bestimmte Gerüchte im Umlauf, daß seine Familie mit den übrigen Karajá in Fehde lebte. Zwei seiner Söhne sollten früher von anderen Karajá erschlagen worden sein; er selbst ließ seinen Schwiegersohn, einen Karajá von unterhalb, durch Mauxí töten. Diese Fehde war vielleicht beendet. Schlimmer war ein Streich, den der Italiener ausgeübt hatte, der aber auf Kabišá zurückfiel. Der Italiener hatte den Karajá eine Rolle Papier übergeben, die angeblich Kabišá durch ihn schicke. Sie dürften sie aber nicht öffnen, sonst müßten sie alle sterben. Schließlich konnten die Indianer ihre Neugierde doch nicht mehr bezwingen, sie öffneten die Rolle, fanden aber nichts darin. Bald darauf brach die Masernepidemie aus, die natürlich diesem Zauber Kabišás zugeschoben wurde. Es sollte starke Erregung unter den Karajá darüber herrschen, und auch aus diesem Grunde verbot sich die Mitnahme Kabišás.

Besonders tüchtig waren die brasilianischen Camaradas nicht. Mit großen Erwartungen war ich allerdings nicht nach Leopoldina gekommen; waren mir doch von Goyanern und Leopoldinern, die ich unterwegs auf der Reise antraf, sehr absprechende Urteile über die hiesige Bevölkerung abgegeben worden. Die Ruderer seien sehr roh, sie tränken viel Schnaps und arbeiteten nur, wenn es ihnen gefiele; in Leopoldina wohne das faulste und gleichgültigste Volk von ganz Brasilien. Ich gebe diese, von ihren eigenen Landsleuten gefällten Urteile mit Absicht wieder, um einen Vergleich mit meinen Erfahrungen zu schaffen. Diese sind nicht der besten Art: zwei Mann meuterten nach einem Monat, nachdem sie die Sache vorher langerhand vorbereitet hatten; doch hatten sie wenigstens gewartet, bis sie ihren Vorschuß abgedient hatten. An ihrer Stelle nahm ich Indianer an. Ein dritter wurde regelmäßig krank, wenn eine Seitentour in unbekannte Gebiete, wie zu den Šavajé und Tapirapé, unternommen werden sollte. Der vierte, der Koch, entpuppte sich als feiger Großsprecher, der aber soweit zuverlässig war, daß ich ihm den Heimtransport meiner Ladung anvertrauen konnte. Nur einer, Antonio, vom Rio de Peixe stammend, ein Patenkind Guedes', hat ausgehalten und mich überallhin begleitet (Tafel 9, Abb. 2). Er war der einzige, der zwei Jahre lang in die Schule gegangen war, und wurde deshalb von den übrigen Doktor genannt. Er ist mir von größtem Nutzen gewesen, und die Durchführung mancher Sache habe ich nur ihm zu verdanken. Im übrigen taten die Leute ihren Dienst, wenn man nicht mehr verlangte, als sie gewohnt waren zu leisten. Ordnung wußte ich von Anfang an aufrecht zu erhalten, so daß ihnen bald eigenmächtiges Handeln verging.

Die letzten Tage in Leopoldina besserten sie die Boote aus, die große Löcher im Boden hatten und deren Fugen neu kalfaltert werden mußten. Dann bauten sie Toldos, das sind Schutzdächer gegen die Sonne: drei lange Ruten wurden im Hinterschiff in großen Bogen von Bord zu Bord gespannt und mit Palmblättern oder Ochsenhäuten überdeckt.

Gleiche Schwierigkeiten machte die Beschaffung von Proviant. Reis, Bohnen und Speck konnte ich allmählich genügend bekommen, Trockenfleisch sollte ich auf Guedes' Façenda in Dumbasinho, dicht unterhalb von Leopoldina, einnehmen. Aber Rapadura war überhaupt nicht zu haben und von Farinha kamen schließlich nur 1 1/2 Alqueira[1] statt 5 an. So war ich genötigt, in S. José, dem letzten brasilianischen Ort in diesem Gebiete des Araguaya, zusammenzukaufen, was nur möglich war.

Volle 18 Tage waren vergangen, ehe der Abfahrtstag kam. Am letzten Abend war Kirche. Die Camaradas hatten sich Geld zusammengebettelt, Kerzen gekauft und ließen vom Kirchendiener Gottesdienst abhalten. Gesang und Beten klang durch die stille, dunkle Nacht herüber. Zum Schluß der Feier wurde ein riesiges Feuer vor der Kirche entzündet.

Endlich am Pfingstmontag, dem 8. Juni, morgens konnten die Boote beladen werden. 1/2 1 Uhr war alles fertig. Zum Abschied hatte sich die gesamte Bewohnerschaft eingefunden, auch die Karajá waren herübergekommen. Nach langen, lebhaften Abschiedsszenen und unter dem Abschießen der Gewehre fuhren wir 3/4 1 Uhr von Leopoldina ab, neuen Aufgaben und Zielen entgegen.

5. Flußfahrt durchs Gebiet der Karajá bis Conceição.

Noch wenig bekannt ist das Quellgebiet des Rio Araguaya im südlichen Teile des Staates Goyaz (zwischen 16 und 18 ° s. Br., 50 und 53,5 ° w. L.). Die langgedehnten Gebirgszüge der Serra de Santa Rita, Serra de Santa Martha, Serra do Cayapó, die nach Südost und Südwest zum Parana und Paraguay entwässern, senden nach Nordwest und Nordost eine große Anzahl Flüsse, die sich zum Rio Grande vereinigen, der als 4—500 m breiter Fluß mit Eintritt in die große Ebene unter 16 ° s. Br. den Namen Araguaya annimmt. Von hier aus strömt er in nördlicher Richtung dem Amazonas zu. Größere Nebenflüsse nimmt er nur wenige auf. Bei Leopoldina mündet von rechts etwa 50 m breit der bei Goyaz entspringende Rio Vermelho, bei Schischá der eben so kleine Rio de Peixe. Größer ist der Rio Crixá, der etwa unter 14 ° von Südosten her dem Araguaya zuströmt und in zwei Mündungen sich ergießt. Unter 13,5 ° teilt sich der Fluß in zwei Arme, um die Insel Bananal zu bilden. Während der Ostarm nur schmal ist und wenige Zuflüsse aufnimmt, hat der Westarm eine Breite von 6—700 m. Er nimmt bald darauf von links den kleinen Rio Cristallino, dann den wasserreichen Rio das Mortes auf, der, auf der Chapada nordöstlich von Cuyaba entspringend und das Hochplateau von Matto Grosso entwässernd, nach langem Lauf mit zwei breiten Mündungen sich in den Araguaya ergießt. Weniger wasserreich ist der Rio Tapirapé, der unter 11 ° dem Araguaya von Westen zufließt. Unter 10,5 ° vereinigen sich die beiden Arme des Flusses wieder, der

[1] 1 Alqueira = 36,3 l.

Strom ist von hier ab über 1000 m breit. Er hat nun keine nennenswerten Zuflüsse mehr; unter 8° kommt von Südwesten der Rio Pau d'arco samt Nebenflüssen herein. Unter 5,5° vereinigt er sich mit dem von Osten kommenden Rio Tocantins, der ihm im wesentlichen parallel fließt, aber nicht so wasserreich ist und dessen Namen er nun annimmt. Weiter abwärts nimmt er von Westen den Rio Itacayuna auf, um von da an in nördlicher Richtung der Amazonasmündung zuzueilen, die er südlich der Insel Marajo erreicht.

Zwischen Tocantins und Xingu (dem westlichen Nachbarstrom des Araguaya) breitet sich ein riesiges Hochplateau aus, das im Osten aus Gneis, im Westen aus Sandstein besteht; es ist der Ausläufer des großen, durch seine Trockenheit berüchtigten ostbrasilianischen Hochlandes, dessen mittlere Höhe 4—500 m beträgt. Von etwa 16° s. Br. an senkt sich dieses Plateau nach Norden ein, um bei 8° mit einer Höhe von 150 m in das Amazonastiefland abzubrechen. Große geologische Störungen haben hier stattgefunden, vulkanische Gesteine sind durch die Risse emporgequollen, sie erzeugen die riesigen Stromschnellen, die dem Verkehr so hinderlich sind, daß seit anderthalb Jahrhunderten die brasilianische Regierung sich vergeblich bemüht, einen lebhafteren, sicheren Verkehr zwischen Pará und Goyaz einzurichten.
Auf das Plateau aufgesetzt sind im Osten zwischen Tocantins und Araguaya Gebirgszüge aus Granit, Gneis, Schiefer; im Westen sind als Wasserscheide zwischen Araguaya und Xingu senkrechte Gebirgswände sichtbar, die vielleicht Gebirgszüge darstellen, vielleicht aber auch nur Ränder höherer Plateaus sind.

In dieses riesige Plateau nun ist der Araguaya eingesenkt und zwar in einer Flußebene, die unter 15,5° s. Br. etwa 160 m tiefer als das Plateau liegt. Sie ist an der gleichen Stelle 130 km breit, verbreitert sich, je weiter nördlich wir kommen, und beträgt an der Mündung wasserreicher Nebenflüsse, wie des Rio das Mortes, Rio Tapirapé, sowie überhaupt im Bereiche der Insel Bananal mehrere hundert Kilometer Breite. Sie besteht geologisch aus eisenhaltigem Sandstein (Canga) von mindestens 12 m Mächtigkeit, der von Gneis unterlagert wird. Diese Flußebene ist ein trockenes Steppenland; Buschwerk bedeckt den roten oder weißen Sandboden. Nur wo ausgedehnte Sümpfe oder sumpfige Quellgebiete sich dehnen, sind Wald- und Palmenbestände anzutreffen. Jaguar, Tapir und Rehe beleben diese Steppe, flüchtige Strauße durcheilen sie; hoch oben ziehen die Araras paarweise darüber hinweg, kreisen die Aasgeier (Urubus), nach gefallenen Tieren ausspähend. Es ist ein eintöniges wildes Gelände; ich hatte es am letzten Reisetag zu Lande, von Lambari bis Leopoldina, genügend kennen gelernt.

6—8 m tiefer in diese Flußebene eingesenkt ist das Flußbett, das im Süden ein bis mehrere Kilometer breit ist, im Norden stellenweise sich noch weiter ausdehnt. Mit senkrechten Wänden fällt die Ebene ins Bett ab. Der Fluß füllt es in der Trockenzeit nicht völlig aus; es ist daher mit üppigem Sumpfurwald bewachsen, der durch sein dichtes Unterholz und die Unmenge von Schlingpflanzen sowie durch Wasserläufe und Sümpfe fast un-

Tafel 9.



1. Mauzi und Maudihi, mit Netzdecken.



2. Camarada Antonio.

durchdringlich ist (Tafel 10, Abb. 3, 4). Wildschweine, Wasserschweine (Capivaras) und Affen beleben ihn, in den Büschen und hohen Bäumen lärmt der Jacu cigano, ein großer Vogel mit wiedehopfartigem Kopfstutz; aus dem Walde heraus schallt der dumpfe Ruf des Mutum, eines großen Hühnervogels. In der Regenzeit dagegen füllt der Fluß das ganze Bett an und steigt ziemlich hoch. Aller 10—14 Jahre ereignet sich eine Hochflut; da tritt der Fluß über die Bettränder in die Ebene hinaus, und Menschen und Tiere müssen sich auf die höchste Stelle dieser Ebene flüchten (siehe Coudreaus Schilderung [Voyage au Tocantins-Araguaya] der Regenzeit 1896/97).

Der Fluß selbst fließt in diesem Bett in vielen Windungen dahin. Seine Breite ist bei Leopoldina etwa 500 m, am Südende von Bananal etwa 900 m, am Nordende 1100, bei Conceição etwa 1500 m. Gerade Flußstellen (sogenannte Estirão) sind selten. Dann sind die Ufer nicht geschlossen; in zarten Dunst gehüllt schwimmen sie weißlichblau über dem hellschimmernden Wasser, die fernsten Uferpartien schweben als Punktreihen über dem Fluß. Alles ist in Wasserdampf gehüllt. Wie hingehaucht in zarten Konturen erscheint die duftige Ferne. Sonst fließt der Fluß in starken Windungen dahin, die zuweilen, besonders in der Nähe des Rio Cristallino, stark rückläufig sind. Nur selten tritt dabei der Fluß an die Uferwände des Bettes heran; dann bilden diese 10—12 m hohe, steilabfallende Mauern, die sogenannten Barreiras, die oben mit Buschwerk und niedrigen Palmen bewachsen sind (Tafel 10, Abb. 2). Sie sind meist stark unterspült und zerklüftet, und in der Regenzeit, wenn die Wände vom Regen durchweicht sind und große Stücke von ihnen hier und da abbrechen, ist die Fahrt an ihnen entlang nicht ungefährlich. Außer in der Regenzeit bespült der Fluß nie beide Uferwände des Bettes gleichzeitig. Das unbespülte Ufer besteht demnach aus Anschwemmungsprodukten, die sich angehäuft haben und ein schräg anstehendes, 3—4 m hohes flaches Land bilden, das mit dichtem Urwald und Gebüsch bedeckt ist. Meist fließt der Fluß beiderseits zwischen solchen niedrigen Ufern dahin; wo er an ein Steilufer herantritt, bildet dieses das konkave Ufer einer Biegung.

Die Uferlinien sind nicht glatt. Überall ist das Land zerrissen. Viele alte Arme zweigen vom heutigen Laufe ab; entweder bilden sie Inseln oder, wenn sie oben verlandet und nur noch von unter her zugänglich sind, jene zahllosen, durch ihre stille Naturschönheit berühmten Seen. Diese sind äußerst fischreich, sie werden deshalb von Indianern stark ausgebeutet und oft durch riesige Netze oder Zäune abgesperrt. Unzählige Krokodile hausen in ihnen. Vor allem fällt neben dem Seereichtum der Inselreichtum auf. Die Inseln sind nicht gleichmäßig verteilt; insellose Strecken wechseln mit Inselgebieten ab. Letztere sind stets Stellen geringerer Senkung; der Fluß neigt infolge des geringeren Gefälles zu stärkeren Windungen und zu Verzweigungen. Solche Inselgebiete finden sich zwischen Rio de Peixe und São José, vom Südende der Insel Bananal bis zum Rio Cristallino, an der Rio das Mortes-Mündung, im Gebiete der Tapirapémündung, am Nordende von Bananal. Die eigenartigste Bildung ist die Insel Bananal.

Es ist das die größte Flußinsel der Erde. Sie erstreckt sich von 13,5 bis 10,5° s. Br., ist also weit über 300 km lang und etwa 80—90 km breit. Gebildet wird sie von dem Westarm des Araguaya und dem Ostarm oder Furo do Bananal. Früher war der Ostarm wasserreicher als heute, wo er in der Trockenzeit mit 4 m breiter, 1 m tiefer Mündung vom Araguaya abzweigt und jenseits einer riesigen Sandbarre, die sein 300 m breites Bett versperrt, eine Breite von 80 m erreicht. Stellenweise soll er stark versanden; nur in der Regenzeit bietet er glatte Verkehrsmöglichkeit. Der Westarm ist dagegen etwa 700 m breit und auch in der Trockenzeit dauernd befahrbar. Die Insel ist nichts als ein riesiges Stück der Flußebene, das durch den Ostarm herausgeschnitten ist. Sie ist völlig eben und mit Camp bestanden. Kanäle verbinden beide Arme miteinander, besonders im südlichen Teile der Insel, wenigstens in der Regenzeit, während sie in der Trockenzeit teilweise ganz austrocknen. In der Mitte der Insel befindet sich eine große Senke, die in der Regenzeit von einem oder mehreren riesigen Seen ausgefüllt wird. Diese Senke entwässert sich nach Osten und Westen. In der Trockenzeit trocknet sie bis auf einige kleine Sümpfe und Restseen aus; ihren Boden bedeckt dann frischgrünes Gras, Unmengen weißer Gehäuse von Wasserschnecken liegen auf der schwarzen fetten Erde. Ich bin volle 24 km durch diese Senke von Ost nach West hindurchgegangen, ohne ihr Ende zu erreichen.

Der Fluß ist großen Veränderungen unterworfen. Er verlegt oft seinen Lauf innerhalb des Bettes, so daß die Windungen und Inseln nach Ehrenreichs Karte (1888) heute nicht mehr mit Sicherheit wiederzuerkennen sind. Schuld daran sind die jährlichen Hochwasser, die große Strecken der Steilufer abspülen, und die Strömung, die die mitgeführten Bestandteile an ruhigeren Stellen wieder absetzt. Ungeheure Mengen feinen Sandes führt der Fluß mit sich. In großen Anhäufungen setzt er diesen an den Biegungen ab, so daß vor jeder Flußecke der weißgelbe Streifen der Sandbank (Praia) vor dem Grün des Uferwaldes herüberschimmert. Diese Sandbänke steigen am oberen Ende und an der Längsseite ganz allmählich an, während sie am unteren Ende steil, fast senkrecht abfallen. Sie erreichen Längen bis 1½ km und Breiten von 2—300 m. Gegen das Ufer sind sie meist durch eine Rinne abgesetzt, die bei höherem Wasserstande noch mit Wasser gefüllt ist; dahinter wächst dichtes Gebüsch, der Aufenthaltsort unzähliger Mückenscharen. Im April, mit Beginn der Trockenzeit, treten die Sandbänke aus dem fallenden Wasser hervor, sie verschwinden wieder im November und Dezember. Gestalt, Höhe und Ausdehnung, oft auch der Ort der Sandbänke wechselt fast jährlich. Der Sand ist fein, weiß, reinlich und in den höheren Lagen völlig trocken; die Sandbänke stellen also ideale Rast- und Wohnplätze dar und dienen daher den Indianern als Wohnplätze während der Trockenzeit.

Das Tierleben auf den Sandbänken und über dem Fluß ist reger als das der Flußebene. Zwar Vierfüßler sind auch hier selten. Verhältnismäßig häufig waren Spuren von Jaguaren auf den Sandbänken, aus denen hervorging, daß sie ziemlich zahlreich waren und auch nachts an unserem Lager vorbeigelaufen waren. Gesehen und gehört habe ich jedoch keine dieser Katzen.

Außerdem fanden sich noch Spuren eines kleinen wieselartigen Tieres. Zahlreicher sind die Vögel. Weiße Möwen schweben über dem Wasser; der Gaviota jagt abends, mit dem Schnabel das Wasser pflügend, hin und her. Still steht der 1½ m hohe Riesenstorch (Jaburú) in seinem weißen Federkleide auf der Sandbank. Der kleine bunte Tauchervogel (Martim pescador) sitzt im Ufergebüsch, auf Fische lauernd. Trippelnd hüpfen bachstelzenähnliche Vögel raschen Laufes über den feuchten Sand. Wildenten ziehen schreiend quer über den Fluß. In großen Kreisen schwebt der Aasgeier hoch oben in der Luft; rasch stößt er herab, und mit eigentümlich nickenden Bewegungen läuft er über den Sand zur Raststelle, die wir eben verlassen haben. Allenthalben sieht man auf den Sandbänken die Spuren der Schildkröten, die entweder über die Sandbank gewechselt oder ihre Eier oben im trockenen Sand abgelegt haben. Zwei Arten von Schildkröten kommen im wesentlichen in Betracht: die Tracajá, die ihre länglichen Eier in Nestern von 8—12 Stück im August und September ablegt, und die Tartaruga, die ihre runden Eier in Nestern bis 160 Stück im September und Oktober ablegt. Der Spur nachgehend findet man die Stelle, wo sie den Sand über dem Neste wieder zugeschüttet hat. Tief drin, ¾—1 m tief, liegen die Eier im Sande, in feuchter gleichbleibender Wärme. Diese brütet die Eier allmählich aus. Der Sand erhitzt sich sehr stark (eine zufällig vorgenommene Messung[1] mittags 2 Uhr ergab als Oberflächentemperatur des trockenen Sandes 52° C), kühlt sich aber nachts stark ab, so daß erst in gewisser Tiefe konstante Temperatur herrscht.

Das Wasser des Flusses ist weiß und klar, und gerade diese Helle des Wasser erzeugt in den Seen und geraden Flußstrecken jene wunderbaren Spiegelungen und zarten Farbentöne, die eine Fahrt auf dem Flusse so anziehend gestalten. Die mittlere Geschwindigkeit beträgt 30 m in der Minute; an konkav gekrümmten Steilufern jedoch bekommt der Strom eine geradezu rasende Geschwindigkeit, gegen die aufwärts nur sehr schwer anzukommen ist.

Äußerst reich ist das Leben des Wassers. Mit spitzer Schnauze schauen zahlreiche Krokodile aus dem Wasser, langsam hin und herschwimmend; besonders in den Seen halten sie sich gern in großer Zahl auf. Gefährlich sind sie uns nie geworden. Fauchend wirbelt die Fischotter aus dem Wasser empor, verschwindet wieder und taucht weiter abwärts, Männchen machend und fauchend, wieder empor. Scharenweise ziehen große Delphine (Boto) an Stellen tiefen Wassers dahin; mit ihren wasserglänzenden hellen Körpern tauchen sie plötzlich auf, pusten die Luft aus und ziehen mit lautem Geräusch neue ein, sind aber schon wieder unter Wasser, ehe sie völlig eingeatmet haben; ein beängstigender Vorgang, der im Anfang beim Neuling eine Reflexbewegung auslöst: unwillkürlich ahmt man diese plötzlich abbrechende Atmung nach, was äußerst anstrengend ist. Erst allmählich gewöhnt man sich an

[1] Am 7. August 1908, vor Santa Maria. Die übrigen Messungen ergaben: Temperatur der Luft im Schatten 36° C, in der Sonne 38° C, in der Sonne an windgeschützter Stelle 41,5° C; Oberflächentemperatur des fließenden Wassers 29° C.

das Tier und hat seinen Spaß an seinem drolligen Spiel. Tiefwassertiere sind der 4 m lange, mehrere Zentner schwere Pirarucúfisch und der bis 2 m lang werdende Pirarara, beides gern gegessene Fischarten, die mit Harpunen oder stärksten Angelhacken erlegt werden. Im Flachwasser tummelt sich der große Hundsfisch (Cachorra), ausgezeichnet durch sein spitzes Gebiß mit den beiden riesigen Eckzähnen, und der schmackhafte Tokunaré, der flachmäulige Pintado u. a. m. An steilen Uferwänden im tiefen Wasser, verborgen im schwimmenden Zweigwerk des Ufergebüsches oder unter herabgestürzten Bäumen, die der Bootsfahrt böse Hindernisse bieten, lauert die gefräßige Piranha auf ihre Opfer. Dieser schlimme Raubfisch, der mit seinem messerscharfen Gebiß den Finger eines Menschen glatt durchbeißen kann, war in undenklichen Mengen vorhanden in mehreren Arten: der kleinen weißen mit schwarzem gelbumrandeten Wangenfleck, der größeren weißroten und der zwei handspannenlangen schwarzen rotäugigen Piranha. Sie bilden die Hauptnahrung der Indianer und Bootfahrer, sind sie doch meist wohlgenährt und haben ein sehr wohlschmeckendes zartes Fleisch.

Die Boote, die von den Brasilianern zur Befahrung des Flusses verwendet werden, sind in dem von mir bereisten Teile recht klein. Nur abwärts von Conceição nach Pará verkehren große Boote von etwa 1 m Bordhöhe (Batelão). Dem alltäglichen Verkehr dienen Einbäume. Für kleine Fahrten verwendet man Montarias, das sind Einbäume mit je einer bis zwei aufgesetzten Seitenplanken; größere Lasten kann schon die Igarité, ein Einbaum mit drei Seitenplanken, tragen. Meine Igarité war 9 m lang und 5/4 m breit, die Montaria etwa 7 m lang und 1 m breit. Die Einbäume sind dauerhaft gearbeitet. Die Dichtung der Planken dagegen ist wenig haltbar; es wird mit Baumbast und Harz kalfaltert. In den Indianerdörfern kommen stets die Frauen mit großen Wachsklumpen an, um sie an die Bootsleute zum Verkleben der Ritzen zu verkaufen. Wird das Boot alt, so drückt allmählich die Last der geladenen Güter die beiden Ränder des Bodens tief ein, so daß die Bootmitte sich emporwölbt und schließlich platzt. Die Boote machen viel Wasser, und fast aller Viertelstunden muß dieses mit einer halben Kürbisschale ausgeschöpft werden. An Besatzung sind vorhanden vorn zwei Ruderer, hinten ein Steuermann; in der Mitte sitzt der Koch und schöpft das Wasser aus.

Für die Ladung werden eine Handbreit über dem Boden Querstäbe von Wand zu Wand gespannt, um die Waren vor dem Bootswasser zu schützen. Darauf werden die Kisten und Koffer sowie die Säcke für die Lebensmittel gestellt. Bedecken ließ ich die Ladung gegen Regen mit Ochsenhäuten, später auch mit der Zeltdecke. In größeren Booten wird für den Reisenden ein Schutzdach über dem Hinterschiff angebracht, das sogenannte Toldo. 3—4 Zweige werden im Bogen von Wand zu Wand gespannt und mit Palmblättern oder Ochsenhäuten bedeckt. Dies Dach gewährt Schutz vor Sonne und Regen, behindert aber, besonders wenn noch Ladung darin steht, den Raum so stark, daß ich auf der Rückfahrt auf diesen Schutz verzichtete. Als Sitz diente mir eine Kiste. Zur Fortbewegung der Boote bedient man sich der Ruder. Im Vorderschiff ist auf beiden Längsseiten je ein Laufbrett angebracht, auf dem vorn je ein



1. Karajáfamilie unter Mattenschutz.
Bei Leopoldina.



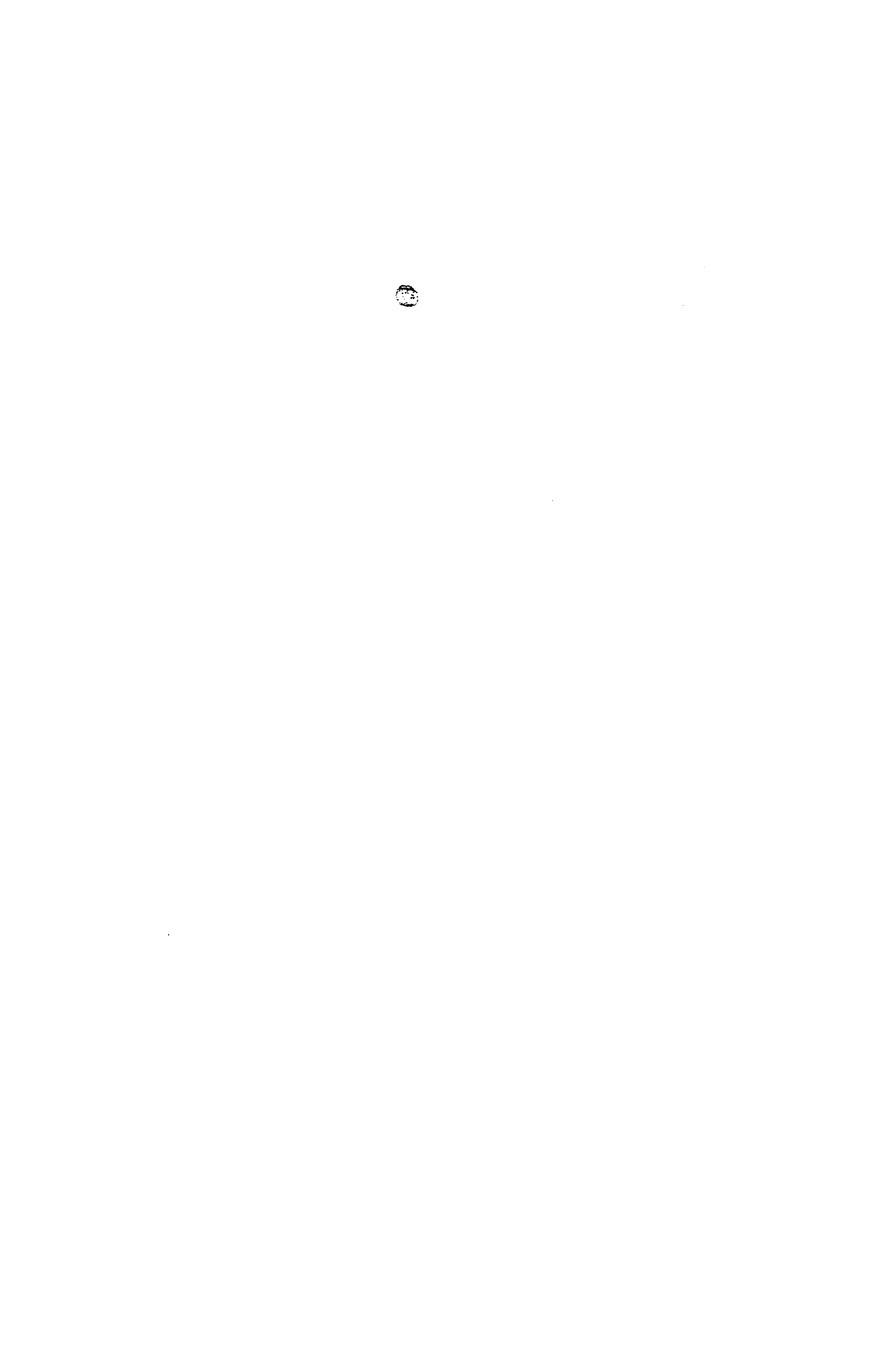
2. Steilufer mit Buschwald.
Rio Araguaya.



3. Sumpfiges Waldufer.



4. Palmengruppe am Ufer.



Ruderer sitzt, der sein Paddel handhabt. Abwärts fährt man mit dem Stromstrich und bringt mit dieser Ausnutzung der größten Wassergeschwindigkeit 60—70 km am Tage vorwärts, obwohl man dabei jede Biegung ausfährt. Aufwärts werden die Boote mit langen Stangen geschoben; die Leute laufen dabei auf dem Laufbrett bis zur Mitte des Bootes. Man sucht stets das ruhige Wasser auf, fährt also an den Längsseiten der Sandbänke hin. Ist man an der Flußbiegung angekommen, so überquert man rudernd den Fluß. Die Leute (Brasilianer und vor allem die Indianer) verstehen es durch geschickte Steuerung, fast im rechten Winkel hinüber zu fahren, so daß drüben die Fahrt in gleicher Höhe weitergehen kann. Schwere Arbeit machen die Steilufer. Hier ist das Wasser meist sehr tief, so daß gerudert werden muß und man gegen die starke Strömung nur langsam vorwärts kommt, zumal eine Unmenge herabgestürzter Bäume beständig das Fahrwasser unsicher machen.

Das Leben auf der Bootsreise gestaltet sich sehr einfach. Gegen ½ 6 Uhr treibt einen die Morgenkühle (16—18° C) vom Lager auf; rasch wird etwas Kaffee gekocht, und gegen ½7 Uhr geht die Fahrt los, hinaus in die wundervolle Morgenfrische. Die Sonne wirft eben ihre ersten Strahlen über den Uferwald herüber aufs Wasser, der Fluß dampft stark, zarte Nebel flattern durchs Boot, das unter den kräftigen Ruderschlägen der Leute rasch dahinfliegt. Gegen 9 Uhr wird an einer Sandbank gelandet, um das Frühstück zu kochen. Als Brennholz dienen dürre Bäume, die die letzte Hochflut auf der Sandbank abgesetzt hat. Rasch haben die Leute genügend davon herbeigeholt, der Koch bereitet das Mahl. Der Bohnentopf wird wieder ans Feuer gebracht, Reis und Trockenfleisch werden frisch gekocht; zuweilen gibt's Fisch oder Wild (Reh, Tapir, Mutum). Nach einer Stunde ist das Frühstück fertig; rasch ist es verzehrt, den Abschluß bildet Kaffee. Sonst dient Wasser als Getränk. Anfangs ließ ich es abkochen und kühlte es dann in porösem Wasserkühlgefäß. Doch setzte es darin stark ab und ging oft zur unrechten Zeit aus. Später zerbrach der Topf, Ersatz war nicht zu beschaffen, so habe ich von da ab monatelang direkt aus dem Fluß getrunken. Das Wasser war rein und klar und hat mir unabgekocht nichts geschadet. Unangenehm war nur seine hohe Temperatur: mittags 2 Uhr 29°, früh 6 Uhr 26° C. ½11 Uhr geht es weiter, es beginnt die heiße Mittagsfahrt. Das Thermometer zeigt im Schatten 33—36° C an. ½1 Uhr wird irgendwo haltgemacht. Die Teller werden verteilt, ein Stück Rapadura (in Ziegelsteinform gepreßter brauner Zuckersaft) wird herausgenommen, jeder schabt sich, soviel er will, auf den Teller, gibt Farinha darauf, mischt das Ganze, setzt Wasser zu und löffelt dieses Jacuba genannte Gericht aus. Es wirkt sehr erfrischend und ist sehr nahrhaft. Später auf der Rückreise nach Süden, als die Sonne monatelang über uns senkrecht stand, wurde in den Mittagsstunden Hitzeaufenthalt unter schattigen Uferbäumen gemacht und dabei gefischt. Etwa 1 Uhr wird weitergefahren und gegen 4 oder ½5 Uhr nach einer guten Sandbank für das Nachtlager ausgespäht. Eine geeignete Sandbank ist eine solche, die hoch, also trocken ist, nicht zu steil an-

steigt, so daß der Aufstieg leicht ist, die Boote aber dicht heranfahren können, und auf der Brennholz herumliegt. Außerdem soll sie breit sein, so daß man von den Moskitos am Buschrande genügend weit entfernt ist. Die Boote werden an den Rand gefahren, die Bootsstange wird senkrecht in den Sand gesteckt und das Boot daran gebunden; das ist die ganze Befestigung. Die Leute gehen Holz holen, der Koch setzt das Essen an. Dann wird das große Zelt für mich, das kleine für Adam aufgeschlagen. Ich lasse mein Zelt in der Längsrichtung des Flusses aufstellen und behalte nachts beide Eingänge offen, damit der kühle Nachtwind hindurchstreichen kann. Aufgebaut wird es von der jeweiligen Bootsmannschaft. Die Leute liegen unter Decken im Sande; ich schlafe auf dem Feldbett unter der Kamelhaardecke; früh muß ich noch das Plaid gegen die Morgenkühle überlegen. Die Wäschesäcke, mein kleiner Koffer mit Büchern, Geld und Instrumenten, Revolver und Buschmesser, die Gewehre, Stuhl und Tisch, die photographischen Apparate, das Wasserkühlgefäß mit dem Trinkbecher gehören zur Zelteinrichtung. Die Thermometer werden aufgehängt, die Barometer zurechtgelegt. Dann wird gebadet, d. h. wenn es möglich ist. Man kann nur an sanft einfallendem Sandstrand baden, ohne Gefahr zu laufen, von allem möglichen Getier belästigt zu werden. Ist das Wasser tief, so beißen einen die gefräßigen Piranhas, die mit ihren großen, scharfen Zähnen große Fleischstücke herausreißen. Ringsum lauern im tiefen Wasser die Krokodile. Gibt's Schlamm, so liegt darin der Rochen versteckt, dessen Stachel bei zufälligem Darauftreten bösartige Wunden reißt. Im flachen Wasser jagt das Candirufischchen umher, das nur zu gern in alle Körperöffnungen eindringt. So will der Badeort mit viel Vorsicht ausgewählt sein. Gegen 6 Uhr ist das Essen fertig; das Menu ist dasselbe wie beim Frühstück. Später kamen auch Schildkröten und Schildkröteneier auf die Tafel. Das heißt, Tafel gab es ja nicht. Man aß vom Teller, den man im Sande sitzend in der Hand auf den Knien hielt. Da das Fleisch und die Bohnen ja doch hart sind, esse ich fast nur Reis und Fisch, nur mit dem Löffel. Das Messer brauche ich nur, wenn einmal ein Hirsch geschossen wurde und der saftige, aber zähe Braten am Holzspieß neben mir im Sande steckt. Senf schmeckt besonders gut dazu. Es ist schon dunkel, wenn wir essen. Licht anzubrennen, empfiehlt sich nicht, da sonst unzählige Insekten angelockt werden und einem das Essen unmöglich machen. Auch so schon setzt man sich möglichst abseits vom Feuer; und doch umschwirren einen Mücken und Fliegen und springen die blaßfarbigen Sandspringer, eine Art Heupferd, auf den Teller, so daß es nicht immer möglich ist, sie rechtzeitig vom Löffel zu entfernen.

Unterdessen ist es völlig Nacht geworden, der Mond scheint hell. Im Sande sitzend, erzählt man sich allerlei oder trinkt, seinen Gedanken nachhängend, still für sich seinen Becher Mate. Die Leute gehen 1/28 Uhr schlafen. Nur der Koch sieht aller 1—2 Stunden einmal nach dem Bohnentopf, der über dem Feuer steht; aller Stunden geht ein Mann in die Boote, das Wasser auszuschöpfen; sie wechseln sich damit ab. Wache ausstellen ist unnötig. Die übrigen schlafen. Nur ich muß mir bis 9 Uhr noch die Zeit

vertreiben, um die Ablesungen vorzunehmen. Das Thermometer zeigt in der Luft etwa 23°, im Wasser 25° C. Dann geht es endlich schlafen. Stellenweise gab es viele Moskitos, so besonders auf der Strecke von Leopoldina bis zum Rio Cristallino und dann wieder im Gebiet der Tapirapémündung. Unter dem Moskitonetz konnte man ruhig schlafen, sicher vor den kleinen Musikanten, wie meine Leute diese Blutsauger nannten. Weiter abwärts vertrieb sie der starke Wind, der täglich mittags und nachts stundenlang wehte und, zum Sturm ausartend, uns mittags oft zwang, stundenlang Zuflucht vor den Wellen an einer Sandbank zu suchen, nachts dagegen das Zelt umwarf. Die Nächte sind kühl, fast kalt zu nennen. Allmählich bekommen alle Leute den Schnupfen, viele husten stark. Sonst aber erfrischt die kühle Nacht, so daß wir gesund blieben und täglich morgens neu gestärkt waren.

Die Nächte sind recht unruhig. Zwar größere Tiere sind nicht zu vernehmen. Von Jaguaren blieben wir verschont, und nur einige Male kamen Krokodile auf die Boote geklettert, um das dort liegende Trockenfleisch wegzufressen. Aber die Kleinwelt ist zahlreich vertreten. Fliegende Ameisen, kleine schwarze Käfer, Fliegen plagen einen bis zum letzten Sonnenstrahl, um dann von den Moskitos abgelöst zu werden. Alles mögliche Getier kriecht und springt im Sande umher, kommt ins Gesicht, in die Augen und stört einen beim Essen und Schreiben. Und dann beginnt der Lärm im Walde. Da zirpen die Zikaden tausendfach, quaken unzählige Frösche in den Lagunen, hämmert das Sumpfhuhn, dreht der Brüllaffe ohne Unterlaß die Kaffeemühle; ein vielfältiges Konzert. Dazu unterhält sich unser kleiner Köter stundenlang mit dem Echo, oder bellt mit Ausdauer ein totes Krokodil an, das die Leute geangelt und dann erschlagen haben.

Am 8. Juni also waren wir mittags 12[40] Uhr von Leopoldina abgefahren. Am nächsten Morgen legten wir zur Frühstückspause bei Guedes' Viehfaçenda an, um die für uns bereiteten 30 kg Trockenfleisch zu laden. Kaum waren wir von da abgefahren, als dumpfe Hornsignale von abwärts heraufttönten. Wir antworteten mit dem Kuhhorn. An der Flußbiegung kam ein großes Boot in Sicht mit 10 Mann Besatzung, das von Conceição nach Leopoldina zurückfuhr. Also einen Tag länger gewartet, und das versprochene Boot samt Mannschaft wäre wirklich in Leopoldina angekommen. Am 11. früh ½8 Uhr passierten wir die Mündung des Rio de Peixe, bald darauf erreichten wir Schischá. Dies ist ein kleiner brasilianischer Ort, der sich seit wenigen Jahren im Anschluß an ein Karajádorf gebildet hat. Letzteres liegt während der Regenzeit mit oben auf dem Steilufer. Mit Beginn der Trockenzeit siedeln die Indianer aber herab auf eine Sandbank, um später beim Auftauchen besserer Sandbänke dorthin zu ziehen. So fanden wir dicht oberhalb von Schischá auf einer Sandbank die Ruinen eines Dorfes. Die Dächer der vier Häuser waren großenteils eingefallen, Bogen, Pfeile, Tonscherben, Urukúfrüchte, die die rote Farbe zur Körperbemalung liefern, Fischgräten lagen zerbrochen in wilder Unordnung umher. Deutlich hoben sich die schwarzen Herdstellen vom weißen Sande ab. Große viereckige Ge-

rüste standen vor den Häusern, wohl um darauf Vorräte aufzubewahren. Dreiviertel Stunde verging mit Photographieren und Zeichnen.

Wir fahren weiter. Nach 20 Minuten bereits kommt rechterhand das erste größere Dorf der Karajá in Sicht. Auf einer Sandbank gegenüber lege ich an und lasse das Lager aufschlagen. Schon kommen auch zwei lange Boote herüber mit drei und vier rot und schwarz bemalten, mit Pfeilen, Bogen und Keulen bewaffneten Indianern besetzt. Alle tragen Holzstäbe in der Unterlippe, die Jünglinge außerdem weiße Perlenhalsketten, sowie Wadenbänder und Armstulpen aus rotgefärbter Baumwolle. Von Ohr zu Ohr über die Augen hinweg haben sie einen vier Finger breiten roten Streifen aufgemalt, ihre charakteristische Begrüßungsbemalung. Mit eigentümlich schwankenden Schritten, die Arme über der hochgewölbten Brust verschränkt, kommen sie heran und bieten mit künstlich verhaltener Stimme auf indianisch den Gruß: alaline. Der alte Häuptling Cadete Chico, dem die Haut schon zu schrumpfen beginnt, bringt als Geschenk kleine Kokosnüsse und Bataten; er erhält Tabak dafür. Sie sind mittelgroße, kräftige Leute von wohlgestaltetem Körperbau und athletisch entwickelter Schultermuskulatur. Das schwarze Haar, das bei seitlicher Beleuchtung einen leichten roten Schein hat, hängt hinten lang herab und ist am Ende leicht gewellt. Vorn ist es mit den Augenbrauen glatt abgeschnitten. Später führe ich den Phonographen vor. Erst erstaunt, dann begeistert hören sie zu; die Frauen sollen ihn auch hören, sagen sie[1]. Nach dem Frühstück fahre ich samt Adam mit ihnen ins Dorf hinüber. Zwei Hütten sind bewohnt, eine dritte steht leer, eine vierte ist erst halbfertig. Auf den Dächern schreien rote Araras, zwischen den Häusern irrt ein kleiner zahmer Strauß umher, von den Hunden gehetzt. Breite Matten bedecken den Boden der Hütten. Tief sich bückend kriecht man durch den niedrigen Eingang ins kühle Innere (Tafel 11, Abb. 1). Ein wohltuendes Halbdunkel herrscht hier. Auf der Matte nehme ich Platz, ringsum sitzt die gesamte Familie. Der Häuptling stellt sie vor: das ist meine Frau, das sind meine Kinder; der da gehört ins Nachbarhaus, die Frau da ist meine Schwägerin usw. Die Frauen sind viel kleiner als die Männer, schmalschultrig und schmalhüftige, grazile Gestalten. Nur die Fettpolster über den Glutäen sind bei ihnen zuweilen reichlich stark entwickelt. Schön sind die ovalen Gesichter der Mädchen mit den dunkelbraunen Augen, die naiv begehrlich zwischen den schlitzförmigen Lidspalten hervorsehen. Rasch beginnt der Tausch. Ich lasse herbeibringen, was sie haben. Überall hängen Gegenstände an den Dachsparren, stecken im Dach selbst, lehnen in der Ecke

[1] Über diese Musikliebe der Karajá berichtet bereits der Truppenführer Fonseca aus dem Jahre 1773 (Rev. trim. VIII, 2. Aufl. 1867, S. 382): Die Karajá lieben die Musik sehr; wenn gespielt wurde, kamen sie und vergaßen essen und schlafen. Die Frauen waren bis dahin von den Indianern nicht mitgebracht worden, auch Geschenke hatten sie nicht zu reizen vermocht. Aber damit auch die Frauen die Musik hören sollten, wurden sie nachts in den Boten herbeigerudert und blieben tagsüber darin liegen, unter großen Matten verborgen. Da es aber doch unmöglich sei, Frauen dauernd zu verbergen — wie Fonseca sich ungalanterweise ausdrückt —, wurden sie schließlich doch entdeckt.



1. Trockenzeithütte der Karajá.



2. Karajádorf.



3. Rauchende Karajáfrauen.



4. Karajágeschwister.

der Hütte, liegen draußen auf den Vorratsgerüsten vor dem Hause oder sind in den langen Deckelkörben aufbewahrt, in denen jeder Indianer sein persönliches Eigentum an Schmucksachen, Geräten usw. aufhebt. Alles, was wir entdecken können mit unsern Augen, wird herbeigeholt; die Körbchen werden ausgekramt und die mir wichtig erscheinenden Sachen herausgesucht. Dann sage ich Adam meinen Höchstpreis und lasse ihn nun handeln. Inzwischen frage ich die Umsitzenden nach Namen und Zweck des Gegenstandes, lasse mir Gebrauch und Herstellung vorführen, skizziere den Grundplan des Hauses, zähle die Insassen, notiere ihren Schmuck und ihre Bemalung, und was derartige Untersuchungen mehr sind. Die Lippenpflöcke geben sie ohne weiteres her, nur selten zögern sie ein wenig, als schämten sie sich; ganz allgemein aber stecken sie sich sofort Reservepflöcke in das Loch. Leicht ist auch der Ohrschmuck zu haben: die tulpenartig am Ende eines kleinen Stabes befestigten Federn, aus deren Mitte der Zahn eines Kapivara emporragt, der Schmuck kleiner Kinder; die Federrosetten mit zentraler Perlmutterscheibe, ebenfalls am Ende eines Rohres befestigt, der Schmuck der Jugend; schließlich die einfachen, nur am Vorderteil mit Schnitzmustern verzierten gelben, roten und schwarzen Rohrstäbe, der Schmuck der Erwachsenen. Hierin wird schön das Schmuckloswerden des Alters sichtbar; geschmückte verheiratete Leute würden sich lächerlich machen. Schwerer sind die Abzeichen der Ledigen, die abnehmbaren Armstulpen und die am Körper selbst angehäkelten Waden- und Knöchelbänder zu erhalten, die alle aus rotgefärbter Baumwolle hergestellt sind. Leicht geben sie dagegen wiederum die Fingerringe aus Schwanzringen der Tejúeidechse ab, sowie die Halsketten des weiblichen Geschlechts aus Thevetiafrüchten und andere aus weißlichen, kiulãní genannten Früchten, die in der Pflanzung gezogen werden. Den Namen dieser Frucht wenden sie in der verkürzten Form kiulá auf die Glasperlen an.

Diese bilden den Hauptbestandteil meiner Tauschwaren; sie wurden besonders für größere Schmucksachen, Schmuckgegenstände, Pfeile usw. verwendet. Hier in Schischá gingen vor allem kleine weiße Stickperlen. Alle Perlensorten wurden erst von einem Sachverständigen begutachtet und, wenn sie dem Biß der Zähne widerstanden und in ihrer Farbe zusagten, angenommen. Sonst wurden sie zurückgewiesen. Überhaupt war der Tausch durchaus nicht einfach, sondern erforderte oft viel Geduld und Zurückhaltung. Verhältnismäßig leicht waren kleinere Schmucksachen, Ton- und Wachsfiguren, Lebensmittel aller Art zu erlangen; man gab dafür ein drei Finger langes Stück Goyaner Rollentabak. Diesen schätzen sie außerordentlich hoch ein; denn ihre eigene Tabaksorte ist minderwertig, von schlechtem Dufte. Ganz gierig sind sie daher auf besseren Tabak, den sie leidenschaftlich rauchen, Männer wie Frauen, jung wie alt. Selbst Säuglinge ziehen zuweilen schon an der Tabakspfeife. Ganz eigenartig ist die Sitte, wie sie rauchen. Sie pfropfen die Pfeife dreiviertel voll kleingeschnittenen Tabaks, legen ein Stück glimmende Holzkohle darauf, halten mit der Hand oder dem Finger die Öffnung zu und saugen nun solange am anderen Ende der Pfeife, bis der Tabak sich entzündet hat. Meist, aber nicht immer, entfernen sie die

Kohle. Sodann geben sie sich dem ungestörten Genusse ihrer Pfeife hin. Sie stecken stets den Zeigefinger vorn in die Öffnung und ziehen vielmals rasch hintereinander den Rauch ein; es erweckt den Anschein, als ob sie saugten oder tränken (Tafel 11, Abb. 3). Dann nehmen sie die Pfeife aus dem Munde und blasen den Rauch auf einmal aus. Für größere Schmuckstücke, Geräte, Spielsachen usw. wurden kleine Messer, Scheren, Angelhaken und Spiegel verlangt, für Boote, Lanzen, Bogen mit Pfeilen, Reisebegleitung für 8—10 Tage ein Beil oder ein Waldmesser oder 4 m Baumwollstoff zu einer Schlafdecke. Für die Eisenwaren hatten sie ebenfalls besondere Leute zur Begutachtung. Lange untersuchten diese die Messer, Beile, Scheren, unterwarfen sie der Nagelprobe, diskutierten über die Weite des Schaftloches, die Form der Schneide usw. Nach vielem Verhandeln endlich wurden sie angenommen. Hauptsache sind möglichst große Eisengeräte und möglichst schön aussehende, blau angelaufene Beile. Auf die Güte kam es ihnen zunächst weniger an; erst als sie erkannt hatten, daß meine Messer trotz ihrer Kleinheit ihre scharfe Schneide dauernd behielten, nahmen sie sie ohne Widerrede. Angenehm war es, daß sich andere nicht in den Tausch einmischten; sie gaben nur ihr Urteil ab, wenn der Verkäufer sie darum fragte, überließen ihm aber völlig die Entscheidung. Der eingetauschte Gegenstand wanderte erst ringsum von Hand zu Hand und kam erst spät zum Besitzer zurück. Zuweilen wurden wir rasch einig, oft aber dauerte der Handel um einen Gegenstand recht lange, besonders wenn die Indianer gar nicht zufrieden zu stellen waren, was ja auch vorkam. Köstlich war es, wie wir uns dann gegenseitig verstellten; jeder schützte vor, den anderen nicht zu verstehen, um auf seinem Standpunkt beharren zu können. So tat ich, wenn sie gar zu hohe Preise forderten, oder wenn sie immer wieder Tabak und Eisen haben wollten, sie aber, wenn ich nun ihre Forderungen abschlug, oder sie um Fische und andere Nahrungsmittel bat. So haben wir uns manchmal gegenseitig geärgert, sind aber immer wieder gut auseinander gekommen.

Zum Schluß gibt es die Vorstellung: die Schreipuppe muß heraus. Es ist eine nette Puppe mit blondem Lockenhaar und blauen, schließbaren Augen; legt man sie auf die Seite, so gibt sie einen wimmernden Laut von sich. Alle glauben, daß das kleine Ding lebe. Mehrere Frauen wollen sich gutmütigerweise des armen Würmchens annehmen und seinen Hunger stillen, sind aber äußerst erschrocken, als das Kleine die ihm gebotene natürliche Nahrung nicht annimmt. Erst später merken sie, daß es eine Puppe ist, und freuen sich dann über sie. Schallende Heiterkeit indes löst der Blechaffe aus, der am Faden auf- und abklettert. Wieder und wieder muß ich an der Schnur ziehen, und immer wieder verfolgen sie leuchtenden Auges und lachenden Mundes, wie das Tier von unten aus bald langsam, bald rasch nach oben klettert. Dann kommt der Hampelmann an die Reihe. Auch er erregt schallendes Gelächter. Damit hatte ich sie gewonnen. Die Männer waren recht angenehm im Umgang, die Frauen stiller, zurückhaltender; wenn sie lachten, bedeckten sie das Gesicht mit der Hand und blickten durch die gespreizten Finger hindurch. Ganz reizend waren die Kinder (Tafel 11,

Abb. 4). Heiter und lustig tummelten sie sich umher, ohne sich zu streiten oder ungezogen zu werden. Uns gegenüber benahmen sie sich höflich, wurden bald zutraulich, ohne aber in plumpe Vertraulichkeiten zu verfallen. Man konnte wirklich seine Freude an ihnen haben. Die kleinen Knaben liefen ganz nackt umher, während die Mädchen schon von früh auf schwarze Baumwollgürtel tragen, deren Vorderfransen später durch einen übergehängten Bastschurz verdrängt werden, bis schließlich mit Eintritt der Reife der ganze Gürtel durch die Bastbinde ersetzt wird. Überallhin werden die Kinder mitgenommen, denn der Indianer liebt sie über alles. Die Kleinen trägt die Mutter auf dem Arm oder auf der Hüfte, die Größeren führen Vater und Mutter an der Hand. Erst von etwa 5 Jahren an tummeln sie sich frei herum im Lager des Fremden.

Eine seltsame Type war ein alter Savajémann, der als eine Art Sklave hier in Schischá zu leben schien. Ein großer starker Mann mit breitem, gutmütigem Gesicht, stand er abseits da, auf die Keule gestützt, einen großen Strohhut auf dem Kopf, ein schmutziges Tuch um die Schultern geschlagen: Eumäus, der göttliche Sauhirt. Leider wollte er sich durchaus nicht photographieren lassen; auch alle übrigen weigerten sich. Ich hatte ihnen nämlich die Aufnahme der beiden Knaben Kabišás gezeigt, um zu sehen, ob sie ihre Verwandten in Leopoldina nach dem Bilde wieder erkannten. Das war zwar der Fall, aber nun verweigerten sie eigene Aufnahmen, so daß ich beschloß, nie mehr Photographien zu zeigen. Zwei Stunden verliefen rasch in angenehmer Abwechselung. Gegen 4 Uhr fahren wir ins Lager zurück, begleitet vom ganzen Dorfe, einigen 20 Personen. Der Phonograph wird aufgebaut und vorgeführt. Laute Schnalzlaute des Erstaunens stoßen sie aus. Aufmerksam hören sie zu; nur die meist äußerst breitklingenden Worte, die den Namen des Stückes bezeichnen und der Musik vorausgehen, lösen schallende Heiterkeit aus und reizen zur Nachahmung. In wunderbar malerischen Stellungen sitzen und liegen sie da umher, hier die Männer, dort die Frauen. Die Kinder liegen lang ausgestreckt im Sande, den Kopf in den Händen aufgestützt, und lauschen mit großen fragenden Augen den fremden Klängen. Und sie können es gar nicht satt bekommen, immer und immer wieder die Musik zu hören. Unsere Instrumentalmusik bleibt ihnen fremd, dagegen erkennen sie die Vogelstimmen als solche. Am liebsten hören sie die Gesänge, und zwar die der Frauen; denn da ihre Frauen selbst nicht singen, so staunen sie und lauschen verhaltenen Atems der machtvollen Tonfülle unserer weiblichen Gesänge. Plötzlich große Aufregung, alles spricht lebhaft durcheinander, die Frauen und Kinder eilen nach den Booten: das große Soldatenboot ist von Leopoldina her in Sicht. Ich beruhige sie, so gut es geht, doch sie sind nicht zu halten, rasch fahren sie ins Dorf hinüber. Nur acht Männer bleiben bei mir im Lager. Nach dem Abendbrot, dessen Reste sie gierig verschlingen, geht es an Aufnahmen ihrer Gesänge. Gemeinsam singt der ganze Chor ein melodisches Lied, leider so leise, daß der Stift keinen Eindruck hinterläßt. Dann baue ich sie einzeln vor den Apparat und gewinne so brauchbare Aufnahmen. Für jede Walze gibt es ein Stück Tabak. Schwatzend

und lachend fährt schließlich gegen 7 Uhr die ganze Gesellschaft in langen, schmalen Booten ab.

Am nächsten Morgen sind sie schon um 6 Uhr da und bringen Fische zum Verkauf. Mit Cadete Chico setze ich mich vors Zelt; bald bringe ich ihn dazu, mir Sagen zu erzählen, besonders die Schöpfungssage. Ab und zu stockt er, einen kleinen Schnaps zu erzwingen, den er fürs Leben gern trinkt. Überhaupt war hier das Schnapstrinken leider recht Sitte; auch die Frauen verlangten nach dem Feuertrank. Glücklicherweise blieb es das einzige Dorf, wo Frauen Schnaps tranken. Anderwärts wiesen auch die Männer ihn meist zurück. Nach dem Frühstück kommen Frauen und Kinder herüber. Um über die Völker westlich des Araguaya etwas zu erfahren, zeige ich ihnen Steinens Reisewerke. Sie kennen die Xingustämme nicht, deren gesamte Kultur ist ihnen fremd. Lebhafte Debatten entspinnen sich über Besonderheiten der Kleidung, des Schmuckes, von Gegenständen. Dann kommt das Tierbilderbuch an die Reihe. Da gibt's nun viel Fragen, Schwatzen und Lachen. Sie erkennen die Tiere ihres Landes und nennen ihre Namen, fragen nach den ihnen fremden. Da muß ich nun den Elefant, die Giraffe, den Bär demonstrieren, die Tierstimmen vormachen. Es ist ein fröhlicher Mittag da im glühenden Sand, etwas heiß, aber unterhaltend und ergebnisreich. Nachmittags fahren sie ab. Ich habe ein Wasserkühlgefäß bestellt, das noch angefertigt werden soll. Denn hier in Schischá werden Kochtöpfe, Eßschüsseln, Wasserkühlgefäße, sodann feingeflochtene Siebe für die Brasilianer im großen hergestellt; und während ihr übriges Tongeschirr zwar gefällig in der Form, aber unverziert ist, verzieren sie dieses Exportgut mit roter Erdfarbe. Außerdem habe ich mit dem Häuptling wegen eines Ruderers verhandelt. Morgen früh soll er antreten, um mein schweres, großes Boot mit zu rudern. Der Mann, Pedro genannt, soll ein Messer, eine Tabakspfeife, eine Decke, einen Anzug als Moskitoschutz, sowie 120 Milreis bekommen. Der Häuptling verlangt für sich ein Beil und ein Messer, außerdem soll ich ihm von den Tapirapé einen roten Arara mitbringen. Sie sollen es haben. Der Nachmittag und Abend vergeht mit inventarisieren. Nur zum Abendbrot stellen sich pünktlich fünf Mann wieder ein; sie bekommen den Überrest, dann rücken sie wieder ab. Die Nacht bricht herein. Im Dorf brennen alle Feuer, es ist unruhig da drüben; auf dem Fluß fahren Boote mit Fackeln hin und her.

Am 12. Juni früh packen wir ein und fahren zum Dorf hinüber. Das Gefäß ist fertig; es kommt ins Boot, um das abgekochte Trinkwasser zu kühlen. Über Pedro wird mit dessen Mutter endgültig verhandelt, der Häuptling, ihr Bruder, vermittelt nur noch. Pedro wird aufgenommen; im Deckelkörbchen hat er seine Sachen verpackt, Bogen und drei Pfeile nimmt er zum Fischfang mit. Schließlich werden wir einig; der Häuptling erhält sein Messer und statt des Beiles 5 Milreis, die er wohl in Schischá in Schnaps anlegen wird, Pedros Mutter etwas Tabak. Zum Abschied kommt das ganze Dorf an die Boote, um eine letzte Gabe Tabak und Schnaps zu empfangen; lange Abschiedsreden fliegen hin und her; endlich fahren wir ab. Mittags



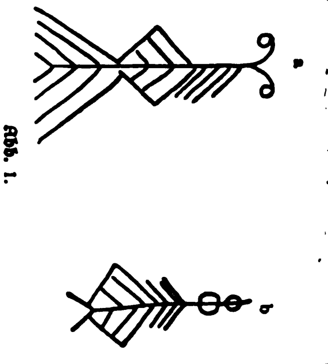


Abb. 1.
Sandzeichnungen von Tanzmasken.
a) idjaẑó-Maske. b) ladení-Maske.

·liches, was mir gerade gut dünkt
von São José zum Plauderstündche
Ältere unter ihnen, wie Ehrenreic
ausgegraben hat. Nach dem Esse
fe und legt sich neben uns in de
ich mit leichtgebogenen Beinen un
wa 30 Jahre alt; seine drei kleine

1. oben: Kochplatz der Karajaindianer.
2. unten: Karajáknaben.





3. oben: Maskenhütte in Dorf 7 (Südhorde).
4. unten: Frauen und Mädchen der Karajá.

it roter Erdfarbe. Außerdem hab
uderers verhandelt. Morgen früh
oßes Boot mit zu rudern. Der
ne Tabakspfeife, eine Decke, einen A
kommen. Der Häuptling verlangt
m soll ich ihm von den Tapirapé ei
haben. Der Nachmittag und A
m Abendbrot stellen sich pünktlich
n Überrest, dann rücken sie wieder
ennen alle Feuer, es ist unruhig da
it Fackeln hin und her.

Am 12. Juni früh packen wir e
efäß ist fertig; es kommt ins Boo
ählen. Über Pedro wird mit des
äuptling, ihr Bruder, vermittelt nu
eckelkörbchen hat er seine Sachen
zum Fischfang mit. Schließlich w
in Messer und statt des Beiles 5 Mil
nlegen wird, Pedros Mutter etwas
orf an die Boote, um eine letzte Ga
ange Abschiedsreden fliegen hin und

treffen wir auf einer Insel eine einsame Karajáhütte. Etwa 15 Leute wohnen hier, sie bauen Boote für das Dorf bei Schischá. Eine Stunde Aufenthalt vergeht rasch mit Tausch, Erzählen, Vorstellung. Ich komme gut aus mit den Leuten; sie sind heiter, lachen gern und herzlich und machen auch gern einen Spaß mit. Besonders lustig sieht ein junger zahmer Mutum aus, dem sie kleine rote Beinbänder angehäkelt haben.

Am nächsten Morgen kommt uns kurz nach der Abfahrt aus dem Lager ein Indianerboot entgegen, das nach der Pflanzung fährt. Bald darauf kommt ein Dorf in Sicht. Es ist klein, umfaßt nur vier Schutzdächer mit etwa 20 Bewohnern, besteht aber schon seit mindestens 30 Jahren. Eine Menge buntbemalter Knaben, Jünglinge und Männer kommt ans Ufer. Sie tragen als Prunkwaffe lange Holzlanzen mit Knochenspitze und langen Federbüscheln darunter in der Hand, sowie lange Keulen aus schwerem Holz, die der Länge nach geriefelt und zum Teil mit gemustertem Geflecht umgeben sind. Diese Keulen sind ihre eigentliche Waffe. Pfeil und Bogen benutzen sie fast ausschließlich zu Jagd und Fischfang. Ich bleibe eine Stunde hier, tausche Ethnographika und mache meine Beobachtungen. Anfangs sind die Leute stark zurückhaltend, werden aber allmählich zutraulich. Abseits vom Dorf und von ihm abgewandt steht das Maskenhaus. Frauen dürfen es nicht betreten. Es hat geschweiften First und ist gegen das Dorf durch einen Rundbau verschlossen. Fünf Masken stehen im Innern auf Pfählen, turmartig aus Palmblättern geflochten und mit Federn in bunten Mustern beklebt. Daneben hängen Schurze aus Bastfasern. Kürbisrasseln, Waffen, allerlei Schmucksachen liegen regellos zerstreut am Boden.

Bald fahren wir weiter und schlagen ³/₄ Stunde später gegenüber von São José auf einer Sandbank unser Lager auf. Ich brauche noch Vorräte an Farinha und Rapadura. Adam fährt hinüber, um den Kauf einzuleiten. Er kommt mit der Nachricht zurück, daß ich das Gewünschte von einer 30 km entfernten Façenda übermorgen bekommen kann; ein Bote ist unterwegs, um es zu bestellen. So gibt's hier Wartetage. Eine Frau kommt herüber mit einem Korb voll Orangen, um Arznei für ihren kranken Sohn zu holen. Ich gebe ihr etwas Unschädliches, was mir gerade gut dünkt. Gegen Abend kommen die Honoratioren von São José zum Plauderstündchen herüber. Mit Schauder erzählen einige Ältere unter ihnen, wie Ehrenreich 1888 Karajáleichen auf dem Friedhof ausgegraben hat. Nach dem Essen kommt Pedro an mit Tabak und Pfeife und legt sich neben uns in den Sand. Er ist ein großer starker Mensch mit leichtgebogenen Beinen und gutmütigem Gesicht. Er ist Witwer, etwa 30 Jahre alt; seine drei kleinen

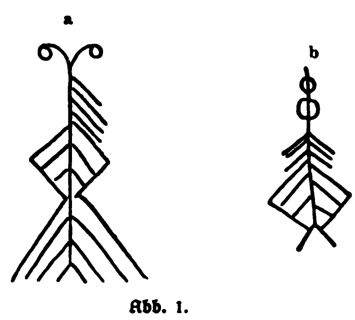


Abb. 1.
Sandzeichnungen von Tanzmasken.
a) idjazô-Maske. b) ladoní-Maske.

Kinder sind in der Obhut seiner Mutter zurückgeblieben. Er wird bald zutraulich und läßt sich gut ausfragen. Im Mondschein zeichnet er dann Maskenfiguren in den Sand (Abb. 1) und gibt auch sonst gute Auskunft auf meine Fragen. Köstlich ist es, wie er von den guten Lehren berichtet, die ihm seine Mutter mit auf die Reise gegeben hat. „Meine Mutter hat gesagt," so erzählt er, „bringe keine Frau mit; verborge kein Geld an die andern Camaradas." Als folgsamer Sohn gehorchte ihr Pedro unbedingt, wenn ihm das auch im ersteren Falle recht schwer fiel. Der nächste Tag, 15. Juni, ist Ruhetag. Es kommt noch keine Nachricht über Lebensmittel. Vormittags besucht mich der Häuptling Külí aus dem Dorfe oberhalb von São José mit mehreren Leuten. Sie bringen ethnographische Gegenstände und Lebensmittel zum Tausch. Ich kaufe besonders einige kleine Tonpuppen, dann folgt die gewöhnliche Vorstellung. Pedro gibt gut acht; von da an erzählt er in allen Dörfern gleich bei der Ankunft, was ich haben will, was ich dafür bezahle, was ich zeige an Büchern und Figuren. So sind die Leute oft in wenig wünschenswerter Weise orientiert. Besonders in kleinen Dörfern mit ein bis zwei Häusern, in denen nicht viel zu holen, ein langer Aufenthalt unnötig war, kam ich dadurch auch nicht um eine Nummer meines Programms herum, so gern ich das gewollt hätte. Ermahnungen bei Pedro fruchteten nichts, und schließlich war dies Ausplaudern ja ganz natürlich und nützte mir wiederum auch viel. Mittags ziehen die Gevattern ab. Der Nachmittag vergeht mit Anfertigen von Perlenketten, die ausgegangen waren. Abends kommt die Nachricht, daß der Bote zurück ist. Pedro erzählt wieder während des Rauchstündchens. Dann wird Feuerwerk abgebrannt; ich will seine Wirkung auf Pedro studieren. Es gefällt ihm, ohne daß er aber besonderes Erstaunen zeigt. Der Kraterspeier will durchaus nicht brennen. Schließlich legen wir ihn ins Herdfeuer unter die Kochtöpfe, an denen der Koch seines Amtes waltet. Lange bleibt alles ruhig; dann auf einmal schießt das Feuerwerk schräg unter dem Bohnenkessel hervor. Der Koch, ein Angsthase, läuft vor Schreck bis ans andere Ende der Sandbank.

Am nächsten Morgen fährt Adam hinüber; mit vier Stück Rapadura kommt er zurück. Das übrige soll am Abend oder morgen früh eintreffen. Das Warten wird mir zu langweilig, Adam kann es ebenso gut allein besorgen. Abwärts sollen ein bis zwei Dörfer liegen, dort kann ich meine Zeit nutzbringender verwenden. Adam kann dann am nächsten Tag mit den Vorräten nachkommen.

Nach dem Frühstück fahre ich mit meinem Boote ab. Abends erreichen wir eine einsame Indianerhütte auf einer Insel, ich besuche die Leute: ein Mann, eine Frau, drei kleine nette Kinder, die junge Schwägerin; unter einer Decke liegt die alte Mutter, zum Skelett abgemagert. Es sind arme Leute, sie haben nur wenig. Den drolligen Kindern schenke ich einige Kleinigkeiten; der Mann scheint geistig nicht normal zu sein.

Am 17. nachmittags 1/2 2 Uhr treffen wir das sechste Dorf, es liegt am linken Ufer des Flusses. Der Häuptling kommt zur Begrüßung ans Ufer;

er ist krank, hat starken Schnupfen und Kopfschmerzen und ist daher sehr einsilbig; um den Kopf hat er sich eine Binde aus Palmblättern gewickelt. Das Dorf ist groß und besteht aus vier Häusern und einigen Sonnenschutzmatten, in deren Schatten die Familien auf der Sitzmatte hocken, allerlei Tauschsachen vor sich. Ich ziehe von einer Gruppe zur anderen, kaufend, fragend, Vorstellung gebend, doch sind die Leute recht zurückhaltend, die Ausbeute bleibt nur gering. 3 Uhr fahren wir weiter; der Häuptling schenkt mir zum Schluß eine Cuye voll Eier, ich gebe ihm Tabak dafür.

Bald darauf passieren wir die beiden Mündungen des Rio Crixá. Auf dem Hochufer der unteren Mündung sind die Gerüste mehrerer Häuser sichtbar; es ist die Stelle, wohin sich die Indianer während der Regenzeit zurückziehen. 1/25 Uhr landen wir an einer Sandbank, auf der sich weiter abwärts das siebente Dorf befindet; hier will ich Adam erwarten. Einige Indianer kommen während des Ausladens ins Lager; bald gehe ich mit ihnen ins Dorf. Vor dem Dorfe sind einige Leute dabei, ein Boot, das auf einem Arbeitsgerüst steht, auszubrennen. Die Rauchsäule davon hatten wir schon lange gesehen, ohne sie uns erklären zu können. Das Boot war äußerlich und innerlich fertig bearbeitet. Auf zwei Gabelpfosten stand es direkt am Ufer im Sande. Nachdem es innen ausgebrannt war, wurden Sperrhölzer eingezogen, dann Palmblätter ringsum aufgeschichtet und angezündet. Nach fünf Minuten war auch der Außenbrand fertig. Am nächsten Morgen erwiesen sich einige Sperrhölzer als stark durchgebogen. Der Ort umfaßt wie der vorige vier Hütten mit ebenfalls etwa 25—30 Bewohnern (Tafel 11, Abb. 2). Sie liegen in einer Reihe parallel dem Ufer, mit den Eingängen nach dem Wasser zu. Vor ihnen ziehen sich als zweite Reihe die Mattenwände mit den Kochherden daneben hin, vor diesen als dritte Reihe die Vorratsgerüste, auf denen Körbe, Matten, Mandiokavorräte usw. liegen und frischgewaschene Frauenschurze zum Trocknen hängen. Zu jedem Haus gehören meist eine Mattenwand, ein Gerüst und 1—2 Herde. Während der Regenzeit werden die Herde in das Haus selbst verlegt. Sie bestehen aus drei Tonscherben oder Kuppen von Termitenhügeln, die im Dreieck um den Feuerplatz gestellt sind, und auf die der riesige Kochtopf gesetzt wird (Tafel 12, Abb. 1). Vor einer Mattenwand nehme ich Platz. Es sind nur wenige Männer, keine männliche Jugend, dafür aber viele Frauen, Mädchen und Kinder da. Wir unterhalten uns, so gut es geht; es sind recht lustige Leute. Sie besitzen eine dünne, zarte, weiche Haut. Das feine Hauthaar fehlt ihnen, und sie sind äußerst erstaunt, auf meinen rot gebrannten Händen und Fingern den weißlichen Schimmer feiner Härchen zu sehen. Ihre Hautfarbe ist hell- bis dunkelbraun; nur an den Stellen, die der Sonne am meisten ausgesetzt sind, wie Schulter, Oberarm, Brust und Oberschenkel, ist die Haut violettbraun gebrannt. Die Frauen, die sich mehr im Hause und im Schatten aufhalten als die Männer, sind etwas heller als diese. Ein eigenartiger, uns unangenehmer Geruch ist ihnen eigen. Vielleicht geht er mit auf das ranzig werdende Palmöl zurück, mit dem sie Haut und Haar einreiben. Doch gewöhnt man sich auch daran. Ein hübscher Anblick ist es, sie lachen zu sehen;

dann bilden die schönen weißglänzenden Zähne unter dem kirschroten Zahnfleisch einen feinen Gegensatz zu der dunkelbraunen Gesichtsfarbe. Wenn wir uns über etwas unterhalten haben, so fragen sie regelmäßig hinterher: não mentira não, d. h. lügst du auch nicht? Welche Erfahrungen müssen sie mit anderen Besuchern ihres Gebietes gemacht haben, um zu dieser Sitte zu gelangen! Einige Einkäufe werden besorgt. Dann besuche ich das Maskenhaus (Tafel 12, Abb. 3); es liegt weit abseits vom Dorfe, nahe dem Uferwald. Der Eingang ist vom Dorfe abgewendet. Drei Masken befinden sich darin. Heute abend soll Tanz sein; sie laden mich ein, ihn anzusehen.

Nach dem Abendbrot schallt Gesang und taktmäßiges Rasseln von der Hütte her in das Lager herüber. Rasch laufe ich dahin; nahe beim Maskenhaus sitzen am Feuer Männer und Knaben, einen riesigen Topf mit Mandiokabrei neben sich. Zwei vermummte Gestalten, mit großen Zylindermasken (īdjăẓó-Masken) auf dem Kopf, springen, Kürbisrasseln schwingend und dabei singend, nebeneinander dem Dorfe zu, wo die Frauen vor den Hütten an Feuern stehen und sie erwarten. Mit lautem Geschrei rennt die Knabenschar den Masken nach. Überall wird gelacht und gescherzt. In gleicher Weise tanzen sie zurück zur Hütte. Bald beginnt ein neuer Tanz. Als die beiden Masken ziemlich am Dorf angelangt sind, kommt Pedro; er hat sich die dritte, spitzauslaufende, geflochtene lădēnī́-Maske aufgesetzt. Einen lauten Zungentriller ausstoßend und dann beständig krähend, läuft er zum Dorfe, wo er durch allerlei seltsame Bewegungen allgemeine Heiterkeit erregt. Die Masken laufen zur Hütte zurück. Fünf bis sechs Knaben helfen die Masken ablegen. Dann kommen die Tänzer ans Feuer; sie atmen heftig wie nach einer großen Anstrengung und trocknen den schweißtriefenden Rücken. Und dann beginnt das Pokulieren des Mandiokabreies. Nachts leuchtet einigemal das Feuer an der Hütte hell auf. Als ich am nächsten Morgen die Masken photo- und kinematographieren will, sind sie verschwunden. Sie waren nachts nach Abschluß der Tanzzeit verbrannt worden. So hatte ich doch wenigstens noch den letzten Tanz beobachten können.

Frühzeitig schon sind am nächsten Morgen Männer und Mädchen bei mir im Lager. Ich tausche einiges und benutze dann die günstige Gelegenheit, um Sprachaufnahmen zu machen. War mir doch bekannt, daß die Frauen etwas andere Worte als die Männer gebrauchen. Sie antworten gern und gut. Während aber die Männer ihre, an nasalen Bildungen so reiche Sprache recht undeutlich sprechen, ist die Sprache der Frauen durch klare, helle Aussprache ausgezeichnet. Die Sprache der Frauen, die von den Männern als ĭbĭnắlĭ, d. h. schlecht bezeichnet wird, ist dadurch ausgezeichnet, daß ein k eingeschoben ist, wo in der Männersprache zwei Vokale nebeneinander stehen. So heißt der Stern in der Männersprache dāīnắ, in der Frauensprache dākīnắ. Pedro illustrierte das eines Tages durch ein Scherzwort, indem er meinte, Adam sei ein Weib, denn er spreche das brasilianische Wort Jacuba nicht šăúbă aus, wie die Männer sagen müßten, sondern šăkúbă, wie die Frauen sprechen. Unermüdlich wiederholen sie die Worte, bis ich sie richtig nachspreche. Denn bei den vielen eigenartigen Zwischenlauten und bei der Sitte,



1. Mattenlager wandernder Karajáindianer.



2. Totenurne auf dem Karajáfriedhof S. Izabel do Morro.

beständig Silben zu verschlucken, ist das Erkennen der Wortformen recht schwierig. Der kleine Dorfflegel, der nie fehlt, ein netter schwarzbemalter lebhafter Knabe mit kurzgeschnittenem Haar, treibt allerlei Unsinn dabei (Tafel 12, Abb. 2). Zur Belohnung bekommen die Männer Fingerringe, die Frauen Stopfnadeln, die sie sehr zu schätzen wissen. 9 Uhr kommt Adam an; er hat genügend Lebensmittel erhalten. Nach dem Frühstück geht es ins Dorf zum Tauschen und Photographieren. Die Vorstellung öffnet mir auch hier alle Häuser. Das Tauschgeschäft ist recht ergiebig. Eigenartig ist, daß kleine Kinder bereits persönliches Eigentum besitzen, und zwar ihren Schmuck. Fast immer wiederholte sich dieselbe Szene: Wenn ich ein Schmuckstück kaufen wollte, so hieß es, das gehöre dem oder jenem Kinde, aber das wolle es nicht verkaufen. Ich antwortete: so sprecht mit ihm! Darauf besann sich denn die Mutter des Kindes und sagte, das Kind wolle aber dafür das und das haben. Hier gelingt es mir endlich wieder, photographische Aufnahmen der Bewohner zu machen. Dann geht es ins Maskenhaus, die Masken fehlen. Dafür ist die Jungmannschaft vollzählig versammelt, der Klubbetrieb ist in vollem Gange. Sie sitzen und liegen da herum, rauchen, schwatzen und faulenzen, einige arbeiten auch an Waffen und Schmucksachen. Ganz im Hintergrund hockt der wunderschön bemalte Konservative, der ebenfalls niemals fehlt, sich immer im Hintergrunde hält, selten lacht, nichts verkauft, aber Tabak annimmt. Das ganze Dorf folgt mir ins Lager nach, soll doch der Phonograph vorgeführt werden, von dem ihnen Pedro bereits Wunderdinge erzählt hat. Zur Einleitung gibt es ein paar europäische Musikstücke: Instrumentalmusik, Gesang, dann Vogelstimmen. Die Überleitung zur Aufnahme bildet die Wiedergabe eines Karajáliedes. Allgemeines erstauntes Lachen, als ihnen ihre Gesänge entgegentönen. Neugierig drängen sie an den Apparat heran. Bald gelingt es, einen Mann zu bewegen, in den Trichter zu singen, damit er seine Stimme hören könne. Kuriší, ein Indianer von etwa 40 Jahren, der gut brasilianisch spricht, ist uns dabei sehr behilflich. Eine ganze Anzahl von Gesängen kann ich hier aufnehmen. Einzelne Lieder scheinen besonderen Personen zu gehören. So war ein Lied das eines Knaben, das dieser selbst vortrug, während der Konservative sich schämte, sein Lied in den Trichter zu singen, so daß es der Knabe, der es wie alle anderen bereits kannte, mir in den Apparat hineinsang. Leider ist es unmöglich, die Texte dazu zu erhalten; es sind alles Tanzlieder, und deren Texte dürfen in Gegenwart der Frauen nicht genannt werden. Es ist aber unmöglich, die Frauen wegzuschicken, sie spielen eine zu starke Rolle im Leben der Indianer; haben sie doch überall mit zu bestimmen. Vielleicht gelingt es am Abend, Kuriší allein auszufragen. Eigentümlich ist, daß diese Indianer trotz ihrer Musikliebe und Begabung arm an Musikinstrumenten sind. Trompeten aus Bambus, deren Schall durch riesige Kürbisresonanzen verstärkt wird, in die die Trompeten hineingesteckt werden, und mit denen sie sich durch Folgen langer und kurzer, hineingeblasener und herausgezogener Töne beim Anfahren anderer Dörfer anmelden, sowie Kürbisrasseln und kleine Pfeifen aus Palmblatt bilden fast ihre einzigen Instrumente. Zum

Essen gehen alle Indianer heim. Später kommen einige Männer wieder mit ihren Tabakspfeifen; am Feuer vorm Zelte legen wir uns in den Sand. Kurišï soll die Texte sagen, ist aber nicht dazu zu bewegen. Dagegen gibt er einige Sagen zum Besten. Dann erzählt er aus seinem Leben, einen vielgestaltigen Roman: Als junger Mann begleitete er vier Brasilianer als Ruderer flußabwärts samt seinem Bruder. Unterwegs wurden beide krank; den Bruder überredete er, heimlich zurückzureisen, er selbst blieb. Die Brasilianer machten ihn wieder gesund. Schließlich kamen sie nach Pará, von dort reisten sie nach Rio und São Paulo. Er trug Kleider und Schuhe, alles war sehr schön; die Wagen, Fahrräder usw. alles gefiel ihm, es war schöner dort als am Araguaya, als in seinem Dorfe. Lange blieb er da. Aber endlich trieb ihn die Sehnsucht nach seiner Mutter wieder nach Hause. Er reiste über Goyaz und Leopoldina. In seinem Dorfe heiratete er. Die erste Frau riß ihm aus, die zweite starb. Die dritte, jetzige, war schon alt. Er hatte fünf Kinder. Heute sah seine Frau, daß er einem Mädchen Tabak gab, den ich ihm geschenkt hatte. Sie wurde eifersüchtig, es kam zum Streit. Angeblich hat sie ihn an den Haaren gezogen und er sie geschlagen. Das Endergebnis jedenfalls war, daß die Frau sich mit den Kindern in ein Boot setzte und abfuhr. Nun bin ich wieder allein, sagte er, halb traurig, halb lächelnd. Er erscheint mir recht brauchbar; ich will sehen, daß ich ihn auf der Rückreise bis Leopoldina mitnehmen kann, damit er mir unterwegs Sagen erzählt.

Schon um 7 Uhr am nächsten Morgen sind die Gevattern zahlreich da. Pedro ist böse; er hat eine Base hier, und der habe ich zufällig nichts abgekauft, so daß sie keinen Tabak bekommen hat. Wohl oder übel muß ich ihr eine Handvoll Tonpuppen abnehmen; Pedro ist versöhnt. Es wird weiter getauscht. Eine Frau spinnt, um mir diese Technik zu zeigen, photographieren will sie aber nicht zulassen. Aus einem halbkuglig geflochtenen Körbchen nimmt sie Rohbaumwolle, legt sie vor sich auf die Matte und zupft sie mit einem kleinen Bogen locker, wobei sie Unreinlichkeiten beseitigt. Dabei dehnt sie die Baumwolle zu einem etwa 4 cm breiten Bande. Dieses Band zieht sie dann zum Faden aus; den Faden dreht sie auf dem Oberschenkel, befestigt ihn dann an der Spindel, die sie ebenfalls dem Körbchen entnimmt, und läßt dann die Spindel tanzen. Als 1 m etwa gedreht ist, wickelt sie den Faden auf die Spindel auf, befestigt ihn oben wiederum und beginnt von neuem auf dem Schenkel zu drehen und dann die Spindel tanzen zu lassen. Der Faden wird später von der Spindel ab- und auf einen großen Knäuel aufgewickelt, der würfelförmig ist und beiderseits zwei Vertiefungen aufweist. Äußerst erstaunt waren die Indianer daher, als sie unsere Bindfadenknäuel sahen, die in ähnlicher Weise aufgewickelt waren. Dann kommen die Bilderbücher an die Reihe; es wird viel gelacht, besonders wenn ich ihnen die fremden Tiere in Gangart und Stimme vormache. Inzwischen wird das Lager abgebrochen, das Frühstück ist fertig. Es ist alles zur Abfahrt bereit. Plötzlich sind die Indianer verschwunden, ohne Abschied genommen zu haben; eine eigentümliche Gesellschaft. Recht befriedigt fahre ich weiter.

Bald macht der Fluß eine Biegung, ein neues Dorf bietet sich den Blicken. Es besteht aus zwei Häusern, die zwölf Bewohner beherbergen. Wir legen an, die geflohene Gattin samt ihren Kindern hat hier Unterkunft gefunden. Auch ein Mann aus dem vorigen Dorfe ist hier. Zwei junge Burschen, die im vorigen Dorfe ziemlich wild gewesen waren, spielen hier unter den Augen der Mutter die folgsamen. Es ist recht still in dem kleinen Ort. Das Tauschgeschäft gestaltet sich ergiebig. Ein Urkonservativer liegt, in seine Decke gehüllt, in der Hütte; er ist kaum zu bewegen, irgend etwas auch nur zu zeigen. Am anderen Haus töpfert eine Frau. Sie hat zwei nette junge Töchter, die sich schön rot und schwarz bemalt haben. Sie sind arm und haben nur wenig anzubieten. Aber gar zu gerne möchten sie doch auch Perlen haben. Alles Mögliche schleppen sie herbei, zerbrochene Cuyen, alte Spiegel, um es mir anzubieten, und lachen schließlich selbst darüber, wobei sie die gespreizte Hand vors Gesicht halten. Es ist ganz rührend anzusehen. Schließlich schenke ich ihnen einige Perlen, und glückstrahlend blicken sie uns an mit ihren schönen braunen Augen; Dank genug. Die beiden Knaben wollen fischen gehen für die Mutter. Sie sind schön bemalt, frisch glänzt der rote Querstreifen, der von Ohr zu Ohr über die Augen zieht. Das Haar ist geölt und glatt gekämmt, der Zopf fest mit gelben Blattstreifen eingebunden (Tafel 15, Abb. 1). Lang hängt der schmale Holzstreifen aus der Lippe; ihr Stolz. Denn je länger, um so schöner ist er. Nur alte Leute tragen kurze Pflöcke oder Holzknöpfe. Aber sie sind doch noch nicht alt, und nicht mehr so jung, um Knochenstifte oder Muschelstücken in die Lippe zu stecken. Ihren 14 Jahren geziemen lange Streifen, die weit auf die Brust hinabreichen. Ehe sie gehen, sieht die alte Mutter ihren großen Sohn nochmals kritisch von allen Seiten an und streicht ihm noch einmal mit dem Kamm das Haar glatt. So, nun kann er sich sehen lassen. Die Knaben fahren mit uns und verkaufen uns später einen Teil ihrer Ausbeute.

Kaum sind wir abgefahren, kommt uns ein brasilianisches Boot entgegen. Kurze Zeit halten wir, begrüßen uns und tauschen Nachrichten aus. Es ist Guedes' zweites Boot.

Von jetzt ab soll es bis zum Rio das Mortes keine Karajádörfer mehr geben. Nach dem Grund dieser Lücke befragt, gaben die Indianer an, daß in diesem Gebiete keine guten Sandbänke zum Wohnen vorhanden seien, dafür aber Unmengen von Moskitos. Beide Angaben fand ich bestätigt.

Am 20. früh wurde voraus eine große Rauchsäule sichtbar; da keine Karajá hier wohnen sollen, denken meine Leute schon an Canoeiros und Cheréntes, gefürchtete feindliche Stämme, denen die Karajá alle in diesem Zwischengebiet sichtbar werdenden Rauchsäulen zuschreiben. Der Fluß macht große Schleifen, die Rauchsäule rückt näher, nachmittags passieren wir sie: sie stammt von einem Campbrand am linken, westlichen Ufer, den Indianer wohl der Jagd wegen angezündet haben. Adam ist mit dem kleinen, schneller fahrenden Boote voraus und hinter einer Biegung verschwunden. Plötzlich hören wir Frauen schreien, Hunde bellen; es scheinen Karajá zu sein. Bald haben wir die Biegung umfahren und sehen eine Sandbank vor uns, auf

der acht Mattenwände gegen die Sonne errichtet sind (Tafel 13, Abb. 1): Ein Wanderlager der Karajá. Wir landen. Nur Frauen und Kinder sind da, sowie zwei alte Männer; die übrigen seien auf Schildkrötenfang. Mit riesigen Kuhhörnern wird ihnen unsere Ankunft signalisiert. Das anfängliche Mißtrauen der Leute weicht nach der Vorstellung von Puppe und Affe; bald werden sie zutraulich. Jeder Sonnenschutz wird besucht, es gibt manches zu kaufen. Mutter Joanna, eine alte Indianerin, macht die Honneurs. Sie ist eine nette, freundliche Frau. Leider sprechen sie alle nur wenig Brasilianisch, so daß ich mit meinen wenigen Brocken Karajá und mit Zeichensprache durchkommen muß. Besonders zutraulich war ein hübsches junges Mädchen; es hatte sich im Gesicht schwarz bemalt. Vom Kopf fiel über Rücken und Schultern die hängemattenähnliche Netzdecke herab, auf der oben ein kleiner grüner Papagei, der Lieblingsvogel junger Mädchen, saß. Um den Hals trug sie weiße Perlenketten. Lustig blickten ihre mandelförmig geschnittenen, braunen Augen unter dem tief herabhängenden Stirnhaar hervor. Sie interessierte sich für alles, wollte alles genau untersuchen, genierte sich aber doch dabei, und geradezu köstlich war es anzusehen, wie sich dieser Zwiespalt in ihrem Gesichte widerspiegelte.

Nach einstündigem Aufenthalt fuhren wir weiter und erreichten am Abend eine weitausgedehnte Sandbank auf einer großen Insel. Es stellte sich heraus, daß wir das Südende der Insel Bananal erreicht hatten. Kaum hatten wir das Lager eingerichtet, als neun Indianer von der Insel her sich nahten; es waren die Schildkrötenfischer. Sie sind auf der Reise nach Leopoldina begriffen, um von dort Pfeilrohr zu holen, das da in großen Beständen wachsen soll. Verwandte Kabišás sind darunter, die Söhne sehen Mauzí sehr ähnlich. Den Camp haben sie angezündet, damit aus der Asche neues, frisches Gras sprieße, das das Wild anlockt, so daß sie bei der Rückfahrt hier sichere Jagd haben. Bald ziehen sie ab. Ein paar Schildkröten habe ich ihnen abgekauft. Sie werden aufgebrochen und gekocht oder lebendig in der Schale ans Feuer gelegt, um zu rösten. Sind sie gar, so reißt man die Gliedmaßen heraus und verzehrt sie zu scharfer Pfeffersauce. Viel Geschmack war dem weichlichen Fleisch nicht abzugewinnen. Die ganze Nacht durch knattert das Feuer des Campbrandes, dessen heller Schein noch unser Lager erleuchtet.

Frühmorgens am 21. untersuche ich die Umgebung. Der Ostarm hat ein etwa 300 m breites Tal, das beiderseits von dichtem Wald bestanden ist. Aber weite Sandstrecken engen es ein; nur etwa 80 m breit windet sich der Fluß hindurch. Der Zugang ist sehr schwierig. Vor der Mündung des Ostarmes ist eine riesige Sandbank abgelagert; als etwa 4 m breiter und 1 m tiefer Graben zieht der Ostarm ganz am Ostufer hindurch. Der Westarm dagegen ist 6—700 m breit, er besitzt ziemlich starke Strömung hier. Fast rechtwinklig biegt er nach Westen ab. In großen Schleifen windet er sich durch das völlig flache Gelände, begleitet von vielen großen Seen; oft sind seine Windungen fast rückläufig. Allüberall Sumpf und Wald, nur selten wird eine Sandbank angetroffen, auf der man frühstücken oder

Tafel 14.







Gesichtsausdrücke des Häuptlings Ilt.

schlafen kann. Nachts vertreiben die Moskitos jeglichen Schlaf. Am rechten Ufer, also auf Bananal, steigt eine feine Rauchsäule empor, wahrscheinlich vom verlassenen Feuer der Schildkrötenfischer. Die Leute halten sich aber aus Angst vor den feindlichen Canoeiros, die auf Bananal wohnen sollen, am linken Ufer. Nachmittags passieren wir die Barreira Reboginho. Sie springt an einem Ende etwas vor; hier hat das Wasser ein großes Loch in die Wand gerissen, so daß ein gefährlicher Strudel entsteht. Nach dem Aberglauben der Brasilianer soll hier ein großes rundes schwarzes Wassertier hausen, das das Schiff in den Strudel hinabzieht. Nachts ist zum ersten Male das Zodiakallicht sichtbar; weder die Brasilianer noch Pedro behaupten es zu kennen: sie meinen, es sei ein ferner Feuerschein.

Am 22. vormittags erreichen wir die Mündung des Rio Cristallino. Es wird jetzt recht heiß mittags; sogar der Wiederschein der Sonne vom Wasser her tut einem weh. Wir leiden alle stark unter der Hitze. Nachts sind die Moskitos ganz toll.

Am 23. vormittags frühstücken wir gegenüber der Barreira de Santa Izabel Velha. Hier hat einst ein Militärposten gestanden, er wurde aber später wieder aufgehoben. Die Schleifenfahrt geht weiter. Nachmittags begrüßt uns, als wir eben um eine Ecke biegen, Hundegebell. Vier Karajá-boote sind gerade dabei, von einer Sandbank abzufahren. Sie begleiten uns. Es sind Leute, die sich von den am Südende von Bananal getroffenen Wanderern getrennt hatten, um nach Haus zurückzufahren, „weil sie nichts mehr zu essen hätten". Als wir Lager beziehen, bleibt nur ein Boot da (Verwandte Pedros), die übrigen fahren weiter voraus. Es wird etwas getauscht. Pedros Onkel berichtet, daß abwärts alle Indianer an den Masern gestorben seien; eine der so beliebten Übertreibungen. Am Mittag des nächsten Tages erst passieren wir das Lager der drei Boote. Die Männer sind auf Fischfang, sie lassen uns einige Fische ab. In ihren Booten befindet sich an einer Stelle eine niedrige Lehmbank, auf der ein Stück glimmenden Holzes liegt. Es ist poröses Holz, das stundenlang langsam weiterglimmt und sich daher ausgezeichnet zum Übertragen des Feuers eignet. Denn das ist einfacher, als mühsam mit dem Feuerquirl Feuer neu zu erzeugen. Auf der nächsten Sandbank bellt ein ausgesetzter, fast verhungerter Hund. Ich lasse ihn einfangen, wir nennen ihn Cuidade (Erbarmen). Die Indianer behaupten, er tauge nichts, sie hätten ihn deshalb ausgesetzt. Ich habe ihn lange gehabt; erst im September entfloh er am Tapirapé: er taugte wirklich nichts. Abends holen uns die Karajá ein, heute lagern sie alle neben uns. Sie betteln geradezu unverschämt: Tabak, Essen, Farinha, Rapadura, Salz, alles wollen sie haben. Der eine Mann ist ein Arzt. Adam muß sich krank stellen, auf diese Weise erhalte ich eine ganze Anzahl Medizinalpflanzen. Trotz ausreichenden Honorars verlangt er dafür später noch persönliche Dienste, wie Trinkwasser holen u. dgl. Die Vorstellung macht auch hier die Lage behaglicher. Der eine Knabe untersucht alles genau. Doch sind die Leute recht zudringlich; zum Essen stellen sie sich natürlich pünktlich ein. Eine wenig angenehme Gesellschaft.

Allein fahren wir am nächsten Morgen, den 23. Juni, weiter. Mittags erreichen wir das erste Karajádorf der Nordhorde, das des verstorbenen Häuptlings Cincinnati. Die Indianer der Südhorde hatten uns Furcht erregen wollen vor denen der Nordhorde. Da gäbe es große Dörfer mit vielen Reihen von Häusern, und rings um mich herum säßen Unmengen bewaffneter Indianer. Und wie sah das erste Dorf aus? Zwei Hütten stehen auf der Sandbank am linken Ufer mit nur 11 Bewohnern. Offenbar beruht die Furcht der Südhorde darauf, daß diese Indianer über viele kleine Orte zerstreut und gering an Zahl sind. Die sind daher große Volksmengen nicht gewöhnt und empfinden Furcht vor ihnen. Tatsächlich sah ich dann später bei der Nordhorde wesentlich größere Dörfer. Übrigens hatten die Indianer der Nordhorde wohl aus derselben Ursache wiederum Furcht vor den Šavajé und Šambioá mit ihren riesigen volksreichen Dörfern. Wir landen. Das Tauschgeschäft zeigt sich ergiebig. Zwei Indianer kommen aus der Pflanzung zurück; sie setzen sich zu uns, ein kleines Mädchen tritt heran und kämmt beiden das Haar aus. Es ist der berühmte Häuptling Ilk und ein Verwandter von ihm, die hier zu Besuch sind. Er ist ein großer starker selbstbewußter Mann mit verschlagenem Gesicht; anscheinend ist ihm nicht ganz zu trauen (Tafel 14, Abb. 1—3). Er spricht viel, Brasilianisch und Karajá durcheinander. Jeder Satz beginnt mit langgedehntem ahī (dort), jede Ausführung beendet er mit einem scharf gesprochenen sábe (verstanden)? Dabei stößt er leicht mit der Zunge an. Er behauptet, daß wir von seinem Dorfe aus in zwei Tagen die Šavajé erreichen könnten. Am Mittag des zweiten Tages käme man an einen Fluß, dort mache man ein Feuer an; die Šavajé wären neugierig zu sehen, wer das sein könne: sie kämen in Booten herüber und würden uns hinüber holen. Es dauert lange, ehe das alles klar wird; viel wird dabei in den Sand gezeichnet. Wir schließen einen Vertrag, nach dem er mit einigen Leuten mich dahin bringen soll; ich stelle ebenfalls drei Mann dazu. Eine große Schüssel trüben Mandiokabreies steht vor ihnen, das Zeug schmeckt wie ungewürzte Kartoffelstückchen. Sie löffeln tüchtig drauflos mit kleinen Kürbisschalen, bekommen aufgedunsene Gesichter und werden immer gesprächiger. Pedro hat verglaste Augen, er sieht betrunken aus und schwatzt beständig dazwischen. Es wird Zeit, daß wir abfahren. Ilk und der Verwandte fahren im Kanu neben uns her, ab und zu fischend. Sie unterhalten sich mit Pedro, oft über den ganzen Fluß hinweg; dabei sprechen sie leise, fast im Flüsterton, aber doch trägt die Stimme über weite Strecken. Abends erreichen wir die erste Mündung des Rio das Mortes; sie hat eine Breite von etwa 200 m. Die zweite, etwas kleinere Mündung liegt ein gutes Stück weiter abwärts. Wir lagern gegenüber auf der Sandbank einer vorgelagerten langen Insel. Meine Leute scheinen nur zum Teil für besondere Unternehmungen geeignet zu sein. Um Klarheit zu erlangen, lasse ich antreten und fragen, wer freiwillig mit zu den Šavajé gehen will. Antonio und Manoel melden sich, die drei andern wollen nicht; ich hatte es von ihnen kaum anders erwartet. Pedro schwankt, Ilk bestimmt ihn aber dazu. Ilk hat gefischt, er bietet mir davon an; da ich aber danke, verspeist er die

Fische allein mit seinem Verwandten. Später gebe ich ihm von meinem Essen. Sie verzehren zu zweit drei Teller voll; können die Leute essen! Abends inventarisiere ich die Einkäufe. Ilk setzt sich neben mich und plaudert. Sein Geschwätz ist mir jetzt lästig, ich reagiere nicht. Mit unnachahmbarer Würde erhebt er sich, und mit den Worten: „sta occupado, eu passeiar" (d. h. „Der Herr ist beschäftigt, ich gehe indessen spazieren") geht er ab zu den übrigen.

Gemeinsam reisen wir am nächsten Morgen weiter. Voraus wird ein niedriger Höhenzug linker Hand sichtbar, gegen Mittag erreichen wir ihn; es ist der Morro Izabel. Hier hat früher ein Militärposten gelegen. Jetzt befindet sich ein Karajáfriedhof dort. Steil geht es den heißen, sandigen Weg empor zum Gipfel. Oben liegen im Campwald zerstreut halbvergrabene Urnen, meist im Schatten von Bäumen. Von einer ist der Deckel abgefallen, Knochen liegen darin (Tafel 13, Abb. 2). Pedros Anwesenheit verhindert die Mitnahme; doch gedenke ich, auf der Rückreise die Urne mitzunehmen. Ilk ist indessen gegenüber zu einem einsamen Haus gefahren. Wir reisen weiter und halten bald an einer Sandbank gegenüber Ilks Dorf. Sofort kommen Boote herüber; Ilk ist unter ihnen, er ist also auf einem anderen Arm des Flusses uns vorangefahren. Das Lager wird aufgeschlagen. Die Vorführung des Phonographen macht großen Eindruck auf Ilk. Rasch bietet er sich an, auch seinerseits Gesänge hineinzusingen. Er singt gut und mit Begeisterung, Tanzlieder der Karajá, Šavajé, Tapirapé. Er ist der reine Volkssänger und schier unerschöpflich. Ab und zu bekommt er einen kleinen Schnaps, den er sehr liebt, im Gegensatz zu den andern Indianern, die ihn fast immer ausschlugen. Dann wird der Vertrag über die Šavajéreise abgeschlossen: Ilk stellt drei Mann, ich zwei. Er bekommt zwei Äxte, vier Messer und Perlenketten, eine Schere und Säge, seine Leute Messer und Perlenketten. Morgen früh soll's fortgehen. Längst ist die Dunkelheit hereingebrochen. Die Indianer verlassen uns, nur zwei bis drei junge Leute bleiben bei Pedro und schlafen mit im Lager. Nachts bricht ein heftiger Sturm los, der mir das Zelt über dem Kopfe umbläst.

Am nächsten Morgen ist Ilk fast mit dem ganzen Dorfe bereits ½7 Uhr bei mir. Wir können heute nicht reisen; Manoel hatte gestern schon Fieber, heute ist es noch heftiger geworden. Ich brauche ihn aber zur Reise, also wird diese um einen Tag verschoben. Ein brasilianisches Boot kommt von Conceição heraufgefahren; es legt bei uns an, um zu frühstücken. Ich benutze die Gelegenheit, um einen kurzen Bericht ans Museum zu senden, der auch richtig Ende August in Leipzig eingelaufen ist. Dann folgt die Vorführung; es liegt mir nicht viel daran, weil ich mit Ilk ganz gut auskomme, aber es wird mir nichts geschenkt. Einstimmig tönt es mir entgegen: „kłaòbí", zeig den Affen. So muß der Kletteraffe heraus und seine Kunststückchen vormachen; gar nicht satt sehen können sie sich an seinen Bewegungen. Dann drängen aber auch schon einige weiter: „ljĭkökṓ äh", bitte nunmehr die Puppe, die äh macht; also kommt die Schreipuppe an die Reihe, über die sie anfangs stets bestürzt waren, da sie sie für lebendig hielten. Fast überall wollten die gutmütigen Frauen sie nähren. Schließlich ver-

langen sie noch nach „āăbú liölẹ́“; was soll das sein: „Der kleine Mann?“ Lange wußte ich nicht, was sie meinten, bis sie allerlei Bewegungen ausführten, aus denen ich entnahm, daß ich den Hampelmann vorführen sollte. Das geschah denn auch und löste wie immer ungeheuere Heiterkeit aus. Die gute Stimmung, in der sich die Leute befinden, benutze ich, um photographische Aufnahmen von ihnen am Zelte zu machen. Sie sind ganz harmlos dabei, lassen es gern zu, sehen auch durch die Mattscheibe und freuen sich, wie da die anderen mit dem Kopfe nach unten herumlaufen.

Mittags fahre ich in Ilks Boot mit ins Dorf hinüber. Alle sechs Hütten werden nacheinander besucht; der Tausch ist recht ergiebig. Trotz der großen Anzahl der Hütten wohnen hier nur 26 Personen. Ilk redet unaufhörlich; er ist bemüht, mir alles zu erklären. Mit großem schauspielerischen Talent führt er die einzelnen Geräte vor, so den Fliegenfächer, mit dem man beim Mittagsschlaf die Fliegen vertreibt; oder wie der Mann den schwerbeladenen, 1½ m langen Transportkorb ächzend und stöhnend aus der Pflanzung nach Hause trägt (Tafel 15, Abb. 3). Auf alle meine Fragen gibt er mir ausführlich Antwort, alle indianischen Namen teilt er mir mit. Freilich frägt er mich bei jedem Gegenstand unseres Gespräches wieder nach dem brasilianischen Namen. Ein Holzschemel mit zwei Füßen, aus einem Stück geschnitten, steht in der Ecke. Er läuft in zwei Spitzen aus, die dreieckig zugeschnitten sind. Zwei Perlmutterscheiben als Augen und zwei Federbüschel als Ohrschmuck sind daran angebracht. Soll doch das Ganze einen Arara darstellen; wenn man es von vorn sieht, kann man wohl eine Ähnlichkeit entdecken (Tafel 19, Abb. 1). Im übrigen hocken die Indianer am Boden, oder sie sitzen da, die Beine untergeschlagen und eine Hand in die Seite eingestemmt (Tafel 38, Abb. 1). Auch hier ist die Umgebung der Häuser wenig sauber. Nahrungsreste, wie Fischgräten, Nußschalen, Knochen, sodann Holz, Geräte aller Art usw. liegen überall verstreut umher. Unmengen von Fliegen und Insekten schwärmen auf den Abfällen. Außer senkrechten Mattenwänden gibt es hier auch luftige Mattendächer. Eine Matte ist horizontal an den oberen Enden von 3—4 in den Sand gesteckten Stangen befestigt. Darunter sitzen die Leute und arbeiten. Ilks Frau töpfert. Sie hat aus grauem Ton einen flachen Kuchen mit niedrigem Rand gebildet. Nun rollt sie auf dem Schenkel ein Stück Ton zu einer Wulst aus, legt diese auf den Unterarm und zieht mit dem Zeigefinger der anderen Hand eine tiefe Längsriefe darein. Mit dieser Riefe legt sie die Wulst dann ringsum auf den Rand des Kuchens und streicht das Ganze glatt. So baut sie allmählich das Gefäß auf, das dann in der Sonne getrocknet und über dem Herdfeuer leicht gebrannt wird. In einer Hütte sitzt ein einzelner Mann und ruft mit lauter eintöniger Stimme endlose Worte; ab und zu schwingt er eine Rassel: er hält Totenklage ab. In einer anderen Hütte finde ich eine Holzpuppe (Tafel 19, Abb. 2), ein Unikum.

Gegen zwei Uhr fahren wir zurück; alle begleiten uns. Ilk hat für mich Querstäbe zum Sitzen in dem Boot anbringen lassen, da er gesehen hatte, wie schwer mir auf der Überfahrt das Hocken im Boote geworden war! Ein gemütlicher Nachmittag im Lager folgt: ich lasse sie zeichnen, erzählen; Ilk







1. Jüngling in vollem Schmuck. Karajá.

3. Kiepenträger. Karajá.



2. In Bast eingewickelter Zopf eines Karajájünglings.



4a. Jünglinge mit Zöpfen, die in rote Baumwollschnur eingewickelt sind.

4b. Dieselben Jünglinge von vorn.

ist wieder unerschöpflich. Dann kommen die Bilderbücher an die Reihe. Vom Abendbrot gebe ich Ilk ein paar Teller voll; er verteilt sie unter seine Leute, ißt aber selbst nichts davon. Später als es kühler ist, wird der Phonograph auf Ilks Verlangen wieder hervorgeholt. Von neuem singt er eine Anzahl schöner, melodischer Lieder; er ist wirklich ein Volkssänger. Als er das letzte gesungen hat, spricht er noch ein paar Worte in den Trichter. Ich frage ihn, was er da noch sage, worauf er antwortet, er spräche mit dem Ilk, der da im Trichter säße. Acht Uhr abends ziehen sie ab, bis auf die Wache, die wiederum bei mir bleibt.

Am nächsten Morgen, den 28., kommt Ilk mit drei Mann und seiner Frau an. Ist er reisefertig? Er sieht nicht so aus. Manoel ist noch krank, Antonio will allein auch nicht mehr mitgehen. Also gehe ich allein; ich will doch den Leuten zeigen, daß ich nicht auf sie angewiesen bin. Adam soll im widerspenstigen Lager bleiben. Es wird alles eingepackt, Instrumente, Tauschwaren, Proviant. Ilk will die Bezahlung sehen, ich hole sie hervor. Er verlangt auf einmal für jeden Mann dasselbe wie für sich selbst. Das kann ich unmöglich geben. Sodann soll ich keine Eisenbeile mitnehmen zum Tausch, sondern er will 3—4 seiner alten, unbrauchbar gewordenen Beile dort austauschen. Offenbar hat er Angst, daß ich ihn mit meinen neuen Beilen bei den Šavajé aussteche, und daß für ihn keine meiner Beile übrig bleiben. Darauf gehe ich natürlich nicht ein. Auch will er durchaus, daß seine Frau die Sachen vorher bekommt. Ich schlage vor, daß wir sie in einen Blechkoffer schließen, dessen Schlüssel er in Verwahrung nimmt. Er geht nicht darauf ein; daran zerschlägt sich alles. Ich kann mich doch unmöglich derart in seine Hände geben. Außerdem habe ich Aussicht, wenige Tage unterhalb nochmals einen Weg zu den Šavajé zu treffen. Vielleicht komme ich dort billiger dazu. Ilk fährt ab, ins Dorf hinüber. Sicherlich hat Pedro mir die ganze Sache eingebrockt; er wollte von Anfang an nicht gern mitgehen, Ilk ihn aber dazu zwingen, und so hat er wohl Ilk zugeredet, diese Bedingungen zu stellen.

Nach dem Frühstück fahren auch wir ab; starker Wind macht die Reise recht beschwerlich. Unterwegs treffen wir einige fischende Indianer an. Nachmittags kommt ein großes Dorf in Sicht; es besteht aus wenigen Häusern und sehr vielen großen Mattenwänden. Offenbar ist es erst vor kurzem errichtet worden, die Leute sind noch nicht mit Hausbauen fertig. Gegenüber beziehen wir Lager. Bald sind sieben Boote mit 25 bewaffneten Leuten da. Es sind alles kräftige Menschen, etwas kleiner durchschnittlich als die Leute der Südhorde. Die Jünglinge haben den zwei Finger breiten ausgeschnittenen Scheitel, an dessen oberem Ende ein kurzes Haarbüschel in die Höhe steht, mit Urukú rot bemalt. Das Hinterhauptshaar haben sie mit roter Baumwollschnur in dichten Windungen zu einem langen Zopf eingewickelt (Tafel 15, Abb. 4). Zuweilen werden auch Bastbinden dazu verwendet. Andere knoten das lange Seitenhaar vorn über der Stirn zusammen oder wickeln es zu einem Stirnzopf ein. Auf diese Weise beseitigen sie das ihnen beim Arbeiten lästig werdende lange Haar und bringen es zugleich in eine angenehm aussehende Form. Rings um den

Kopf ist bei den Zopfträgern ein Kranz etwa 7 cm langgeschnittener Haare sichtbar. Der junge Häuptling Fotuna (oder Prontura, Dotora oder wie er nun heißen mag; bei der undeutlichen Aussprache war der Name nicht ordentlich zu verstehen) hat seine Leute gut im Zug. Um sie zu beschäftigen, lasse ich sie gruppenweise vor dem photographischen Apparat antreten. Sie fragen, was ich mache: ein Bild. Das genügt ihnen völlig; sie haben zwar keine Ahnung, was das sei, aber das Ding hat einen Namen, und damit ist's gut. Außerdem bekommen sie ja fürs Dastehen Tabak. Dann muß der Phonograph herhalten, um die große Menge, die sich unterdessen versammelt hat, zusammenzuhalten. Es ist das weitaus größte Dorf, das wir bisher getroffen haben, die Volkszählung ergibt 74 Bewohner. Anscheinend sind viele junge Leute aus anderen Dörfern hier, um bei Fotuna, einem der vier Stammeshäuptlinge, ihre Ausbildung zu erhalten. Der Häuptling selbst trägt weiter keine Abzeichen als senkrechte, blauschwarz gefärbte Schnitte im Kinn. Dieselbe Tätowierung tragen auch seine Frauen, deren er, im Gegensatz zu der meist herrschenden Monogamie, mehrere haben darf. Im übrigen unterscheidet er sich äußerlich nicht von den anderen Indianern. „Man erkennt ihn an seinem würdevollen Benehmen", sagte Kurišĺ. Einige Aufnahmen gelingen. Unterdessen ist es Nacht geworden; sie ziehen ab, bis auf vier Mann, die als Wache dableiben. Diese Wache gilt als eine Ehre, die man dem Fremden erweist; will man ihn besonders ehren, so nimmt der Häuptling daran teil. Der Fremde stellt das Essen für die Wache. Sie wechselt tagsüber öfter in der Zusammensetzung.

Am nächsten Morgen holen sie mich in langem schmalen Kanu ab ins Dorf hinüber. Viele Frauen und Kinder gibt es dort, und alle wollen sie Tabak haben. Ich verbinde gleich das Photographieren damit und spare so eine Menge Tabak (Tafel 12, Abb. 4). Auch sie sind kleiner als die Frauen der Südhorde. Die Kinder haben aber dieselben trommelartig aufgetriebenen Leiber wie jene, wohl eine Folge der reichlichen Pflanzennahrung. Das Tauschgeschäft ist recht ergiebig, die Vorstellung verschafft mir auch hier Zutritt zu allen Schutzwänden. Erschrecklich sehen ein paar alte, dürre, halbverhungerte Leute aus; der Kontrast gegen die kräftigen, wohlgenährten übrigen Indianer ist zu groß. Hinter einer Wand sitzt ein schönes, am ganzen Körper buntbemaltes Mädchen. Die frische schwarze und rote Bemalung und die rotgefärbten Armstulpen und Waden- und Knöchelbänder passen gut zur kaffeebraunen Hautfarbe. Nur die neueingeschnittenen, dunkelblau gefärbten Ringe auf den Wangen, die Stammestätowierung, die mit der Reife angebracht wird, wirken noch etwas hart. Später, wenn die Ränder verwachsen sind und die Farbe verblaßt ist, stören sie nicht mehr den Anblick (Tafel 16). Pedro behauptet, sie sei seine Base (es ist erstaunlich, wie viele Basen Pedro hat), und bleibt bei ihr sitzen, nachdem ich sie photographiert habe. Alle Schutzwände darf ich besuchen, nur ans Westende des Dorfes läßt man mich nicht. Dort liegt ein Kranker; Ilk, der auch ein berühmter Arzt ist, soll vor kurzem gekommen sein und die Behandlung übernommen haben. Lauter Gesang und Rasseln tönt von da herüber. Es ist Frühstücks-

zeit; ich habe Hunger, kann aber nicht zurückfahren, da der Wind zu stark geworden ist: hohe Wellen ziehen über den Fluß. So muß ich vorläufig dableiben. Ich benutze die Wartezeit, um sie ins Skizzenbuch zeichnen zu lassen. Sie sind recht zurückhaltend dabei, zeichnen nichts aus freien Stücken, sondern nur auf Wunsch. ½12 Uhr endlich wagen wir im größten Kanu die Rückfahrt. Stark schwankt das Boot, die Wellen spritzen herein, doch kommen wir gut hinüber. Der Nachmittag verläuft ruhig. Steinens Bücher und die Tierbilder kommen an die Reihe; im Schatten des Zeltes sitzend, führe ich sie ihnen vor. Auch die Šavajéfrage wird verhandelt. Eine Tagereise unterhalb soll ein Weg ins Innere führen; nach ½ Tagemarsch über Land erreiche man einen Fluß, auf dem man 1½ Tage lang fahre, ehe man zu den Šavajé kommt. Sie haben ihre Urukúfarbe von da. Gegen Abend kommen ein paar aus der Pflanzung zurückkehrende Boote vorbei; sie verkaufen einige Lebensmittel. Acht Uhr abends kommt plötzlich der Häuptling mit seinen Frauen und Mädchen an, damit diese auch den Phonograph hören sollen. Wohl oder übel muß ich ihn ihnen vorführen. Es gefällt ihnen sehr; bei den Karajáliedern Ilks lachen sie erst, hören dann aber aufmerksam zu und singen wie zur Kontrolle leise mit. Endlich nach neun Uhr fahren sie zurück, nur die Wache bleibt im Lager.

Zeitig am Morgen des 30. Juni fahren wir ab; die Wache ist schon mit Sonnenaufgang abgezogen. Vormittags überfällt uns ein heftiger Sturm, der uns zwingt, an einer Sandbank Zuflucht zu suchen. Einige alte, verfallene Hütten stehen hier; offenbar ist Fotuna erst vor einiger Zeit von hier nach dem jetzigen Dorf übergesiedelt. Mehrere Stunden liegen wir still; endlich ist die Kraft des Sturmes gebrochen, wir können die Weiterfahrt auf dem wellenbewegten Wasser wagen. Der nächste Tag, der 1. Juli, bringt dieselbe Erscheinung: gegen 9 Uhr heftiger Sturm; er tobt bis 1 Uhr. Wir liegen still an einer Sandbank. Ein verlassenes Dorf steht hier; wo mögen die Bewohner hingezogen sein? Verfallen stehen die sechs Hütten, daneben die Mattenwände und Vorratsgerüste. Puppen, Pfeile, Töpfe, Cuyen, Spindeln usw. liegen verstreut umher. In den nassen Ufersand sind ganze Bündel von Mais- und Mandiokastengeln eingepflanzt und mit Schutzblättern umwunden, ein Zeichen, daß das Dorf nur vorübergehend verlassen wurde. Erst gegen 1 Uhr können wir weiterfahren. Am Nachmittag macht der Fluß eine Biegung nach links. Rechts öffnet sich eine Flußmündung; dahinter erhebt sich in der Ferne eine große Rauchsäule. Hier geht der Weg zu den Šavajé ab. Ohne Führer ist das Unternehmen aber unmöglich, wir fahren also weiter. Gegen 5 Uhr erreichen wir zwei Häuser auf einer Sandbank. José, ein Verwandter Pedros, früher in Schischá wohnhaft, hat sich hier mit seiner Familie angesiedelt. Er spricht gut Brasilianisch. Es sind 14 Leute: Männer, Frauen und Kinder. Eine auffällig kleine Frau ist darunter; sie reicht José, der doch nur etwa 165 cm hoch ist, kaum bis zur Schulter. Waren doch in der Nordhorde derartig kleine, etwa 145—150 cm große Personen beiderlei Geschlechts öfter zu bemerken, während sie in der Südhorde ganz fehlten (Tafel 17). Am Abend liegen wir vor dem Zelt im Sande um ein Feuer;

es wird geraucht, erzählt, gefragt. Bereitwillig teilen sie mir die Worte ihrer Sprache mit, und zwar im Männer- und Frauendialekt; sie wiederholen sie so lange, bis ich sie richtig ausspreche. Ich schreibe beim Schein des Feuers; wenn es zu dunkel wird, nimmt einer einen Kloben heraus, bläst ihn an und leuchtet mir damit! Erst spät in der Nacht trennen wir uns.

Am andern Morgen besuche ich ihre Häuser; sie haben recht nette Sachen. José flicht und näht Hüte; mit vieler Mühe lerne ich auch diese Kunst. Seine zehnjährige Tochter, ein Mädchen von schönem Körperbau, legt ihren gesamten Schmuck an: den langen, schwarzen Schnurrock, unter dem sie den schwarzen Gürtel mit Bastbinde darüber trägt, die schwarzen Nackenquasten, beide kleineren Mädchen eigentümliche Kleidungs- und Schmuckstücke, die Armstulpen mit Federarmbändern dahinter, sämtliche Halsketten, die Ohrfederrosetten, die Federhaube. Ich photographiere sie, später kaufe ich ihr alles ab (Tafel 18). Nur ungern, weinend trennt sie sich von ihren Sachen, aber der Mutter Begehrlichkeit zwingt sie dazu. Es ist recht angenehm hier. Nach dem Frühstück fahre ich mit Antonio und José fischen. Josés Boot ist das beste Kanu, das ich bisher gesehen habe, breit und gut gebaut; man kann mit gespreizten Beinen quer darin stehen! Es fährt durchaus sicher. Wie alle Karajáboote sind seine Enden lang ausgezogen und von unten her abgeschrägt, so daß sie leicht auf Untiefen und Sandbänke anfahren und ebenso leicht wieder davon abkommen können. Wir fahren flußaufwärts. José zeigt, wie sie im flachen und im tiefen Wasser die Fische schießen, wie sie angeln. Ein See wird befahren; der Eingang ist durch Pfähle versperrt. José erläutert, wie sie den Sperrzaun bauen und dann mit Gift sämtliche Fische im See betäuben und so erbeuten. 2 Uhr kehren wir von heißer Fahrt zurück. Der Nachmittag verläuft ruhig. Abends 5 Uhr kommen sechs Boote aufwärts gefahren; etwa 30 Personen: Männer, Frauen und Kinder sitzen darin mit all ihrer Habe, die durch große Matten bedeckt ist: ein wanderndes Dorf. Nur kurze Zeit verweilen sie hier, dann ziehen sie weiter. Abends erzählt José, daß einen Tag landeinwärts von jener Flußmündung dicht oberhalb seines Dorfes ein Karajáhäuptling, Korumaré, wohne, der an einem Flüßchen auf Bananal seine Pflanzung habe. Von ihm aus könne man die Savajé erreichen. Ich unterhandle mit José; er soll mich wenigstens bis zu Korumaré führen; von da kann ich vielleicht mit Korumarés Leuten die Savajé besuchen. Wahrscheinlich wird es wieder nichts; denn Pedro soll mit, macht aber wieder Schwierigkeiten. Am nächsten Morgen, den 3. Juli, verhandle ich wieder mit José. Es kommt, wie ich voraussah. Er stellt dieselben Bedingungen wie Ilk: vorherige Bezahlung und Mitnahme von drei Mann. Also steckt doch Pedro dahinter. Ich verzichte auch diesmal, bleibt mir doch immer noch der Weg auf dem Ostarm vom Nordende der Insel Bananal her aufwärts.

Nach dem Frühstück fahren wir ab. Nachmittags 3 Uhr kommt das nächste, das sechzehnte Dorf in Sicht. Es besteht aus zwei Teilen. Auf der einen Sandbank stehen vier Hütten; das Wasser ist aber so flach, daß wir mit unseren Booten nicht heran können. Der zweite Teil besteht aus sieben





Bemalte Karajájungfrau.



Mattenwänden und einer Hütte auf einer zweiten Sandbank. Auf einer dritten schlage ich mein Lager auf. Es ist das Dorf des Häuptlings João, der wegen seiner Gewalttaten berüchtigt ist. Er ist nicht anwesend, sondern soll krank mehrere Tagereisen abwärts bei einem Arzt in Behandlung sein. Es soll hier einen bösen Zauberarzt geben; der kommt auch ins Lager, um mich abzuholen. Es ist ein großer, stattlicher Mann von gutmütigem Äußern; man sieht ihm sein böses Handwerk gar nicht an. In einem gebrechlichen Seelenverkäufer fährt er mich hinüber ins Dorf. Vorstellungen und Tausch füllen die Zeit aus; es geht von Wand zu Wand. Hinter einer Schutzwand sitzen eine Anzahl schwarz und rot bemalter, wilder junger Männer; sie haben äußerst nett gefertigte Sachen. Auch Tapirapégeräte haben sie hier; sie kennen eine ganze Reihe Tapirapéworte. Eine Tapirapéfrau soll hier wohnen, sie ist aber auf Fischfang abwesend. Es ist das erste Mal, daß die Beziehungen zu den Tapirapé so eng werden. Ein Mann kommt vom Fischfang zurück, reich mit Beute beladen. Im Schatten seiner Mattenwand setzt er sich auf die Sitzmatte, die Frau tritt zu ihm und kämmt ihm das Haar aus. Dieses Haarauskämmen findet vor dem Weggange, nach der Rückkehr usw. statt. Es wird eben sehr viel auf Haarpflege gegeben. Jeden Morgen und Abend kämmen außerdem die Indianer ihr Haar aus und ölen es ein, mit Palmöl, das sie in großen Kürbissen bewahren. Stutzer sind dabei darauf bedacht, möglichst abweichende Haarfrisuren zu erfinden, soweit das bei der feststehenden Sitte möglich ist. Gegen Abend fahren wir ins Lager zurück. Das ganze Dorf versammelt sich, etwa 50 Personen. Pedro hat ihnen vom Phonographen erzählt, und nun wollen sie ihn durchaus hören; vor allem verlangen sie Ilks Gesänge. Ich spiele ihnen vor, erst unsere Musik, dann einige Karajágesänge. Ilks Lieder erkennen sie sofort als solche und verlangen, nur sie zu hören. Die Rücksicht auf die Erhaltung der Walzen zwingt mich natürlich, diesen Wünschen nur bis zu einer gewissen Grenze zu willfahren. Gegen 9 Uhr nachts ziehen sie endlich ab. Kurze Zeit darauf bleibt meine Uhr plötzlich stehen. Sollte sie der böse Zauberer verhext haben?

Am nächsten Morgen fahren wir ab. Dicht unterhalb des Ortes liegt auf einer Sandbank ein großes verlassenes Dorf mit 7–8 Hütten. Stammen etwa von hier die Auswanderer, die abends bei José ankamen? Für mich wird jetzt die Reise leichter; da die Uhr nicht mehr geht, sind Flußaufnahmen sowie meteorologische Beobachtungen unmöglich. Das fällt also alles weg. Die Zeit im Boot vertreibe ich mir durch Inventarisieren, Bearbeiten der Aufzeichnungen usw. Mittags erscheinen die ersten blauen Kegelberge in der Ferne. Endlich eine Abwechslung zu den 2—3 m hohen Ufern des Flusses! Etwa 3 Uhr legen wir an einer Sandbank vor dem einen dieser 50–70 m hohen, mit herbstlich gefärbtem Wald bestandenen Hügel an. Ein großes Dorf liegt hier. Von links kommt ein 200 m breiter Fluß aus sumpfigem Gebiet herein, der Rio Tapirapé. Endlich also ist dieser Fluß erreicht. Acht Häuser umfaßt der Ort; ein Häuptling ist nicht vorhanden. Vier Hütten besuche ich noch am Nachmittag und habe gute Ausbeute. Doppelt lange Mattenwände ziehen von den Häusern zum

Ufer; einige Häuser stehen abseits und sind durch Mattenwände völlig vom übrigen Dorfe getrennt, sie bilden richtige Höfe für sich. Ein Mädchen trägt einen eigentümlichen Kopfschmuck: ein Wachsklumpen in Form einer riesigen Bohne ist allseitig mit kleinen roten Federchen beklebt. Aus der oberen Kante ragen fünf lange Ararafedern empor. Mit vielen schwarzen Baumwollschnüren, die quer über den Klumpen laufen, wird das Schmuckstück auf dem Kopf befestigt, mit der Längsachse von vorn nach hinten. Bei jedem Schritt schwankt es heftig vor- und rückwärts (Tafel 51, Abb. 1, 2). Frauen tragen Chamäleons, die sie mit weißen Flaumfedern beklebt haben, auf Schultern und Kopf, ein eigentümlicher Anblick. Auffällig sind die vielen Abweichungen von der übrigen Karajákultur. Ist das Einfluß der Tapirapé? Der Abend vereinigt alle Bewohner (einige 50 Leute) im Lager zur Phonographenvorführung. Atemlos lauschen sie den Liedern, stürmisch verlangen sie nach Ilks Gesängen. Einige Aufnahmen gelingen. Die Kinder sind alle krank, beängstigend klingt ihr Keuchhusten; viele ersticken fast an dem Schleim. Um ihnen zu helfen, schlagen ihnen die Mütter auf den Rücken. Mit heißem Tee suche ich ihr Leiden etwas zu lindern. Sie führen den Husten auf die kalten Nächte und den Mangel an Decken zurück. Als ich eine Frau frage, warum sie sich keine Decke besorge, sagt sie, der Verwandte sei zu faul, eine anzufertigen! Unglaubliche Gleichgültigkeit. Nachts sind die Moskitos wieder einmal ganz toll.

Am 5. Juli vormittags erledige ich den Besuch der übrigen Hütten. Es sind recht angenehme Menschen hier. Zum ersten Male gehen auch Taschentücher ab, nachdem mir der Vorrat an fertigen Perlenketten ausgegangen ist. Für alle Kinder wollen sie Tücher haben. Eine junge Frau verlangt auch für ein noch zu erwartendes Kind ein Tuch, gibt sich aber schließlich zufrieden, als sie aus meiner Tabakspfeife ein paar Züge nehmen darf. Zum Frühstück tritt die Wache an. Ein Dicker, ein Wilder, mehrere kluge Jünglinge, sowie ein kleiner schwarzbemalter schmächtiger Knabe, der von den anderen überall zurückgesetzt wird. Er sieht gar nicht wie ein Karajá aus. Ich zeige ihnen die Bilderbücher und lasse sie ins Skizzenbuch zeichnen. Sie haben ihre besondere Art, zu reagieren, indem sie näselnde hm-hm-Laute ausstoßen. Sonst pflegen die Karajá in die Unterhaltung beständig ndə, ndə (= ja) einzustreuen oder die letzte Silbe jeden Satzes zu wiederholen, eine Sitte, die direkt grotesk wirkt. Eigentümlich ist ihre Sprechweise überhaupt. Sie reihen ja Silbe an Silbe in langer Folge. Oft sprechen sie rasch hintereinander eine Menge Silben, um dann eine andere lang auszudehnen, gleich als ob sie sich erst überlegten, wie sie sich nun weiter ausdrücken sollten; eine Sitte, die von den Brasilianern gern im Scherz nachgeahmt wird. Mit ihnen fahre ich am Nachmittag aus auf Erkundigung. Mir liegt daran, einen Überblick über das Gebiet des Tapirapé zu erlangen, um zu sehen, ob dessen Befahrung möglich erscheint. Wir fahren zum Berg hinüber; oben erklettere ich einen Baum und genieße von da eine weite Rundsicht. Im Norden und Nordwesten ziehen Gebirge. Westlich und südlich vom Araguaya ist alles ebenes, mit Camp bestandenes

Land, durch das sich der Flußwald des Tapirapé als dunkles Band hindurchzieht. Fern am Horizont im Westen erhebt sich ein Berg. Der Tapirapé kommt aus Südwesten; seine Befahrung scheint demnach auf keine Schwierigkeiten zu stoßen. Wir klettern wieder herab und fahren in den Tapirapé selbst ein. Viele Seen und Inseln bilden die breite Mündung, deren Ufer mit dichtestem Sumpfwald bestanden sind. Der Fluß ist sehr tief, er hat schönes klares weißes Wasser, fast heller als der Araguaya. Die Knaben erzählen von den Tapirapé. Sie haben große Furcht vor ihnen. Die Karajá haben vor einigen Jahren mit 10 Booten einen großen Raubzug dahin unternommen, wobei sie viele Frauen und Kinder erbeuteten. Einige Frauen entflohen und kamen zu den Tapirapé zurück, die beim nächsten Besuche die Karajá feindlich empfingen, wobei drei Karajámänner tot zurückblieben. Seitdem haben die Karajá eine heillose Angst vor den Tapirapé. Wo diese jetzt wohnen, ist ihnen unbekannt. Früher mußte man neun Tage aufwärts fahren und dann noch weit über Land laufen, um in ihre Dörfer zu gelangen. Das sind schlimme Nachrichten; denn nun werde ich wohl die Tapirapé allein suchen müssen, ohne Führung der Karajá, auf die ich nach allen bisherigen Nachrichten über freundschaftlichen Tauschverkehr zwischen beiden Stämmen hatte hoffen dürfen. Dazu ist jedoch durchaus zuverlässige Mannschaft nötig. Aber nur auf zwei meiner Leute und auf Adam kann ich mich verlassen, die übrigen drei kommen nicht in Betracht; ebenso muß wohl Pedro wegfallen. Mit einem Boot allein kann ich diese Fahrt nicht unternehmen. So muß ich wohl oder übel jetzt auf die Befahrung des Tapirapé verzichten, mir erst neue Mannschaft in Santa Maria oder auch Conceição besorgen, um dann auf der Rückreise den Vorstoß nach Westen zu unternehmen. Am Abend findet sich ein Mann bei mir ein, er bittet um Essen; seine Frau verweigere es ihm, weil sie sich gestritten hätten. Schlußfolgerung: Tori (Fremder), gib mir zu essen. Er bekommt die letzten Reste. Offenbar ist er derselbe, auf den die Frau am Abend vorher eine halbe Stunde lang mit lauten, über die Sandbank gellenden Worten geschimpft hatte. Kurz darauf kommt der kleine schwarze Knabe betrübt heran, auch er bittet um Essen. Er habe Schelte bekommen, weil er nicht gefischt hätte, sondern mit mir spazieren gefahren wäre; seine Mutter gäbe ihm daher nichts zu essen. Ich habe auch nichts mehr; nur ein paar Zwiebacke müssen seinen Hunger stillen.

Den nächsten Morgen, den 6., fahren wir also den Araguaya weiter abwärts. Zwischen den beiden Bergen hindurch zwängt sich der Strom, um sich dann in drei Arme zu teilen. Wir fahren den linken. Vom Westufer blauen ferne Gebirgszüge herüber, die niedrigen Ufer sind mit herbstlich gefärbtem Wald bestanden.

Nachmittags treffen wir einen fischenden Karajá; es ist der Häuptling Cyriäki aus dem nächsten, 18. Dorf. Er kehrt mit uns um. Wir kommen jetzt ins Ursprungsgebiet der Karajá, an den Furo das Pedras; hier wollen sie entstanden sein, hier liegen noch heute dicht nebeneinander ihre größten Dörfer. Bald ist das 18. erreicht. Auf derselben riesigen Sandbank schlagen

wir etwa 500 m abwärts das Lager auf. Vorsicht ist hier nötig, denn der zweite Häuptling des Ortes hat vor einiger Zeit ein brasilianisches Boot ausgeraubt und die Insassen, einen Mann, eine Frau und drei Kinder, erschlagen. Nett liegt das Dorf mit seinen sieben Hütten vor dem Uferwalde; drei hohe Gebirge umsäumen den nördlichen Horizont. Ich besuche das Dorf. Bisher hatte ich den Revolver nie mitgenommen; nur Adam, der mich stets begleitete, trug seinen Revolver umgeschnallt. Außerdem ging stets noch ein Mann mit, der die Tauschwaren und Instrumente trug und ein Gewehr über der Schulter hatte. Hier halte ich es doch für geraten, Revolver und Buschmesser mitzunehmen. Doch erweist sich die Vorsicht als unnötig, es sind fast nur Frauen und Kinder im Ort. Cyriäki macht die Honneurs, er ist der zweite der Stammeshäuptlinge, ein freundlicher älterer Mann mit lahmem Bein (Tafel 41, Abb. 1). Ich besuche die drei ersten Häuser, es gibt aber nur wenig zu tauschen hier, ich habe eben schon alles. Auffällig ist, daß von hier an neben den edleren und roheren Gesichtstypus noch ein dritter, davon ganz verschiedener Typus, besonders bei Frauen, tritt. Plötzlich erhebt sich Rufen im Dorf. Ich blicke auf, eine Anzahl Boote landen, und in langen Sätzen rennen mehrere bewaffnete Krieger auf das Dorf zu. Frauen und Männer mit Körben und Transportkiepen auf dem Rücken, die weit nach vorn überstehen, und unter deren Last die Träger stark gebückt und mit geknickten Knien laufen, folgen langsamer nach. Es ist der gefürchtete Häuptling João Cadete mit seinen Leuten, der aus der Pflanzung zurückkehrt. Er sieht wirklich etwas gewalttätig aus, doch geht alles gut ab, wir begrüßen uns freundschaftlich. Auch photographische Aufnahmen lassen sie ruhig über sich ergehen. Es wird Abend, ich kehre ins Lager zurück. Nach dem Essen kommen die Indianer an, einige 30 Leute, alle bewaffnet mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, Keulen und Buschmessern. Meine Waffen liegen bereit, vor ihren Augen lasse ich die großen Gewehre den Hüllen entnehmen und ins Zelt legen, vor dem ich Platz nehme. In weitem Bogen sitzen sie vor mir. Frauen und Kinder kommen nach, es ist also wohl nichts zu befürchten. Der Phonograph tritt in Tätigkeit. Allmählich legen sie die Waffen weg und rücken näher heran. Einige Aufnahmen gelingen. Spät endlich gehen die Frauen und Kinder sowie die meisten Männer wieder in ihr Dorf zurück; nur Cadete bleibt mit fünf Mann da als Wache. Ich lasse ihn zeichnen. Dann muß er Auskunft geben über die benachbarten Stämme. Mit Strichen und Punkten gibt er ins Skizzenbuch die Wege und die Zahl der Nachtlager an. Seine Angaben fand ich später für indianische Verhältnisse durchaus richtig. Er scheint etwas über Völker jenseits der Tapirapé zu wissen, doch ist nichts Genaueres aus ihm herauszubekommen. Jedenfalls ist anzunehmen, daß der Weg über die Tapirapé nach Westen der richtige ist, um weitere Völker im Zwischenflußgebiet anzutreffen. Spät abends erst geht er ab; die Nacht verläuft ruhig. Am nächsten Morgen besuche ich die übrigen Hütten. Sie haben zwei Käfige aus Palmblättern im Dorf, in denen sie kleine Geier, Karakará halten (Tafel 54, Abb. 1). Ein Mädchen ist Schildkrötenfreundin. In einer Halbcuye voll Wasser hat sie winzige Schildkröten

Karajáindianer.







Karajámädchen in vollem Schmuck.



fliegen, deren Bewegungen sie voll Interesse beobachtet. Die Ausbeute bleibt auch heute gering.

Nach dem Frühstück fahren wir ab, bald erreichen wir das nächste Dorf, das des Häuptlings Alfredo (fünf Hütten, etwa 40 Einwohner). Er ist abwesend, angeblich mit seinem kranken Kinde in Santa Maria. Nur wenig Neues gibt es hier. Der berühmte Arzt hat einen Teil des Dorfes mit Kranken belegt, die, wie Häuptling João aus Dorf 16, oft tageweit hergekommen sind, um sich heilen zu lassen. Es ist das reine Sanatorium: eine Menge Mattenwände sind errichtet, in deren Schatten je ein Kranker auf der Decke liegt, gepflegt und unterhalten von Angehörigen und Verwandten. Der Reihe nach besucht sie der Arzt und wendet seine Zaubermethode gegen ihre Leiden an.

Als ich zu den Booten zurückkehre, sehe ich, wie eben eine Indianerin mit einem großen Stück Rapadura weggehen will. Ich halte sie an, frage, von wem und wofür sie es erhalten habe: Chrisostomo hat es ihr gegen eine Matte gegeben. Der Tausch wird rückgängig gemacht, habe ich doch striktes Verbot erlassen, Lebensmittel zu vertauschen. Brauchen die Leute etwas, so kann ich es kaufen und später mit ihnen darüber abrechnen. Verstimmt fahren die Leute ab. Kurz unterhalb des Dorfes wollen wir an einem Steilufer Jacuba machen, auf dem oben ein Karajáfriedhof liegt. Ich will den Aufenthalt zu dessen Besuch benutzen. Als ich den Befehl zum Hinüberfahren gebe, streiken Bebiano und Chrisostomo mit der Begründung, die Anfahrt sei wegen der ins Wasser gestürzten Bäume unmöglich. Es war dies natürlich nur eine Ausrede. Auf nochmalige Aufforderung hin weigert sich Bebiano wiederum und kündigt den Dienst. Rasch fahren wir zur nächsten Sandbank, gegenüber einem großen Indianerdorf. Offenbar hat er die ganze Sache vorbereitet und den Streit vom Zaune gebrochen. Der erste Monat, für den er Vorschuß bekommen hat, ist um, und nun fühlt er sich anscheinend nicht mehr verpflichtet, weiter mitzugehen. Ich rechne mit ihm ab und entlasse ihn; er war der Unbrauchbarste von allen. Die anderen werden auch schwierig, doch gehen sie schließlich daran, Holz zu holen und das Zelt aufzuschlagen. Mitten in diese Schwierigkeiten hinein kommen die Indianer in mehreren Booten, wie immer meist Frauen und Mädchen mit Wachs zum Bootdichten und mit Früchten und Fischen aller Art, die sie zum Verkaufe anbieten. Ehe ich meine Leute nicht wieder in der Hand habe, kann ich mich nicht näher mit ihnen beschäftigen. Bebiano sucht die andern aufzuhetzen, besonders Pedro. Ich lasse ihn durch Adam vom Feuer wegweisen; er geht abseits. Jetzt kommt Chrisostomo; er sei krank und könne nicht weiter mit; er möchte auch weggehen. Tatsächlich war er in letzter Zeit erkrankt; auch ihm weine ich keine Träne nach. Jetzt gilt es, weiterem Streiken zuvorzukommen. Ich gehe zu den Leuten und frage einfach, wer etwa noch gehen will. Keiner meldet sich, schweigend sehen sie zur Erde. Nur Pedro kommt dann zu mir und sagt, die beiden wollten, daß er mit ihnen gehe. Als ich Pedro klar gemacht habe, daß sie ihn nur haben wollen, damit er rudere und unterwegs für sie fische, da sie doch keine Lebensmittel

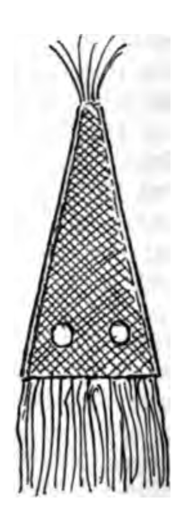
haben, und daß er im Falle seines Wegganges von mir nichts mehr erhalten könne, da die Sachen, die er von mir bisher bekommen habe, Messer, Beil, Pfeife, Anzug und Hut noch nicht abgearbeitet seien, fügt er sich willig meiner Anordnung, hier zu bleiben. Die beiden haben verspielt. Als sie noch weitere Versuche machen, meine Leute aufzuhetzen, lasse ich ihnen mitteilen, daß sie noch vor Abend die Sandbank verlassen müßten, andernfalls ich Gewalt anwenden würde. Bald kaufen sie denn auch ein Kanu bei den Indianern und fahren ab. Lebensmittel haben sie nicht, außer einigen Sachen, die sie mir gestohlen haben. Doch hatten sie unterwegs schon in den Dörfern alles vorbereitet, und so sind sie nach vierwöchiger Fahrt wohlbehalten in Leopoldina angekommen. Kaum sind sie fort, so herrscht ein ganz anderer Geist unter den Leuten; willig tun sie ihren Dienst. Pedro wird Steuermann in meinem Boot, als Ruderer bis Conceição soll er zwei Karajá aus diesem Dorfe auftreiben. Ganz stolz ist er auf seine neue Würde. Nun erst kann ich mich den Indianern zuwenden, die in Massen das Lager umdrängen und alles mit angesehen haben. Doch bleiben sie ruhig; ich kaufe ihnen Nahrungsmittel und einige Tauschwaren ab. Männer und Knaben kommen an, es wird recht lebhaft im Lager. Die Puppen müssen wieder herhalten, um die Leute zutraulich zu machen. Wie unsere Mädchen spielen große Männer mit den kleinen Puppen, lassen sie auf den Knien reiten und schaukeln sie im Arm. Gegen Abend kommen die beiden neuen Camaradas an, Antonio und Manoel, zwei kräftige junge Burschen. Zum Abendbrot bleiben die Männer da. Ich lasse sie zeichnen; mit Vorliebe malen sie Flechtmuster (Tafel 20, Abb. 3, 4; Tafel 21), deren sie eine große Anzahl besitzen. Es sind das feststehende, allgemein bekannte Muster. Mit Vorbedacht teilen sie den Raum auf dem Skizzenbuchblatt ein; kaum haben sie ein bis zwei Linien gezogen, so wissen die Umstehenden schon, was gezeichnet werden soll. Jede Linie wird kritisiert, jede neue vorher besprochen; so kommt in gemeinsamer Arbeit das Muster zustande[1]. Endlich fahren alle ab.

Gegen 8 Uhr fährt knirschend plötzlich ein Boot ans Ufer heran, fünf Indianer kommen ans Lagerfeuer. Es ist der Häuptling João mit seinen Leuten. Mit leiser Stimme erzählen sie, daß sie Masken (Iööní-Masken) im Boot haben, mit denen sie morgen ins Dorf 19 fahren wollen, um da zu tanzen und Lebensmittel einzusammeln. Abends kämen sie zurück, die Masken würden im Walde aufbewahrt. Ich lasse sie mir zeigen; sie sind aus Palmblättern geflochten und sehen wie große Tüten aus, über deren unteren Rand zwei Armlöcher angebracht sind (Abb. 2; Tafel 19, Abb. 3). Es gelingt nicht, die Indianer dazu zu bewegen, einen Tanz vorzuführen. Offenbar befürchten sie, daß man drüben im Dorf etwas hören könne, und das darf nicht sein. Bald legen sie sich schlafen; nur João bleibt noch auf. Wir unterhalten uns noch weiter, unterhandeln wegen des Ankaufs der Masken. Er sagt sie mir zu, blickt aber dabei immer scheu auf seine

[1] Über das Zeichnen und die plastische Kunst der Karajá siehe meinen Aufsatz: Die Kunst der Karajáindianer. Bäßler-Archiv, Bd. II, Heft 1, Leipzig und Berlin 1911.

Leute, als getraue er sich nicht, den Verkauf mit deren Wissen abzumachen.

Am nächsten Morgen, den 8. Juli, ist João mit seinen Leuten schon vor Sonnenaufgang fort. Ich möchte gern den Tanz mit ansehen, wage aber nach den gestrigen Vorfällen nicht, das Lager den ganzen Tag allein zu lassen. Wohl oder übel muß ich hier bleiben. So muß ich die einzige Gelegenheit, einen mit Totenkult zusammenhängenden Tanz kennen zu lernen, ungenützt vorübergehen lassen. Nach dem Frühstück fahre ich mit Adam, Antonio und den beiden neuen Camaradas hinüber ins Dorf. Den Revolver trage ich jetzt immer in der Tasche. Das Dorf hat acht Häuser mit ziemlich 70 Bewohnern; das größte, alle anderen überragende ist das des Häuptlings; es hat 6 m Länge und Breite und 3—4 m Höhe (Tafel 39). Nur wenig kann ich hier kaufen; ich habe bereits alles Wesentliche, besonders schöne Sachen sind auch nicht vorhanden. Auffällig ist das Fehlen jeglichen Federschmucks, das in all den Dörfern nördlich der Tapirapémündung zu beobachten ist. Es scheint, als wenn vor kurzem jemand die Leute ausgekauft hätte. So ziehe ich von Haus zu Haus, kaufe nur wenig und gebe zum Abschied etwas Tabak. Darob ergrimmen die Frauen, die für ihre Kinder Perlenketten haben wollen. Im letzten Haus endlich treffe ich eine Familie, die einige nette Sachen besitzt; auch ein Flechtapparat für Leibgürtel ist hier aufgestellt. Die beiden Längshölzer des Vierecks, in dem der Gürtel gespannt ist, bilden ein Bogen und eine Lanze, die Querhölzer Pfeilrohr. Bereitwillig bringt mir der Besitzer die Kunst des Gürtelflechtens bei. Er ist ein recht angenehmer, freundlicher Mann; seine Frau, die Schwester des neuen Camarada Manoel, ist ein gutmütiges junges Frauchen. Recht angenehm war der Aufenthalt in dieser Hütte. Als ich wieder heraustrete und ins Dorf zurückkomme, finde ich eine eigentümliche Stimmung vor. Die Frauen schimpfen immer noch, die Männer umdrängen mich, tragen dabei aber ein unschlüssiges Wesen zur Schau. Ruhig gehe ich meines Weges und nehme einige Photographien auf. Dann laden sie mich ein, ins Häuptlingshaus zu treten; offenbar beabsichtigen sie nichts Gutes. Dennoch gehe ich mit. Drinnen setze ich mich dem Eingang gegenüber, 1 m von der Wand entfernt, und lasse Antonio mit dem Gewehr hinter mich treten. Adam sitzt links von mir, vor uns die Karajá, meist Männer, aber dazu ein paar alte Frauen, die unaufhörlich hetzen. Ich höre Worte wie Revolver, Keule, Perlenkette, schlechter Fremdling u. a. Dazu machen die Frauen Bewegungen, die nichts an Deutlichkeit übrig lassen: die Männer sollen uns erschlagen, damit die Frauen in den Besitz der Perlenketten kommen. Offenbar wagen es die Männer nicht, sie zeigen auf Adams Revolver und auf Antonios Gewehr. Die Frauen



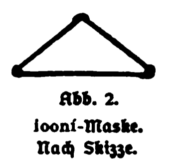


Abb. 2. Iooní-Maske. Nach Skizze.

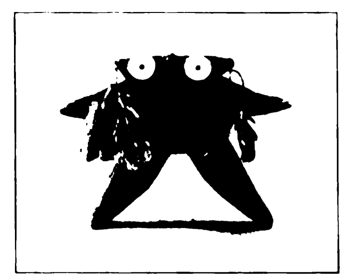
schimpfen auf die Männer ein, diese werden schwankend, die Situation wird ungemütlich. Jetzt heißt es eingreifen. Ich hole meinen Revolver aus der Tasche, den sie noch nicht gesehen hatten, und zeige ihnen, daß ich acht Schuß darin hätte, Adam hätte sechs Schuß und Antonio zwei. Sie aber seien nur fünf Männer, also würden sie alle sterben, wenn sie mich töten wollten. Das wirkt. Die Frauen verstummen, die Männer senken den Kopf, die Situation ist gerettet. Unversehrt verlassen wir die Hütte und fahren ins Lager zurück.

Am Nachmittag unternehme ich mit meinen drei Indianern und Adam einen Ausflug ins nahe Gebirge, um das Regenzeitdorf zu besuchen, das da oben liegen soll. Durch Sumpfwald, dann durch Camp auffsteigend, erreichen wir auf schmalem Pfad den freien Platz, wo Reste von Hütten stehen. Ein weiter Überblick ergibt sich hier über den Fluß und die Gebirge, die auf dem Westufer entlangziehen. Um nach dem Friedhof zu gehen, dazu mangelt die Zeit. Gegen Abend sind wir wieder im Lager. Männer und Frauen aus dem Dorf kommen herüber, vor allem der Flechter mit seiner netten Frau. Er zeichnet mir viele Muster ins Buch; seinen Fleiß belohne ich, indem ich ihm den Blechdeckel einer Zwiebackkiste gebe. Ein paar Reihen Löcher lasse ich durch Adam einschlagen, der Mandiokareiber ist fertig; er hat nur nötig, eventuell noch mehr Löcher einzuschlagen. Glückstrahlend geht er zu seiner Frau, und beide sprechen eifrig mit leuchtenden Augen über das Geschenk. Mit Anbruch der Nacht kommt Häuptling João zurück mit seinen Leuten. Die Masken hat er nicht mit; nach seinem scheuen Wesen am Abend vorher hatte ich es kaum anders erwartet. Der Phonograph wird vorgeführt; jetzt in der kühlen Abendstunde ist dies allein noch möglich, da tagsüber die Walzen infolge der Hitze zu weich werden. Auch sie verlangen Ilks Lieder zu hören. Bald gelingt es, sie für Aufnahmen zu gewinnen. Ehe sie ein Lied singen, memorieren sie gemeinsam den Text, dann wird das Lied leise gesungen, und dann erst tritt ein Sänger heran und singt es in den Trichter. Besonders mein Freund, der Flechter und Zeichner, tut sich hervor und ergötzt durch das possierliche Piraráralied, in dem mit Meisterschaft die eigentümlichen Töne, die der Pirarárafisch von sich gibt, wenn er aus dem Wasser gezogen wird, nachgeahmt werden. Bei der Wiedergabe ihrer Gesänge singen sie leise mit, wie zur Kontrolle, und lachen zum Schluß befriedigt, daß alles genau stimmt. Spät nachts erst fahren sie ins Dorf zurück.

Am nächsten Morgen fahren wir zeitig ab. Meine indianische Mannschaft rudert recht gut, es sind frische, nette Kerle. Sie haben verschiedene Arten zu rudern: entweder machen sie kurze, kräftige Schläge, oder ganz langsame, lange Schläge, oder wenn sie elegant fahren wollen, heben sie am Ende des Schlages das Ruder hinten empor und lassen das Wasser in breitem Schwall von der Schaufel herabfallen; wirklich ein schöner Anblick. Nach einstündiger Fahrt erreichen wir das 21. Dorf. Der Häuptling Tumanakú, der dritte Stammeshäuptling, ist mit seinen Leuten in der Pflanzung. Das Dorf umfaßt 6 Häuser, 14 Kanus liegen am Strande, also müssen wohl viel



1a. Häuptlingsschemel der Karajá.



1b. Vorderansicht des Schemels.



3. Wachsnachbildung der ioonimaske.

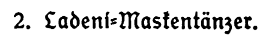


2. Holzpuppe der Karajá.

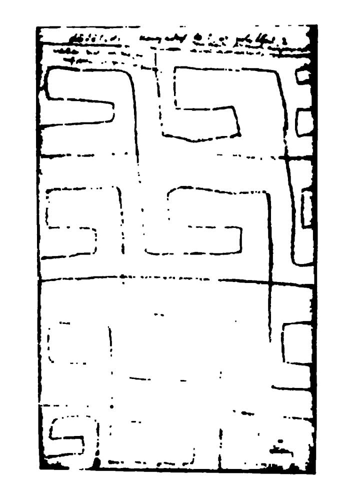
Tafel 20.



1. Koduni-Maskentänzer.



2. Ladeni-Maskentänzer.



3. Flechtmuster: Hundsfisch.

4. Flechtmuster.



Leute hier wohnen. 44 Frauen und Kinder sind in den Häusern unter dem Schutze zweier Männer. Es gibt nur wenig zu kaufen, von Haus zu Haus gehend besuche ich die fleißigen Frauen. Sie alle arbeiten: kochen, töpfern, spinnen, häkeln oder flechten, und lassen sich durch mich darin nicht stören. Auch die kleinen Mädchen sind eifrig tätig, kochen in kleinem Spieltongeschirr und spinnen mit kleinen Spindeln. Größere arbeiten bereits eifrig mit den Müttern. Die Frauen sind wirklich immer tätig, selten sieht man einmal eine untätig umhersitzen.

Als ich zum Frühstückslager zurückkehre, ist Häuptling Alfredo, von Santa Maria kommend, eingetroffen; nach kurzem Aufenthalte fährt er weiter seinem Dorfe zu.

Bald reisen auch wir ab. Abends trägt der Wind verkohlte Holzstücken von einem riesigen Campbrand auf Bananal ins Lager; nach Pedro soll der Brand von den Šavajé stammen.

Am nächsten Tag, dem 10. Juli, erreichen wir gegen 9 Uhr wiederum ein großes Dorf, das des Häuptlings Crisóte. Abseits vom Dorfe steht die Maskenhütte; während wir an ihr vorüberfahren, tritt die Jungmannschaft des Dorfes aus ihr heraus und begrüßt uns mit hundegebellartigem Kjugeschrei. Meine Indianer zittern, Furcht malt sich auf ihren Gesichtern. Auf der nächsten Sandbank schlage ich das Lager auf. Meine Indianer bleiben im Boot sitzen, sie rühren sich nicht. Befragt, warum sie nicht herauskommen, um zu arbeiten, sagten sie, sie schämten sich. Offenbar gilt der Dienst bei Fremden als Schande; auch das Essen des Fremden verweigern sie, solange sie im Dorf sind oder Dorfleute bei uns im Lager sich aufhalten. Bald kommen die Dorfbewohner herüber in großen Booten; 35 bewaffnete Männer und Jünglinge steigen ans Land. Ist Crisóte doch auch ein alter Stammeshäuptling, bei dem sich viele junge Leute aufhalten. Mit gesenktem Haupt sitzen meine Indianer im Boot. Der Häuptling tritt heran und spricht mit ihnen; erst dann kommen sie ans Land. Die Indianer treten zum Ringkampf an; zwei Parteien bilden sich. Meine drei werden der des Häuptlings zugeteilt. Zwei Männer der Gegenseite tanzen mit eigenartig schlenkernden Armbewegungen, das Kjugeschrei ausstoßend, vor und fordern auf diese Weise den Gegner heraus. Ihr erster Gang wird nicht angenommen. Beim zweiten tanzen zwei Gegner in gleicher Weise zur Mitte, der Ringkampf beginnt. Rasch entscheiden sich die Kämpfe, mehrere bleiben unentschieden. Es werden im ganzen etwa 5—7 Gänge ausgekämpft. Der Sieger tanzt mit erhobener Hand um den gesenkten Hauptes vor ihm stehenden Gegner; dann führt ihn der Häuptling umschlungen und bellend im Kreise herum. Nur zu bald hat das interessante Schauspiel ein Ende; meine Leute waren Sieger geblieben. Nach dem Ringkampf fahren wir ins Dorf hinüber. Kleine Knaben kommen uns entgegen; zwei schmiegen sich an mich an und legen meine Arme um ihren Hals: so ziehen wir ins Dorf ein. Ich besuche nacheinander die sechs Hütten mit ihren über 70 Bewohnern. Es gibt hier viel zu kaufen. Neu sind Wachsfiguren; kaum bemerken sie mein Interesse daran, da setzen sich die Knaben und Jünglinge auch schon hin und fertigen

eine große Menge solcher Figuren an. Wunderbar naturgetreu bilden sie in kurzer Zeit alle möglichen Tiere nach; den Vögeln setzen sie Flügel aus Palmblattstückchen an (Tafel 22). Nachmittags soll Maskentanz sein. Im Häuptlingshaus werden die Tänzer von den Frauen rot und schwarz bemalt; dann ziehen wir zur Maskenhütte. Acht Masken hängen hier auf dem Gerüste. Sie legen sie an, lassen sich darin photographieren und führen mir dann einen Tanz mit zwei Paar Masken vor (Tafel 20, Abb. 1, 2). Auch hier wird mir der Ankauf rundweg abgeschlagen; sie sagen, das Dorf würde aussterben, wenn sie die Masken einem Christen gäben. Gegen 5 Uhr fahren wir ins Lager zurück. In unserem Kanu sitzen 16 Mann, ein Hund und ein Hahn; alle Mann sind bewaffnet und bemalt, drei tragen riesige Lanzen mit Federbüschcheln: ein stattlicher Anblick. Der Abend geht hin mit Demonstrieren der Bilderbücher und Phonographenaufnahmen. Doch sind sie nicht ernst genug; sie schwatzen und lachen beim Singen, so daß keine glatte Aufnahme zustande kommt.

Am nächsten Morgen fahren wir zeitig ab. Crisóte kommt zum Abschied herüber, er vermißt sein großes Buschmesser und hat uns im Verdacht; glücklicherweise findet er es bald im Sande. Dies soll das letzte große Dorf gewesen sein; nun soll nur noch das Haus des Häuptlings Walatá folgen, eines Außenseiters, der, ein Mischblut zwischen dem Portugiesen Walatá in Leopoldina und einer Tapirapéfrau, in beständiger Fehde mit den Karajá lebt. Beim Frühstück treffen wir ein brasilianisches Boot mit fünf Mann; es sind die Leute, die die Soldaten abwärts gebracht haben und nun nach Leopoldina zurückkehren.

Am Abend stoßen wir plötzlich auf ein kleines Karajálager, neben dem wir unser Lager beziehen. Meine Karajá arbeiten und essen wieder nichts, sie schämen sich wieder (estão sem vergonha, sind ohne Scham, wie sie fälschlicherweise statt com vergonha sagen). Die Karajá sind unterwegs nach Santa Maria, um dort Fische zu verkaufen. Es sind 5—6 Männer, mehrere Frauen, viele Kinder, zwei nette Knaben, im ganzen über 20 Personen. Im Lager ist nur wenig zu haben, sind sie doch auf der Reise und haben nur das Notwendigste mitgenommen. Bei der Vorführung der Puppen schreien die Frauen vor Angst. Pedro sitzt zwischen zwei lebhaft redenden Frauen gesenkten Hauptes wie ein begossener Pudel; wie er mir später erzählte, hatten sie ihn zu einem Schäferstündchen eingeladen, er hatte es aber abgelehnt. Abends kommen die Männer zu mir, ich lasse sie wiederum zeichnen; der eine tut es mit Begeisterung, die anderen geben gute Ratschläge, kritisieren und lachen.

Am nächsten Morgen, den 12. Juli, fahren wir frühzeitig ab. Mittags erreichen wir das Nordende der Insel Bananal. Der Ostarm ist etwa 150 m breit; eine große Sandbank ist in ihm sichtbar, seine Strömung ist nur gering. Vorläufig muß ich aber weiterfahren, um neue Mannschaft zu holen. Der Araguaya ist hier bereits über 1000 m breit, eine majestätische Wassermasse. Viele Inseln teilen den Strom. Wundervolle Spiegelungen ergeben sich bei den weiten Fernblicken, die sich jetzt bieten. Abends brennen von

nun an im Lager drei Feuer: das Herdfeuer, das Brasilianer- und das Karajá-Feuer. Ich bin bei den Indianern oder liege für mich allein vor dem Zelte im Sande

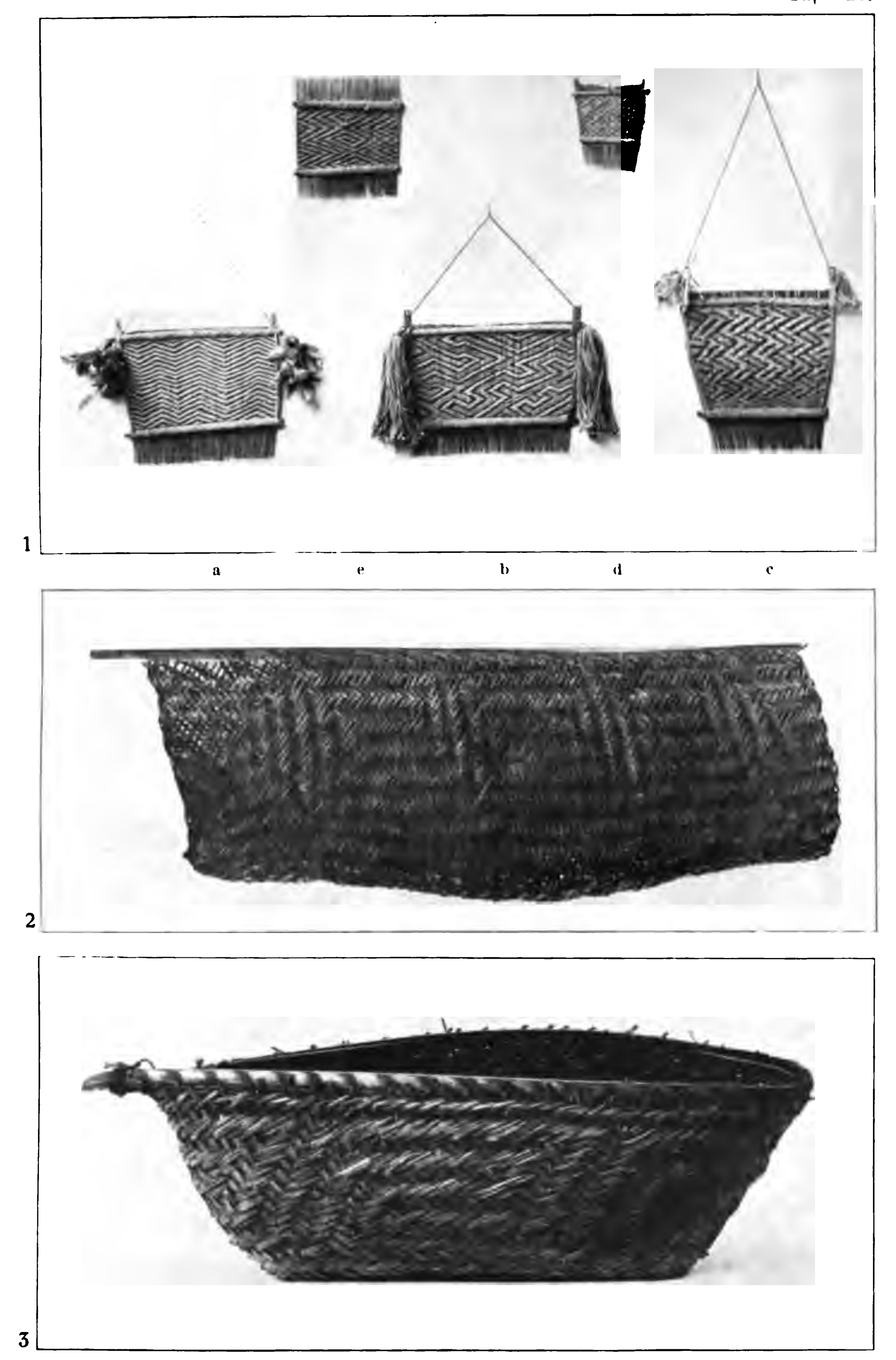
Die Anzeichen, daß wir uns brasilianischer Kultur wieder nähern, mehren sich. Am 13. treffen wir vormittags zwei brasilianische Boote aus Conceição, die bis zum Nordende von Bananal fahren, um dort zu fischen, die Fische zu trocknen und in Conceição zu verkaufen. Am Nachmittag legen wir am Waldufer an; die Indianer eilen in den Wald und schlagen schlanke, hellrindige Bäume um; die abgezogene Rinde riecht wie Kresse. Rasch sind sie auf 4 m Länge zugehauen, neue Bootsstangen sind fertig. So sorgen sie schon für die Bergfahrt. Am 14. nachmittags passieren wir den ersten Ansiedler, den sogenannten Morador de batata (Kartoffelmann). Hoch oben auf einer Barreira an dem westlichen Ufer des Flusses liegt sein Anwesen. Die Mitteilung also, daß Indianer wie Brasilianer das Westufer feindlicher Indianer wegen meiden, trifft nicht zu; auch eine ganze Anzahl Karajádörfer liegt auf diesem Ufer des Flusses. Wir fischen jetzt viel, um Abwechslung in die Küche zu bringen; oft fangen wir in 20—30 Minuten an drei Angeln nicht weniger als 25—30 Piranhas.

Frühmorgens am 15. treffen wir endlich zwei Karajáhütten, das Anwesen des Walatá. Nur eine ist bewohnt; er selbst ist abwesend, angeblich auf Fischfang. Nur die Frau haust hier mit drei netten kleinen Kindern, sie ist fleißig beim Töpfern. Ich schenke ihr etwas Tabak. Der Fluß verliert sich immer mehr in großen Inselgebieten. Am 16. treten endlich in der Ferne wieder Berge auf. Vormittags schon hören wir ein fernes Brausen, wir nähern uns der ersten Travessão. Beiderseits sieht man kleine Häuser von Ansiedlungen auf den hohen Ufern. Nachmittags endlich erreichen wir die Travessão de Santa Anna. Eine Insel liegt mitten im Strom; von ihr zieht ein hohes Felsenriff quer hinüber nach dem steilen Westufer, auf dem der Ort Barreira de Santa Anna liegt. Der Ostarm der Insel ist zunächst befahrbar, unterhalb aber völlig von Felsen versperrt. Die Passage geht durch den Westarm. Die Felsenbarren bestehen aus Diorit und Phonolith, die hier als riesiger Lakkolith den Gneis und die übergelagerte Canga durchstoßen haben. Nur enge Durchlässe öffnen sich in der Mauer; mit rasender Geschwindigkeit schießt das Wasser in hochgewölbtem Schwall hindurch, um in zwei riesigen Rückstrudeln unten gegen die Mauer zu branden. Diese erste Travessão, wie diese Felsenbarren genannt werden, wird leicht genommen. Die Indianer fahren in einer halben Stunde beide Boote glatt durch die schmale Durchfahrt hinab, während wir über das zerklüftete, mit Gestrüpp bewachsene Gestein klettern und unten wieder in die Boote einsteigen. Als wir abends das Lager aufschlagen, fährt eine Frau vorüber, um auf dem Markte in Santa Maria Bananen zu verkaufen. Sie verlangt sehr hohe Preise: für vier Stück muß ich 50 Pfennige bezahlen! Der Abend ist phantastisch schön; vor und hinter uns lodern je ein mächtiger Waldbrand empor, ringsum am Horizont stehen neun hohe Feuerscheine. Der Himmel ist gerötet wie in der Nähe einer großen Stadt.

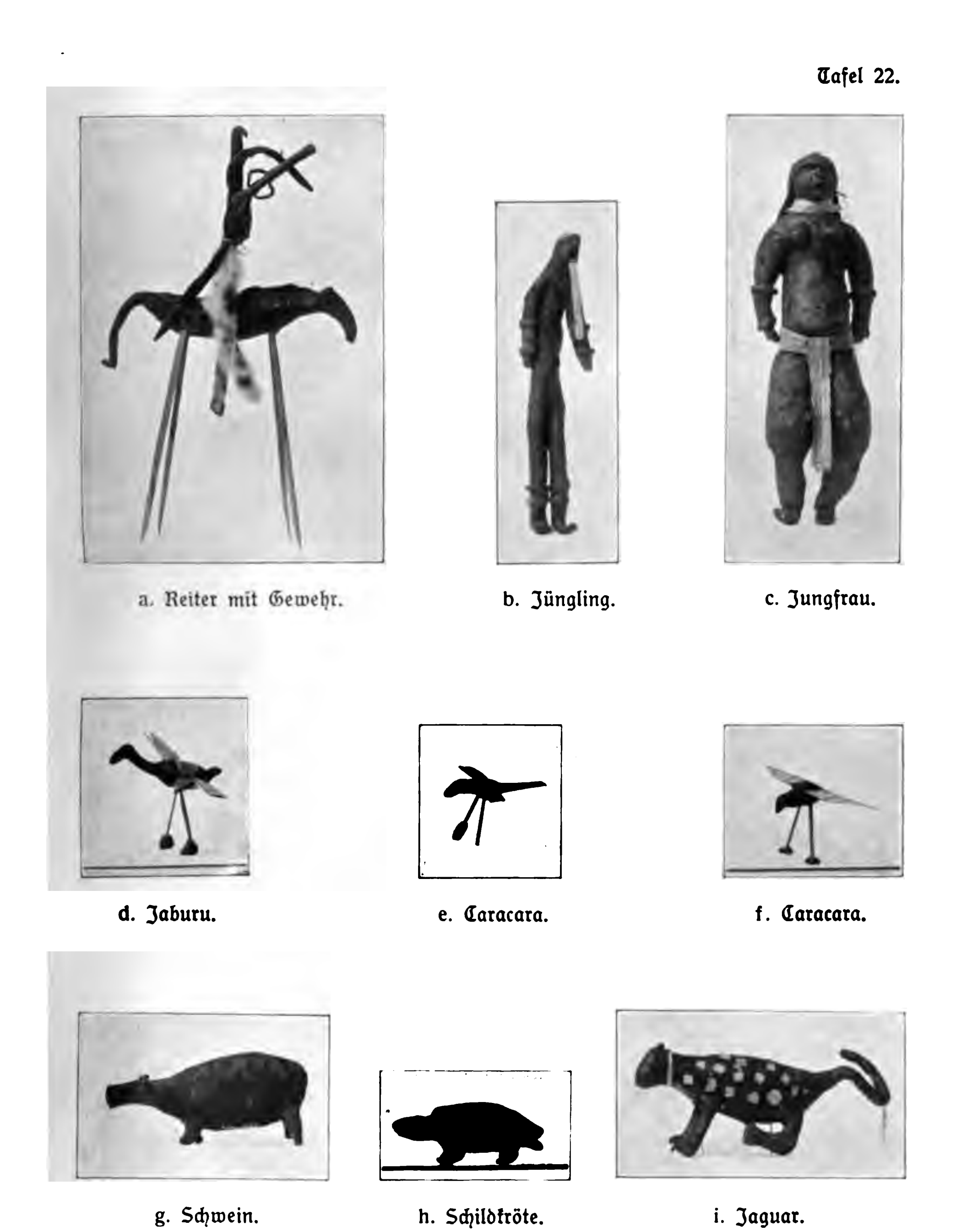
Am 17. werden in rascher Fahrt mehrere kleinere Felsenriffe (Travessão Kayapó) genommen; gegen Mittag durchfahren wir die Travessão de Reuno. Der Fluß teilt sich vor einer Insel; wir fahren in den stillen, rechten Arm ein und befinden uns plötzlich gegenüber von Santa Maria. Auf der riesigen Sandbank am anderen Ufer des Flusses beziehen wir Lager. Der Ort liegt schön, oben auf 10 m hohem Steilufer inmitten grüner Bäume, überragt von einem hohen Waldgebirge. Am Ufer waschen die Frauen, arbeiten die Männer an einem Boot; man hört klopfen und hämmern; hier wird doch wenigstens gearbeitet! Ein wohltuender Gegensatz gegen Leopoldina und São José. Wir fahren hinüber. Zwei Straßen laufen senkrecht auf den Fluß zu, durch eine Querstraße verbunden. Kleine Lehmhütten, mit Palmblättern bedeckt, bilden die einfachen Wohnungen. An der Straßenecke steht ein riesiger Rancho ohne Wände. Die Leute sind hellfarbig, gelblich und sehen ungesund aus; sie tragen Hemd und Hose, die Frauen Hemd und Rock aus Kattun, der meist weiß, rosa oder blau gefärbt ist. Einige Lebensmittel wie Fleisch und Speck sind bald gekauft; auch ein Pilot findet sich, der uns durch die Stromschnellen nach Conceição bringen soll. Mein Plan, den Tapirapé zu befahren, spricht sich bald herum; die zahlreichen Kautschuksucher begrüßen ihn mit Freuden, hoffen sie doch dort neue Wälder zu finden. Später besuchen mich die Honoratioren des Ortes. Sie fragen, ob wir keine Angst vor den Indianern hätten. Daß wir das verneinen, können sie sich nur dadurch erklären, daß wir die Indianer hypnotisierten; einer von ihnen bittet mich, ihm doch etwas davon abzugeben.

Am 18. fahren wir ab. Der Pilot übernimmt im großen Boot das Kommando; er ist ein junger Bursche von etwa 25 Jahren und sieht recht intelligent aus. Die brasilianische Besatzung übernehme ich, Adam fährt mit den Indianern. Mittags bricht ein starker Sturm los, der uns zu stundenlangem Aufenthalte auf einer Untiefe zwingt. Später passieren wir glatt die niedrige Travessão das Piranhas.

Am 19. treten in der Ferne hohe Gebirge auf. Kaum haben wir die Mündung des Rio Bananal passiert, da bricht ein Sturm los; wir retten uns auf eine Sandbank, Adam hat auf einer anderen Zuflucht gefunden. Es ist Frühstückszeit. Auf unserer Sandbank gibt es kein Brennholz, meine Besatzung wagt nicht, den Kanal zu überfahren. Adam schlägt drüben im Walde Brennholz und wagt mit den kühnen Indianern die Überfahrt über das wilderregte Wasser. Glücklich kommt er herüber. Vier Stunden müssen wir hier liegen, ehe wir weiterfahren können. Große Felsenstreuungen durchziehen den Fluß. Am linken Ufer liegen viele kleine Anwesen, Frauen waschen dort ihre Wäsche. Oberhalb der Travessão das tres Portas beziehen wir Lager auf einer Insel; das Rauschen der Stromschnelle tönt mächtig herüber. Abends bekomme ich den Besuch eines Anwohners, der jenseits der Insel ein kleines Anwesen besitzt. Es ist ein großer, starker Mann mit schwarzem Vollbart, klaren, ernsten Augen und tiefer, voller Stimme. Er erzählt: bei Conceição soll es zwei Dörfer der Kayapó geben, ein kleines nahes und ein größeres entferntes; sie sollen friedlich mit



Geflechte der Karajá: 1 a-e: Kämme. 2. Fliegenwedel. 3. Länglicher Korb.



a. Reiter mit Gewehr. b. Jüngling. c. Jungfrau.

d. Jaburu. e. Caracara. f. Caracara.

g. Schwein. h. Schildkröte. i. Jaguar.

Wachsfiguren: Alle außer c (Šavajé) von den Karajá.

den Weißen leben. Weiter entfernt wohnen die feindlichen Usikring und Gorotiré. — Von Conceição soll eine Straße nach Westen ziehen bis zum Rio Fresco; in zehn Tagen erreiche man diesen Fluß. Dort gäbe es große Kautschukwälder, viele tausende Arbeiter seien da im Walde tätig, doch sei die Lage augenblicklich ungünstig, da der Kautschuk nur 1,5—2 Milreis das Kilo kostet. — Unterhalb Conceição wohnen die Šambioá. Ein Arzt kurierte einst einen Indianer, der an der Behandlung starb. Der Arzt wurde verjagt und ging auf das Festland hinüber in ein Karajádorf, das dort im Gebirge existiert, ohne jeglichen Verkehr mit den Ansiedlern. — Einst raubte ein Šambioáhäuptling eine weiße Frau. Sein Sohn verliebte sich in sie und wollte sie dem Vater abspenstig machen. Es kam zum Streit zwischen beiden Parteien, der Vater war der Schwächere und mußte weichen; er zog mit seinen Leuten zum Xingu hinüber. So entstanden die Karajá, die am Xingu schweifen. — Jährlich zu bestimmter Zeit kommen die Šambioá und Kayapó am Araguaya zusammen, um zu tauschen. Jetzt hätten sie gegenseitig je einen Knaben ausgetauscht, der die fremde Sprache lernen und später Stammeshäuptling werden soll. — Wieviel davon auf Phantasie, wieviel auf mißverstandenen Erzählungen der Indianer, wieviel auf Tatsachen beruht, entzieht sich meiner Kenntnis. Der Mann jedenfalls erzählte all das mit unerschütterlicher Ruhe, als wenn er selbst fest davon überzeugt sei.

Frühzeitig am 20. Juli fahren wir ab. Einige kleinere Felsstreuungen werden überwunden, dann erreichen wir die Travessão das tres Portas. Drei Steinmauern, je 500 m voneinander entfernt, ziehen parallel durch den Fluß. Die oberste ist die schlimmste; alle Leute sind im Wasser, an Stricken werden die Boote hinabgelassen. Doch sind wir bereits in einer Viertelstunde glücklich hindurch. An der zweiten Barre wird nur das große Boot am Strick hinabgelassen, das kleinere wird von den Leuten so hindurchgezogen. Jauchzend legen sich die Karajá in den brausenden Strudel, nur der braune Kopf mit dem langen schwarzen, im Wasser schwimmenden Haar taucht aus dem Wasserschwall hervor. Die dritte Barre wird im breiten Kanal glatt durchfahren; doch zittern die Boote unter den Stößen der Felsblöcke, die versteckt im Wasser liegen. Kurze Zeit darauf wird die Travessão Calderão passiert; auch hier fahren wir glatt in sausender Fahrt den breiten Kanal hinab; der hochgewölbte Wasserschwall schlägt viel Wasser in die Boote. Während des Frühstücks bricht ein Sturm los; lange müssen wir warten, ehe wir weiterfahren können. Bald ist dann die Travessão de Santa Maria Velha erreicht. Mehrere Meter hoch ragt die Felsenmauer aus dem Wasser empor, nur ein schmaler Durchlaß befindet sich auf unserer linken Seite. Lange liegen wir still, bis das vom Sturm wildbewegte Wasser sich beruhigt hat. In sausender Fahrt geht's dann den engen Kanal hinab; die Leute rudern aus Leibeskräften, dennoch geraten wir in den gefährlichen Rückstrudel, und nur mit knapper Not entkommen wir dem Anprall an die Felsenwand und können uns ins freie Fahrwasser retten. Etwa 1500 m breit dehnt sich vor uns der Fluß. Hohe Gebirge tauchen beiderseits auf. Bald erreichen wir rechter Hand das Hochufer, auf dem ehemals der alte

Militärposten Santa Maria lag; ein paar Häuser bezeichnen noch den Ort. Von da an mehren sich beiderseits die Siedelungen; rechts dehnt sich ein größerer Ort mit Militärkaserne, Porto Franco, links beginnen die Häuser von Conceição. Lange fahren wir am Ufer des Ortes entlang, mehrere Kilometer weit scheint sich der Ort zu strecken. Als weiße Sandstellen heben sich die abgeholzten Hafenplätze von dem grünen Uferwald ab. Viele große Boote, wie wir sie bisher noch nie gesehen haben, liegen hier am Ufer. Überall waschen Frauen im flachen Wasser. Zwei große Fähren sind beständig unterwegs, um Lasttiere und Lasten überzusetzen. Ein reger Verkehr scheint in dem großen Orte zu herrschen. Am Guedeshafen landen wir (Tafel 23, Abb. 1). Sofort besuche ich Guedes, den Bruder meines Goyaner Lieferanten, einen liebenswürdigen Portugiesen mit schwacher, kränklicher Frau und zwei kleinen reizenden Töchterchen. Es tut ordentlich wohl, wieder weiße Kinder mit roten Backen zu sehen. Ich frage nach Unterkunft; Häuser gibt es nicht, nur ein offener Rancho dicht am Hafen ist noch frei, den kann ich beziehen. Dann kramt er in seinen Sachen herum und bringt einen Brief von meinen Eltern heraus, den ich in Goyaz nicht angetroffen hatte. Seit Mitte April liegt er hier, als ich überhaupt noch keine Kenntnis von diesem Orte hatte. Weiß der Himmel, wie der Brief hierher verschlagen wurde. Rasch beziehen wir den Rancho. Das Zelt wird aufgeschlagen und wohnlich eingerichtet. Die Boote werden entladen, die gesamte Ladung wird im Rancho aufgestapelt. Muß ich doch hier wahrscheinlich mehrere Wochen bleiben, um neue Leute zu werben, neue Lebensmittel zu kaufen, die Boote auszubessern. Die schöne Flußfahrt ist zu Ende, neue schwere Aufgaben harren meiner.

6. In Conceição und bei den Kayapó.

Conceição verdankt seine Gründung und damit die ganze Umgebung von Santa Maria ihren Aufschwung nur der Tatkraft eines Mannes, des Padre Fray Gil Vilanova.

Fray Gil, ein französischer Dominikaner, der Anfang der neunziger Jahre in Porto Nacional stationiert war, reiste, von dem glühenden Wunsche beseelt, unter Indianern zu missionieren, bereits im Jahre 1891 nach Santa Maria, um von dort aus fünf Tage weit auf dem Westufer ins Kayapógebiet vorzudringen, ohne jedoch die Indianer finden zu können. Nahrungsmittelmangel zwang ihn zur Umkehr nach Santa Maria. Er beschloß nun, die Chavánte am Rio das Mortes aufzusuchen. In einem kleinen Boote trat er die Flußreise den Araguaya aufwärts an. Kaum war er abgefahren, als die Kayapó in Santa Maria erschienen, um ihn zu besuchen; noch ein Tag weiteren Vordringens würde ihn in ihr Dorf geführt haben. An der Mündung des Rio das Mortes verweigerte seine Mannschaft aus Furcht vor den Indianern den Dienst, er fuhr daher wieder abwärts, landete am Ostufer (wahrscheinlich auf der Insel Bananal), schickte das Boot nach Santa

Maria zurück und trat mit drei Missionsindianern (Cherénte) den Heimweg über Land an. Nach langem, entbehrungsreichem Marsche erreichte er Ende März Porto Nacional, ohne einen Indianer getroffen zu haben.

Erfolgreicher war der zweite Vorstoß im Jahre 1896. Diesmal schiffte sich Gil, von Goyaz kommend, in Leopoldina ein und fuhr den Araguaya abwärts. Auf der Barreira de Santa Anna, wo er im Oktober ankam, traf er einen von Flüchtlingen aus Boa Vista vor kurzem gegründeten Ort an; von ihnen erfuhr er, daß die Kayapó nur einige Tage landeinwärts wohnten. Es glückte ihm, mit ihnen in Verbindung zu treten und sie für die Mission zu gewinnen. Der Überschwemmungsgefahr halber mußte er sich nach einem anderen Platze umsehen und fuhr auf den Rat des französischen Reisenden Coudreau, der, von Pará kommend, den Araguaya erforschte, im Frühjahr 1897 flußabwärts, bis er unterhalb der Stromschnelle von Santa Maria Velha ein geeignetes Hochufer traf. Hier gründete er auf dem Westufer die Kayapómission, das heutige Conceição. Es gelang ihm, die Kayapó in die Nähe zu ziehen und ihre Kinder auf der Mission zu unterrichten. Auf jährlichen Reisen nach Pará glückte es, das Unternehmen auch finanziell zu sichern und den neu entstandenen Ort mit allem Nötigen zu versehen. Bald mußte er sich einen Gehilfen suchen; als dieser, Padre Guillaume Vigneau, in Conceição ankam, zählte der Ort schon 1000 Einwohner. Der Zuzug war ganz gewaltig; einmal fanden die Flüchtlinge aus dem Boa Vista-Krieg hier eine sichere Zuflucht, dann aber lockte das neue Kulturzentrum in der Wildnis, wo es noch gutes Land für jedermann und reiche Kautschukwälder gab, viele Zuwanderer an.

So entwickelte sich hier allmählich ein lebhafter Ort, der aber in seiner ganzen Existenz noch völlig von Pará abhängig war. Jedes Jahr mußte Gil dahin reisen, um neue Unterstützung zu holen. 1900 wurden ihm von der Paraenser Regierung jährlich 50000 Milreis bewilligt; aber schon 1901 trat ein Rückschlag ein; die Kautschukkrisis hatte die Staatskasse geleert, so daß Gil nur privatim ganze 6000 Franken auftreiben konnte. Nun galt es, sich selbst zu unterhalten. 1902 verkaufte er Kayapó-Ethnographika in Pará, 1903 legte er eine eigene Kautschukplantage an, um durch deren Ertrag später die Mission sicherzustellen. 1902 reiste er nach Frankreich, um dort neue Unterstützung zu suchen. Es gelang ihm, noch einen Padre, mehrere Laienbrüder und vor allem Schwestern zu bekommen, um die Mädchenschule in Conceição einzurichten Denn die Station war schon lange keine reine Indianermission mehr, sondern versorgte den ganzen unteren Araguaya mit kirchlichem Beistand. Die Einrichtung der Knaben- und Mädchenschule war also nur eine Forderung der Zeit. 1904 zählte Conceição bereits einige tausend Einwohner. Es bestand aus mehreren langen Straßen; an öffentlichen Gebäuden existierten Kirche, Schule, Konvent, Katechese. Von Behörden waren Stadtverwaltung, Richter und Polizei vorhanden, und schon trug sich Pará mit dem Gedanken, Conceição zur Distriktshauptstadt zu erheben. Die Schule wurde von 150 Mädchen und 80 Knaben besucht. Für die Mission waren Pflanzungen von Reis, Mandioka, Bohnen, Mais und Wein angelegt,

geplant waren solche von Kaffee, Zuckerrohr und Kakao. Die Kautschukplantage zeigte die ersten Triebe. Die Kayapó waren dauernd friedlich, lernten den Ackerbau und nahmen die christlichen Lehren an, blieben aber im Geiste Kayapó.

Nun trug sich Gil mit weitgehenden Plänen: die Mission sollte auf alle Stämme der Kayapó ausgedehnt werden, unter den Karajá sollte eine Station errichtet werden, desgleichen sollte Anschluß an die Chavánte des Rio das Mortes gesucht werden. Mitten aus diesen Plänen riß ihn auf der Reise nach Pará am 4. März 1905 der Tod.

Seine Nachfolger haben das Werk in seinem Sinne weitergeführt, so daß heute die Stadt Conceição und die Mission einen festgegründeten Eindruck machen. In den wenigen Jahren seines Bestehens hat sich der Ort ganz gewaltig entwickelt: ich schätze die Einwohnerzahl auf 2000—3000; außerdem sollen aber 6000—7000 Arbeiter in den Wäldern als Kautschuksucher tätig sein, eine Zahl, für die mir natürlich jede Kontrolle fehlt. Dazu kommt noch das vor wenigen Jahren erst gegründete Porto Franco auf dem Ostufer gegenüber, das ebenfalls 700—800 Einwohner haben mag, so daß samt der benachbarten Bevölkerung bis Santa Anna einschließlich vielleicht 10000 Bewohner in diesem Teile des Araguayalaufes leben.

Conceição liegt auf einem etwa 15 m hoch schräg ansteigenden Ufer, vor dem jährlich wechselnde Sandbänke lagern. Der Anstieg ist ziemlich steil; auf einem Drittel von unten aus tritt ein Quellhorizont zutage, der diesen unteren Teil stellenweise fast unpassierbar macht. Der Abfall ist völlig entwaldet, nur vereinzelt stehen noch Bäume in den Gärten. Die Häuser selbst liegen erst auf voller Höhe in drei dem Ufer parallel laufenden, ein und mehr Kilometer langen Straßen, die allerdings stellenweise Lücken aufweisen. Im rechten Winkel dazu laufen Querstraßen hinab zum Ufer, an ihren Enden liegen die Hafenplätze. Größere Plätze gibt es nur vor der Mission und vor dem Hause des Regierungsvertreters. Die Häuser selbst sind meist einfache Hütten, die aus senkrecht eingerammten Pfählen bestehen und mit Palmblättern oder Ziegeln gedeckt sind. Nur wenige bessere Häuser sind aus Ziegeln gebau, getüncht und bemalt (Tafel 23, Abb. 2). Den Tropas und Reisenden stehen viele offene Schuppen (Ranchos) zur Verfügung. Der Hausmangel war bei meiner Anwesenheit Ende Juli 1908 so groß, daß ich nur mit vieler Mühe einen Rancho haben konnte. Viele Häuser sind im Neubau. Die Einrichtung ist gering: drei bis vier Räume, einschließlich der Küche; Decken fehlen, man sieht in das Dachgebälk. An Mobilar sind Hängematten und, wenn es hochkommt, ein Tisch und ein paar Stühle vorhanden. Aber fast in jeder Straße hört man tagsüber in den Hütten die Nähmaschinen rasseln. Drei bis vier große und eine Menge kleinere Geschäfte vermitteln den Verkehr; das größte ist wohl die Casa Goyana. Die Waren müssen von Goyaz oder Pará zu Schiff herbeigeschafft werden, sind also sehr teuer. Einige Beispiele mögen genügen: Ich zahlte für einen Kochtopf 10 Milreis, für ein Beil 8, ein Buschmesser 5, für 50 Patronen 10 Milreis. Dazu kommen noch Aufschläge, da nie gegen Barzahlung gekauft wird. Die Arbeiter kommen ja nur gelegentlich,



1. Ufer von Conceição: Guedeshafen.



2. Straße in Conceição mit Guedes' Großgeschäft.
Nach Photographie des Herrn A. Veiga in Goyaz.

in größerer Zahl erst im Oktober und November, aus dem Walde nach Hause. Dann erhalten sie ihre Abrechnung von ihrem Herrn, und nun erst können sie ihre Schulden decken. Bis dahin holen sich die Angehörigen alles Nötige aus dem Laden; der Inhaber kann es aufschreiben. Es kommen dabei natürlich große Verluste vor. Besondere Einrichtungen sind zunächst ein Theater, in dem eine Laterna magica, ein Glücksrad, Grammophon usw. vorgeführt wurden; das Theater bestand aus einem größeren Lattenhaus mit einem Raum, dessen Wände ringsum mit Leinwand ausgeschlagen waren. Sodann am zweiten Platze ein neu eingerichtetes Restaurant mit Kaffeehaus, das sich eines sehr guten Zuspruchs erfreute, und wo sich abends ein reges Leben entwickelte, das sich noch lebhafter gestaltete, als ein Bicho-Glücksspiel aufgestellt wurde. Bemerkenswert ist noch eine Musikschule nahe der Mission, in der allabendlich auf den verschiedensten Blasinstrumenten gleichzeitig geübt wird. Das größte Gebäude ist die Missionsstation mit Kirche, Kloster, Zöglingswohnung und großem Garten. Das Ganze ist dreifach geschützt durch Stacheldrahtzaun, Palisade und hohe Kaktushecke. Abseits davon liegt am Platze das Haus der Schwestern mit der Mädchenschule.

Verpflegt wird der Ort teils von Goyaz aus, zum großen Teil aber auch von Pará und, soweit es Fleisch betrifft, durch Viehauftriebe von Maranhão und Piauhy her. In Porto Franco wird das angetriebene Vieh geschlachtet und dann nach Conceição verkauft. Einige Geschäfte vermitteln den Verkehr; viele Boote und zwei Fähren sind beständig zwischen beiden Orten unterwegs. In Porto Franco sind die Preise etwas niedriger als in Conceiçao. Da zu wenig Vieh angetrieben wird, sind die Lebensmittel sehr teuer. Ich zahlte beim Großeinkauf für 1 kg frischen Rindfleisches 500—800 Reis, 1 kg Speck 2 Milreis, 1 Liter Reis 450 Reis, 1 Liter Farinha 250 Reis, 1 Liter Salz 1,5 Milreis. Der Fleischmangel ist so groß, daß einige Leute weite Bootsreisen bis über das Nordende der Insel Bananal hinaus aufwärts unternehmen, um dort zu fischen, die Beute einzusalzen, zu trocknen und nach Conceição zu schaffen, wo sie sie noch mit Gewinn verkaufen.

Noch schwieriger gestaltet sich natürlich die Verpflegung der im Walde arbeitenden Kautschuksucher. Eine jährlich von den Kayapó neu gesäuberte Picade führt weit ins Innere hinein, zunächst über ein fast wasserloses steiniges Waldgebirge, dann durch eine wellige Campebene, die im Osten vom Rio das Arraias durchflossen wird, schließlich in den großen Binnenwald, der reich an Kautschukbeständen ist. Hier teilt sich die Straße, ein kleiner Ort mit Geschäftsfilialen soll an diesem Zentralpunkt, von dem die Straßen nach verschiedenen Richtungen hin ausstrahlen, entstanden sein; von ihm aus werden die Arbeiterkolonnen mit Speise und Trank (zeitweilig auch Wasser) versorgt. Fast stündlich kommen und gehen Tropas, meist mit guter Ausbeute. Einzeln oder zu kleinen Trupps vereinigt ziehen Abenteurer los, um ihr Glück zu versuchen; mit stattlichem Gefolge reiten die Großherren vorüber, um den Betrieb ihrer Arbeiterscharen zu inspizieren, verfügen doch manche von ihnen über 300—400 Arbeiter. Diese bleiben beständig in Ab-

hängigkeit von ihrem Herrn. Denn bei Antritt der Arbeit stattet jeder Herr seine Leute mit Kleidung, Gewehr (Winchesterbüchse für 125 Milreis), Patronen usw. aus. All dies muß bei einem Monatslohn von 40—50 Milreis erst abgearbeitet werden, ehe der Verdienst losgeht. Der geringe Überschuß wird noch durch allerlei kleine Auslagen gekürzt, und so kommt es, daß viele Arbeiter überhaupt nie aus ihren Schulden herauskommen. Kein Wunder, daß so und so viele Leute nicht wieder erscheinen; sie haben sich irgendwohin durchgeschlagen, um den drückenden Schulden zu entgehen. In diesen Verhältnissen liegt auch die Ursache für die verwerfliche Praxis der Auskundschafter, den Kayapó Gewehre zu geben für den Nachweis neuer Kautschukgebiete. Die Regierung hat das zwar verboten, wie will sie aber diesem Verbote in jenen entlegenen Gegenden Geltung verschaffen? So gab es im Kayapódorf am Rio das Arraias bereits gegen 20 Gewehre, und in dem großen Dorf am Rio Pau d'arco sollen es gar 50—60 sein. Es ist das natürlich eine große Gefahr für Conceição; denn wenn auch die Kayapó jetzt behaupten, die Gewehre nur zum Kampf gegen die feindlichen Gorotiré zu sammeln, so zeigen doch die Ereignisse der letzten Jahre, daß sie nicht davor zurückschrecken, auch die Christen anzugreifen. Vor einiger Zeit nämlich ereignete sich im Walde ein Kampf zwischen Brasilianern und Kayapó, in dem die Indianer sehr guten Gebrauch von ihren Gewehren machten. Die Brasilianer siegten schließlich; eine Untersuchung ergab, daß auch ehemalige Missionsschüler unter den Angreifern waren. Es können diese Verhältnisse einmal noch sehr verhängnisvoll für Conceição werden, zumal da der Ort den Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht zu haben scheint.

Die politische Zugehörigkeit von Conceiçao ist eine alte Streitfrage zwischen den Staaten Goyaz und Pará. Gegründet wurde der Ort von der Goyaner Mission aus, aber auf Gebiet, das außerhalb des Missionsbereiches lag. In die Höhe gekommen ist er im wesentlichen durch finanzielle Unterstützung der Regierung von Pará. Die Bevölkerung stammt fast durchweg aus Pará, Maranhão und den übrigen Binnenprovinzen, zum geringen Teil nur aus Goyaz. Pará hat denn auch die Verwaltung eingerichtet, erhebt Abgaben, unterhält Militär dort usw. Goyaz behauptet aber, daß Conceição noch auf seinem Staatsgebiete liege (die Grenze verläuft tatsächlich wohl etwa eine Legua nördlich des Ortes), und trifft neuerdings energische Anstalten, diesen seinen Anspruch nachdrücklich geltend zu machen. So traf ich auf der Heimreise im Oktober mehrere Goyaner Soldatenabteilungen, die nach Conceição fuhren, um dort die Einrichtung der Goyaner Verwaltung zu unterstützen. Es werden also wohl Kämpfe in Conceição nicht ausbleiben, zumal da die Gegensätze zwischen den beiden Parteien im Ort schon im Juli 1908 sehr scharf geworden waren.

Zu diesen wenig günstigen Aussichten kommt noch die schwere wirtschaftliche Lage, um jeden mit Sorge um die Zukunft des Ortes zu erfüllen. So schwierig die Verpflegung des Ortes ist, so schwierig ist auch der Abtransport des gewonnenen Kautschuks. Es gibt keine glatten und billigen Verkehrswege. Der Überlandweg nach Maranhão ist zu trocken, zu lang

und zu teuer. Die Flußfahrt abwärts nach Pará, der jetzt gebräuchliche Weg, ist infolge der vielen Stromschnellen äußerst gefährlich, kostspielig und zeitraubend. Man sieht sich deshalb nach neuen Wegen um. So plante man die Straße durch den Wald bis zum Rio Fresco durchzuschlagen, diesen abwärts zu befahren bis zum Xingu und auf diesem den Amazonas und somit Pará zu erreichen. Dieser Weg ist aber noch umständlicher und infolge der vielen Stromschnellen des Xingu ebenso schwierig wie der direkte Araguaya-Tocantins-Weg. Neuerdings ging man stark mit dem Gedanken um, vom Rio Fresco aus einen Weg nach Südosten etwa fünf Leguas lang bis zum Rio Inajá auszuschlagen, auf diesem die Ausbeute in Boote zu verladen, den Fluß abwärts zu befahren bis zu seiner Mündung in den Araguaya bei Barreira de Santa Anna und dann den Araguaya aufwärts bis Leopoldina zu benutzen. Voraussetzung ist, daß der Rio Inajá stromschnellenfrei und genügend wasserreich ist, was noch untersucht werden muß. Von da würde der Kautschuk über Land auf guter Straße über Goyaz nach Araguary gehen und von dort aus weiter mit der Bahn bis Santos. Dieser Weg hat den Vorteil, daß die Ausbeute mitten im Wald verschifft werden kann, daß die Stromschnellen zwischen Conceição und Santa Maria vermieden werden und daß von Leopoldina ab eine gute bewohnte Straße bis zur Bahn existiert. Berechnungen haben ergeben, daß bei Erzielung desselben Preises in Santos wie in Pará dieser zwar längere, aber sicherere Weg noch höheren Gewinn für den Unternehmer abwirft als der direkte Paráweg. In Leopoldina wurde denn auch im Herbst 1908 alles schon für den Verkehr hergerichtet, neue Häuser wurden gebaut, Vorratsschuppen angelegt und wieder hergerichtet, und ein neuer, von der Regierung gekaufter Dampfer sollte von April 1909 an wieder auf dem Araguaya verkehren, eventuell als Schleppdampfer. So erscheint dieser Weg als der aussichtsreichste.

Und doch fragt es sich, ob alles das noch viel Erfolg haben wird; denn meiner Meinung nach ist die Blütezeit von Conceição vorüber. Gegründet als einfache Missionsstation, hat es seinen Aufschwung nur durch die Entdeckung und Ausbeutung der Kautschukwälder genommen. Nun traf am 2. August 1908 in Conceição die Nachricht ein, daß am Rio Fresco die Arbeiter von Conceição mit denen vom Xingu zusammengetroffen wären. Es wird also bald eine Straße von Strom zu Strom geben. Aber es wird auch keine Kautschukbäume mehr geben. Da wilder Raubbau getrieben wird, der die Bestände völlig vernichtet, müssen die Leute immer neues Gebiet suchen. Nach Westen ist das nun nicht mehr möglich, nach Norden soll auch ziemlich abgewirtschaftet sein, nach Süden hören die Wälder auf, und auf dem Camp im Süden und Osten gibt es nur die Gummi liefernde Mangabeira. Daher tauchen auch immer wieder Pläne auf, die Insel Bananal und den Rio Tapirapé nach Kautschuk auszukundschaften, und daher ist auch das große Interesse verständlich, das man meiner Absicht, beide Gegenden zu besuchen, entgegenbrachte. Ich habe nun weder auf Bananal noch am Tapirapé Kautschukbestände getroffen, sondern nur die Mangabeira. Damit ist aber

das Schicksal von Conceição entschieden. Der allmählich eintretende Mangel wird eine Bevölkerungsabnahme herbeiführen, der Verkehr wird nachlassen, und der Ort wird zu einem kleinen, ruhigen Binnenstädtchen herabsinken, wie es sich so vielfach in Brasilien ereignet hat. Die Mission allerdings hat sich sichergestellt durch Anlegung von Kautschukplantagen im Jahre 1904, aus deren Ertrag sie wohl später wird auf eigenen Füßen stehen können. Und das ist nötig bei den weitgehenden Plänen, die sie hegt. Will sie doch die Karajá samt den Šavajé und Tapirapé sowie die Chavánte am Rio das Mortes missionieren.

In dieses schwierige und abenteuerliche Milieu geriet ich nun mit meiner Expedition. Es erforderte viel Mühe und zähe Ausdauer, um alle Schwierigkeiten zu besiegen; galt es doch, meine ganze Expedition auf eine neue Basis zu stellen. Zunächst mußte ich neue Camaradas mieten. Ich hatte nur noch zwei tüchtige Leute aus Leopoldina, Antonio und Manuel; dann den Koch, einen Angstmeier, sowie die drei Karajáindianer. Diese letzten vier kann ich unmöglich mit zu den Šavajé und den Tapirapé nehmen, die Karajá leben nicht gerade in Frieden mit ihnen. Sie sollen daher das große Boot, das wegen seines Tiefganges für die Befahrung des Nebenflusses unbrauchbar ist, mit der bisherigen Ausbeute nach Leopoldina zurückbringen. Pedro ist darin durchaus zuverlässig. Dann brauche ich aber noch ein kleines Boot, da das andere nicht die gesamte übrigbleibende Last fassen kann; zu zwei Booten brauche ich mindestens sechs Leute, also muß ich mir noch vier Mann besorgen. Sodann ist dieses kleine Boot zu kaufen, die anderen Boote sind auszubessern, die Lebensmittel müssen für weitere drei Monate ergänzt werden, kurz es gibt Arbeit in Hülle und Fülle.

Mit den Leuten sieht es zunächst bös aus. Zwar spricht sich die Sache rasch herum in Conceição, und es kommt auch ein Mann, um mir Camaradas anzubieten. Sechs Mann will er stellen, er will auch selbst mitgehen; es seien gute Leute, die er völlig in seiner Hand habe, so daß ich ganz sicher reisen könne. Überallhin würde er mich begleiten: zu den Šavajé, Tapirapé, Kayapó. Ich hätte nur die Lebensmittel zu stellen. Als Preis verlangt er 5000 Milreis, allmählich geht er auf 4000 herunter. Es ist ein listiger Plan, er will auf meine Kosten diese oberen Gegenden auf Kautschuk erforschen. Natürlich würde ich völlig in seiner Hand sein; darauf kann ich unmöglich eingehen. Auch verbietet der unverschämt hohe Preis alle weiteren Verhandlungen. Somit bin ich auf dem alten Flecke. Am Abend bietet sich ein junger Mensch an, er ist gut gekleidet und macht auch sonst einen recht angenehmen Eindruck. Er verlangt 50 Milreis für den Monat; doch habe er 150 Milreis Schulden und seine Winchesterbüchse (125 Milreis) bei seinem Padron noch abzuzahlen. Für so viel Geld kann ich ihn unmöglich loskaufen, das würde er in der noch vor mir liegenden Zeit nicht abverdienen können. Sein Herr ist der 5000 Milreis-Mann. Später stellt sich heraus, daß dieser seine Schuld gar auf 280 Milreis berechnet; davon zieht er 60 Milreis Lohn für eine Reise ab, bleiben 220 Milreis Schulden, und dabei behaupten andere, daß seine Schuld beim Padron kaum 50 Milreis über-



1. Kayapókinder.



2. Mann, Jünglinge und Mädchen der Kayapó.

schreiten könne. So wird dort die moderne Sklaverei getrieben. Schließlich wende ich mich an Guedes, er verspricht mir, Leute zu besorgen, doch könnten mehrere Tage darüber hingehen.

Unterdessen sind die Boote ans Ufer gezogen und zum Trocknen aufgestellt worden, um später neu kalfaltert zu werden. Auch das Besorgen eines neuen Bootes wird mehrere Tage dauern. Lebensmittel können ebenfalls nur allmählich herbeigebracht werden. Fleisch ist überhaupt kaum zu haben. Am 21. früh fahre ich nach Porto Franco hinüber und bekomme gerade noch die drei letzten Kilo der neuen Schlachtung. Um Trockenfleisch herzustellen, muß ich selbst Vieh einkaufen, doch fehlt es jetzt an solchem, ich muß den neuen Antrieb abwarten. Alles weist also darauf hin, daß ich hier nicht sobald fortkomme, sondern auf längere Wartezeit gefaßt sein muß.

Inzwischen suche ich mich hier etwas einzuleben; es gelingt schwer genug. Unglaublicher Staub bedeckt die Straßen; mittags erhebt sich regelmäßig ein starker Wind, der das ganze Ufer entlang fegt und hohe Staubwolken über unser Lager ergießt. Dazu sind die Temperaturunterschiede äußerst stark. Mittags zeigt das Thermometer im Schatten 34—36° C, nachts geht die Temperatur bis auf 15—16° C herunter, so daß man die Nächte als sehr kalt empfindet. Meine Karajá fühlen sich gar nicht wohl hier. Sie sind das Wohnen auf den reinlichen Sandbänken gewöhnt, die auch mir jetzt als wahre Paradiese erscheinen. Nur mit großer Mühe kann ich sie bewegen, hier zu bleiben. Am liebsten wären sie schon am dritten Tage wieder umgekehrt. Nur die nette Gesellschaft, die ich hier finde, macht den Aufenthalt etwas erträglicher. Da ist mein Gegenüber, der Apotheker, ein langer, hagerer Herr aus Pará. In seinen zahlreichen Mußestunden beschäftigt er sich mit der Erfindung neuer Methoden zur Bearbeitung des Kautschuks und mit Photographieren. Dann ist ein lustiger Italiener da, ein etwa 30 Jahre alter, liebenswürdiger Mensch; er besitzt einen kleinen Kramladen, klagt aber, wie alle, über schlechte Zeiten. Mit ihm bin ich die ersten Abende viel spazieren gegangen, habe den Ort besichtigt, manchen Abend mit ihm im Restaurant gesessen, wo im allgemeinen Gespräch das wichtige Rio Fresco-Problem durchgesprochen wurde. Den größten Rückhalt aber hatte ich an Herrn Guedes; später bin ich fast jeden Abend bei ihm gewesen, und bei Wein und Gebäck haben wir bis 10 Uhr zusammengesessen und geschwatzt.

Da ich doch mehrere Tage untätig hier warten muß, beschließe ich, den nahewohnenden Kayapó einen Besuch abzustatten. Bei der engen Verbindung der Mission mit den Indianern ist ein solcher ohne die Vermittelung der Mission kaum denkbar. Sehr erfreut war ich daher, als bereits am zweiten Tage, während ich in Porto Franco war, Padre Francisco mich besucht und eine Karte hinterlassen hatte mit dem Wunsche, mich kennen zu lernen. Bereits am Nachmittag besuche ich ihn im Kloster. Es ist ein großer, stattlicher Mann mit schwarzem Bart, von äußerst lebhaftem Wesen, vielseitigen Interessen und regem Geschäftsgeist. Lange plaudern wir zusammen über die Mission, ihre Aussichten bei der geplanten Anlegung einer Station unter den Karajá am Berge an der Tapirapémündung, über das Verhältnis der

Karajá zu den Kayapó, wie sie einmal Frieden schließen wollten und am Ufer zusammenkamen, wo ihre Häuptlinge Pfeile tauschten, wie aber doch wieder Raub und Kampf ausbrachen. Am 23. Juli abends besuche ich mit der Familie Guedes das Kloster, um den Kayapóknaben den Phonographen vorzuführen. Es gelingt mir, zwei Aufnahmen einer Rede an die Dorfbewohner, mich gut zu empfangen, sowie eines Tanzliedes zu machen. Bereitwillig sagte mir Padre Francisco zwei Lasttiere und einen Kayapóknaben als Führer zu. Die Tiere müssen erst von der Façenda auf dem Ostufer geholt werden; am 22. Juli fährt der Kayapó in meinem kleinen Boot, das von zwei meiner Karajá und einem Brasilianer gerudert wird, hinüber. Die beiden feindlichen Parteien sprechen unterwegs kein Wort miteinander! Die Tiere können nicht gefunden werden, doch sollen sie am nächsten Morgen da sein. Am 24. Juli morgens kommen sie endlich an; nun kann die Reise zu den Kayapó vor sich gehen.

Nur wenig Gepäck nehme ich mit: die Schlafdecken, Apparate, Tauschwaren und Lebensmittel für sechs Tage. So sind die Lasten für die schwächlichen Tiere nicht zu schwer. Als Begleiter gehen Adam, Manoel und Antonio mit, sowie der Kayapóknabe All mein anderes Gepäck habe ich bei Guedes eingestellt, die Wertsachen im Kloster verschließen lassen. Im Zelt sind die Proviantkisten und Säcke untergebracht; der Koch und die Karajá sollen hier wohnen bleiben und auf unsere Rückkehr warten. Die Karajá sind ungeduldig, sie wollen fort; nur mit Mühe erreiche ich es, daß sie mir versprechen, sechs Tage lang auf mich zu warten. So ist es mir nur möglich, das nähere der drei Dörfer der Kayapó zu besuchen, das am Rio das Arraias zwei Tagereisen entfernt liegen soll.

Am 24. Juli mittags 1/41 Uhr reisen wir ab, voran der Kayapó, ein Gewehr über der Schulter, dann die beiden Lasttiere, von Antonio und Manoel getrieben, am Schlusse Adam und ich, alle zu Fuß. Auf breiter, staubiger Straße erreichen wir westwärts gehend in 1 1/2 Stunde das Gebirge und damit den Urwald. Der Weg, die Kautschukstraße, ist anscheinend lange nicht ausgeschlagen worden; sie ist in recht schlechtem Zustande: bald steinig, bald staubig, meist sehr steil, oben stark verwachsen, unten durch riesige, gefallene Bäume versperrt, in die man beim Darauftreten einbricht. Seitwärts eindringen ist fast unmöglich infolge des dichten Unterholzes und der Unmenge von Schlingpflanzen. In Windungen geht es auf und ab, ein hoher, felsiger Kamm wird überklettert. Nur wenig Wasser gibt es; etwa aller 2—2 1/2 Stunden trifft man einen Bachlauf mit langsam fließendem, schmutzigem Wasser; viele Bäche sind schon völlig ausgetrocknet. Die Staub- und Durstplage ist ungeheuer, fest klebt die Zunge am Gaumen. Am Wege bleichen überall Skelette von Maultieren; ihren Hunger zu stillen rissen sich die Tiere los, um nachts im Walde zu fressen: die massenhaften Giftkräuter brachten ihnen den Tod. Daher muß man die Tiere nachts kurz an den Bäumen anbinden und ihnen Baumzweige zum Fressen geben; viele gehen auch durch diese Strapazen ein, alle sehen sehr herabgekommen aus. Nicht viel besser geht es den Menschen. Als Nahrung dienen Farinha und Trockenfleisch, sowie

die Ergebnisse der Jagd. Wasser, das einzige, aber seltene Getränk, steht tiefer im Walde drinnen hoch im Preise. Dabei ist die Straße äußerst belebt; fast stündlich begegnen uns Tropas oder überholen uns welche. Abenteurer ziehen aus zu Fuß, das Gewehr über der Schulter und etwas Proviant in der Tasche. Alle aber hasten mit unglaublicher Eile vorwärts: die Jagd nach dem Reichtum! Bei einem sumpfigen Bächlein schlagen wir das Lager auf. Als Bett dient eine Ochsenhaut, die voller Buckel ist, als Decke das Cape. Nach der kalten Nacht mit ihrem starken Tau friert man früh jämmerlich, alle Glieder sind nach der starken Anstrengung des vorhergehenden Tages und dem harten Lager wie zerschlagen.

Schon zeitig früh geht es am nächsten Tage weiter. Der Gebirgsabstieg beginnt, kleinere Vorhöhen werden überwunden. Am ersten Wasserlauf wird Frühstückshalt gemacht. Während wir noch essen, kommt der Regierungsvertreter von Pará, mit einem Begleiter aus dem Walde zurückkehrend, vorüber; eine halbe Stunde lang plaudern wir zusammen. Heiß ist der Weitermarsch. Allmählich wird das Gelände ebener; aber auch hier ist wenig Wasser vorhanden. Ein enger Brunnen am Wege ist fast leer; ein sumpfiger Bach muß das köstliche Naß spenden. Es geht über eine abgebrannte Rodung, glühend heiß ist der felsige Boden. Dann wird der Wald lichter, die Ebene ist erreicht, Nutzpflanzen wachsen am Wege, und ehe wir es uns recht versehen, sind wir schon mitten in der Pflanzung der Kayapó. In dichten Büschen wachsen Mandioka, Bananen, Mais, Bataten, Urukú, Baumwolle usw. Alles ist in Gruppen gepflanzt und sehr übersichtlich angelegt. Ein kleines Wässerchen fließt durch die ausgedehnte Pflanzung. Unter einem Busch sitzen drei Kayapófrauen; sie gehen völlig nackt und sind schwarz bemalt. Eine von ihnen kommt herüber an den Weg, unser Führer spricht mit ihr, es ist seine Tante; mit weinenden Reden, sich abwechselnd mit beiden Handrücken über die Augen fahrend, begrüßt sie den teuren Neffen, der gesenkten Hauptes vor ihr stehend den Schwall über sich ergehen läßt. Dann unterhalten sie sich ruhig. Fast 2 km lang ist diese Pflanzung. Gegen 4 Uhr stehen wir plötzlich am Ufer des Rio das Arraias; 10—15 m tief ist er steil in das Gelände eingesenkt. Eine Übergangsstelle über den 50 m breiten Fluß ist nicht zu sehen. Dicht am Wege sitzt am Feuer eine Kayapófamilie, Männer, Frauen und Kinder. Es sind kleine, schmalhüftige, kräftige Gestalten mit großen Köpfen. Die Augen haben leicht schräggestellte Lidspalten, dazwischen sitzt eine breite Stumpfnase, darunter ein breiter Mund mit vollen Lippen. Sie haben den Vorderschädel glatt rasiert, die Kinder haben diese Glatze noch rot und schwarz bemalt. Die Gesichter bekommen dadurch ein viereckiges Aussehen (Tafel 24, Abb. 1, 2). Von Hautfarbe sind sie wesentlich heller als die Karajá, gelbbraun; offenbar setzen sie sich nicht so stark der Sonne aus wie jene Flußindianer, die ein halbes Jahr lang auf den sonnenbestrahlten heißen Sandbänken hausen. Auffällig ist, daß einige Schnurr-, andere auch Vollbärte tragen. Sie gehen nackt; nur die Männer tragen einen kleinen Blattstulp auf dem Penis. Bereitwillig führen sie uns. Wir verlassen die Kautschukstraße. Lange Zeit ziehen wir am Ufer entlang durch den Über-

schwemmungswald. Wie in einer Halle geht es unter den riesigen Stämmen dahin; allenthalben hängen lange Luftwurzeln herab mit riesigen Wurzelklumpen am Ende, wie riesige Glockenklöppel, ein gespenstiger Anblick. Gedämpftes Zwielicht herrscht zwischen den Stämmen, kein Laut regt sich, als ob der Wald verzaubert wäre. Endlich erreichen wir die Furt; eine kleine Sandbank liegt in der Mitte des Flusses. Auf ihr schlagen wir das Lager auf. Bald wird es ringsum lebendig, von allen Seiten kommen Kayapó herbei: die Männer vom Fischfang, der ihnen einen großen Teil der Nahrung liefert, durch den Fluß watend, die Frauen und Kinder mit vollgepackten Kiepen und Taschen aus der Pflanzung. Sie richten sich für die Nacht auf der Sandbank ein. Zum Abendbrot rösten sie sich mit Mandiokamehl panierten Fisch; sie essen mit den Händen, Männer und Frauen gemeinsam, und schämen sich nicht vor uns. Hände und Mund reinigen sie darauf mit Stücken von Bananenblättern. Dann unterhalten sie sich lebhaft mit uns, ohne daß wir uns gegenseitig verstehen. Es ist ein eigentümliches Völkchen, diese kleinen schlitzäugigen gelbbraunen Gesellen mit dem kahlen Vorderschädel. Als Bett benutzen sie Bananenblätter, und da sie keine Decken haben, zünden sie beiderseits Feuerchen an. So liegen sie in Reihen nebeneinander, Feuer und Blätterlage wechseln dabei gleichmäßig ab, und so sind sie unbedeckt vor der Nachtkälte geschützt, während ich unter meiner Decke jämmerlich friere.

Am nächsten Morgen wird das steile Hochufer erklommen, oben geht es im üppigen Urwald weiter, über und über sind die Bäume mit Orchideen bedeckt. Ein paar Rastplätze der Kayapó werden passiert. Da stehen noch die hohen Bratständer, auf denen sie ihre mit Farinha panierten Fische geröstet haben; um Holz zu sparen, benutzen sie als dritte Stange einen Baum (Tafel 25, Abb. 1). Die Schlafplätze kennzeichnen sich durch abwechselnde Lagen von Bananenblättern und Feuerresten. Dann wird die Pflanzung der Padres passiert, eine große Hütte steht darin. Nun geht's hinaus auf den Camp; endlos dehnt sich der Weg, der typische, schmale, gewundene Indianerpfad. An ein paar Brandstellen geht es vorüber, noch stehen die Reste von Hütten; das Dorf ist also weiter weg verlegt worden, vielleicht wegen der Belästigungen durch vorüberziehende Kautschukleute. Camp und Wald wechseln. An kleinem Waldbach frühstücken wir; zwei Kayapóweiber mit einem kleinen drolligen Knaben gesellen sich zu uns, wir unterhalten uns recht gut miteinander. Ein heißer Mittagsmarsch folgt. Endlich erblicken wir von einem kleinen Hügel aus das Runddorf der Kayapó vor uns auf der Campfläche liegend. Wir sind bemerkt worden; ein Mann in brasilianischer Kleidung kommt uns entgegen, es ist einer der Häuptlinge. Unter seiner Führung ziehen wir ins Dorf ein.

Dieses ist ein großer Rundling mit 14 armseligen langen Palmblatthütten, Sie sind nur niedrig, jede hat 4—5 Eingänge; oft stehen mehrere, einen Hof bildend, zusammen. Die Umgebung der Häuser ist wenig reinlich; Blätterreste, Feuerstellen, Holz, Speisereste, Körbe und Geräte sind überall verstreut (Tafel 26, Abb. 1). Etwa 200 Leute mögen hier wohnen. Der Dorfplatz mag



1. Bratrost im Walde. Kayapó.



2. Geflochtene Tasche als Maisbehälter. 3a. 3b. Kindertraggürtel. (a in Schutzhülle). 4. Kleines Holzgefäß.

2.—4. Geräte der Kayapó.

3—400 m Durchmesser haben. Mehrere hohe Bäume unterbrechen den Plan, viele Araras hocken kreischend auf ihnen. Hunde, Schweine und Ziegen laufen in Menge auf dem Platze und zwischen den Häusern umher. Eine Menge Wege laufen über den Wiesenplan und von Haus zu Haus. Unter einem Baume beziehe ich Lager. Schon kommt die Menge an und will Tabak haben, den sie noch stärker als die Karajá begehren. In Massen umdrängen sie mich, die Männer mit Rund- und Flachkeulen, Pfeil und Bogen bewaffnet, die Frauen mit Kindern im Traggürtel, und sprechen mit breiter hoher Stimme und lebhaften Handbewegungen auf mich ein. Ich verlange einen Schluck Wasser, haben wir doch seit zwei Stunden nichts zu trinken gehabt; aber es ist unmöglich, welches zu bekommen. ¾ Stunde weit entfernt ist der Fluß, von dem die Frauen morgens große Kürbisse voll Trinkwasser holen. Nun ist ihr Vorrat erschöpft. So muß ich zwei meiner Leute mit einem Kayapó aussenden, um die Pferde zu tränken und Wasser für uns mitzubringen. Nach 1½ Stunden kommen sie endlich wieder. Dieser Wassermangel ist nicht weiter verwunderlich; die Kayapó verstehen nicht zu kochen, sondern rösten nur ihre Speisen auf dem Bratrost oder in Erdgruben. So brauchen sie nur Trinkwasser, das sie, wie auch die Karajá, in mäßigen Mengen zu sich nehmen.

Nachmittags beginnt die Kauftour durch die Häuser. Die Hütten sind aus zusammengebogenen Stangen errichtet; die Rückwand ist völlig gedeckt, an der Vorderwand bleiben einige Eingänge frei. Deren schmale Zwischenwände teilen die einzelnen Familienplätze ab. Offenbar ist das Ganze nur eine zeitweilige Anlage, für die Trockenzeit bestimmt. In den Häusern befinden sich die Schlafplätze der Eheleute und Mädchen: Bananenblätter mit Feuerstellen zu beiden Seiten. Die Speisen werden außerhalb des Hauses zubereitet. Tagsüber sitzen die Indianer hier im kühlen Schatten auf ihren Matten und spinnen, flechten oder bearbeiten ihre Waffen. Viele sind bemalt, meist mit Genipapo, im Gegensatze zu den Karajá, die Urukú vorziehen. Vor den Hütten stehen große Holzgestelle, auf denen ihre Vorräte an Körben, Früchten, Rohmaterialien aller Art usw. liegen (Tafel 63, Abb. 2). Andere Taschen mit Mais, Körbchen und Cuyen mit Federn hängen an den Balken der Häuser (Tafel 25, Abb. 2). Große Kürbisse zur Aufnahme des Trinkwassers stehen in den Ecken. Ich werde gut aufgenommen; von Haus zu Haus ziehend kann ich eine schöne Sammlung zusammenbringen und einen guten Einblick in ihre Kultur gewinnen. Sie geben ihre Sachen gern weg, gehandelt wird nicht viel. Nur in einem Hause tritt man mir abweisend gegenüber. Bei Nachfrage nach bestimmten Gegenständen werde ich oft in bestimmte Häuser geschickt; gewisse Leute stellen also gewisse Sachen für die Allgemeinheit im großen her. Sie besitzen prachtvollen Federschmuck: Diademe, riesige geflochtene Scheiben, die hinter fächerartig geordneten Federn auf den Hinterkopf gebunden werden, Nackenfedern, die einzeln oder zu mehreren vereint an einem Band hinten in den Nacken gehängt werden, und deren schönste Exemplare auf umflochtenen Stäben montiert sind, Federquasten verschiedener Ausführung, die vorn auf die Brust herabfallend um den Hals getragen

werden, Federarmbänder usw. (Tafel 64—67). Die Kinder tragen große hölzerne Ohrpflöcke, zum Teil auch auf Stiele gesetzte Muschelscheiben, aus deren Mitte sich Federaufbauten erheben (Abb. 3), die Männer große Lippenscheiben, deren größte Exemplare den Mund schnauzenartig nach vorn schieben (Tafel 24, Abb. 2), oder klobige Pflöcke in der Unterlippe. Baumwoll- und

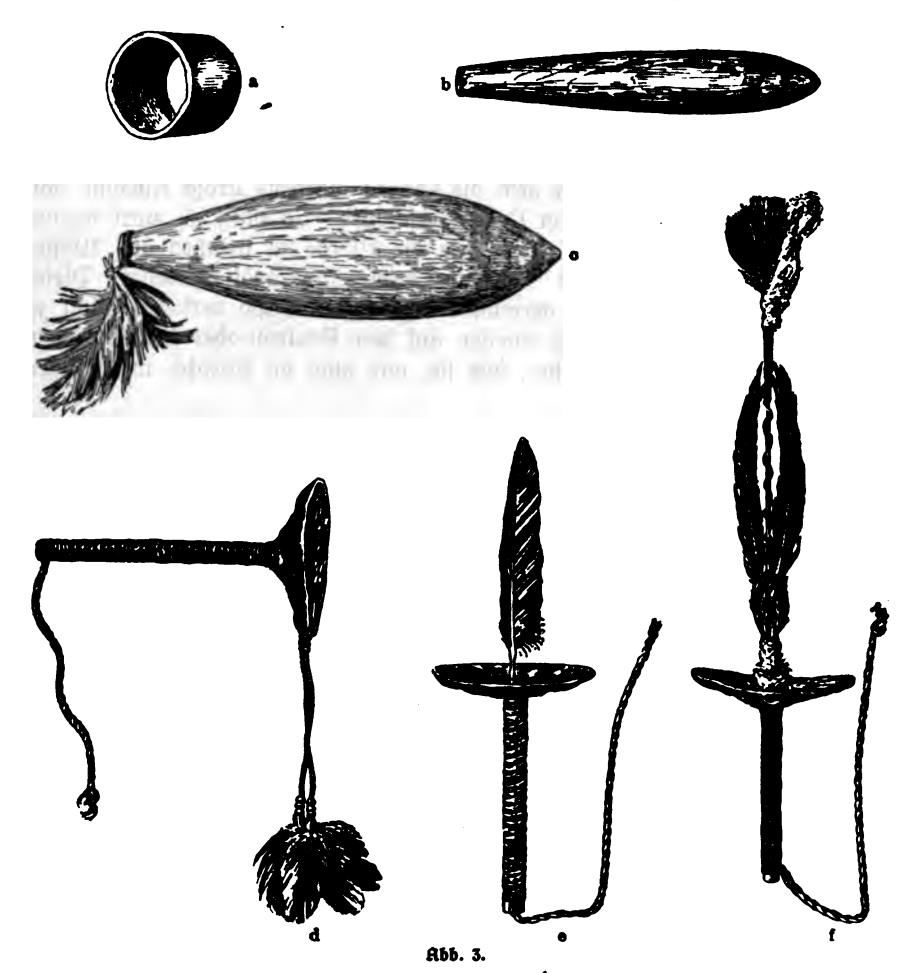


Abb. 3.
Ohrschmuck der Kayapó.
a) Holzrolle. b) c) Holzpflöcke. d—f) Stäbe mit Muschelscheibe und Federaufbau oder Perlengehänge.

Federschmuck für Arme und Beine ist besonders den Kindern eigen. Nett geflochten, gemustert und mit erhabenen Flechtleisten verziert sind Bänder zum Tragen der Kinder, die schärpenartig um die Schulter gelegt werden und in die das Kind, auf der Hüfte der Mutter reitend, gesetzt wird (Tafel 25, Abb. 3). Kleine Mädchen laufen mit schärpenartig umgebundenen roten

Baumwollschnüren umher. Körbe, kleine Kiepen, von den Frauen am Stirnband getragen, zum Transport der Ernte und des Feuerholzes (Tafel 26, Abb. 2), Taschen, Spindeln usw., eine Unmenge meist nett verzierter Gegenstände sind vorhanden. Ihre Werkzeuge sind zum Teil schon aus Eisen; doch benutzen sie die alten Steinbeile noch als Schlag- und Klopfsteine. Ihre Flechterei ist hoch entwickelt; dagegen fehlt Netzknüpferei und Töpferei. Dafür haben sie aber vor den Karajá die Anfertigung kleiner Hohlgefäße aus Baumstämmen voraus, die sehr sauber gearbeitet sind (Tafel 25, Abb. 4). Es geht recht gemütlich zu, es wird viel gescherzt und gelacht, doch sind sie nicht so zutraulich und angenehm wie die Karajá. Die Namen der Gegenstände sagen sie gern und deutlich; vor allem die Frauen schreien ihn mir so lange ins Ohr, bis ich ihn zu ihrer Zufriedenheit nachspreche, die sie durch ein singend gesprochenes ng zu erkennen geben.

Bis Abend ist das halbe Dorf erledigt, ich kann recht zufrieden sein. Etwa 5 Uhr schreitet plötzlich ein alter Häuptling mit einer Lanze in der Hand in die Mitte des Platzes, hockt nieder, stemmt die Lanze senkrecht vor sich auf, und indem er sie vor und rückwärts schaukelt, stößt er ununterbrochen kurze kju-Rufe aus. Auf diese hin strömen aus allen Hütten die jungen Leute herbei, alle bewaffnet mit Lanzen, Keulen, Pfeil und Bogen. Zu zweien und dreien hocken sie in gleicher Weise hinter ihm in langer Reihe. Endlich ist der letzte da; es sind etwa 40 Mann. Sie unterhalten sich; kleine Kinder schleppen ihnen Bananenblätter und Holzkloben herbei, mit denen sie sich ihr Lager bereiten und die Feuerchen entzünden, schläft die Jungmannschaft doch gemeinsam auf der Platzmitte. Später singen sie gemeinsam ein äußerst melodisches Lied; wunderbar schallt der vielstimmige Gesang hin über den weiten stillen Dorfplan. Dann unterhalten sie sich. Dies ist der gegebene Zeitpunkt für die Phonographenvorführung. Kaum ziehe ich hinüber mit dem Apparat, so findet sich auch schon das ganze Dorf ein. Die Männer treten auf die Seite der Jungmannschaft, gegen die der Apparat gerichtet ist; sitzend und stehend gruppieren sie sich davor, alle vollbewaffnet. Von hinten drängen die Frauen und Kinder heran. Mehrere Weiber liegen fast über mich hinweg, um den Apparat zu sehen; kaum, daß ich die notwendigsten Handgriffe ausführen kann. Ich bin völlig eingekeilt; zum Unglück erlischt noch die Laterne. Finstere Nacht umgibt uns. Ringsum schwatzt und lärmt und lacht die aufgeregte neugierige Menge. Vor den Häusern lodern Feuer; fast jeder Eingang ist durch einen besonderen Feuerschein erhellt. Die Vorführung beginnt. Die europäische Musik macht nur wenig Eindruck, über einige Karajálieder lachen sie verächtlich. Erst als ich die Kayapóaufnahmen aus der Mission vorspiele, werden sie aufmerksam und drängen herbei, um selbst zu singen. Häuptling Béb'ora ist der Sänger, er hat eine schöne, volle Stimme. Aber er ist wenig aufmerksam; bald räuspert er sich, bald spuckt er aus, bald dreht er sich um, rasch seinem Nebenmann etwas zu sagen, so daß häufige Störungen eintreten. Die Gesänge selbst sind sehr schön, fast schwermütig möchte man sie nennen. Besonders eigentümlich sind ihnen langsame trillerartige Schwankungen um

einen bestimmten Grundton. Ein paar Aufnahmen sind gemacht, ich bin zufrieden, sie beginnen sich zu zerstreuen; bald hat sich die Menge verlaufen. Ich ziehe zum Lager zurück. Die Jungmannschaft legt sich schlafen; allmählich verstummt ihr Gespräch, Ruhe breitet sich über den Platz. Viele kleine Feuerchen glimmen von da durch das Dunkel der Nacht herüber; vor den Häusern brennen die Feuer, rotbeschienener Rauch loht überall ringsum über den Hütten. Béb'ora sitzt noch bis 10 Uhr bei mir, um sich ausfragen zu lassen. Ich möchte gern seinen Namen wissen. Sichtlich verlegen wendet er sich ab und zu einem eben herbeigekommenen älteren Kayapó, der mir ihn dann leise ins Ohr flüstert. Es scheint 5—6 Häuptlinge hier zu geben, die wohl gleichberechtigt nebeneinander stehen. Anscheinend vertreten sie ihre Familiengruppen den Fremden gegenüber. Denn es waren durchweg jugendliche Leute, die gut brasilianisch sprachen. Mit der eigentlichen Stammesorganisation haben diese Häuptlinge wohl nichts zu tun. Lange unterhalten wir uns noch mit gedämpfter Stimme. Endlich geht auch er. Es ist ein hartes Lager auf der kleinen Schlafmatte, die ich mir bei den Kayapó gekauft habe. Die Nacht ist bitter kalt, früh ist alles vom Tau durchnäßt.

Schon vor Sonnenaufgang wird es im Dorfe lebendig. Der Häuptling hockt wieder auf, schreit wieder seine Rufe, die Jungmannschaft erhebt sich, setzt sich in Reihen zurecht und unterhält sich. Kleine Kinder kommen gelaufen und räumen die Blätter und Feuerbrände weg. Nun geht die Jugend zum Fluß baden und trinken und zieht dann zur Jagd auf Tapire, Rehe, Wildschweine und auf Fischfang aus, die Frauen fegen die Plätze vor den Häusern mit Palmblättern rein, gehen Wasser holen und ziehen zur Pflanzung. Sie lassen sich verständigerweise durch mich nicht in ihrem täglichen Leben stören. Ich setze meine Einkäufe in den übrigen Häusern des Ortes fort, auch hier der gleiche Erfolg wie am vorhergehenden Tage. Mittags ist das letzte Haus erledigt. Ein paar Fieberkranke liegen im Dorfe. Ein Häuptling bittet mich, sie zu besehen; ich gebe Chinin, und als sie sich später besser befinden, bringen mir die Familien zum Dank Nahrungsmittel herbei. In einem Hause entdecke ich endlich einen Feuerbohrer. Ich lasse mir seine Handhabung vormachen, aber trotz aller Mühe will kein Feuer entstehen. Sie haben's ja auch nicht nötig, die vielen Feuer in den Häusern gehen ja doch nicht alle gleichzeitig aus. Nachmittags photographiere ich die Häuser. Neugierig drängen sie herbei, aber nur wenige sind zu bewegen, sich photographieren zu lassen; die übrigen verweigern es aus einer eigentümlichen Scheu heraus. Abends wollen sie wieder den Phonographen hören. Ich versuche die Vorführung; da die Walzenkiste aber den ganzen Tag über in der Sonne gestanden hat, sind die Walzen so weich geworden, daß es unmöglich ist. Enttäuscht ziehen sie ab. Wieder versammelt sich die Jungmannschaft und singt ihr Abendlied. Die Nacht bricht herein, es ist heute Neumond. Ringsum lodern hohe Feuer vor den Häusern empor; in der Platzmitte glimmen die kleinen Schlaffeuerchen der Jugend. Eine eigentümliche Erregung zittert durch das ganze Dorf, es ist ein beständiges Laufen und Schwatzen auf allen Seiten. Gegen 8 Uhr naht singend eine lange Reihe mit Blättern geschmückter



1. Doppelhaus im Dorfe der Kayapó.



2. Frau mit Tragkorb und Bogenschütze. Kayapó.

Frauen. Die drei ersten haben sich Bananenblätter auf Kopf und Schultern gebunden, die übrigen Palmenblätter wie eine Strahlenkrone quer über den Kopf gelegt. Den Schluß bilden ein paar kleine Mädchen. Singend laufen sie einen großen, ausgetretenen Kreis aus. Die beiden ersten Frauen singen vor, die anderen fallen zuweilen ein; es scheint, als ob diese den Text nicht genau kennten. Dann beginnen sie taktmäßig dabei mit dem rechten Fuß zu stampfen und die Unterarme von unten bis zur Vorhebhalte auf und ab zu bewegen. Tanz und Gesang werden immer lebhafter, immer erregter. Zwei Kinder schleppen trockene Palmenblätter herbei und entzünden zwei lodernde Feuer, eins in der Kreismitte, das andere außerhalb: eine phantastische Beleuchtung. Nur wenige Männer schauen zu, die Jungmannschaft unterhält sich auf ihrem Schlafplatz, ohne sich um die Frauen zu bekümmern. Fast eine Stunde lang dauert der Tanz, dann endlich zerstreuen sie sich. Aber noch lange bleibt die Erregung im Dorfe bemerkbar. Mit glimmenden Holzkloben schreiten die Frauen quer über den Platz ihren Häusern zu, Schwatzen und Lachen tönt von allen Seiten. Nur allmählich tritt Ruhe ein.

Die Morgenkälte treibt uns noch vor Sonnenaufgang vom Lager. Rasch ist alles eingepackt, muß ich doch heute abreisen, um versprochenermaßen nach sechstägiger Abwesenheit wieder in Conceição einzutreffen. Ich hatte mir zwei Träger bestellt, die einen Teil der Ladung, besonders die eingetauschten Waffen tragen sollten. Statt deren ziehen 10—12 sowie einige Mädchen mit. Eine unangenehme Lage für mich, denn nach Indianerart wollen sie natürlich unterwegs auf meine Kosten leben, und ich habe nur noch eine Mahlzeit Reis, sodann zwei Erbswürste und etwas Rapadura und Farinha; damit komme ich knapp mit meinen Leuten bis Conceição. Ich bedeute ihnen denn von vornherein, daß ich nur die beiden Leute verpflegen könne; sie sind damit zufrieden. Beim Abzug bleibt der Führer zurück, auch die übrigen zerstreuen sich, bald sind wir ganz allein. Doch unbeirrt ziehen wir weiter. Am Rio das Arraias treffen wir einige badend an; sie sind demnach wohl kürzere Wege gegangen. In der Pflanzung liegen beladene Kiepen samt Waffen am Wege, sie verproviantieren sich also. Der Heimmarsch ist noch beschwerlicher als der Hinmarsch: es ist drückend heiß; das Wasser ist noch mehr gefallen, einige weitere Wasserläufe sind völlig versiegt. Dazu kommt die Ermüdung durch das ungewohnte Laufen und Steigen, durch die harten Nachtlager und durch die Durchnässung durch den Tau; die Füße schmerzen, der Körper hat nicht ausgeruht, ein starker Schnupfen, begünstigt durch die Staubplage, ist im Anzuge. Am Frühstücksplatz des zweiten Tages lagern wir; es gibt nur Erbswurstsuppe. Die Kayapó sind noch nicht eingetroffen.

Am 29. früh geht es zeitig weiter. Rasch wird es heiß. Vor uns züngeln Flammen empor, stickiger Rauch zieht uns entgegen, ein unheimliches Knistern schlägt ans Ohr: ein Waldbrand zieht heran. Die Tiere werden zur größten Eile angetrieben, rasend geht es vorwärts, der Feuerlinie entgegen. Funken sprühen, der Qualm benimmt fast den Atem, die ungeheuere Hitze versengt uns fast die Haut; doch glücklich kommen wir hin-

durch. Am Lagerplatz des ersten Tages wird Frühstückshalt gemacht; es gibt nur noch Zucker und Farinha. Als wir noch ausruhen, finden sich auf einmal die Kayapó ein und erhalten etwas zu essen; sie sehen recht müde und hungrig aus. Gemeinsam ziehen wir weiter. Das hohe Gebirge wird mühselig überwunden, die Kayapó bleiben wieder allmählich zurück, sie ruhen viel aus, anscheinend ermüdet sie der Marsch aufs äußerste. 1/2 2 Uhr ist das Waldgebirge überwunden, der heiße Staubweg beginnt. Eine geradezu entsetzliche Hitze herrscht hier, die Zunge klebt am Gaumen, kein Wasser ist weit und breit zu finden, dazu quält der Schnupfen, der inzwischen zum Ausbruch gekommen ist. Nur mühsam schleppe ich mich noch vorwärts, meine Leute sind schon weit voraus. Endlich gegen 3 Uhr treffen wir in Conceição wieder ein, erlöst atmen wir auf. Rasch wird das Lager wieder eingerichtet. Die Karajá kommen vom Holzholen zurück; als sie uns sehen, lachen sie und strahlen vor Freude, daß wir die Zeit richtig eingehalten haben. Abends kommen auch die Kayapó an und bringen die Lasten. Sie wohnen nahe dem Kloster in einem Schuppen, der für solche Besuche gebaut worden ist. Noch spät abends bade ich unten auf der Sandbank; wie wohl tut es, den Reisestaub in den kühlen Fluten abwaschen zu können und frische Wäsche anzuziehen. Kalter Wind weht, anscheinend habe ich mich noch erkältet; denn am nächsten Tag habe ich etwas Fieber, die Ohren schmerzen, als ob ein Mittelohrkatarrh im Anzug wäre, der Schnupfen ist voll ausgebrochen.

Die nächsten Tage vergehen damit, die Vorbereitung zur Rückreise zu treffen; die Freizeit benutze ich, um die Kayapósammlung zu inventarisieren und die Aufzeichnungen zu bearbeiten.

Um Fleischproviant anzulegen, bleibt mir nichts anderes übrig, als in Porto Franco einen ganzen Ochsen zu kaufen, ihn von meinen Leuten schlachten und Trockenfleisch davon herstellen zu lassen. Den übrigen Proviant besorgt Guedes. Dann werden auch allerlei Tauschwaren gekauft wie Spiegel, Messer und Stoffe, die mir auszugehen drohen. Sämtliche Kisten und Koffer werden durchgesehen, und dabei ergibt sich, daß die Hälfte der Streichhölzer durchnäßt ist und weggeworfen werden muß; die Blechbüchse hat eine schadhafte Stelle gehabt. Die Leutefrage kommt bald zum Abschluß. Am 1. August bieten sich ein paar Leute an; zwei davon nehme ich an, muß den einen aber wegen seiner ganz unglaublichen Faulheit schon am zweiten Tage wieder wegschicken. Der andere, Joaquim, ein etwa 35 Jahre alter hagerer Neger, war nicht schlechter als die anderen Leute aus Conceição; er wurde später Koch und bewährte sich als solcher recht gut. Am 2. August sendet mir Guedes Nachricht, daß vier Mann da seien. Abends besichtige ich sie; es sind drei Brüder und der Sohn des einen, alles dunkelhäutige Menschen von negerhaftem Typus. Die Nuancen der Hautfarbe aber sind stark verschieden, trotzdem, wie ich später sah, beide Eltern echte Neger sind. So habe ich nun endlich die fehlenden fünf Mann.

Langsamer geht es mit den Booten. Am letzten Juli läuft Adam im ganzen Ort herum, Harz zum Bootdichten aufzutreiben; am Abend kommt er endlich mit ein wenig davon an. Der 1. August vergeht mit kalfatern.

Einige Boote werden mir zum Kauf angeboten, sie sind aber zu groß oder zu alt. Am 3. August endlich bringt Guedes ein kleines Plankenboot mit flachem Boden an, es genügt für meine Ansprüche. Das große Boot soll für die Ladung zurecht gemacht werden, es fehlt. Nachforschungen ergeben, daß die Leute des Regierungsvertreters es weggenommen haben, um ein riesiges Lastboot, das von Pará angekommen ist, wegen seines Tiefganges aber nicht über die Untiefe an das Ufer herankommt, auszuladen. Beschwerdeführend wende ich mich an den Regierungsvertreter; er entschuldigt sich vielmals mit dem Hinweise, daß er nicht gewußt hätte, daß es mein Boot sei! Am Abend bringen sie dann das Boot an mit abgebrochenem Kiel.

Inzwischen war der Prior des Klosters vom Tocantins her angekommen. Mehrmals stattete ich ihm Besuche ab. Er war ein langer, hagerer Mann mit fanatisch blickenden Augen, ein Eiferer voll seltener Tatkraft. Am 3. August besuchte er mich im Zelt. Ich hatte drei Kisten im Eck zusammengestellt und mit Decken belegt, das war mein Besuchszimmer; es sah ordentlich nobel aus. Am selben Tage abends verabschiede ich mich von ihm, da ich am nächsten Morgen abreisen will. Nach langen Hin- und Herreden machen sie Andeutungen, als ob der Padre mit zu den Tapirapé reisen wolle. Es ist völlig ausgeschlossen, sich in einem halben Tage zu verproviantieren, außerdem scheint er Kayapó-Mannschaften mitnehmen zu wollen. Dies würde Schwierigkeiten bei den Karajá ergeben. Und wie sind die gegenseitigen Interessen abzugrenzen? Da sie darauf warten, daß ich sie zum Mitkommen auffordern soll, ist es leicht für mich, auf die Sache nicht weiter einzugehen. Es will mir durchaus nicht gefallen, daß sie erst im letzten Augenblick damit herausrücken, obwohl wir uns doch täglich gesehen haben. So bleiben sie etwas mißgestimmt zurück. Ungetrübt bleibt dagegen das Verhältnis zu Guedes, ja es gestaltet sich immer herzlicher. Seine liebenswürdige Gastfreundschaft verschönert mir die langen Abende. Jeden Abend gegen 7 Uhr besuche ich ihn; dann spielen die Kinder im Laden herum, die Frau liegt im Lehnstuhl blaß und krank; einige Medikamente, die ich mitbringe, schaffen ihr sichtbar Linderung. Guedes selbst, lebhaft wie immer, bringt ein Gläschen Wein und etwas Gebäck. So schwatzen wir und erzählen uns von dem und jenem. Zuweilen kommt der Italiener herüber mit seiner Mandoline und spielt ein paar schwermütige Lieder. Leider kann ich nicht recht zum Genusse dieser schönen Abende kommen; das Schnupfenfieber geht nur langsam zurück, die Ohrenschmerzen verschärfen sich. Ich fühle mich sehr unbehaglich hier. Die Nächte sind kalt, früh zeigt das Thermometer 15,5° C, während es mittags im Schatten 20° höher steht. So atmen wir alle, besonders aber die Karajá, erlöst auf, als am 4. August früh die Boote beladen werden können. Nach dem Frühstück sind wir reisefertig. Die Abschiedsbesuche sind erledigt. Zur Abfahrt kommen Guedes und der Italiener ans Ufer, Guedes mit einer Flasche feinen portugiesischen Weines für die Heimfahrt. Nach herzlichem Abschied fahren wir 1/4 11 Uhr ab, den Araguaya aufwärts.

7. Zum Rio Tapirapé.

Die Rückfahrt trat ich mit drei Booten und zwölf Mann Besatzung an, worunter drei Karajáindianer waren. Schutzdächer hatte ich nicht wieder anbringen lassen, da sie den Raum zu sehr beengten. So saß ich von nun an auf einer Kiste, Sonne und Regen schutzlos preisgegeben. Es ist mir aber ganz gut bekommen. An die Sonne gewöhnte ich mich bald; durch Kleidungswechsel suchte ich der übermäßigen Hitzeeinwirkung entgegen zu arbeiten. Morgens trug ich Kaki; gegen 9—10 Uhr, wenn die Hitze begann, zog ich über die poröse Tropenunterwäsche den weißen Baumwollanzug; gegen 4 Uhr kam der Kakianzug wieder dran, abends 7 Uhr wurde für die kalte Nacht vorgesorgt durch wollenes Hemd und Schlafanzug. Schuhe und Strümpfe zog ich nur abends und morgens an, später auch tagsüber, als die Borrachudos gar zu arg wurden. Mit diesem Wechsel bin ich gut durch alle Hitze und Kälte hindurchgekommen. Gegen Regen hatte ich zunächst ein imprägniertes Cape, für starke Güsse außerdem noch den Gummiponcho. Kaltem Wetter nach längeren Regengüssen wurde natürlich auch durch dickere Kleidung entgegengearbeitet. Als Kopfschutz diente der kleine, schmalkrempige, flache, runde Strohhut, den ich mir in Leopoldina gekauft hatte.

Stromaufwärts ging naturgemäß die Fahrt langsamer vonstatten. Wir fuhren möglichst in ruhigem, flachem Wasser an den Sandbänken entlang, wo die Boote mit den Bootsstangen entlanggeschoben werden konnten. Übrigens waren in Conceição sämtliche Ruder und Stangen abhanden gekommen: sie waren, wie dort der Fachausdruck lautete, „abgeborgt" worden. Als ich abfuhr, hatte meine Mannschaft in gleicher Weise sich die nötigen Ruder und Stangen von den übrigen Booten im Hafen zusammen „geborgt".

Trotz der starken Gegenströmung und der Stromschnellen erreichten wir Santa Maria doch in drei Tagen. Die Stromschnellen machten nicht mehr Arbeit als auf der Talfahrt. Einzelne verursachten Aufenthalte bis zehn Minuten, die übrigen wurden rasch genommen. Man fuhr mit Ausnützung des Rückstrudels bis dicht an den Kanal heran und schob dann die Boote empor. An Zwischenfällen mangelte es natürlich nicht. In der Travessão de Santa Maria Velha trieb die Strömung das große Boot, als es bereits oberhalb war, hinüber auf die andere Seite des Kanals, und nur Pedros geschicktem Steuern war es zu verdanken, daß noch im letzten Augenblick das Boot vor dem verderblichen Anprall an die hohe Felsenwand bewahrt wurde. In einer kleinen Travessão kam das große Boot nicht vorwärts, die Strömung war zu gewaltig. Wir waren schon fast hindurch, als jeglicher Fortschritt unmöglich wurde. Die Leute konnten gerade noch das Boot mit den Stangen an Ort halten. Wohl oder übel mußten wir es auf gut Glück rückwärts durch die Felsen hinabschießen lassen. Die Mannschaft wurde gewechselt; Pedro der Starke gab das Steuer an den Schwächsten ab, und mit seiner Naturkraft stemmte der Indianer dann langsam das Boot empor.

In Conceição hatte ich zufällig eine Uhr kaufen können. Ich fühlte

mich verpflichtet, von da an wieder topographische und meteorologische Aufnahmen zu machen. Das Leben auf dem Flusse brachte die Leute alle wieder hoch. Die Karajá waren glücklich, daß es nun nach Hause ging, und auch die Leopoldiner waren froh, dem Schmutze von Conceição entronnen zu sein. Mein Befinden machte gute Fortschritte, bereits am dritten Tage fühlte ich mich wieder völlig wohl, Ohrenschmerzen und Schnupfen waren vorüber. Die letzten Sandflöhe der Kayapóreise wurden entfernt, der Körper ruhte gut aus, die Fischkost gab neue Kraft, die reine Luft, das reinliche Lager: alles wirkte mit, um uns diese Reise als wahre Erholung gegen Conceição erscheinen zu lassen.

Santa Maria erreichten wir am 6. August abends. Auf einer kleinen Sandbank an der Flußverzweigung schlug ich das Lager auf, da die andere Sandbank von den wandernden Karajá besetzt war, die allmählich bis hierher gekommen waren. In Santa Maria hatte ich einigen Aufenthalt. Meine Vorräte mußten, soweit dies in Conceição unmöglich gewesen war, hier ergänzt werden, besonders in Fleisch und Rapadura, die ich hier aus der Fabrik im großen einkaufen konnte, für ²/₃ des Preises von Conceição. Die Bootsdichtung hatte sich als ungenügend erwiesen, auch hatten die Boote beim Durchfahren der Stromschnellen gelitten; sie mußten von neuem kalfatert werden. Glücklicherweise waren Bast, Harz und Talg reichlich zu haben. Herrschte doch das regste Leben in Santa Maria: Boote und Fähren waren gebaut worden, um Tropas auf das Westufer hinüber zu setzen, die von da aus nach Westen vordringen und Kautschuk auskundschaften wollten. Beständig war die Fähre zwischen beiden Ufern unterwegs. Der riesige Rancho war mit Hängematten völlig durchspannt, neue Geschäfte hatten sich aufgetan, kurz es war recht lebhaft hier.

Die Karajá kamen zuweilen zu Besuch herüber. Antonio Karajá hatte einen Onkel darunter; beide sprachen zusammen, indem sie hintereinander standen und beide in die Ferne sahen. Leider erkrankte hier der kleine Manoel Karajá, Manekú genannt, ein netter Junge, der durch seine kleinen Scherze uns immer erfreute. Drei Tage lang litt er an schwerem Fieber, so daß ich kaum noch Hoffnung hatte, daß er gesunden würde. Mußte er doch unterwegs im Boot sitzen, schutzlos der heißen Sonne preisgegeben. Seine Stammesgenossen bekümmerten sich bezeichnenderweise abends im Lager durchaus nicht um ihn, sondern ließen ihn allein unter seiner Decke liegen. Es bedurfte erst vieler Ermahnungen meinerseits, sie dazu zu bewegen, daß sie in den zwei schlimmsten Nächten in seiner Nähe schliefen. Am vierten Tage der Krankheit, am 10. August, erholte er sich allmählich und war bald wieder gesund. Es war dies der einzige ernste Krankheitsfall meiner ganzen Expedition.

In Santa Maria ordnete sich alles sehr rasch dank der Tatkraft der dortigen Bevölkerung. Am 7. abends war bereits alles in Ordnung. Die Boote wurden beladen, abends kamen die Karajá herüber zum Plaudern. Die Nacht senkte sich herab, scharf hob sich die Silhouette der uralten Kapelle oben auf der Höhe vom strahlenden Abendhimmel ab. Plötzlich stieg eine

dunkle Wolke aus ihr auf, sie wandte sich westwärts und wurde länger und immer länger. Überrascht sah ich genauer hin: es war ein riesiger Schwarm von Fledermäusen, der dem alten Gemäuer entflog. Immer neue Scharen folgten, und schon waren die ersten am fernen Westhorizont angelangt, da stiegen immer noch neue Schwärme auf; fast eine halbe Stunde lang dauerte das Schauspiel

Am 8. früh fuhren wir ab. Meine Leute versuchten aus ihren Decken Segel zu machen; der in den Windungen des Flusses wechselnde Wind machte aber bei der Segelunkenntnis der Leute auf die Dauer solche Versuche zu gefährlich, so daß ich sie einstellen ließ. Gegen Abend dieses Tages wurde die Travessão de Santa Anna erreicht; das Wasser war sehr gefallen, hoch ragten die Felsenwände über der Oberfläche empor. Wir benutzten denselben Kanal wie auf der Talfahrt; kaum 30—40 cm tief war hier noch das Wasser. In einer halben Stunde waren alle drei Boote durchgeschoben.

Von hier an begann die glatte Bergfahrt, es gab nun keine Hindernisse mehr. Beschwerlich wurde die Reise nur durch die starke Mittagshitze. Die Sonne ging ja nach Süden und begleitete uns daher auf unserer Fahrt. Bis zu meiner Abreise von Brasilien habe ich sie von nun an ständig senkrecht über mir gehabt. Es herrschten mittags ganz gewaltige Hitzegrade: ich maß 2 Uhr die Temperatur am ungeschwärzten Thermometer zu 41,5° C, im Schatten zu 36° C. Dazu kam aber noch die Wärmerückstrahlung von den Kisten des Bootes, deren Holz oder Metall fast glühend heiß war, sowie von der blendenden Wasserfläche. Die Oberflächentemperatur des Sandes maß ich zu 52° C, die des Wassers zu 29° C. Angenehm war dagegen jetzt die Bereicherung unserer Speisekarte durch die Eier der Tracajáschildkröte. Diese länglichen Eier fanden sich in Nestern von 12—16 Stück auf den Sandbänken und wurden von den Leuten begierig ausgenommen. Bis zu 300 Stück fanden wir täglich. Sie wurden entweder roh oder gekocht genossen, oder sie wurden gekocht und darauf in der Herdasche geröstet. Dann waren sie haltbar und ersetzten uns das Brot zum Morgenkaffee. Auch landschaftlich hatte diese Fahrt mehr Reize. Die Steilufer sahen direkt herbstlich aus; von den rotblättrigen Bäumen hingen gelbe Schlinggewächse lang über das rotbraune Ufer herab. Gelbblühende Riesenbäume unterbrachen den niedrigen Uferwald mit breiten Kronen. Die Ferne war dunstig wie bei uns im Herbst, blutrot gingen Sonne und Mond auf und unter.

Rascher als wir gedacht, sollten wir wieder mit Karajá zusammentreffen. Bereits am 9. August abends trafen wir plötzlich den einsam fischenden Häuptling Cyriaki an, und wenig später schlugen wir unser Lager neben dem Wanderlager der Indianer aus Dorf 18 auf. Sie befanden sich auf der Reise talabwärts, angeblich wegen eines Streites mit dem Nachbardorf an der Tapirapémündung; angeblich wollten sie in der Nähe von Santa Anna Pflanzungen anlegen. Vielleicht handelte es sich auch nur um eine der gewöhnlichen Handelsreisen nach Santa Maria zum Verkauf von Schildkröten, Schildkröteneiern und Fischen. Allerdings war die politische Lage am Araguaya verändert. Walatá sollte Frieden mit den Karajá geschlossen

haben; wir legten die Indianer feindliche Absichten gegen die Savajé unter, weil ich in Santa Maria meine Patronenbestände für die Winchesterbüchsen der Leute aus Conceição ergänzt hatte. Auch für Pedro lauteten die Nachrichten ungünstig: seine drei Kinder sollten gestorben sein. Der Mann war wie zerschmettert nach dieser Kunde; er aß nicht und sprach nicht. War er doch immer in Gedanken bei seinen Kindern gewesen und hatte sich ausgedacht, was er diesem und jenem mitbringen wollte, was er ihnen herstellen wollte, wenn er wieder zu Hause sei. Erst spät abends kam er zu mir ins Zelt und sagte, daß, wenn diese Nachricht wahr sei, er mit mir nach Europa gehen wolle. Denn was solle er noch hier am Araguaya? Seine Frau sei längst tot, und nun seien auch noch seine Kinder gestorben. Glücklicherweise ergab sich, was ich gleich vermutete, daß es eins jener vielen falschen Gerüchte war, die von Dorf zu Dorf getragen wurden; denn auch unter den Indianern blüht der Klatsch. Antonio Karajá hatte auch hier Verwandte, eine Tante befand sich unter den Wandernden. Als sie sich sahen, stellten sie sich mit dem Rücken gegeneinander, und während Antonio gesenkten Hauptes schweigend dastand, erging sich die Frau in langen, weinerlichen Reden. Abends führte ich den Phonographen vor, um den Eindruck der Kayapólieder auf die Karajá zu beobachten; sie beurteilten sie alle für schön. Am nächsten Morgen waren die Indianer schon vor Sonnenaufgang reisefertig. In 15 langen, hochbepackten Booten, aus denen man hier und da die Köpfe der Kinder emporragen sah, während vorn, mitten oder hinten Männer und Frauen ruderten, zogen sie flußabwärts.

Die nächsten Tage brachten uns viel Aufenthalt. Beim Beladen der Boote war an diesem Morgen unser größter Sack mit Farinha über Bord gefallen und hatte nur mit Mühe gerettet werden können. Nun mußten wir täglich 3—4 Stunden in der Mittagshitze auf einer Sandbank verweilen, um die auf den Zeltdecken ausgebreitete Farinha zu trocknen.

Am 11. August vormittags erreichten wir das Dorf Walatás. Es war etwas abwärts verlegt worden, wie wir denn überhaupt nur wenige Orte noch auf derselben Sandbank wie auf der Talfahrt antrafen. Nur ein Haus und ein Mattenschutzdach befanden sich hier, nur Frauen und Kinder waren anwesend. Die Frauen klopften mit alten Steinbeilen Baumbast auf einem quergelegten Mörser, um weiche Schurze daraus herzustellen. Die Kinder spielten in den flachen Pfützen am Rande der Sandbank. Sie hatten kleine Krokodile an Peitschen gebunden und führten, wie ein Schwimmeister seinen Lehrling an der Angel, diese kleinen drolligen Tierchen im Sande und im Wasser spazieren. Waren sie des Spieles müde, so steckten sie nahe einer Pfütze den Stiel in den Sand und überließen das Tier sich selber. Später kam Walatá vom Fischfang zurück. Er war ein großer, starker Mann von äußerst selbstbewußtem Auftreten; auch bei ihm hatte ich, wie Ilk gegenüber, das Gefühl, daß ihm nicht völlig zu trauen sei. Doch kamen wir gut miteinander aus und schieden im besten Einvernehmen

Die Speisekarte wurde reichhaltiger; täglich fischten wir, um die Fleischvorräte zu schonen, zweimal an den Hochufern und hatten meist gute Aus-

beute an Piranhas. Allerdings brauchten wir gegen 35—40 Stück, um alle satt zu werden. Später gelang es auch, einen Tapir zu erlegen; er wurde zerlegt, gesalzen und getrocknet, sein Fleisch hielt mehrere Wochen lang vor. Am Abend des 13. August trafen wir wieder einsame Karajáfischer an; sie kehrten mit uns um. Die Dunkelheit brach bereits herein, an einer Biegung des Flusses leuchtete die weiße Sandbank vor dem dunklen Walde Mit Eifer trachten wir darnach, sie zu erreichen. Wir sind mitten auf dem Fluß, da biegen plötzlich neun riesige Kanus um die Ecke, alle hoch beladen und gut bemannt, ein großartiger Anblick. Auch sie halten auf die Sandbank zu, dort treffen wir sie. Es ist das Dorf des Häuptlings Tumanakú, das ebenfalls eine Handelsreise nach Santa Maria unternimmt. Ein paar Stunden bleiben wir zusammen. Es ist unglaublich, Antonio hat auch hier Verwandte. Rasch nehmen die Tante und die Basen den großen Jungen in ihre Mitte. Die Alte heult laut auf; mit ungeheurem Wortschwall redet sie auf ihn ein und streichelt ihm liebevoll übers Haar; auch auf mich hält sie lange Reden, anscheinend wenig freundlicher Art. Die anderen Indianer beachten die Szene nicht weiter, einige machen sich über den endlosen Gefühlsausbruch der Alten lustig. Ich frage Pedro, was sie von mir will. Er antwortet: Tabak und Farinha. Beide Worte waren mir bekannt, ich hatte sie aber nicht gehört. Ich halte das Pedro vor, alle umsitzenden Indianer lachen; beschämt ob seiner Lüge geht Pedro gesenkten Hauptes beiseite. Tumanakú ist ein netter alter Herr, mit dem ich mich sehr gut unterhalte. Nach dem Abendbrot fährt die Hauptmasse der Indianer weiter. Nur zwei Boote, die Verwandten Antonios und Tumanakú mit einer Wache von vier Mann bleiben da. Wir unterhalten uns sehr angeregt, besonders ein Mann gibt sich viele Mühe, mir lange indianische Sätze beizubringen. Am nächsten Morgen fahren auch sie zeitig ab; die Tante ruft noch lange weinende Reden aus dem Boote herüber ins Lager.

Am 15. August nachmittags erreichen wir das Nordende der Insel Bananal. Auf der ersten Sandbank im Ostarm lasse ich das Lager aufschlagen; muß es sich doch hier entscheiden, ob ich den Ausflug zu den Savajé jetzt bewerkstelligen kann. Zu diesem Zweck unternehme ich mit dem kleinen Boot und fünf Mann Besatzung eine zweistündige Rekognoszierungsfahrt den Ostarm aufwärts. Der Fluß hat ein eigentümliches Aussehen: riesige Sandbänke dehnen sich an seinen Ufern, ihnen sind noch ausgedehnte Untiefen vorgelagert, die oft über die Hälfte der Flußbreite einnehmen. Zuweilen kommen wieder tiefe Stellen, an denen gerudert werden muß. Der Fluß zeigt fast keine Strömung, ein schlechtes Zeichen; es macht eher den Eindruck, als ob es zurückgestautes Wasser wäre. Die Nachrichten der Karajá lauten nicht sehr ermutigend. Übereinstimmend berichten sie, daß fünf Tage oberhalb der Mündung der Furo völlig versande[1]; diese Sandstelle mit

[1] Dr. Rufino, der 1846 diesen Arm vom Nordende aus befuhr, traf am 8. November bei seiner Einfahrt in die Mündung ebenfalls nur wenig Wasser an. Bereits in den ersten Tagen mußten die Boote häufig ausgeladen und durchgeschoben werden, da der Fluß sehr ausgetrocknet war. Am vierten Tage, den 11. November, traf er eine große

meinen Booten zu überwinden, sei völlig ausgeschlossen; sie sei sehr lang, einer sprach von zwei Tagen (?). Das Dorf der Savajé befinde sich noch zwei Tage oberhalb dieser Sandstrecke; es sei aber ungewiß, ob ich es anträfe, da die Savajé ihr Dorf um diese Jahreszeit ins Innere der Insel zu verlegen pflegten. Ohne Karajáführer würde es mir nicht möglich sein, sie aufzufinden. Nach dem, was ich später gesehen und erfahren habe, schenke ich jetzt diesen Nachrichten Glauben, während ich ihnen damals noch recht skeptisch gegenüberstand. Auch die zunächst unglaublich klingende Erzählung Pedros, daß es im Furo so viele Krokodile gäbe, daß man vor ihnen kaum das Wasser sähe, und daß man vor der Menge der Piranhas sich nicht baden könne, sondern sich aus Cuyen waschen müsse, war zwar übertrieben, beruhte aber, wie ich später bestätigen konnte, auf einem wahren Kern. Meine Lage war nicht sehr angenehm. Was tun? Mit meinen Booten soll die Fahrt unmöglich sein; Indianerboote stehen mir nicht zur Verfügung. Sie aus dem nächsten Dorf zu holen, würde über eine Woche Zeitverlust bedeuten. Indianische Führer sind auch nicht vorhanden, da meine Karajá aus Sehnsucht nach Hause durch nichts zu diesem Ausflug zu bewegen sind. Sind doch die Indianer nicht gewöhnt, solch lange Reisen zu machen; als wir ins Heimatdorf der zwei Knaben kamen, hatte man uns dort schon längst als verloren betrachtet. Andere Führer kann ich ebenfalls nicht erlangen, und allein vorzugehen erscheint mir nicht rätlich, da der Erfolg zu ungewiß ist. So entschließe ich mich, wenn auch schweren Herzens, erst die Tapiraréreise zu unternehmen und dann erst die Savajé zu besuchen. Es bietet diese Lösung immerhin einige Vorteile: der Tapirapé erscheint wasserreich genug, daß ich ihn mit meinen Booten ohne Schwierigkeiten befahren kann. Komme ich von da zurück, so ist vermutlich infolge der Regen, die jetzt beginnen, das Wasser gestiegen; bei höherem Wasserstande läßt sich dann der Furo bequem befahren. Ohne Zeitverlust kann ich dann Kanus für seichtere Stellen kaufen und Führer annehmen. Auch kann ich in den nächsten Dörfern Decken gegen den Regen kaufen, denn wir sind ja noch nicht auf die Regenzeit eingerichtet. Und schließlich schiebt sich die Teilung der Expedition noch hinaus, und ich kann die Ablohnung der beiden Karajáknaben selbst vornehmen, eine sehr wichtige, aber auch sehr schwere Aufgabe, da die Angehörigen meist schwer zufrieden zu stellen sind. Diesem Vorteil stehen aber als Nachteile gegenüber, daß bis dahin die Karajá, die das Gerücht meiner angeblichen Feindschaft gegen die Savajé verbreiten, diesen den beabsichtigten Besuch gemacht und dort gegen mich gearbeitet haben könnten, so daß möglicherweise schwierige Verhältnisse vorliegen, sowie daß dann vielleicht der Proviant schon recht gering geworden ist, so daß der große Umweg nach dem Nordende der Insel zurück und den Furo aufwärts dann recht schwierig

---

Sandbarre an. Unter riesigen Schwierigkeiten wurde diese überwunden. Bis zum 18. November versuchte er die Boote über Sand und Untiefen weiterzuschleppen, mußte dann aber umkehren und den Westarm aufwärts fahren, der damals wegen der noch fast unbekannten Karajáindianer verrufen war. Auf diese Weise brachte er uns die ersten wirklich wertvollen Nachrichten von den Karajá. (Rev. trim. X, S. 203—206.)

werden wird. Vielleicht würde dann der Landmarsch über die Insel Bananal vorzuziehen sein. So entschließe ich mich denn, erst den Tapirapé zu untersuchen. Abends ziehen aus Westen die ersten schweren Wolken herüber, nachdem es am Tage so drückend heiß gewesen war, daß selbst die Indianer die Hitze als lästig empfanden. Nachts fällt der erste Regen, glücklicherweise nur ein leichter Sprühregen.

Am nächsten Morgen, den 16. fahren wir also den Araguaya weiter aufwärts. Es ist wolkig und kühl, der reine Herbsttag. Ein brasilianisches Boot begegnet uns, es gehört Guedes und bringt Waren nach Conceição. Ein Österreicher ist darauf; er ist von Cuyaba nach Goyaz herübergelaufen und von da nach Leopoldina, um den Fluß abwärts nach Conceição zu gelangen. Aller Mittel bar hat er sich als Ruderknecht bei Guedes verdingt; viel mehr als die freie Reise wird er wohl nicht erhalten. Er ist völlig abgerissen. Aus Freude, wieder einmal deutsche Laute zu hören, schenke ich ihm Hemd und Hose.

Manoel, der Brasilianer, ist seit zwei Tagen krank, doch glaube ich, daß der Mann heuchelt. Stets, wenn etwas Besonderes vor sich gehen soll, bekommt er Fieber; so damals, als ich das erste Mal die Šavajé besuchen wollte; dann kurz vor der Kayapóreise, doch wurde er wieder gesund und mußte mit; dann jetzt einen Tag vor Ankunft am Furo und dem beabsichtigten Abstecher zu den Šavajé. Jetzt präpariert er sich wohl schon, um von der Tapirapéreise loszukommen. Er hat bis 40° Fieber, bekommt später Burstschmerzen, hustet stark, verweigert jegliche Nahrungsaufnahme, so daß wir ihm gewaltsam etwas zuführen müssen, und liegt schließlich kraft- und teilnahmslos im Boote. An der Tapirapémündung sende ich ihn denn auch mit nach Leopoldina zurück. Zehn Tage darauf soll er völlig gesund gewesen sein, und in Dumbasinho unterhalb Leopoldina traf ich ihn im November bei seinem früheren Herrn, dem er noch 200 Milreis schuldete, dick und fett an. Offenbar war die ganze Geschichte zwischen den beiden so verabredet. Sonst war er recht brauchbar, und nur ungern ließ ich ihn fort. Auf der Überlandreise von Leopoldina nach Araguary befand er sich dann wieder in meiner Tropa und bewährte sich da recht gut.

Am 18. vormittags erreichen wir das Dorf des Häuptlings Crisóte. Auf der benachbarten Sandbank beziehen wir Frühstückslager. In Haufen kommen die Indianer herüber, freundlich begrüßen sie uns. Es wird getauscht und photographiert, auch Frauen lassen sich jetzt endlich vor den Apparat bannen. Auffällig ist mir, daß alle, groß und klein, Männer wie Frauen, ganze Hände voll Sand essen. Ist das etwa auf den Salzmangel zurückzuführen? Sie haben ja keins und betteln mich beständig darum an. Geradezu rührend ist es, wie sie immer wieder die hohle Hand herhalten, mich traurig bittend ansehen und flehentlich šä šä (von bras. sa = Salz) sagen. Doch ich muß hart bleiben, unser Vorrat geht selbst auf die Neige. Nach dem Frühstück fahren wir weiter. Der Horizont ist jetzt immer dunstig, in der Ferne ist kaum etwas zu unterscheiden. Überall, nah und fern steigen große Rauchwolken zum Himmel empor. Ist es doch die Zeit, daß die In-

dianer die neuen Rodungen anlegen und den Wald abbrennen, um dann im September zu pflanzen.

Am 19. abends erreichen wir das Dorf des Häuptlings Tumanakú. Es ist verlassen, die Bewohner trafen wir ja auf der Wanderschaft. Die Häuser sind durch vorgesetzte Rundbauten mit niedrigen Eingängen gegen Regen wohl verwahrt. An den Längsseiten liegt all der Hausrat aufgestapelt, geschützt durch viele große Matten. Ein paar Boote liegen am Ufer; Kochtöpfe stehen umgestürzt über kleineren Gefäßen im Sand. Eine lange Brandstelle im Sand zeigt den Ort, wo ein Boot gebrannt wurde. Verschiedentlich sind am Ufer je 5—6 Maisstengel in den Sand gepflanzt, ringsum zum Schutze mit aufrecht in den Boden gesteckten Palmblättern umgeben und oben mit diesen zusammengebunden. Es macht den Eindruck, als ob die Bewohner bald wiederkommen wollten. Abends bricht das erste Gewitter los. Wir sind noch nicht darauf eingerichtet; die Ladung ist unter den Ochsenhäuten wohlgeborgen, aber die Leute haben noch keinen Schutz. Adam und ich verteilen sie auf unsere Zelte. Im heftigsten Regen hört man draußen plötzlich rufen und weinen. Ein junges Mädchen, einen kleinen Knaben an der Hand, erscheint am Zelteingang; es sind Antonios Geschwister. Sie sind von ihrem benachbarten Dorfe herübergekommen, nachdem sie uns entdeckt hatten. Die Schwester hält mit weinerlicher Stimme lange Reden und kann sich gar nicht wieder beruhigen. Bald darauf kommt die Mutter mit einem Säugling im Arm; der heftige Regen kürzt ihren Erguß wohltuend ab. Dies zeremonielle Weinen macht wirklich keinen angenehmen Eindruck. Später kommt auch Manekús Mutter; sie ist anders veranlagt, zollt der Zeremonie nur kurzen Tribut, um sich dann mit ihrem Liebling eingehend zu unterhalten. Sie bleiben, bis der Regen aufhört, dann fahren sie zurück mit dem Bewußtsein, daß ihre großen Buben doch nicht gestorben sind, wie sie geglaubt haben.

Frühzeitig am nächsten Morgen legen wir gegenüber Dorf 20 auf der Unglückssandbank, wo seinerzeit die beiden Leute kündigten, an, um zu frühstücken. Frauen und Kinder kommen in Menge mit Lebensmitteln herüber. Die Verwandten der beiden Knaben erscheinen, nun geht es ans Auszahlen, ein langwieriges Geschäft. Sie selbst zählen an Fingern und Zehen, nach dem Fünfsystem. Zuweilen machen sie sich Kerbhölzer oder schlagen auf Bootfahrten Kerben in die Bootwand, um die Anzahl der Reisetage festzustellen. Ich verwende einfacherweise Bohnen. So viel Tage, so viel Bohnen; sie zählen nach. Jede Bohne bedeutet ein Milreis. Nun geht das Abrechnen der Anschaffungen (Anzug, Hut, Messer, Beil usw.) los, für den Rest dürfen sie wählen, dann lege ich noch Einiges zu, bedenke auch die kleinen Geschwister und gebe der Mutter und den großen Schwestern Tabak. Sie sind zufrieden. Antonios Mutter äußert sich nicht weiter; sie ist eine eigentümliche, verschlossene Frau, genau so wie ihr Sohn, der, ein typischer Gigerl, nur für gute Haarpflege, seltsame, täglich wechselnde Haartracht und absonderlich gestaltete Kopfbedeckungen Sinn hat. Anders Manekús Mutter. Gleich ihm und seiner großen Schwester, der Frau des Webers und

Zeichners, ist sie zutraulich und allzeit fröhlich. Sie hält große Reden, schimpft humorvoll auf mich, wie schlecht ich ihren Sohn behandelt hätte, wobei sie aber über das ganze Gesicht lacht, so daß deutlich zu sehen ist, daß sie das Gegenteil meint. Dann will sie mich durchaus mit ihrer jüngeren Tochter verheiraten, einem hübschen, stillen Mädchen, das aber leider an der Gelbsucht leidet. So verlockend die Aussicht ist, als Mann einer Indianerin im Dorfe zu wohnen und damit das Leben des Volkes eingehend kennen zu lernen, so kann ich im Hinblick auf meine weiteren Ziele nicht darauf eingehen. Die Frau ist ordentlich betrübt, als ich ihr freundliches Angebot ausschlage; das Mädchen scheint sich weniger daraus zu machen. Unter Scherzen und Lachen und Erzählen vergeht die Zeit. Meine Leute sind jagen und fischen gegangen. Schwere Wolken ziehen auf, rasch wird das Lager aufgeschlagen; ehe noch alles fertig ist, bricht das Wetter los. Die Leute kommen durchnäßt zurück und schlüpfen im Zelt mit unter. Calamente, der älteste der vier Leute aus Conceição, hat Fieber und Ohrenschmerzen, nun gibt's also zwei Kranke. Es regnet in Strömen, an Kochen ist nicht zu denken. Gegen neun Uhr läßt es etwas nach, rasch wird das Abendbrot bereitet und im Regen genossen. Erst gegen Morgen hört das Gewitter auf. Neue Leute nehme ich hier nicht an; ich will mit der übrigbleibenden Mannschaft bis zur Tapirapémündung fahren und dort sehen, wie ich mit ihr auskomme.

Bei der Abfahrt am nächsten Morgen zerbricht das vom Regen durchweichte Wasserkühlgefäß, das ich immer vor meinem Zelte stehen hatte, beim Transport ins Boot. Ersatz ist nicht zu beschaffen, so bin ich seitdem gezwungen, direkt aus dem Fluß zu trinken. Abgekocht hatte ich ja schon seit zwei Monaten nicht mehr. Das Wasser war immer rein und klar, nur oft sehr warm (bis 29° C); geschadet hat es mir ebensowenig wie meinen Leuten.

Zum Frühstück legen wir am Dorf Nr. 19 an; Häuptling Alfredo ist wiederum abwesend. Viele Frauen und Kinder sind da. In einem Haus flechten mehrere Frauen gemeinsam riesige Matten. Ihre Fingerspitzen tragen tiefe verhornte Rillen von der Arbeit, die ihnen rasch von der Hand geht. Zwei Matten kann ich kaufen, die dritte wird rasch noch fertiggestellt; ich will sie als Regenschutz für die Leute verwenden. Bis zur Beendigung der Arbeit bleibe ich bei ihnen sitzen. Wir unterhalten uns gut, es sind recht lustige Frauen (Tafel 42, Abb. 1). Ein Mädchen mit den den Indianerinnen eigenen hübschen braunen Augen erhebt sich, holt vom Dache einen kleinen grünen Papagei herab, setzt ihn auf die linke Hand und reicht ihm mit der rechten eine kleine Muschel voll Wasser zum Trinken. Ein lieblicher Anblick. Pedro hat Verwandte hier; er sitzt bei ihnen und erzählt. Riesige Mengen von Urukúkernen hat er hier gekauft; soll es doch oberhalb des Tapirapé diese besondere, hochgeschätzte Sorte nicht geben. Abseits lehrt ein Mann seinen kleinen Sohn Bogenschießen. Er rollt einen aus Bast gewickelten Ring am Boden entlang auf den 10 m von ihm entfernt stehenden Knaben zu, der auf 2 m Entfernung nach dem Ring schießt und auch beim dritten Schusse bereits trifft.

Mittags fahren wir ab. Am Nachmittag passieren wir die Stelle, wo auf der Talfahrt das Dorf der Häuptlinge Cyriaki und Cadete gestanden hat. Es ist nichts mehr davon zu sehen; die Leute scheinen schon lange auf der Wanderschaft zu sein. Abends wollen wir eben schlafen gehen, als ein Kanu am Ufer anlegt; Alfredo kommt ans Lagerfeuer. Er hat gehört, daß ich zu den Tapirapé will, und bietet sich als Begleiter an. Viel Lust habe ich nicht dazu, denn er scheint mir vom Typus Walatá zu sein. Lange verhandeln wir. Als ich die Schwierigkeiten wegen der Fehde erwähne, sagt er, er wolle sich das Haar kurz schneiden, einen Anzug anziehen und die Backentätowierung verschmieren; dann sähe er aus wie ein Christ. Er spricht gut portugiesisch, ist er doch noch auf dem eingegangenen Collegio Izabel erzogen worden. Vielleicht kann er mir unterwegs manche gute Auskunft geben; aus diesem Grunde nehme ich ihn endlich an. Er hat noch in seinem Dorfe Anordnungen zu treffen und will am nächsten Abend an der Tapirapémündung uns einholen. Mit einem kleinen Messer und etwas Tabak für seine Frau zieht er ab. Ich habe ihn nie wieder gesehen, anscheinend hatte er es bloß auf die Geschenke abgesehen.

Am nächsten Mittag, den 22. August tauchen die Berge wieder auf, und um drei Uhr legen wir endlich an der neugebildeten Sandbank vor der Tapirapémündung an, auf die das Karajádorf jetzt verlegt ist. Rasch ist das Lager aufgeschlagen. In Mengen kommen die Indianer herbei, uns freudig zu begrüßen. Alle sind auffällig dicker geworden, sie sehen sehr wohlgenährt aus; der kleine, schwarz bemalte Knabe ist kaum wieder zu erkennen, so robust ist er geworden.

Hier will ich meine Expedition teilen. Das große Boot ist für die Befahrung des Tapirapé unbrauchbar, es hat mehr als eine Handspanne Tiefgang. Außerdem möchte ich mich durch die bisherige Ausbeute nicht zu sehr belasten. Pedro drängt, nach Hause zu kommen. Der Koch ist zu feige für diese Reise, der kranke Manoel kann auch nicht mitgenommen werden; mögen sie das große Boot denn nach Leopoldina bringen. Bald ist es mit der bisherigen Sammlung und allem unnötigen Gepäck beladen. Pedro erhält seine Bezahlung. Er hat sich gut bewährt und bekommt das Kommando über das Boot, da fällt der Lohn reichlich aus. Er ist glückselig und verspricht mir, alles gut auszuführen; ich kann mich auf ihn unbedingt verlassen. Der Koch kommt ans Steuer, Manoel mag auf der Ladung sitzen und gelegentlich Wasser ausschöpfen. Frieden werden die drei wohl auch halten, wenn sie auf sich angewiesen sind. Ich gebe Pedro Erlaubnis, unterwegs, falls es nötig sein sollte, noch einen Indianer mitzunehmen als Ruderer. Er soll ihn bezahlen, ich will es ihm später ersetzen. Nahrungsmittel für 14 Tage bekommen sie mit, damit können sie bis São José reichen. Dort kann der Koch neue Vorräte kaufen. Am 24. morgens ½10 Uhr fahren sie ab; ruhigen Herzens lasse ich sie ziehen, obwohl alle meine Ergebnisse an Sammlungen, die Durchschriften der Aufzeichnungen usw. mitgehen; unter Pedro weiß ich sie in sicherer Hut.

Am 23. morgens herrscht große Aufregung im Dorfe: ein riesiges, von

oben kommendes Boot ist gesichtet worden. Bald kommt es näher, wir winken, es legt an der Sandbank an. Es ist Guedes mit Familie, er befindet sich auf der Reise nach Conceição. Zehn Ruderer hat das hochwandige Schiff, das eine Kabine mit zwei Zimmern trägt. Ich freue mich, ihn noch zu treffen, hatte ich doch schon Nachricht erhalten, daß er kommen würde. Liebenswürdigerweise läßt er mir Speck und Zucker ab, die bereits knapp zu werden beginnen. Zum Schluß gibt er mir einen Brief an Paez Leme mit dem Auftrag, meine Sachen in seinem Schuppen aufzubewahren. Pedro nimmt das Schreiben und ein zweites von mir mit, sowie einige Briefe nach Leipzig. Nach $1^1/_2$ Stunden fährt Guedes wieder ab, ich habe ihn nicht wieder gesehen. So habe ich meine Lebensmittel noch ergänzen können; glücklicherweise fangen auch die Leute noch einen $2^1/_2$ m langen Pirarucúfisch, der gesalzen und getrocknet wird und meine Fleischvorräte vermehrt.

Beim Umpacken der Ladung ergibt sich, daß ich ohne ein Kanu nicht auskomme. Abends ist großer Markt, sie bringen 10—12 Boote an. Das mir am besten scheinende suche ich aus; am nächsten Morgen ergibt sich, daß es einen langen, mit Wachs verstopften Riß hat; es ist also für mich unbrauchbar. Ohne Widerrede tauscht der Besitzer es gegen ein anderes, neueres um, das allerdings weniger stabil ist. Die Blechkoffer gehen gerade hinein, sie stehen oben nicht über. Nun fehlen mir zwei Mann Besatzung; wohl oder übel muß ich es wagen, Karajá mitzunehmen, trotz der Feindschaft mit den Tapirapé. Viele bieten sich an, zwei junge kräftige Burschen, die behaupten, schon bei den Tapirapé gewesen zu sein, nehme ich mit. Der eine, Pedro II, spricht Portugiesisch, der andere, Carpim, nur Karajá. Pedro II ist sehr nervös, er redet viel, mit großartigen Gesten, der reine Volksredner. Der andere hat ein bewunderungswürdiges Phlegma; er wird immer dicker und behäbiger. Sie haben sich nicht besonders bewährt; beide hatten Furcht, als wir außerhalb ihres Streifgebietes kamen, und waren als Führer nicht zu gebrauchen; beide hatten wenig Geschick, Fische zu schießen, und außerdem die üble Angewohnheit, immer nur 1—2 Fische zu erlegen, statt die für uns nötige dreifache Anzahl. So haben sie im wesentlichen nur als Ruderer für das Kanu gedient und mir viel Ärger und Verdruß bereitet.

8. Erforschung des Rio Tapirapé.

In meinem Programm war ein Vorstoß vom Araguaya aus nach Westen vorgesehen, in das Gebiet zwischen Araguaya und Xingu, um unter günstigen Umständen vielleicht Anschluß an die Xingukulturen zu erreichen. Als gangbarster Weg erschien der Rio Tapirapé. An seinem Unterlauf sollte das große, reiche Volk der Tapirapé wohnen, das mit den Karajá in friedlichem Handelsverkehr stände. Ich plante daher, mit Karajá zu den Tapirapé zu reisen und nach deren Erforschung mit diesen und eventuell anderen Flußanwohnern weiter nach Westen vorzudringen.

Als ich nun den Araguaya befuhr, stellte es sich heraus, daß die Lage jetzt durchaus nicht so günstig war, wie ich auf Grund früherer Berichte annehmen mußte. Erkundigungen bei den Karajá ergaben, daß ihnen die Xingustämme und eventuelle Zwischenstämme vollkommen unbekannt waren. Am Tapirapé sollten nur die Tapirapé wohnen, aber neun Tagereisen aufwärts und einen Tagesmarsch seitwärts vom Flusse. Außerdem lebten beide Stämme jetzt in Feindschaft, da die Tapirapé entdeckt hatten, daß die Karajá die jährlichen Handelszusammenkünfte am Fluß dazu benutzten, um ihnen Frauen und Kinder zu rauben. Die Karajá waren das nächste Mal, vor etwa sechs Jahren, mit blutigen Köpfen heimgekommen und fanden danach nicht mehr den Mut, bis zum Handelsplatz vorzudringen. Wo die Tapirapé seitdem geblieben waren, wußten sie nicht, sie wünschten aber lebhaft, wieder mit diesem reichen Stamm in Verbindung zu treten, und waren daher sehr interessiert, als sie meinen Plan erfuhren, die Tapirapé zu besuchen. Wie schon erwähnt, zwang mich die Ladung, die die Mitnahme eines Kanus nötig machte, dazu, zwei Karajá mitzunehmen. Gegebenenfalls konnten sie ja in einem Standlager zurückbleiben. Trotz dieser wenig günstigen Lage entschloß ich mich doch, den Vorstoß zu unternehmen. Die Erforschung der Tapirapé, an denen frühere Forscher trotz günstiger Möglichkeiten stets vorübergefahren waren, mußte endlich einmal in die Hand genommen werden; vielleicht glückte es, sie aufzufinden.

Am 24. August 10 Uhr fuhr ich in den Rio Tapirapé ein. Die Mündung des Flusses ist ein riesiger Trichter, der von zwei Armen gebildet wird, die sich weit oberhalb teilen. Dieser ganze Trichter nun ist von einer Unmenge von Inseln erfüllt; alte Flußarme, Seen und Sümpfe zerteilen das Land in unzählige Stückchen. In wechselnder Breite, bald 200 m, bald 100, bald wieder nur 30—50 m breit schlängelt sich der eigentliche Fluß durch dieses Gewirr hindurch. Ohne kundige Führer ist es kaum möglich, sich ohne erhebliche Zeitverluste durchzufinden. Es ist anscheinend ein riesiges Schwemmgebiet hier. Die schräg ansteigenden Ufer sind nur niedrig, etwa 3—4 m hoch; bis oben hinauf reichende Wasserstandsmarken zeigen an, daß in der Regenzeit das ganze Land unter Wasser steht. Sie sind mit üppigstem Sumpfwald bestanden: weißstämmige, schlanke Bäume erheben ihre bizarr verzweigten Kronen hoch über die übrige Vegetation (Tafel 27, Abb. 1), lange Schlingpflanzen hängen in dichten Strängen herab aufs Wasser (Tafel 27, Abb. 2); dichtes, duftendes Goyabagebüsch badet an den Biegungen seine schlanken Zweige im Fluß. Viel schöner erscheinen hier die Ufer als am Araguaya. Vielleicht ist das eine Folge der geringeren Breite des Flusses, die die Einzelheiten der Ufer mehr zur Geltung kommen läßt, während bei der riesigen Breite des Araguaya dessen Ufer nur als niedrige, gleichmäßig dunkle Säume erscheinen. Nur wenig Sandbänke gab es in diesem Mündungsgebiet. So waren wir froh, am Nachmittag noch eine kleine Sandbank zu finden, auf der wir bequem übernachten konnten. Es ist ein netter Winkel hier; der Fluß ist höchstens 50 m breit und macht so starke Krümmungen, daß er nur auf eine kurze Strecke zu übersehen ist. Hoher Urwald ragt rings empor. Die Nacht

bricht herein; Krokodile schwimmen langsam hin und her. Die Leute haben an einem großen Angelhaken einen Querstab mit einer Piranha als Köder befestigt. Bald beißt ein Krokodil zu und wird ans Land gezogen; mit der Axt schlagen sie ihm den Schädel ein. Das wird von nun an Sport, die einzige Unterhaltung in den moskitoreichen schlaflosen Nächten. Es ist völlig dunkel; die Leute sitzen am Feuer und plaudern beim Kaffee. Befriedigt von dem guten Essen, das Joaquim, der neue Koch, ganz ausgezeichnet bereitet hat, liege ich vor dem Zelte im Sande, Kaffee und Biskuits neben mir, und verjage die Moskitos, die wie toll sind. Alles ist ruhig, nur Frösche und Zikaden singen in tausendfachem Chor. Plötzlich klingen leise Ruderschläge; ferne Stimmen tönen herüber, dann hören wir ganz nahebei ängstlich rufen: „O que multo gente" (O, wie viele Menschen). Es wird laut und rasch auf Indianisch rückwärts gerufen, von da tönen bange Antworten. Offenbar haben die von oben kommenden Indianer große Angst vor uns. Wir springen alle auf und eilen zum Ufer: nichts ist zu sehen. An der Sprache erkenne ich, daß es Karajá sind; auch war mir berichtet worden, daß gegenwärtig Karajá auf Schildkrötenfang im Tapirapé wären. Also rufe ich ihnen, ihren Tonfall nachahmend, karajá und brasilianisch mischend, in die dunkle Nacht entgegen: „karadjakjú, manakrekjú, aqui dotorekjú" (Karaja kommt heran, hier ist der Doktor). Erlösendes Jubelgeschrei: „o dotorekjú, dotorekjú" ertönt, und mit raschen Ruderschlägen legen fünf große Kanus an der Sandbank an. Eine Unmenge Indianer kommen herauf auf den Sand, es ist Häuptling João aus Dorf 20 mit seinen Leuten. Eifrig wird unterhalten. Antonios Vater ist darunter; immer und immer wieder muß ich ihm erzählen, daß sein Sohn gesund ins Dorf zurückgekehrt ist, und was ich ihm alles gegeben habe. Er ist glücklich und klopft mir immer wieder auf die Schulter: ahi bom, ahi bom (dort gut). Eine Spende Tabak macht sie völlig zutraulich, sie berichten vom Fluß: er soll sehr fischreich sein; zwei Tage oberhalb soll er ganz versandet sein, so daß ich mit meinen Booten dort nicht durchkommen würde. Das sind böse Aussichten, doch hoffe ich, daß es nicht so schlimm sein wird. Bald fahren sie wieder ab; noch lange tönt ihr Reden, Rufen und Lachen durch die stille Nacht herüber.

Am nächsten Tage überwanden wir das Mündungsgebiet noch völlig und traten in den eigentlichen Flußlauf ein. Die Landschaft war hier wie am Araguaya. Der Fluß ist in die breite Flußebene des Araguaya eingeschnitten, die er, von Westen kommend, über Süden in großem Bogen durchfließt. Zuweilen tritt auch er an die hier bis 8 m hohen Steilufer heran, die meist mit Camp oder niedrigem, dichtem Buschwald bewachsen sind, aus dem zahllose Palmen ihre Wipfel erheben. Seine Breite ist jetzt durchschnittlich 100 bis 150 m. In geradem, tiefem Flußbett fließt er dahin, von dem aus seitliche Seenmündungen herrliche Waldesblicke eröffnen. Dann wieder windet er sich schmäler in seltsamen, fast in sich zurücklaufenden Schleifen durch die Sumpfwälder. Überall begleiten ihn tote Arme, lange Seen. In der Nähe der Seen zeigt der Fluß ein auffälliges Verhalten. Eine gerade, lange Flußstrecke fahren wir aufwärts; da öffnet sich rechts der Uferwald, eine

1. Walduſer mit bizarren Bäumen. Tapirapéfluß.

2. Walduſer mit herabhängenden Schlingpflanzen. Tapirapéfluß.

3. Rieſiger Ringſee mit Waldinſel. Tapirapéfluß.

4. Sandbank und Barre im Fluß am Seeeingang. Tapirapéfluß.

Sandbarre zieht quer über eine seenartige Uferlücke. Wir untersuchen genauer: der geradeaus liegende tiefe Teil ist ein riesiger See (Tafel 27, Abb. 3), während der Fluß schmal und seicht von rechts über die Barre hereinkommt (Tafel 27, Abb. 4). In starken Schleifen windet er sich längs des Sees entlang, mit Sandbänken stark durchsetzt und weiter im Oberlauf noch von gefallenen Bäumen versperrt. Oberhalb des Sees ist er wieder breit und tief (Abb. 4). Es scheint, als ob während der Regenzeit der Fluß seinen Lauf durch die Seen nimmt, während in der Trockenzeit der obere Zufluß des Sees gesperrt ist und das Wasser nur noch unterirdisch hindurchfließt, so daß nur wenig Wasser im eigentlichen Flußlauf entlangfließt. Ich habe mehrere Seen untersucht und an ihrem oberen Ende Rinnen gefunden, die über andere Seen oder direkt in der Richtung nach dem Flusse oberhalb liefen. Waren mehrere Seen nacheinander beiderseits am Flusse perlenartig aufgereiht, so blieb er oft kilometerweit trocken und schwer passierbar.

Fast immer mußte an den Seemündungen an der Barre ausgestiegen und mußten die Boote in rasch mit dem Ruder vertieften Kanälen hindurchgeschoben werden. War das Hindernis zu hoch, so wurden die Boote entladen, die Kisten und Säcke von den Leuten bis zu einer Sandbank getragen, wo wieder tieferes Fahrwasser begann, und dann die erleichterten Boote hindurchgeschleppt. Oft machten solche Stellen viele Stunden Arbeit und zwangen uns vielmals, vorzeitig unsere Tagereise zu unterbrechen.

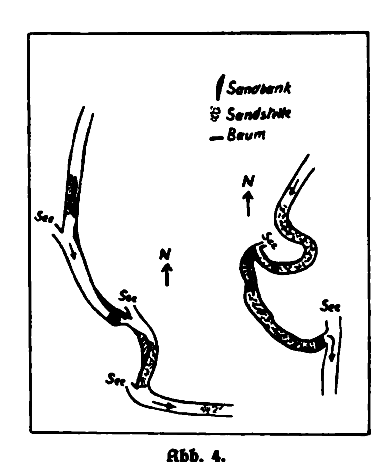


Abb. 4.
Trockene Flußstrecken neben und unterhalb von Seen. Tapirapéfluß.

Die Sandbänke, die die Flußbiegungen beiderseits begleiteten, wuchsen, je weiter aufwärts wir kamen, immer mehr an Breite und nahmen schließlich zuweilen über die Hälfte der Flußbreite ein. Dann blieben nur schmale, oft seichte Kanäle zur Durchfahrt. Ganz sonderbar waren zwei Stellen in langer, gerader Flußstrecke. Hier war der Sand in der Mitte in querziehenden parallelen Bänken abgelagert, die je etwa 10 m breit und 20—30 m voneinander entfernt waren. Die unteren konnten noch bequem überschoben werden; die oberen aber waren zu weit aus dem Wasser emporgetaucht, und so war es nötig, sie in den schmalen, seitlichen Kanälen wechselweise am linken oder rechten Ufer zu umfahren, so daß wir beständig den Fluß queren mußten.

Die erste große Trockenstelle trafen wir am 28. August mittags. Der Fluß war breit und tief, von hohen Ufern eingesäumt. Voraus war eine grüne Insel in der Mitte des Flusses sichtbar mit schmaler Sandbank am linken Rande. Zu beiden Seiten dehnte sich breites Wasser, als ob hier zwei Arme sich vereinigten. Aber als wir näher kamen, ergab sich, daß

dies nur zwei riesige Seen waren. Der Fluß kam zwischen beiden heraus und ergoß sich zwischen Insel und Sandbank kaum 20 m breit und sehr flach. In einer halben Stunde Arbeit wurde die Barre überwunden. Gleich dahinter begann eine lange Trockenstelle im gewundenen Fluß, die uns zum Entladen der Boote zwang und volle zwei Stunden in Anspruch nahm. Abends versperrte der erste gefallene Baum den Fluß, weitere folgten, und so sahen wir uns genötigt, vorzeitig Lager zu beziehen, um diese Hindernisse zu beseitigen. In langwieriger Arbeit wurden die Bäume mit den Beilen zerhackt, um eine, wenn auch nur schmale Fahrrinne zu schaffen. Es war eine mühsame Arbeit: auf dem Baume und im Wasser stehend, hackten die Leute von oben und von unten auf das Hindernis los, bis endlich der harte Urwaldriese besiegt war. Solche Baumhindernisse wurden, je weiter aufwärts wir kamen, um so häufiger. Meist traten sie in schmalen, gewundenen, von Sandbänken erfüllten Flußläufen auf und machten uns dann vielstündige Arbeit. Über hundert Bäume haben wir auf diese Weise zerhackt (Tafel 28, Abb. 1). Später kamen auch Stellen, wo wir unter den Bäumen hindurchfahren konnten; andere, wo sich ein paar Leute auf den Stamm stellten, durch ihr Gewicht den federnden Baum ins Wasser drückten und rasch das Boot hinüberschoben. Oft war nur dichtes Buschwerk mit dem Messer zu beseitigen, um eine bescheidene Durchfahrt unter dem hochliegenden Baum zu öffnen. Ein böses Hindernis dieser Art zwang uns am 6. Tag dieser Reise, am 29. August, schon 1 Uhr mittags Lager aufzuschlagen. Der Fluß war lange Zeit geradeaus gegangen zwischen Steilufern dahin; keine Sandbank störte den breiten Wasserspiegel. Plötzlich machte er eine Wendung nach rechts um 90°; ganz schmal kam er von da herein, durch drei riesige Bäume gesperrt, die aus dem Sumpfwald gegenüber parallel auf eine kleine Sandbank an der Spitze der Biegung gefallen waren (Abb. 5). In 1½ stündiger Arbeit wurden die Bäume soweit geklärt, daß die Boote hindurchgeschoben werden konnten. Oberhalb folgte eine etwa 1000 m lange seichte Flußstrecke. Da jenseits derselben keine Sandbank zu sehen war, so mußten wir wohl oder übel hier bleiben. Es ist ein idyllischer Fleck, ein richtiger verlorener Winkel. Links das hohe Steilufer mit Palmen und hohen Bäumen und dichtem Buschwerk bestanden, davor der schmale Fluß, der von rechts flach zwischen Sumpfwald herauskommt, von den drei Bäumen wie von Brücken überspannt. Es ist nur wenig Platz hier, Zelt, Lager, Kochplatz, alles liegt eng beieinander. Es wird Abend. Trotz meines Ver-

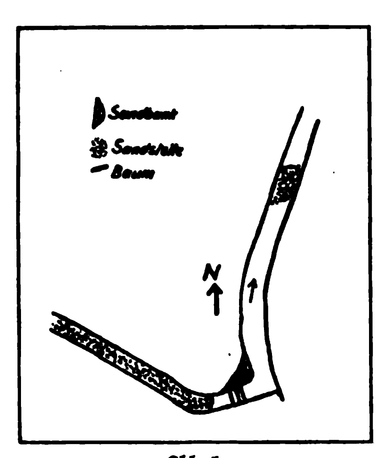


Abb. 5.
Kartenskizze des verlorenen Winkels.
Tapirapéfluß.

botes hat sich einer der Karajá hinübergeschlichen und den Camp auf dem Hochufer angezündet. Es ist ein herrliches Schauspiel, wie das Feuer in dem dichten Buschwerk lodert, wie es die hohen Palmen und Laubbäume mit wechselndem Lichte beleuchtet; gelb- und rotfarbener Qualm steigt in dichten Massen empor. Unter dem Moskitonetz kann ich das Schauspiel ungestört genießen, während meine Leute auch diese Nacht wie in den vorhergehenden vor Moskitos nicht schlafen können.

Der nächste Tag brachte böse Arbeit, es war unser schlimmster Tag. Gleich am anderen Morgen mußte die 1 km lange Trockenstelle überwunden werden; dann gab's viele Baumhindernisse aller Art. Nachmittags kamen wir zum Zusammenfluß zweier Flüßchen. Der linke war etwa 10—15 m breit, aber völlig ausgetrocknet, jedenfalls unbefahrbar; ich beging ihn auf



Abb. 6.
Schildkrötenkäfige der Karajá. Rio Tapirapé. (Nach Photographie gezeichnet.)

etwa 2 km; es erwies sich als unmöglich, hier durchzukommen. Der rechte Arm war nur 5 m breit, sehr tief und völlig von Bäumen versperrt. Die Karajá streikten hier, sie wollten nicht weiter mit. Ich kann sie doch unmöglich hier zurücklassen, hinwiederum dürfen sie auch nicht mit meinem Kanu wegfahren. Daher drohe ich ihnen, das hilft. Sie werden in die Mitte genommen und müssen weiter mitfahren. Der Indianer ist eben von Natur doch feige. Mit vieler Mühe wurden die dichten Baumbarrikaden durchschlagen; Unmengen von Ameisen fielen dabei in die Boote und machten das Durcharbeiten durch diese Hindernisse nur noch unangenehmer. Dann erweiterte sich plötzlich der Fluß seenartig, um oberhalb wieder schmal zu werden und ganz von Buschwerk versperrt zu sein. Mitten in solchen Büschen blieben wir abends stecken, auf kleiner Grasfläche am Ufer lagerten wir. Nur 11,5 km waren wir an diesem Tage vorwärts gekommen, davon hatten wir die Boote auf 2 km geschoben und vier große Baumhindernisse beseitigt.

Bisher hatten wir noch Spuren der Karajá-Indianer gefunden. Seemündungen waren durch Pfähle versperrt, an denen ehemals Sperrnetze befestigt waren. Solche Netze lagen hier und da auf den Sandbänken zu großen Bündeln aufgerollt; eines davon untersuchte ich: es war 150 m lang und 6 m breit. Allenthalben auf den Sandbänken trafen wir Lagerspuren, Herdreste, Schildkrötenkäfige, die aus einigen Zweigen zusammengebogen waren (Abb. 6), Schildkrötenbratständer aus drei kurzen Pflöcken, die senkrecht in den Sand gesteckt waren und auf die die Schildkröten mit dem Rücken nach unten gelegt und so gebraten wurden. Je weiter aufwärts wir kamen, um so seltener wurden diese Spuren; die letzten trafen wir am 1. September vormittags.

Am Abend dieses Tages landen wir an hoher Sandbank, gegenüber einer hohen Barreira. Pedro eilt hinauf auf die Höhe der Sandbank und winkt uns; rasch sind wir bei ihm. Fern im Nordwesten zeigt er uns über den hohen Camp hinweg ein langes, blaues Gebirge. Dort sollen die Tapirapé wohnen, in zwei Tagen kann man hinkommen. Hier haben beide Stämme früher Handel getrieben. Sehnsüchtig blickt Pedro in die Ferne, die linke Hand auf die Bootsstange gestützt, mit der rechten nach dem Gebirge zeigend, dabei unaufhörlich in seiner hastigen Art redend oder nervös den Lippenpflock mit der Zunge heraus und herein schiebend. Ja Pedro, es waren doch schöne Zeiten, als die Tapirapé noch an den Fluß kamen und hier mit euch tauschten. Da gab es viele gemusterte Decken, Mais, Mandioka, Lippenpflöcke aus Bergkrystall, Bogen und Araras und vieles andere mehr zu kaufen. Alles hatten jene im Überfluß. Ihr dagegen gabt eure alten, unbrauchbar gewordenen Eisenmesser, und zum Schluß raubtet ihr noch heimlich ihre Frauen und Kinder. Nun ist die schöne Zeit vorbei, seitdem einige Frauen entflohen und die Kunde nach Hause brachten, daß ihr die Räuber wäret. Da gab es das nächste Mal blutige Köpfe, drei Karajá wurden erschlagen. Gefährlich ist es jetzt, hierher zu reisen; kein einzelner Karajá darf es wagen. Und auch die Tapirapé kommen nicht mehr hierher. Wo sind sie hingezogen?

Wir besuchen den Camp. Ein großer Stein steht oben, daneben liegt ein Kochtopf; sonst ist keine Spur, kein Weg zu sehen. Ich erklettere einen Baum: alles Camp, soweit man blickt. Vor dem völlig bewaldeten Gebirge zieht sich eine waldige Senkung hin, dort mag's wohl Wasser geben. Der Fluß umfließt den Camp in großem Bogen, soweit man es an dem Flußwald sehen kann; er scheint aus der Senke zu kommen. Was nun tun? Der Weg über den Camp soll völlig wasserlos sein, er ist also wohl recht schwierig. Gelingt es mir, auf dem Fluß bis zur Senke vorzudringen, so komme ich bequemer und mit all meinem Gepäck in größere Nähe der Indianer als von hier zu Fuß aufs Geratewohl nur mit den nötigsten Sachen. Vielleicht sind auch oberhalb Spuren der Tapirapé zu finden. So beschließe ich, den Fluß weiter aufwärts zu fahren.

Am 3. September morgens macht der Fluß die entscheidende Wendung von Südwesten, seiner bisherigen Richtung, nach Nordwesten. Es geht dem Gebirge zu. In breitem Felsenbett fließt er dahin, hier und da versperren

1. Erstes Baumhindernis im Tapirapéfluß.

2. Überwindung des Wasserfalles im Tapirapéfluß.

3. „Glattes" Fahrwasser im Oberlauf des Tapirapéflusses.

4. Meine Leute auf dem Marsche zu den Dörfern der Tapirapé.

kleine Cangabarrieren das Bett. Nachmittags erreichen wir an einer Trockenstelle die Grenze des Karajágebietes. Am Ufer liegen neben zwei alten Herdstellen einige Scherben von Kochtöpfen umher. Der Baum, der sie beschattet, trägt im Stamm zwölf Axthiebe; sie künden die Zeit, die die Karajá hier beim Schildkrötenfang einst verweilten. Zwei Schußkanäle sind im Stamm sichtbar, ein Karajá hat hier einst ein Gewehr auf den Baum abgefeuert. Bis hierher pflegten die Karajá früher ihre Fischzüge auszudehnen; sie wissen aber, daß sich oberhalb ein Wasserfall befindet. Natürlich hatten die beiden Karajá von hier aus mächtige Angst, betraten wir doch feindliches Gebiet. Ihr fröhliches Lachen und Singen verstummte, scheu und einsilbig ruderten sie ihr Kanu und spähten unruhig umher. Kurze Zeit darauf sperrte eine 1½ m hohe Felsenbank den Fluß; in zwei Strahlen fällt das Wasser darüber steil herab. Das ganze Bett unterhalb des Wasserfalles ist mit Felsblöcken versperrt, so daß nur schwer heranzukommen ist. Die Boote wurden entladen. Im Wald wurden dünne Bäume gefällt; einer davon wurde unten quer herüber gelegt, die anderen längs herunter, so daß ihre oberen Enden auf der Felsenkante, die unteren auf dem Querbaum lagen. Dieser gab bei Belastung nach, da er nur einseitig auflag, und so war es ein Leichtes, die Boote darauf zu schieben; der Auftrieb des Wassers hob sie dann selbst empor, und leicht konnten die Boote nun völlig hinauf und über die Kante hinweg ins tiefe Wasser geschoben werden. Bereits nach zwei Stunden waren die Boote glücklich oben, und wir konnten weiterfahren (Tafel 28, Abb. 2).

Am nächsten Tage, den 4. September mittags, fanden wir auf einer Sandbank am unteren Ende einer ausgedehnten Trockenstelle die ersten Fußspuren fremder Indianer. Nach dem Urteil der Karajá konnten sie etwa eine Woche alt sein. Als ich von der Besichtigung der Stelle zurückkomme — ich lief stets die ganze Trockenstelle ab, um zu sehen, wie wir am besten durchkommen würden — weigerten sich die Leute aus Conceição mitzugehen, aus Furcht vor den Indianern. „Es sei zu riskant." Ich suche sie zu beruhigen, es sei durchaus nicht gefährlich; je mehr wir seien, um so sicherer kämen wir durch. Und warum sie denn überhaupt mitgegangen wären, da sie ja wußten, daß ich eben unbekannte Indianer aufsuchen wollte, und sie sich verpflichtet hätten, überall mit hinzugehen. Darauf wußten sie nichts zu erwidern, blieben aber bei ihrer Weigerung. Ich ließ daher hier Standlager aufschlagen; sie sollten hier bleiben bei der Ladung, während ich mit Adam und Antonio, von dem ich wußte, daß er treu bleiben würde, weiterreisen wollte. Der Wald wurde gelichtet, die Boote entladen und auf den Sand gezogen, die Ladung am Ufer unter dem Zelte verstaut. In angestrengter Arbeit wurde die Weiterreise vorbereitet, Proviant, Tauschwaren, Instrumente und Wäsche wurden in tragbaren Kasten im kleinen Boot untergebracht. Am Abend schon waren wir fertig. Am nächsten Morgen gab's noch vielerlei zu ordnen. Der Älteste bekam das Kommando, einen Brief an Herrn Öckinghaus und Anweisungen über den Rücktransport der Sachen, falls wir nicht innerhalb 15 Tagen zurück sein sollten. Nach dem Frühstück brechen wir auf; sie

helfen uns noch über die Trockenstelle hinweg, dann fahren wir allein weiter. Antonio muß ans Steuer, da nur er es versteht, mit losem Ruder zu steuern. Adam steht vorn im Boot, ich in der Mitte. Wir stoßen das Boot mit den Stangen weiter; wo das Wasser zu tief ist, wird gerudert. Es geht ganz gut, wenn es auch zunächst etwas ungewohnt und anstrengend ist; muß ich dabei doch auch noch die Flußaufnahme machen. Eine weitere große Trockenstelle wird überwunden, dann geht es glatt weiter. Die Anzeichen von Indianern mehren sich, allenthalben sind Fußspuren im Sande, am Ufer geknickte Zweige und Feuerstellen zu sehen. Nachmittags 2 Uhr kommt ein See in Sicht, der durch einen hohen, grünen Blätterzaun abgesperrt ist. Der Fluß kommt von rechts herein, vom See durch eine Sandbank getrennt (Tafel 29, Abb. 1). Kein Mensch ist zu sehen. Auf der Sandbank liegen Pfeile, Fischgerippe und Knochen, Giftsipo zum Vergiften der Fische usw. umher; der Sand ist von Spuren von Menschen und Hunden völlig zertreten. Ein Balkenfloß liegt im See; offenbar hatten die Indianer keine Boote, um die vergifteten Fische von der Oberfläche des Sees absammeln zu können. Am südlichen Flußufer führt ein Weg in den Wald empor, sie haben von hier aus das Holz zum Bau des Zaunes geholt (Abb. 7). Am Nordufer geht's in den Wald zu einem großen, lichten Platze. 26 riesige Bratständer sind an den Bäumen errichtet, rechteckig und dreieckig, einzelne haben bis 2 m Seitenlänge (Tafel 29, Abb. 2). Die Balken sind mit Steinbeilen zugeschlagen, die Zweige mit Eisenmessern geschnitten. Also hierher schon ist das Eisen des Europäers gedrungen, wohin noch nie ein Weißer gekommen ist. Es muß ein sehr starkes Volk hier gewesen sein, und es muß gute Ausbeute gehabt haben. Überall liegen Tragkörbe und kleine Taschen umher. Maiskolben hängen an den Bäumen. Lagerspuren fehlen; schlafen sie in Hängematten? Die Ausbeute ist hier also gebraten und dann wegtransportiert worden. Aber wohin? Ein Pfad läuft durch den Wald weiter hinaus auf den Camp nach dem fernen Gebirge zu. Anscheinend ist ihr Dorf recht weit entfernt. Es wird wohl richtiger sein, zunächst den Fluß noch auf weitere Spuren zu untersuchen; da er vor dem Gebirge zu entspringen scheint und den Camp umfließt, ist es wohl möglich, daß ich sie am Oberlauf treffe, falls sie nicht nach einem anderen, mir unbekannten Fluß oder See abgezogen sind.

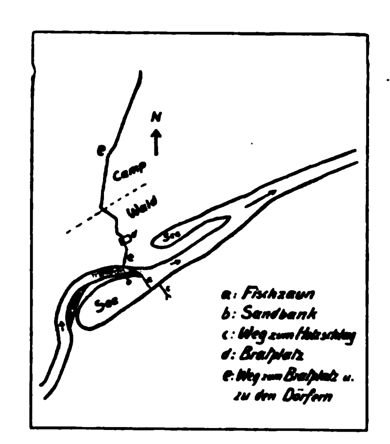


Abb. 7.
Kartenskizze des Fischsees im Tapirap fluß.

Am nächsten Tage setzen wir die Flußfahrt weiter fort. Beständig wechseln ausgedehnte Trockenstellen, die uns zum häufigen Entladen des Bootes zwingen, Busch- und Baumhindernisse mit breiten stromartigen

Strecken ab. Viele Seen, die meist von Resten alter Zäune versperrt sind, begleiten den Fluß. Am 7. September vormittags treffen wir einen zweiten Bratplatz, am gleichen Ufer gelegen. Die Bratständer machen einen alten Eindruck, doch sind einige ganz neue Balken eingezogen. Ein Weg führt auch von hier hinaus auf den Camp, dem Gebirge zu. Eine riesige Trockenstelle, die dazu noch durch Baum- und Strauchwerk versperrt ist und eine Ausdehnung von mehreren Kilometern hat, legt uns den Gedanken nahe, zu Fuß weiter zu gehen. Rasch sind ein paar Säcke als Rucksäcke hergerichtet und mit dem Nötigsten gefüllt, das Gewehr wird umgehangen, das Boot gedeckt und an einem Baum in der Mitte des Flusses befestigt, und fort geht es im trockenen Flußbett entlang. Nach etwa 3/4 Stunden Marsch ist natürlich die Trockenstelle zu Ende, und breit und tief liegt der Fluß vor uns. Wir schlagen uns am Ufer durch, erklettern schließlich, durch den Wald emporklimmend, ein Hochufer und finden uns am Abend am Fluß wieder hoch oben auf dem Camp. Soweit das Auge schweift, nichts als Camp. Nur der Flußwald zieht sich zur Linken hin. Aber kein Weg ist zu sehen; in welcher Richtung sollen wir gehen? Das Laufen über den ungesäuberten Camp ist ungeheuer anstrengend, der Fluß sieht so gut aus; vielleicht versuchen wir es doch lieber, weiter zu fahren. Am nächsten Morgen kehren wir um, gegen 9 Uhr erreichen wir das Boot wieder. Nach unsäglichen Mühen haben wir bis 3/42 Uhr die Trockenstelle überwunden. Rasch geht es nun weiter auf breitem, tiefem Fluß, zwischen hohen, steilen Ufern dahin. Ein Delphin tummelt sich hier im Wasser! Am nächsten Vormittag, dem 9. September, kommen wir in das Waldgebiet; schmal, etwa 10 m breit, kommt der Fluß von links bei einem See herein, tief, aber völlig von Bäumen versperrt. Sein Wasser ist eisig kalt, ein Zeichen, daß wir ins waldige Quellgebiet eingetreten sind. Dichter Urwald begleitet beide Ufer. Wir versuchen dennoch durchzudringen. Die Baumhindernisse häufen sich, dazu treten wieder vereinzelte Sandstellen auf; nur langsam geht es vorwärts, unter den Bäumen oder durch Buschwerk hindurch. Mit Beil und Messer wird gearbeitet; beständig muß das Boot entladen und durchgeschoben werden. Schließlich wird's ganz toll, in 21/2 Stunde kommen wir nur 400 m vorwärts. Und dabei macht der Fluß geradezu wahnsinnige Windungen. Ich gehe auskundschaften, von Baum zu Baum turne ich weiter; der Fluß macht eine riesige Biegung, er ist völlig von Bäumen versperrt. Rechts schimmert es hell durchs Gezweig, ein Wildpfad führt durch den Wald. Ich verfolge ihn und stehe nach kaum 30 m Weges wieder am Fluß. Auch hier ist er völlig mit Bäumen versperrt, und die ganze riesige Biegung von etwa 11/2 km bringt uns nur 30 m vorwärts! Um hier durchzukommen, würden wir Tage brauchen. Die letzten Indianerspuren hatten wir am vorigen Mittag gefunden; seitdem hatten wir keine Anzeichen von Menschen mehr bemerkt. So beschließe ich denn, so schwer es mir auch wird, umzukehren, um vom Standlager aus den Campweg am ersten Bratplatz zu verfolgen. 240 km sind wir nun flußaufwärts gefahren und damit etwa 140 km nach Westen gekommen, also ziemlich bis zur Hälfte zum Xingu vorgedrungen.

Aber unter welchen Schwierigkeiten! Volle 13 km weit hatten wir die Boote über Untiefen und Sandbänke hinweggezogen. Die letzte Strecke, die wir drei allein bereisten, betrug 32 km, von denen wir auf 6 km das Boot schieben mußten. Oft mußten wir das Boot sechsmal am Tage entladen; es war eine mühselige Reise.

Die Rückfahrt war ebenso beschwerlich, nur fiel das Holzhacken weg, denn das Fahrwasser war, wenigstens was Bäume anlangte, sozusagen glatt (Tafel 28, Abb. 3). Verhältnismäßig rasch kamen wir vorwärts. Unsere Nahrung bestand nur noch in Suppen und Fischen. So waren wir wirklich erlöst, als wir die ersten Nester der Tartaruga-Schildkröte fanden und jedesmal gegen 160 Eier ausheben konnten. Sie bildeten eine willkommene Bereicherung unserer Küche, wurden teils roh verzehrt, teils gekocht und dann in der Asche gebacken und dienten in dieser Weise zubereitet als Proviant und Brotersatz. Wir lebten überhaupt fast rein indianisch. Nachts schliefen wir auf den Sandbänken nach Karajáart: eine längliche Höhlung wurde für den Körper ausgeworfen und mit einer Karajáschlafmatte bedeckt. Der Kopf kam auf den Rand der Höhlung zu liegen und fand dadurch genügende Stütze. Mit der übrigen Matte deckte man sich zu. Der einzige Luxus, den ich mir gestattete, war das Moskitonetz, das ich darüber ausspannte. Nötig war es, denn die Moskitos schwärmten hier in ungeheuren Scharen über den Sandbänken.

Am 11. September abends erreichen wir den See wieder; an der Trockenstelle treffen wir am nächsten Morgen zwei der Leute fischend an; sie helfen uns weiter. Bald sind wir im Standlager, nach achttägiger Abwesenheit. Es ist noch alles in Ordnung; die Leute haben sich Strohhüte mit riesigen Krempen geflochten und eine kleine Guitarre gezimmert. Am andern Tag soll es zum See zurückgehen und von da aus den Campweg entlang dem Gebirge zu. Drei der streikenden Leute bieten sich freiwillig an, mitzugehen. Jetzt, da sie sehen, daß ich heil zurückgekommen bin, fassen auch sie wieder Mut. Der Nachmittag vergeht mit Reisevorbereitungen. Am Abend bricht ein starkes Gewitter los, das bis Mitternacht dauert; in Strömen fällt der Regen, beständig finden heftige Entladungen statt. Blaue und gelbe Blitze zucken über die Baumwipfel hin, ringsum flammt es in den Wolken ununterbrochen auf, mehrere Schläge gehen in den Flußwald nieder. Bei jedem stärkeren Blitze habe ich einen eigentümlichen metallischen Geschmack auf der Zunge. Glücklicherweise sind wir unterm Zelt; unterwegs hatten wir immer gutes Wetter oder nur ganz leichten Regen nachts. So sind wir doch geborgen. An Schlaf ist bei dem Aufruhr der Natur und der Übermüdung nicht zu denken; am Morgen fühle ich mich noch eben so abgespannt wie am Abend vorher.

³/₄7 Uhr früh fahren wir am 13. September mit dem Boot nach dem verschlossenen See, ich, Adam, Antonio und drei andere Camaradas. ³/₄11 Uhr treten wir auf dem Campweg den Fußmarsch an. Jeder hat einen Sack, gefüllt mit Nahrungsmitteln, Instrumenten, Tauschwaren usw. auf dem Rücken, dazu das Gewehr über der Schulter (Tafel 28, Abb. 4). Der Pfad ist gut ausgetreten, ca. 15—20 cm breit und kohlschwarz. Der Camp



1. Durch Zaun abgesperrter See am Tapirapéfluß. Blick vom Seeende aus.



2. Bratroste der Tapirapé im Walde.

ist mit kleinem sturzlichen Büschelgras bewachsen, dessen Büschel etwa 10 cm weit auseinanderstehen, und auf denen ohne Weg zu laufen daher sehr mühsam ist. Vereinzelt stehen hier und da Palmen; hohe Termitenhaufen in mannigfaltigen Formen bedecken weithin die leichtgewellte Ebene. Scharfe Gräser und Büsche wachsen zwischen dem Büschelgras zerstreut, sie zerschneiden allmählich Schuhe, Strümpfe, Haut und Fleisch. Nur etwa 4 km kommen wir in der Stunde vorwärts, die große Hitze zwingt zu öfterem Rasten. Das in Flaschen mitgenommene Wasser ist bald zu Ende; ein Sumpf wird passiert, neues Wasser wird aus ihm geschöpft. Äußerst wildreich ist der Camp; überall stehen ruhig zierliche Rehe zwischen den Büschen, ohne sich durch uns irgendwie stören zu lassen. Abends gelingt es, eins zu erlegen. Ein Gewitter droht, wir bauen eine kleine Hütte aus Burityipalmblättern zwischen einigen Bäumen.

Am nächsten Morgen geht es zeitig weiter. Meine Schuhe sind zerschnitten, sie halten nicht mehr am Fuß, so gehe ich von nun an barfuß. Der Weg ist immer noch so deutlich wie vorher. Ab und zu liegen verkohlte Holzkloben an der Seite, hier und da findet sich ein zerbrochener Kochtopf im Grase. Mittags kommen wir dem Gebirge nahe, die Senke davor ist mit dichtem Wald bedeckt; da muß es doch Wasser geben, und ihm nachgehend muß man doch Spuren der Indianer finden können. Ein Pfad vereinigt sich mit unserem. Bald laufen noch andere quer über ihn hinweg. Nach $^{3}/_{4}$ Stunden treffen wir ein verlassenes Dorf; nur noch die Pfähle von zwei bis drei Häusern stehen hier; die Dächer sind niedergebrochen, von den Wänden nichts mehr zu sehen. Anscheinend sind es hochgiebelige, rechteckige große Häuser; mehr ist nicht zu erkennen. Viele Wege laufen in die Senke hinab; wir verfolgen sie und erreichen ein Bachbett: es ist völlig ausgetrocknet. Im Walde graben wir ein Loch in den Boden und treffen glücklicherweise in 1 m Tiefe toniges kühles Wasser. Der Hauptweg wird weiter verfolgt, es geht wieder über Camp und durch Wald. Tragkörbe liegen am Wege, an einer alten Feuerstelle geht es vorüber. Der Weg wendet sich nach Norden, rechts liegt die Senke, jenseits zieht das Gebirge in mehreren, in verschiedenen Richtungen laufenden Ketten. Neue Gebirge tauchen vor uns in der Ferne auf. Mitten auf dem wasserlosen Camp überrascht uns die Nacht. Wir bauen wiederum eine kleine Schutzhütte. Das mitgenommene Wasser langt gerade noch zur Erbswurstsuppe und für den Kaffee am andern Morgen. Hart ist das Lager auf dem stacheligen Campgras; die Ameisen lassen keinen Schlaf aufkommen.

Am 15. geht es in gleicher Weise weiter, immer nach Nordwesten. Nach langem Marsch treffen wir endlich ein zweites Dorf und bald darauf ein drittes. Beide sind eben so verlassen und verfallen wie das erste. Sie liegen auf kleinem Wiesenplan, rings von dichtem Wald umgeben. Links geht's in eine Senke hinab, ein Weg führt durch wildverwachsenes Bananengebüsch in einen verwachsenen Graben; er ist völlig wasserlos. Jenseits führt der Weg nicht weiter. Auch oben ist kein Weg sonst zu entdecken; an einer Stelle scheint ehemals ein Weg gewesen zu sein, doch ist er so ver-

wachsen, daß ihn die Indianer neuerdings nicht benutzt haben können. Unser Wasser ist längst zu Ende. Was tun? Hier kommen wir nicht weiter; wir sind in einer Sackgasse. So bleibt uns nur die Umkehr. Unterwegs wird an verschiedenen Stellen vergeblich nach Wasser gegraben; endlich gegen Mittag entdecken wir einen kleinen Sumpf, neben dem wir ein tiefes Loch graben und reines, kühles Wasser gewinnen. In der Nähe des ersten Dorfes lagern wir abends und bauen eine dritte kleine Hütte auf. Nahebei gelingt es, in einem tiefen Loche Wasser zu ergraben.

Am nächsten Tage lassen wir das Gepäck hier liegen. Ich will sämtliche Wege untersuchen, um zu sehen, ob etwa ein größerer Überlandweg darunter ist. Aber alle Pfade enden in Senken, ausgetrockneten Bächen oder Seen. Nach den Wasserstandsmarken an den Bäumen zu urteilen, steht das Wasser während der Regenzeit hier 1½ m hoch. So ist alle Mühe vergebens, es ist unmöglich festzustellen, wohin das Volk abgezogen ist. Offenbar sind das hier seine Regenzeitdörfer; in dieser Zeit ist ja hier genügend Wasser vorhanden, so daß sie bequem auf dem wildreichen Camp leben können. Mit Beginn der Trockenzeit versiegt das Wasser, und dieser Mangel zwingt sie, nach anderen Wasserstellen abzuwandern. Zum Teil ziehen sie zum Tapirapé, wo sie an mehreren Stellen dem Fischfang obliegen. Bei solcher Gelegenheit trafen sie wohl auch zuerst mit den Karajá zusammen, und es entwickelte sich jährlich um diese Zeit ein Tauschhandel zwischen ihnen, bis dann die Fehde sie zwang, weiter abgelegene Gebiete aufzusuchen. Wo sie von da aus nach Abfischen des Tapirapé hinziehen, wer kann es wissen? Kennen wir die Wasserplätze jenes hohen wasserlosen Camps? Nur einheimische Führer könnten uns dahin bringen. So bleibt nur die Rückkehr ins Lager übrig und dann vielleicht ein letzter Vorstoß vom Handelsplatze aus. In beschwerlichem Marsch geht's zum verschlossenen See zurück. Eine Anzahl Körbe, Taschen, Pfeile werden mitgenommen als Belege ihrer Kultur. Am 17. mittags treffen wir nach fünftägigem Marsche wieder im Lager ein. Es ist noch alles in Ordnung; aber die Karajá waren ungeduldig geworden und hatten den festen Vorsatz gehabt, am nächsten Tage auszurücken, wenn wir nicht zurückgekommen wären. Sie haben während der ganzen Zeit aus Furcht vor den Feinden nachts nicht geschlafen. Herrlich ist das Bad; ist es auch warm, so reinigt und erfrischt es doch den Körper. Wie sehen Beine und Füße aus! Die Haut zerrissen, tiefe Wunden im Fleisch, Dornen in den Fersen. Allmählich entzünden sich alle Wunden und bilden große, tiefe Eiterherde. Auch mit den Lebensmitteln sieht es schlimm aus: der Reis ist zu Ende, das Salz geht zur Neige; nun müssen die Konserven herhalten.

Noch am Nachmittag werden die Boote beladen, und am nächsten Morgen bereits geht es flußabwärts. Der Wasserfall wird in 40 Minuten genommen, unsere Vorrichtung ist noch in demselben Zustande, in dem wir sie verließen. Überall finden wir jetzt Tartarugaeier. Alle Körbe und Kisten liegen voll, die tägliche Ausbeute beträgt 6—700 Stück. Sie werden zu allen Mahlzeiten gegessen, frisch oder gekocht oder getrocknet, und dienen in letzterem

Zustande als Dauerproviant für Fußreisen. Der Abend des 18. September bringt ein heftiges Gewitter; der Sturm reißt das Zelt bald um. Dennoch schlafe ich dabei ein und fest durch bis zum Morgen; die Anstrengung war eben doch zu groß gewesen.

Am 19. früh erreichen wir die Tapirapé-Barreira, den alten Handelsplatz. Wiederum wird das Standlager aufgeschlagen, ich will hier noch einen letzten Versuch machen. Rasch ist alles hergerichtet. Nach dem Frühstück ziehen wir ab; Adam, Antonio und zwei Mann begleiten mich. Ohne Weg geht es durch den Camp; ich führe und halte auf die höchste Bergspitze des Gebirges zu, um dort die Senke zu erreichen. Es geht durch übermannshohes Gras, nur schwer kommt man vorwärts, eine erstickende Hitze liegt über dem Camp. Am Mittag erreichen wir eine kleine Senke mit einem großen See; er ist sehr fischreich, aber keine Spuren sind zu sehen, daß je Indianer ihn ausgebeutet hätten. Wohnen sie zu weit weg? Die Wasserflaschen werden neu gefüllt. Der Busch wird dichter und dichter, und nach zwei weiteren Stunden befinden wir uns im dichtesten Urwald. Jeder Schritt muß ausgeschlagen werden; Schlingpflanzen hängen in starken Seilen herab, wilde Ananasstauden strecken ihre zackenbesetzten langen schmalen Blätter nach allen Seiten, Dornengebüsch hakt in die Kleidung, Ameisen und Ungeziefer aller Art läuft den Wanderer an. Mit dem Buschmesser arbeiten sich die Leute durch den Wald hindurch; nur langsam geht es vorwärts, etwa 2 km in der Stunde. Das Wasser ist längst zu Ende, der Wald völlig wasserlos. Lianen retten uns; die Leute klettern auf die Bäume, schlagen sie oben ab, dann werden Stücke von 1½—2 m Länge abgehauen und senkrecht gehalten, so daß ein heller, kalter, wasserähnlicher Saft herausläuft. Manche Stücke geben 1—1½ Liter Wasser. Es ist sehr kalt, löscht aber den Durst nicht; bleibt es lange in der Flasche, so wird es trübe. Mit vieler Mühe füllen wir allmählich die Flaschen. Kurz vor Sonnenuntergang kreuzt eine Wildschweinherde unseren Weg; ein Tier wird geschossen und geschlachtet, eine willkommene Bereicherung unserer Mahlzeiten. Nahebei wird das Lager bezogen: in dichtem Bananengebüsch werden mehrere große Blätter abgeschlagen und nach Art der Kayapó als Bett benutzt.

Am nächsten Morgen gibt's für jeden einen halben Becher Kaffee, dann ist das Wasser wieder zu Ende. Wir arbeiten uns weiter durch. Endlich treffen wir ein Bachbett; es ist völlig trocken und mit Geröll erfüllt. Wir graben 1½ m tiefe Löcher darin, ohne auch nur eine Spur von Feuchtigkeit finden zu können. Wir versuchen, im Bachbett entlang zu gehen; es macht aber ganz unglaubliche Windungen und ist durch gestürzte Bäume und dichtes Buschwerk oft völlig versperrt, so daß es auf die Dauer unmöglich wird, in ihm weiter zu gehen. Der Bach führt schräg rückwärts nach einer großen Senke, die wir schon am Tage vorher bemerkt hatten. Gibt's auch da kein Wasser, so bleibt nur der Rückmarsch übrig. Wir schlagen uns quer durch den Wald, endlich erreichen wir die Senke. Sie ist mit dichtesten Bananen- und Palmendickichten bestanden, aber völlig trocken; auch Wasserlöcher geben kein Wasser. Also müssen wir umkehren; ein weiteres Umherirren in dem

Walde ohne Weg und ohne jegliche Spur von Indianern ist ja zwecklos. Nach 1 1/2 Stunden treffen wir unsere Picade vom Tage vorher; rasch geht es auf ihr vorwärts, und am Abend erreichen wir den Campsee. Waschen, trinken, welch herrliche Genüsse! Rasch wird es dunkel. Der Campwolf bellt in der Nähe, Unmengen von Glühwürmchen blinken im Grase, im See springen die Fische, plätschern die Krokodile, hell blinken die Sterne herab. Ich bin todmüde und kann doch nicht schlafen. So oft ich mich lege, sind die Moskitos da; ich ziehe die Kapuze des Capes über, kann es aber nun vor Hitze nicht aushalten; ich sitze auf, die Müdigkeit wirft mich um; so geht das die ganze Nacht fort. Gegen Morgen trollt ein Tapir vorbei. Wir könnten Fleisch brauchen, aber ich bin zu abgespannt und zu gleichgültig, um das Gewehr in die Hand zu nehmen. Etwa 8 Uhr am nächsten Morgen sind wir wieder im Lager. Jetzt beginnt die endgültige Rückfahrt zur Tapirapémündung. Ein weiteres Vordringen nach Westen hat keine Aussicht auf Erfolg. Die Tapirapé waren nicht auffindbar, und führerlosem Vordringen zog die rauhe Natur zu starke Schranken. So ist der Vorstoß nach Westen unmöglich.

1/2 11 Uhr fahren wir ab. Die Leute zünden noch den Camp an; acht Tage lang sehen wir die Rauchsäule und nachts den Feuerschein dieses Brandes. Die schlimmsten Anstrengungen liegen hinter uns. Ich bin doch recht matt, zum Teil durch eigene Schuld. Bei der prophylaktischen Arsenkur, die ich gegen Fieber anwandte, und die mich auch vor ihm bewahrt hat, während alle meine Leute davon, allerdings in leichter Weise, befallen wurden, war ich auf ziemlich hoher Dosis angelangt. Beim Ausmarsch zum fünftägigen Fußmarsch vergaß ich die Büchse mit den Pillen. Es läßt sich denken, wie stark der Rückschlag in Verbindung mit der ungewohnten Anstrengung des Laufens und des Schlafens auf hartem Erdboden, Tau und Regen preisgegeben, war. Ganz ermattet und hungrig kam ich im Standlager wieder an; gar nicht satt werden konnte ich seitdem, unglaubliche Mengen von Fischen konnte ich verzehren und hatte doch immer wieder Hunger; es war die reine Freßsucht. Die zwei Tage bis zum zweiten Campmarsch von der Barreira aus bringen mich einigermaßen wieder in die Höhe. Diesmal lege ich die Arsenbüchse zurecht, um sie ja nicht zu vergessen. Als ich sie unterwegs hervorholen will, fehlt sie. Es folgt der böse Waldmarsch mit seiner Durstplage. Am letzten Tage schleppe ich mich nur noch mühsam vorwärts bis zum Lager. Wir sind mittags kaum abgefahren, als ein schweres Gewitter heraufzieht. Noch ehe wir anlegen und uns irgendwie schützen können, bricht es schon über uns los. In wenig Minuten sind wir bis auf die Haut naß, der Regen ist empfindlich kalt. Nach 3/4 Stunden endlich ist alles vorüber. Rasch wird umgezogen; ich fühle mich erfrischt wie durch eine kalte Douche und schlafe von da an nachts ganz prachtvoll.

Rasch geht die Rückreise vor sich. Die Baumhindernisse machen nicht mehr so viel Arbeit, hingegen sind infolge weiteren Fallens des Flusses um eine Handbreit einige Trockenstellen recht schwer zu nehmen. Mit Kanalgraben überwinden wir sie aber alle. Mittags ist es jetzt stets drückend

heiß und schwül; fast täglich ziehen Gewitterwolken auf, ohne daß das Wetter aber immer zum Ausbruch käme. Am 25. mittags $^{1}/_{2}1$ Uhr messe ich die Temperaturen: das fließende Wasser hat $33^{1}/_{4}$ ° C, das flache, stehende Wasser $41^{3}/_{4}$ ° C, die Luft 35 ° C. Im flachen Wasser verbrennt man sich fast die Füße; dennoch empfindet man es als kühl gegen den heißen Sand der Sandbänke. Die Karajá werden wieder lustig und übermütig; jetzt, da keine Gefahr mehr vorhanden ist, singt Pedro wieder und hält große Reden; jeden Camp brennt er an, wo er nur immer kann. Am 26. abends erreichen wir die Sandbank, wo wir die erste Nacht im Tapirapé übernachteten. Viele Fußspuren von Indianern sind auf ihr sichtbar. Die beiden Karajá untersuchen sie und erkennen die ihrer Eltern und Verwandten, die hier wohl auf sie gewartet haben.

Am nächsten Mittag (27. September) erreichen wir die Mündung des Flusses und legen gegenüber dem Dorfe auf einer Sandbank an. Wir sind alle froh, dem Tapirapé entronnen zu sein. Gab es auch unglaublich viele Fische hier, brachte die Unmenge von Tartarugaeiern willkommene Abwechselung in unsere Küche, so ließen doch die zahllosen Moskitos meine Leute nur in den Morgenstunden etwas Schlaf finden. Auf der Hinfahrt gab es nur am 31. August keine Moskitos; sonst waren noch moskitofrei der fünftägige Landmarsch und die vier letzten Gewitternächte auf dem Tapirapé. Dazu war der Reis zu Ende gegangen. Vor allem froh waren natürlich meine Karajá, kamen sie doch unversehrt aus Feindesland zurück. Bald waren viele Boote mit Frauen und Kindern bei uns im Lager. Man sah ihnen ihre Freude an, hatten sie uns doch schon längst für verloren gehalten. Mit reichlicher Belohnung kehren die beiden Karajá in ihre Hütten zurück. Abends kommen die Männer vom Fischfang heim; mit lebhafter Freude begrüßen sie uns. Das gibt ein Erzählen, Fragen und Berichten, wollen sie doch alle wissen, was aus den Tapirapé geworden sei. Später kommt auch Häuptling Cyriáki; er wohnt jetzt hier, nachdem er sich mit Cadete João gezankt hat. Ihr damaliger Handelszug nach Santa Maria hatte ein vorzeitiges Ende gefunden. In Santa Anna waren unter den Brasilianern Kämpfe ausgebrochen, die mit der langersehnten Erschießung eines vielfachen Mörders und Übeltäters endigten. Zufällig starb dort auch der Häuptling Tumanakú; sofort waren die Indianer umgekehrt und wieder nach Hause gefahren.

9. Zu den Šavajé.

Es galt nun, den letzten Punkt meines Programmes durchzuführen, den Besuch bei den Šavajé. Von diesem Indianerstamm war bisher nur bekannt, daß er im Nordteile der Insel Bananal an einem großen See wohnte, der sich zum Ostarm entwässert. Es hatte noch kein Forscher sie besucht. Unterwegs wurde mir erzählt, daß vor 6—8 Jahren der Bischof von Goyaz mit einem kleinen Dampfer im Januar den Furo befahren und

ein riesiges Dorf der Šavajé getroffen hätte, zu dem eine Bananenallee vom Fluß aus führte. Die Indianer waren durch den ihnen unbekannten Dampfer und die 70 bewaffneten Leute so erschreckt, daß sie sie rasch wieder zur Abreise zwangen; jeder Brasilianer sei von zwei Indianern unter den Armen gefaßt und auf diese Weise zum Ufer zurückgeführt worden. Seitdem hatten die Brasilianer eine heillose Angst vor diesen Indianern. Erzählungen der Karajá ergaben, daß die Šavajé drei zentrale, etwa in der Mitte von Bananal gelegene Dörfer hätten, sowie zwei bis drei kleinere, abseits gelegene Außendörfer nördlich und südlich davon. Daß sie an einem See lägen, wurde mir nicht berichtet. Während der Trockenzeit pflegten die Šavajé in einigen Dörfern am Furo zu wohnen, sie aber im August zu verlegen, so daß es schwer sei, sie ohne Führer zu finden. Man könne vom Furo aus zu ihnen gelangen, aber auch vom Araguaya aus quer über Bananal hinweg in ein- bis zweitägigem Fußmarsch sie erreichen.

Es wird noch innerlich sein, wie ich schon auf der Talfahrt zweimal vergeblich versucht hatte, über Land zu den Šavajé zu dringen, das erste Mal vom Dorfe Jlks, das zweite Mal von dem des José aus. Beide Male vereitelten die unverschämten Forderungen der Karajá, die mir als Führer und Träger dienen sollten, diesen Plan. Die Befahrung vom Furo aus war auf der Talfahrt mangels geeigneter Mannschaft unmöglich, auf der Bergfahrt wurde sie durch den niedrigen Wasserstand, Mangel an flachgehenden Booten und Karajáführern verhindert. So konnte ich erst jetzt ernstlich an diesen Besuch denken. Ein Blick auf den Wasserstand des Araguaya zeigte mir, daß der Fluß trotz der Regenfälle der letzten Wochen immer noch weiter gefallen war. Eine Befahrung des Furo war deshalb jetzt erst recht ausgeschlossen, besonders auch deshalb, weil die Lebensmittel recht knapp zu werden begannen und diese Fahrt ziemlich viel Zeit in Anspruch nehmen würde. So entschloß ich mich, über Land zu ziehen.

Kaum bin ich nun im Dorfe an der Tapirapémündung wieder angelangt und sind die ersten Begrüßungsstürme vorüber, da bieten sich auch schon Karajá als Begleiter für die Savajéreise an. Und wie liebliche Musik klingt es, was sie erzählen: sie seien in der Zwischenzeit bei den Šavajé gewesen, und diese bäten mich, sie zu besuchen. Was konnte mir gelegener kommen? Alle Schwierigkeiten, die sich dieser Reise bisher entgegengestellt hatten, fielen damit weg. Der Hauptsprecher ist Benedict, Pedros II. Bruder. Auch er ist klein und lebhaft wie jener, aber lustig und harmlos, nicht so nervös und großsprecherisch wie Pedro, der wegen dieser Eigenschaft öfter von den Dorfleuten verhauen wird. Er ist ein prachtvoller Kerl von schöner, kräftiger Gestalt. Diese Nacht will er noch bei seiner Familie bleiben — trotz seiner Jugend hatte er schon eine alte Frau und drei Kinder — und am nächsten Morgen herüberkommen, um mich zu begleiten.

Die Nacht bricht herein, endlich einmal gibt es keine Moskitos, kann ich wieder ohne Netz schlafen. Plötzlich gegen Mitternacht wache ich auf durch Zurufe vom Flusse aus: zwei große Boote nahen sich von abwärts, sie legen bei uns an, um Kaffee zu kochen. Zwei Herren aus Conceição

sind es, die in politischer Mission nach Goyaz reisen; um möglichst rasch vorwärts zu kommen, fahren sie Tag und Nacht mit nur wenigen Ruhestunden. Nach einem halben Plauderstündchen reisen sie weiter.

Früh am nächsten Morgen, dem 28. September, ist Benedict da; bald geht es ab, den Araguaya aufwärts. Es stellt sich heraus, daß unser Salz fast zu Ende ist. Vielleicht können die beiden Herren uns ein wenig ablassen. Nun gilt es, sie einzuholen; sie haben in jedem Boot vier Ruderer, ich nur zwei. Mit voller Kraft rudern wir vorwärts; beim Frühstücksaufenthalt bekommen wir sie in Sicht; etwa 4 km oberhalb unseres Platzes kochen auch sie ihr Frühstück. Fast gleichzeitig fahren wir weiter; trotz aller Mühe ist ihnen nicht näher zu kommen. Als wir Jakuba machen, halten sie auch. Nachmittags bricht ein starkes Gewitter los, es gießt in Strömen. Unaufhaltsam geht es weiter. Vor Regenmassen sind die Vorderleute nicht mehr zu sehen. Es beginnt zu dunkeln, es wird Nacht; noch immer regnet es, noch immer fahren wir, was die Kräfte hergeben. Endlich blinken Lichter in der Ferne, das Dorf des Häuptlings João kommt in Sicht. Es ist auf eine neuentstandene Sandbank verlegt und besteht aus 4 – 5 großen Häusern. Auf einer anderen Sandbank entdecken wir dann die Herren aus Conceição; sie sind vor kurzem angekommen und essen eben, trotz des Regens. Rasch ist unser Lager aufgeschlagen; die Herren kommen zum Plauderstündchen ins Zelt herüber. Liebenswürdigerweise lassen sie mir drei Teller voll Salz ab; der Mann, der es uns zumißt, ist Bebiano, der schlimmere der beiden Meuterer auf der Talfahrt! Reis und Speck können sie mir leider nicht geben, sie haben davon selbst nur gerade das, was sie brauchen. Draußen rauscht der Regen, es ist nicht daran zu denken, Feuer für das Abendbrot anzuzünden. Wir sitzen im Zelt, am Eingang hocken die Camaradas. Ausführlich muß ich über die Reise zu den Tapirapé berichten. Endlich läßt der Regen nach, es gelingt Feuer anzumachen, gegen ½11 Uhr können wir Abendbrot essen. Nachts setzt neuer Regen ein.

Als wir am nächsten Morgen aufwachen, fahren die Herren eben ab. Alles trieft vor Nässe; die Ochsenhäute, mit denen die Ladung eingedeckt ist, und die sonst starr und steif wie Knochen sind, sind heute biegsam wie Tuch. Benedict will durchaus seinen älteren Bruder mitnehmen, der in diesem Dorfe wohnt, andernfalls will er nicht weiter mitfahren. Wohl oder übel muß ich den Mann annehmen, doch gefällt er mir recht gut. Er ist ein großer, schlanker, kräftiger Mensch von etwa 30 Jahren und macht einen recht angenehmen Eindruck.

Als wir abfahren, kommen uns noch zwei andere junge Leute nachgefahren, sie wollen auch die Šavajé besuchen; der eine kehrt nach zwei Stunden um, der andere fährt uns getreulich nach. Mittags erreichen wir das Dorf des José, es ist ebenfalls auf eine andere, neuentstandene Sandbank verlegt und besteht jetzt aus 4—5 Hütten. Ich besuche es nicht, liegt mir doch jetzt vor allem an einer raschen Erledigung des Šavajébesuches. Ein paar Männer kommen über die Sandbank zu uns herüber gelaufen und fragen uns aus. Bald fahren wir ab; die hohen Wellen jedoch, die

ein heftiger Wind erzeugt, zwingen uns, auf einer Untiefe lange Zeit still zu liegen. Ein einsamer Karajá kommt uns entgegengefahren; er stammt aus dem Karajádorf im Innern von Bananal, das ich ja passieren muß, und will morgen dahin zurückkehren. Aus Josés Dorf kommt uns ein Boot mit mehreren Leuten nach. Wir können weiterfahren und biegen bald in den Seitenarm ein, den wir schon auf der Talfahrt gesehen hatten, und von dem uns erzählt worden war, daß von da der Weg zu Korumaré und den Šavajé abginge. Auf einer kleinen Sandbank wird Lager bezogen, der nachfahrende Jüngling bleibt ebenfalls hier. Bald kommt das Boot aus Josés Dorf an; José ist selbst mit darin und ist entrüstet, daß ich ihn nicht besucht habe. Ich versöhne ihn dadurch, daß ich seinen Bruder, einen großen, kräftigen Menschen, als Träger engagiere. Unter den Indianern erhebt sich eine große Aussprache über den Weg, Benedict und Josés Bruder scheinen verschiedener Ansicht zu sein. Ich kann nicht völlig dahinter kommen, wie eigentlich die Reise vor sich gehen wird. Irgendwo in der Nähe soll der Weg abgehen, von da habe man einen Tag Campmarsch bis zu Korumarés Dorf. In wieviel Zeit von dort aus die Šavajé zu erreichen sind, wird nicht klar, ich glaube annehmen zu dürfen: in einem Tag. Drei Dörfer soll ich, soweit ich verstehe, antreffen. Demnach käme ich wirklich bequem in zwei Tagen ins Zentrum der Šavajésiedlungen? Bequem, denn es soll unterwegs Seen und Flüsse mit Fischen und Trinkwasser geben. Der Campmarsch wird also nicht so anstrengend wie bei den Tapirapé. So scheint alles sehr günstig zu liegen. José fährt schließlich ab; kaum ist er weg, so kommt der Mann aus Korumarés Dorf an; nun sind auf einmal fünf Indianer bei mir im Lager.

Am nächsten Morgen, den 30. September, legen wir nach kurzer Fahrt an einer kleinen Sandbank auf dem Ostufer des Flusses an, neben der ein winziger Bach mündet. Nahebei steht im Uferwald eine kleine Indianerhütte; Matten liegen darin am Boden, Kochgeschirr steht herum, ein Mörser liegt umgestürzt daneben. In der Nähe sind Vorräte an Mais und Mandioka verwahrt. Also die reine Unterkunftshütte. Hier schlagen wir Standlager auf. Die Camaradas aus Conceição streiken natürlich wieder; vorgestern abend haben sie sich von den Ruderern aus Conceição erzählen lassen, daß hier die wilden Canoeiros wohnen, die jeden Fremden totschlagen, und nun haben sie wieder mächtige Angst. Auch scheuen sie die vielen Moskitos, die es nach Aussage der Indianer geben soll. Mögen sie hier bleiben; ich habe ja fünf Indianer, sowie Adam und Antonio, mit denen kann ich viel angenehmer reisen. Moskitos werden sie wohl auch hier genug haben.

Rasch wird alles erledigt. Die Boote werden entladen und die Ladung unter dem Zelt geborgen. Tauschwaren, Lebensmittel, Instrumente werden in acht Lasten verpackt. Ich nehme den Rucksack mit Büchern und Instrumenten, die übrigen bekommen Säcke, an die sie Schultertragbänder aus Sipo befestigen. Später knüpfen sich die Indianer noch ein Stirntragband daran. Nur Antonio nimmt das Gewehr mit, Adam und ich die Revolver, die Indianer ihre Keulen, einige auch Bogen und Pfeile. Für zehn Tage

habe ich mich eingerichtet; die Garde aus Conceição mag sehen, wie sie sich unterdessen die Zeit vertreibt.

Nach dem Frühstück geht es ab. Hinter der Schutzhütte geht es durch den Bach, dann etwa 10 m weit durch Wald und nun stehen wir an einem langen, schmalen See. An einem Baum hängen viele große Kürbisgefäße mit Tragbändern; in ihnen transportieren die Indianer das Trinkwasser auf dem Campmarsch. Drei Kanus liegen am Ufer; in zweien davon fahren wir ab, und nach etwa 10 Minuten landen wir oberhalb am anderen, östlichen Ufer. Hier liegen wiederum mehrere Kanus, ein breiter Weg läuft das Ufer empor; oben auf der Höhe stehen Kochtöpfe und hängen Wassertragkürbisse an einem Pfahle. Ein gut ausgetretener, etwa 25 cm breiter Weg läuft von da nach Osten. Alles scheint also auf regelmäßigen Verkehr eingerichtet zu sein, es ist die reine Verkehrsstraße mit Fähren, Kochplätzen und Unterkunftshütten. Wir nehmen ein paar Kürbisgefäße voll Wasser mit. In langer Reihe ziehen wir den Pfad entlang. Zwei Karajá tragen außer ihrer Last noch je eine zusammengerollte Schlafmatte quer auf dem Kopfe, ein grotesker Anblick. Benedict hat die Leitung, er soll alles anordnen, Rast- und Eßplätze bestimmen; ich will nur mitgehen wie jeder andere, und das ist auch das Richtige gewesen. Mit vielem Geschick findet sich Benedict in seine Aufgabe. Die Indianer lachen viel unterwegs und unterhalten sich sehr angeregt. Doch sind sie des Tragens ungewöhnt; bald verschieben sie ihre Last etwas, bald hängen sie sie ans Stirnband, bald wieder an die Schulterbänder. Wellig hebt und senkt sich der lichte Buschcamp. Gegen 2 Uhr erreichen wir einen seeartig breiten, etwa 8—10 m tief eingesenkten, langsam nach Süden fließenden Fluß. Am Ufer liegen Kochtöpfe, an einem Baum hängen Wasserkürbisse; wir hängen unsere daneben. Das Boot, das hier liegen sollte, fehlt. Lange geht es am Ufer entlang, bis eine Stelle gefunden ist, wo wir auf 1 m tiefer Furt den Fluß durchqueren können. Jenseits geht's am Ufer weiter bis zu einer Stelle, wo das Boot liegt; von hier zweigt der Weg nach Osten ins Innere ab. Zwei Mann laufen voraus, uns bei Korumaré anzumelden, wir ziehen langsamer hinterdrein. In der Ferne zieht sich ein Waldrand entlang, an ihm treffen wir die beiden Boten wieder. Eine kurze Rast wird gemacht, die die Indianer dazu benutzen, sich mit Ruß, den sie von den abgebrannten Campbäumen abkratzen, einen schwarzen, breiten Querstrich von Ohr zu Ohr über die Augen zu ziehen, ihre Begrüßungsbemalung. Im Walde treffen wir einen riesigen, abgebrannten Baumschlag an, die neue Pflanzung der Karajá; sie haben eben die kleinen Rundbeete angelegt, in die die Mandiokastecklinge gepflanzt werden. Steil geht es plötzlich hinab zu einem etwa 70—80 m breiten, schnellfließenden Fluß. Zwei mit Indianern ziemlich stark besetzte Boote wollen eben abfahren. Benedict ruft ihnen ein paar Worte zu, das eine kehrt um und nimmt uns auf, während die bisherigen Insassen am Ufer entlang gehen. Es geht flußaufwärts nach Süden. Nur langsam kommt das schwerbeladene Kanu vorwärts. Eine Biegung wird umfahren, dann landen wir am Dorfe Korumarés, das auf einer starkgebogenen Sandbank

liegt. Eine große Meute Hunde rast wahnsinnig bellend am Ufer hin und her. Korumaré kommt ans Ufer zur Begrüßung, er hat sich völlig rot angestrichen. Der große, starke, ältliche Mann zittert vor Aufregung am ganzen Körper. Immer wieder versichert er, daß die Karajá hier gut seien, und erst nachdem ich ihm oft wiederholt habe, daß auch ich gut sei, wird er ruhiger. Wir beschenken uns gegenseitig mit Kokosnüssen und Tabak. Von Lageraufschlagen ist nicht groß die Rede. Meine Indianer entzünden ein Feuer, ein paar Leute Korumarés fahren rasch für mich auf Fischfang und bringen nach kurzer Zeit gute Beute. Das ganze Dorf sitzt in großem Halbkreis um mich herum: Männer, Frauen und Kinder. So gut es geht, unterhalten wir uns, doch können sie kaum etwas Brasilianisch sprechen. Es sind aber recht freundliche Leute; ehe sie schlafen gehen, bringen sie mir noch eine geflochtene Matte als Schlafunterlage. Nur die Jungmannschaft bleibt bei uns am Feuer und unterhält sich die halbe Nacht hindurch mit meinen Karajá. Am nächsten Morgen besuche ich ihre Häuser; es sind vier Hütten, alle sehr groß und mit Rundbauten gegen den Regen geschlossen, einige sind noch im Bau. Es gibt hier mehrere altertümliche, noch wenig beeinflußte Gegenstände zu kaufen. Einige Knaben tragen unten eingerollte Lippenpflöcke, eine ganz neue Erscheinung, zwei Jünglinge haben Straußenfedergürtel umgebunden. In dem größten Hause werden Netzdecken geknüpft, das erstemal, daß ich diese Technik ausüben sehe; rasch setze ich mich davor und lasse mich von Korumaré das Knüpfen lehren. Alle meine Einkäufe übergebe ich, in ovalen Deckelkörben verpackt, Korumaré zur Aufbewahrung; er stellt sie in seinem Haus in die Ecke. Benedict hat inzwischen zwei Boote geborgt, in denen wir nach dem Frühstück die Reise flußaufwärts antreten.

Die Boote werden mit Stangen fortbewegt; denn der Fluß ist so seicht, daß das Rudern nicht möglich ist. Unser großes Boot dient als Lastboot; Benedict fährt mit seinem Bruder in einem kleinen, schiefhängenden Boote fischend nebenher. Sie unterhalten sich beständig, Gelächter und Scherzreden fliegen von einem Boot zum andern, besonders Benedict ist allzeit zu Späßen aufgelegt. Der Fluß kommt aus Südosten; in unglaublichen Windungen, die die des Tapirapé noch übertreffen, geht es vorwärts. Gelegentlich müssen die Boote über Sandstellen geschoben werden, viele Seen begleiten den Fluß, hier und da stehen wildzerrissene Steilufer an. Auf den Sandbänken finden sich Herd- und Hausreste der Karajá. Alles beobachten die Indianer; jeder Laut wird nachgeahmt und besprochen. Scharfen Blickes mustern sie die Wipfel der Bäume; plötzlich legen sie am Ufer an, und alle sind im Walde verschwunden. Bald hört man Axtschläge herüberschallen, und nach kurzer Zeit kommen sie zurück, ein Stück Baumrinde voll herben Honigs oder riesige Bienenwaben in der Hand, um sie mir anzubieten. Auf die Dauer sitzt es sich recht unbequem auf dem flachen Boden des Kanus. Allmählich dringt Wasser ein, man flüchtet auf die Ladung. Stehen ist unmöglich, ohne durch unser Ungeschick das Gleichgewicht zu gefährden. So bin ich wirklich froh, als wir mit Sonnenuntergang an hohem Grasufer anlegen. Während Antonio kocht, suchen die Karajá wieder Honig; sie sind äußerst begierig

danach. Mit großen Rindenschalen voll des süßen Saftes kommen sie zurück. Das Lager ist hart und kalt, Moskitos und Ameisen lassen nur wenig Schlaf aufkommen. Früh entdecke ich, daß die Ameisen den halben Ärmel meiner Jacke, die ich als Nackenunterlage benutzt hatte, abgefressen haben.

Zeitig am 2. Oktober geht es im Boot weiter. Der Fluß macht eine scharfe Biegung nach Nordosten und behält dauernd diese Richtung bei. Die Spuren von Indianern, die wir heute auf den Sandbänken treffen, sollen schon von den Savajé stammen. Mittags endlich erreichen wir einen Hafenplatz; zwei Boote liegen hier, sie sollen Karajá aus Korumarés Dorf gehören, die jetzt bei den Šavajé zu Besuch sind. Oben auf dem Camp beginnt wieder der Weg; quer nach Osten führt er über die weite Buschsteppe. Es ist drückend heiß. Bald erreichen wir einen Wald, das Bett eines ausgetrockneten Baches zieht hindurch. Dicht dabei ist in einem starken Baum von Karajá eine Figur eingeschnitten worden, sie stellt natürlich die weiblichen Geschlechtsorgane dar (Abb. 8). An den Wald schließt sich eine alte, verwilderte Pflanzung der Šavajé an. Ein starkes Gewitter überrascht uns hier, unter großen Bäumen warten wir den stärksten Regen ab. Dann ziehen wir weiter. Die neue Pflanzung der Šavajé wird durchschritten; sie ist dicht verwachsen, anscheinend steht alles recht gut. Nur schmal windet sich der Weg durch die 3 m hohen Büsche. Mit Mandiokawurzeln und Brennholz hochbeladene Transportkörbe liegen tragfertig hier und da am Wege. Aber kein Mensch ist zu sehen. Von da senkt sich der Weg etwas, eine riesige Ebene breitet sich vor uns aus, mit hohem, frischgrünem Gras bestanden; soweit das Auge reicht, eine weite Grasfläche. Nur hier und da stehen ein paar vereinzelte Bäume, aus der Ferne blaut die dunkle Wand eines Waldes herüber. Kohlschwarz zieht der Weg hindurch. Es ist ein eigentümlich fetter Boden; wohin man tritt, zertritt man die weißen Gehäuse von Wasserschnecken: zu Tausenden liegen sie überall zerstreut. Kein Zweifel, wir befinden uns in dem Becken eines ausgetrockneten Sees; ist es der See, von dem aus alten Zeiten berichtet wurde? Offenbar hat er nur zur Regenzeit Wasser. Stundenlang geht es so durch das fette Gras, dessen frisches Grün dem Auge wohltut und heimatliche Gefühle und Erinnerungen an saftige Wiesen und blumige Auen weckt. Allmählich kommen wir dem Waldstreifen näher; blauer Rauch steigt in feiner Säule vor ihm auf, einige dunkle Gestalten sind in der Ferne sichtbar. Zwei Karajá laufen voraus, während wir haltmachen und uns auf Bitten Benedicts niedersetzen, damit die Šavajé uns nicht vorzeitig sähen und eventuell erschreckt davon laufen. Bald hört man reden, die Leute kommen näher; es sind keine Šavajé, sondern die Karajá Korumarés. Zusammen gehen wir weiter, bald wird der Wald erreicht, er ist nichts als der schmale

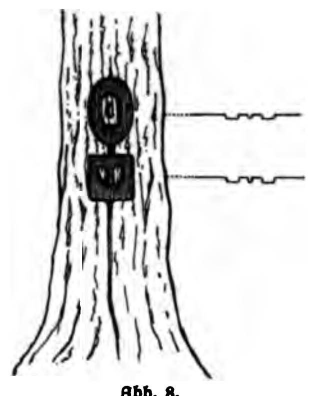


Abb. 8.
Baumfigur. Stellt die weiblichen Geschlechtsorgane dar. Karajá.

Streifen, der den Fluß begleitet. Denn in großem Bogen kommt der Fluß hier wieder heran, aber er ist völlig ausgetrocknet. Eine kleine Schutzhütte mit Kochgeschirr steht auch hier wieder am Ufer. Auf sandiger Furt überschreiten wir ihn trockenen Fußes; Querhölzer sind hier in langer Reihe gelegt, auf ihnen haben die Indianer bei niedrigem Wasserstande die Boote über die Untiefe hinweggeschoben (Abb. 9). Jenseits geht es weiter durch die Seeebene. Es beginnt zu regnen, die Dunkelheit bricht herein; es ist unmöglich, heute noch das Dorf zu erreichen. Wir biegen daher vom Wege ab und halten quer durch das hohe Gras nach einer Stelle zu, wo sich eine



Abb. 9.
Kanuschubstelle der Karajá. Inneres von Bananal. (Nach Photographie gezeichnet.)

gute Sandbank zum Übernachten im Flusse finden soll. In finsterer Nacht kommen wir durchnäßt und mit dem schwarzen Schmutze des Seebodens überzogen auf der Sandbank an. Ein paar Lachen geben gute Ausbeute an Fischen. Aus dem Gebüsch holen die Indianer Kochgeschirr und Holz herbei, es ist auch hier alles auf regelmäßigen Verkehr eingerichtet.

Am nächsten Morgen regnet es immer noch, doch läßt der Regen allmählich nach. Nahebei hat der Fluß wieder Wasser; wir laden das Gepäck in ein Kanu, das hier am Ufer liegt. Adam und zwei Karajá fahren damit ab, wir übrigen etwa zehn Mann laufen weiter quer durch die grüne Wiese. Keiner trägt Waffen, auch Antonio hat sein Gewehr mit ins Boot gegeben; man hat das Gefühl völliger Sicherheit. Nach 1½ Stunden treffen wir den Fluß und das Boot wieder; eine völlig eingerichtete Schutzhütte steht am



1. Häuser der Šavajé auf Bananal.

2. Dorfvogel der Šavajé.

3. Frauen und Kinder der Šavajé.

4. Männer und Jünglinge der Šavajé.

Ufer, fünf Boote liegen an der Sandbank, die hier den Fluß endgültig beendet. Mit den Vorräten der Hütte und mit frischgefangenen Fischen, deren es in dem gestauten Wasser des Flusses Unmengen gibt, bereiten wir das Frühstück. Dann ziehen wir, beladen mit unseren Lasten, weiter nach Nordosten, nun wieder auf gutem Wege, aber immer noch durch den alten See hindurch. Rechts blinkt eine Wasserfläche herüber, der letzte Rest des Regenzeitsees; Unmengen von Krokodilen schwimmen darin umher, Scharen von Wasservögeln beleben ihn, ein altes Kanu liegt im Uferschilf. Stundenlang geht es durch das stickigheiße Gras. Es wird immer klarer, daß dies der Boden des riesigen Binnensees ist, der nur noch an seinen tiefsten Stellen Wasser enthält. Ein paar tiefere Gräben werden passiert. In der Ferne zieht sich ein Waldstreifen hin, dort sollen die Šavajé wohnen. Gegen 1 Uhr nähern wir uns dem Walde; einige Karajá eilen voraus, uns anzumelden. Am Waldrande stehen die Gerüste von vier hohen Hütten auf saftiger Wiese, die sich zu einem großen See absenkt, jenseits dessen das Dorf der Šavajé liegen soll. Und da stehen auch bei meinen Karajá schon drei Šavajé, der Häuptling[1] und zwei Jünglinge, große kräftige Gestalten. Die Begrüßung ist kurz und herzlich. Sie sind gar nicht scheu, trotzdem sie zum ersten Male Weiße sehen. In drei Booten fahren wir über den See. Er ist etwa 1½ km lang und ¾ km breit und belebt durch Mengen von Krokodilen, Pirarucús und anderen Fischen. Grüne Wiesenufer ziehen sich rings herum, hinter ihnen steht hoher dunkler Wald. Das Wasser ist nur 1 m tief, mit kurzen Stangen werden die Boote fortgeschoben. Es geht um eine Biegung herum, da liegt das Dorf vor uns; fünf große gelbe Häuser in einer Reihe parallel dem Ufer, abseits eine kleinere gelbe Hütte auf grünem Wiesenplan, umrahmt von hohem Walde; davor der blaue See. Eifrigsprechende braune Gestalten drängen sich in Haufen vor den Hütten. Hunde bellen, Hähne krähen; von der Maskenhütte herüber tönt das Ringkampfgeschrei der Šavajéjugend. 10 m vom Ufer sitzen wir fest, durch schlammiges Wasser waten wir hinüber. Der Häuptling ist äußerst zuvorkommend, er trägt mir persönlich mein Gepäck herauf in seine Hütte, deren eine Hälfte er mir und meinen Leuten als Wohnraum anweist.

Das Haus ist groß, geräumig, luftig, kühl und regendicht. Es ist rechteckig gebaut, 25 m lang und 15 m breit und hat Rundbauten an beiden Längsseiten, durch die die niedrigen Eingänge ins Innere führen (Tafel 30, Abb. 1). Der Mittelraum ist mit Matten belegt, er dient als Sitz- und Schlafplatz; in den Rundbauten stehen vier Herde, befinden sich die Kochtöpfe und Gefäße, Vorratstöpfe und Körbe usw. In halber Höhe des 4 m hohen Daches zieht eine Art Querboden durchs Haus; auf ihm liegen aufgestapelt die Vorräte an Waffen, Körben, Kiepen, Frauenschurzen usw. Ringsum an den

[1] Wie ich später erfuhr, war dieser Mann nicht der richtige Häuptling; einen solchen gab es damals nicht in diesem Orte. Vielmehr war er nur dazu bestimmt worden, das Dorf mir gegenüber zu vertreten. Die Dorfbewohner fügten sich willig seinen Anordnungen. Diese Unterordnung unter solche für kurze Zeit gewählte Führer war ja auch bei den mich begleitenden Indianern Benedict gegenüber zu bemerken.

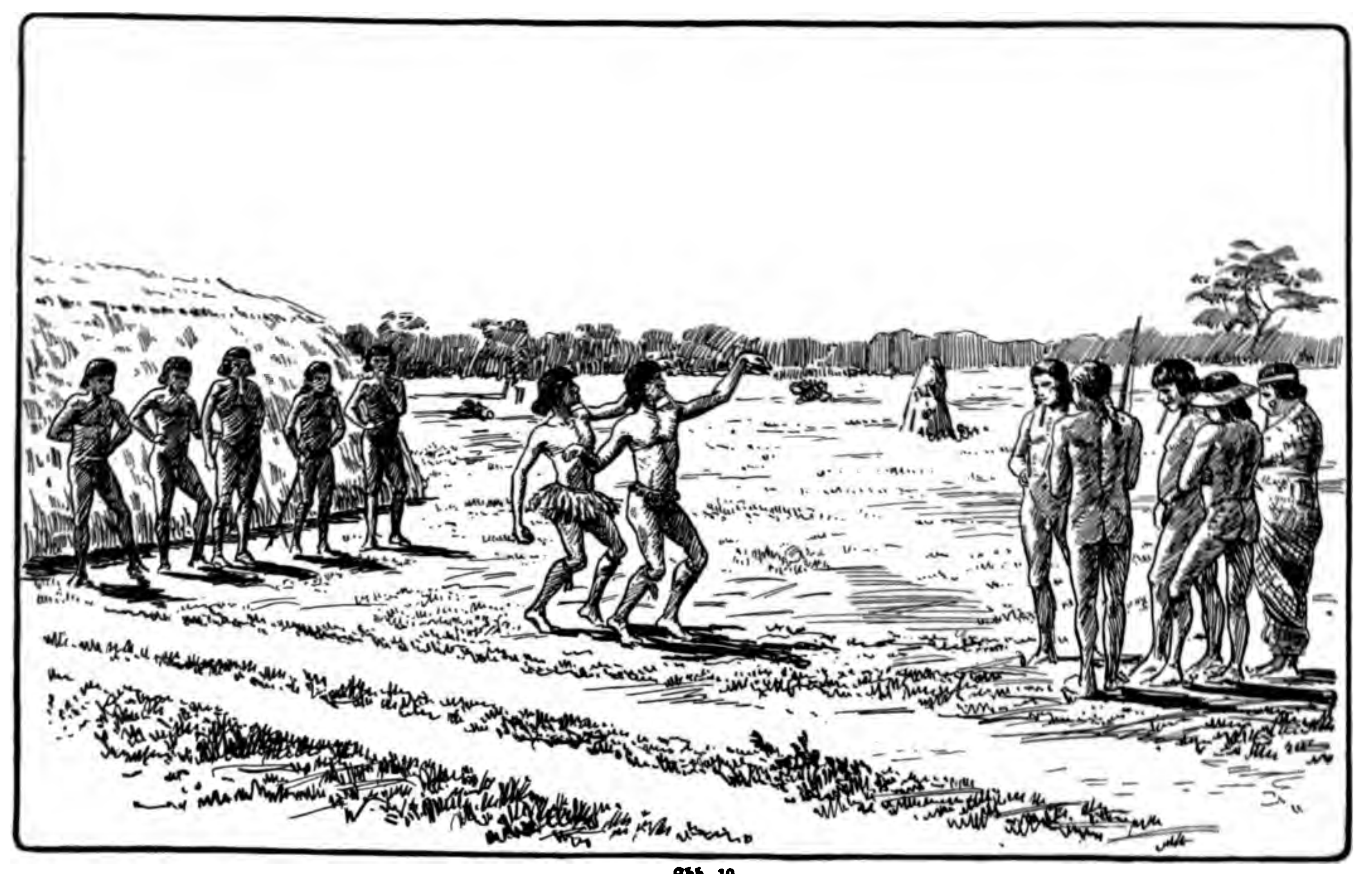


Abb. 10.
Herausforderungstanz der Šavajé zum Ringkampf. Rechts die Karajá. Vorn die beiden Wege, auf denen die Maskentänze stattfinden. Nach Photographie gezeichnet.

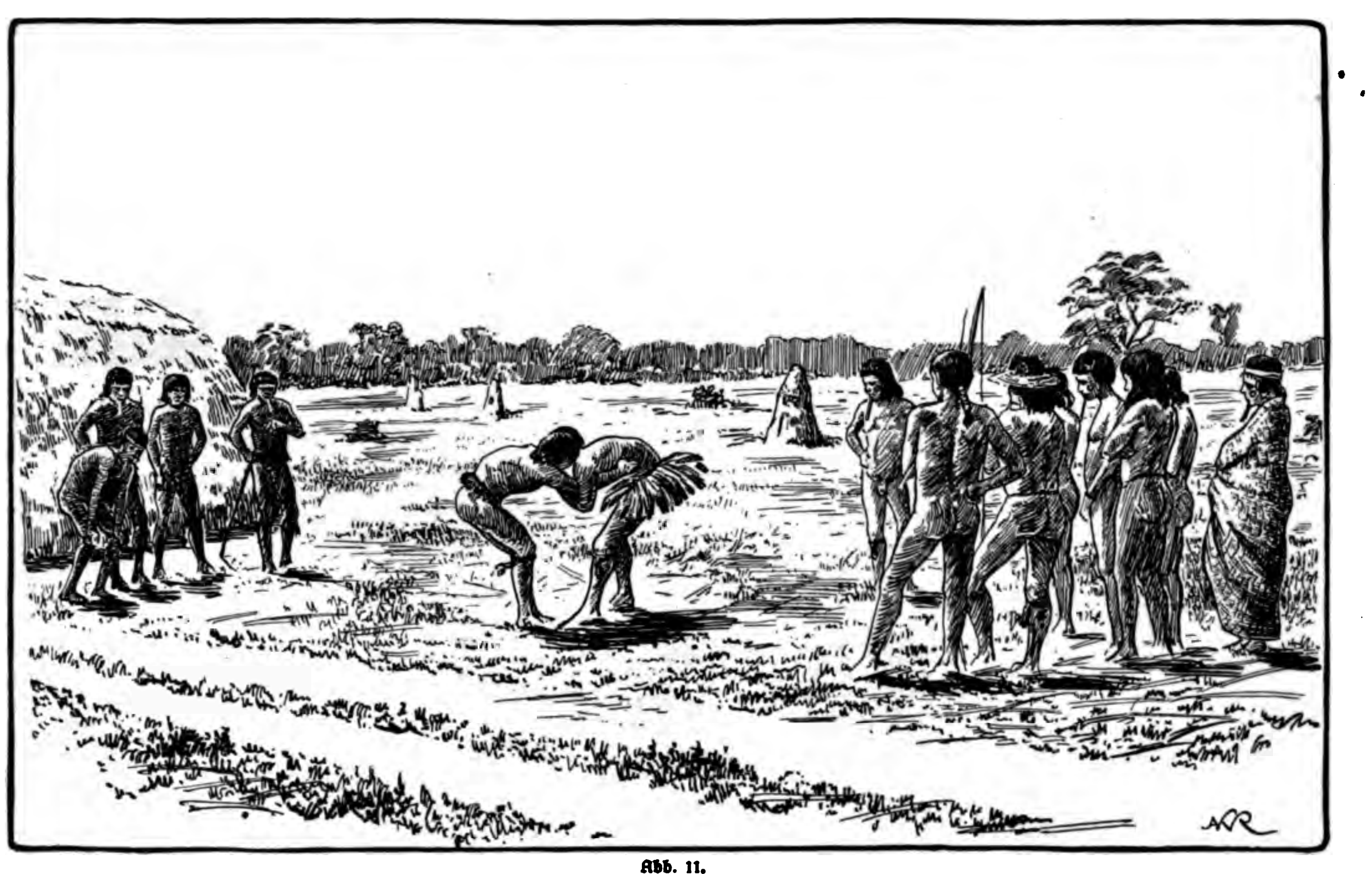


Abb. 11.
Ringkampf zwischen Karajá (rechts) und Šavajé (links). Nach Photographie gezeichnet.

Hauspfosten sind gezähmte Vögel angebunden, Geier, Habichte, Papageien u. a. Vor den Häusern sitzen auf den Vorratsgerüsten zahme Geier und Löffelreiher, hinter dem Häuptlingshaus auf starker Stange ein riesiger weißer Adler (Tafel 30, Abb. 2). Hühner laufen draußen in Scharen umher. Alles ist sauber und reinlich, die Leute machen gegen die Karajá einen reichen Eindruck. Sie sind besser eingerichtet und auch körperlich stattlicher als diese; im Durchschnitt sind sie 4—5 cm größer als die Karajá, doch kommen auch kleinwüchsige Leute vor (Tafel 30, Abb. 3, 4). Sprache und Kultur aber sind bei beiden gleich. Im Hause findet große Empfangszeremonie statt; alle Karajá sitzen in einer Reihe quer durchs Haus, gesenkten Hauptes. Am einen Ende sitzt der Häuptling vor ihnen, ich neben ihm, am anderen Ende die Häuptlingsfrau. Diese geht von hinten die Reihe der Karajá entlang, ölt allen das Haar ein und kämmt es aus. Darauf nimmt sie wieder Platz, reibt Urukúfarbe ein, und nun müssen die Karajá der Reihe nach zu ihr kommen und sich von ihr bemalen lassen. Ihren Lieblingen malt sie Muster auf, die übrigen erhalten nur den Augenquerstrich. Kein Wort wird dabei gesprochen, und auch die große Schüssel Mandiokabrei bleibt unberührt vor ihnen stehen. Ununterbrochen tönt indessen das Ringkampfgeschrei von der Maskenhütte herüber. Als alle bemalt sind, erhebt sich der Häuptling; wir alle folgen ihm vors Haus. Von der Nachbarhütte kommt ein anderer Šavajémann; der Zug ordnet sich: der Häuptling und der Mann gehen voraus, die Arme über den Schultern gegenseitig verschränkt, die Keule in der freien Hand; dahinter folgen die Karajá zu zwei oder drei, ebenfalls mit verschränkten Armen. Als wir an der Hütte ankommen, verstummt das Geschrei der bemalten und mit Federgürteln geschmückten Šavajéjünglinge. Rasch beginnt der offizielle Ringkampf; er entspricht dem bei den Karajá üblichen. Zwei Šavajé fordern auch hier zuerst heraus (Abb. 10), der Häuptling steht auch hier auf seiten der Gäste. Die einzelnen Kämpfe sind nur kurz, als besiegt gilt, wer mit beiden Schultern auf dem Boden liegt (Abb. 11). Der Sieger tanzt singend einmal um den Besiegten herum. Einige Kämpfe bleiben unentschieden, in den anderen sind die Karajá Sieger, trotzdem sie körperlich kleiner sind. Vielleicht rührt das daher, daß sie durchgehends mehrere Jahre älter und daher kräftiger sind als die Šavajéjugend. Frauen und Kinder, die dem Kampf zugesehen haben, flüchten auf einen Schrei der Šavajé hin in die Häuser. Der Kampf ist zu Ende; in regellosem Zuge bummeln alle ins Häuptlingshaus zurück. Nun erst gelten die Karajá als aufgenommen, dürfen sie die vorgesetzte Nahrung genießen und die übrigen Häuser besuchen. Doch bleiben sie am ersten Tage alle noch in der Häuptlingshütte, sitzen meist gesenkten Hauptes da und sprechen nur ganz leise und nur, wenn sie angeredet werden. Auch ich lasse nun kochen, Brennholz ist rasch beschafft, ein paar Hühner werden mir gern gegeben; es sind ordentlich fette Tage hier.

Nun erst beginnt auch die Unterhaltung, beginnt das Tauschgeschäft. Es entwickelt sich sehr lebhaft, dank Benedict, der äußerst geschickt den Zwischenhändler spielt. Das ganze Haus ist voller Menschen, alle bringen, was sie gerade haben; hoch türmen sie die Sachen in unserer Ecke. Auffällig lang



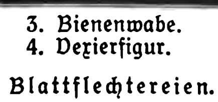
1 a. Vogel. 1 b. Vogel.



2. Tabakspfeife.



3



4

3. Bienenwabe.
4. Vexierfigur.



5. Bienenwaben.



6. Lippenpflock.

Blattflechtereien.

sind hier die Lippenpflöcke der Jünglinge, sie erreichen fast 32 cm Länge. Ebenso hat der Fransenbehangschmuck, der um die Oberarme gebunden wird, übertrieben lange Fransen: 55 cm lang hängen die schwarzen Baumwollschnüre von den Armen der Kinder herab, fast bis zum Boden reichend. Primitiv ist der Halsschmuck; Perlen sind noch sehr selten, dagegen trägt das weibliche Geschlecht fast durchgängig Ketten und Gehänge aus ĭšiŭļănĭ-Früchten. Auffällig ist auch das fast völlige Fehlen von Ohrstäben; nur die Kinder tragen alle die großen Federtulpen. Es wird Abend. Draußen findet ein Maskentanz statt, der sich in Melodie und Ausführung, soweit ich beurteilen kann, nicht von dem Ĭdjăẓṓ-Tanz der Karajá unterscheidet. Es fällt mir auf, daß meine Karajá nicht essen, trotzdem das Essen bereit vor ihnen steht. Ich vermute, daß ich die Ursache ihrer Scham bin, und verlasse daher das Haus; als ich später zurückkomme, sind sie fast fertig mit essen. Eine merkwürdige Etikette. Nach Sonnenuntergang gehen alle Männer zur Maskenhütte. Ein großes Feuer ist hier entzündet, und gruppenweise stehen und sitzen Šavajé und Karajá durcheinander, unterhalten sich und singen Tanzlieder. Ich setze mich zwischen sie; rasch haben sie mir eine geflochtene Matte als Unterlage herbeigebracht. Reden schwirren hin und her, es wird viel gelacht; ein alter Šavajé erzählt den würdigen alten Leuten eine ernste Geschichte, während die Jugend allerlei Späße treibt. Ich suche sie für mich einzuspannen, ziehe einen Blattstreifen aus der Matte und beginne zu flechten. Kaum sehen sie das, so zieht einer nach dem andern aus meiner Matte Streifen heraus und ein allgemeines Flechten beginnt, an dem sich auch meine Karajá beteiligen. Von allen Seiten fliegen Figuren vor mich hin, ein Vogel, eine Tabakspfeife, ein Lippenpflock, bewegliche Figuren, seltsame Dinge, deren Namen ich nicht übersetzen kann u. a. m. (Tafel 31). Es ist äußerst lustig und anregend hier, und erst spät gehen wir zum Häuptlingshaus zurück, um uns schlafen zu legen. Es schläft sich hart, aber warm und reinlich auf den Matten. Das Haus ist voller Menschen, aber alles ist ruhig. Nur der Häuptling spricht noch eine Zeit lang leise mit seiner Frau, ab und zu schreit ein kleines Kind kurz auf, die Mutter beschwichtigt es; hin und wieder gibt ein Vogel traumverloren einen Ton von sich. Allmählich wird es stille. Hell zeichnet sich in der dunklen Hauswand der rundgebogene Eingang gegen die mondbeschienene Wiese ab.

Vor Sonnenaufgang sind die Indianer schon wach; rasch eilen sie hinab an den See, um trotz des kalten Nebels, der in dichten Schwaden über dem Wasser liegt, ihr Morgenbad zu nehmen. Zitternd vor Kälte kommen sie zurück und wärmen sich am Herdfeuer. Allmählich wird es hell, der Nebel weicht. Die Frauen stampfen Mandioka und setzen das Essen an; ein paar Knaben gehen fischen. Ich photographiere indessen die Leute, sie lassen es gern geschehen. Ein Knabe kommt vom Fischfang mit guter Beute zurück, er schenkt mir drei Fische, wofür ich ihm später ein Messer gebe. Die Karajá besuchen heute alle Häuser und sind heiter und guter Dinge; offenbar gilt die Etikette nur für den ersten Tag. Das Tauschgeschäft geht weiter;

der Häuptling führt mich an der Hand in die einzelnen Hütten [1], fordert die Leute auf, mir alles zu zeigen, macht den Preis mit, kurz es geht alles vortrefflich, und ich finde manche gute Sache, die mir sonst verborgen geblieben wäre. So entdecke ich in einer Hütte drei Wurfhölzer zum Schleudern von Pfeilen. Die Šavajé benutzen sie zum Fischfang, zur Vogeljagd und als Sportwaffe. Bei den Karajá hatte ich es nicht angetroffen, doch war es dort bekannt und sollte in dem Tapirapéspiel genannten Sportspiel verwendet werden. In seiner Form klingt es an die Wurfhölzer der Xinguvölker an. Bereitwillig geht der Häuptling mit mir hinaus auf die Wiese, um mir die Handhabung des Instruments beizubringen. Hoch-, Horizontal- und Tiefschuß muß ich lernen, doch stelle ich mich recht ungeschickt an, denn ringsum bei den Hütten sehe ich fröhlich lachende Gesichter. Es ist aber auch wirklich schwer, einigermaßen gute Würfe damit zu erzielen; jedenfalls gehört große Übung dazu (Abb. 198 u. 127 c). Dann geht's zur Maskenhütte, um die Masken zu zeichnen, da sie nicht zu bewegen sind, sie fürs Photographieren anzulegen oder gar sie zu verkaufen. Ein Jüngling hat einen Pirarucúfisch von drei Meter Länge erlegt. Er schuppt ihn mit dem Buschmesser, das durch die Karajá auch bis hierher schon gelangt ist, ab und schlachtet ihn aus. Der Häuptling zerlegt ihn dann in einzelne Stücke, jede Familie erhält Rippen- und Bauchstück; auch ich erhalte meinen Teil. Zum Frühstück bekommen meine Karajá heute ein Festessen: gelbliche Suppe, dann grünliches Mus, dann Mandiokabrei mit gekochtem Pirarucú. Wir drei Tori essen wieder zusammen zwei Hühner auf; es ist aber auch ein zu lang entbehrter Genuß.

Mittags drängen die Karajá zum Aufbruch. Benedict teilt mir mit, die Šavajé bäten mich abzureisen, da sie nichts mehr zu essen hätten. Das alte Unglück: man kann eben nicht länger als zwei bis drei Tage in den Dörfern bleiben. Denn die Indianer haben nur für diese Zeit vegetabilische Nahrungsmittel im Hause, da sie wöchentlich mehrmals ihren Bedarf aus der Pflanzung holen. Sind nun Fremde zu Besuch, so verlassen sie aus Furcht, daß dem Dorfe etwas geschehen könnte, nicht ihre Häuser. Die Folge davon ist, daß bereits am zweiten Tage die Mandioka knapp zu werden beginnt [2]. Der Fremde muß nun entweder mit zur Pflanzung, um die Nahrungsmittel mit einzuholen, oder selbst welche stiften oder abreisen. Der Weg zur Pflanzung war zu weit, er hätte mich einen Tag gekostet, und das hätte kaum gelohnt. Meine eigenen Nahrungsmittel gingen auf die Neige, folglich blieb mir, wenn ich unsere liebenswürdigen Wirte nicht in

[1] Auch dies scheint eine alte Sitte zu sein, den Fremden an der Hand in die Häuser zu führen. Der Karajáhäuptling machte es mit Fonseca im Jahre 1773 genau so! (vgl. Rev. trim. VIII, 378).

[2] Diese selbe Erscheinung berichtet Fonseca aus dem Jahre 1773 von den Karajá, die wegen der Anwesenheit der Fremden weder jagen und fischen, noch in die Pflanzungen gehen wollten, aus Furcht, daß jene die Dörfer inzwischen besuchen könnten, was sie ihnen bis dahin verweigert hatten, und die deshalb nur wenig Nahrungsmittel hatten (Rev. trim. VIII, S. 385).

Verlegenheit bringen wollte, nichts übrig, als abzureisen. Ich konnte das ruhigen Gewissens tun, hatte mir doch der kurze Aufenthalt gute Einblicke in das Leben dieser Indianer gewährt, deren Kultur mir wegen ihrer Gleichheit mit der der Karajá ja schon von Anfang an vertraut war.

Ich fragte Benedict nun nach den anderen Šavajédörfern; er erklärte, das nächste, das große Dorf, sei fünf bis sechs Tagereisen im Boote entfernt. Über die anderen Dörfer war aus ihm nichts mehr herauszubringen. Wollte er nicht weiter mit, oder durfte er es der Šavajé wegen nicht sagen? Kurzum, ich fand mit meinem Plan, die übrigen Dörfer zu besuchen, Widerstand. Ich gab ihm nach; denn einmal war ich von den Karajá als Trägern und Führern abhängig, besonders jetzt, wo es galt, die ganze Sammlung zu transportieren; sodann waren meine Lebensmittel recht knapp geworden, und schließlich gingen die Tauschwaren auf die Neige, so daß ich zweifle, ob sie einen Besuch in dem großen Dorfe ausgehalten hätten, und ob ich infolgedessen so ruhig hätte beobachten können, wie hier in dem kleinen idyllischen Ort. Auch hätte ich die zehntägige Frist überschritten, die ich meinen Leuten im Standlager in der Annahme gegeben hatte, bereits am zweiten Tag die drei Dörfer der Šavajé zu treffen. So zwangen mich gewichtige Gründe, ein weiteres Vordringen zu unterlassen. Ich weiß nicht, ob Benedict gelogen hat; später hörte ich von Kabišá, daß das große Dorf nur eine halbe Tagereise von dem von mir besuchten entfernt liege. Da ich auf Benedict angewiesen war, mußte ich aber damals ihm folgen.

Während gepackt wird, suche ich noch zu erhaschen, was mir möglich ist, und zeige die Bilderbücher, die auch hier großes Interesse erwecken. Zum Zeichnen kommen wir leider nicht mehr. Die Boote sind beladen, alles ist zum Aufbruch bereit, da nimmt mich der Häuptling wieder an der Hand und führt mich in die Nebenhütte. Hier sitzt ein Mädchen und spinnt; ich kannte es schon, da ich ihm am Tage vorher die Waden- und Knöchelbänder abgekauft habe. Auf seinen Befehl hört es auf zu arbeiten und erhebt sich unwillig. Die Häuptlingsfrau nimmt ihm den Halsschmuck ab, worüber das Mädchen fast in Tränen ausbricht. Dann muß es noch einen Reserveschurz und seine Netzdecke nehmen und sich mit ins Boot setzen. Alles tut es nur unwillig. Eine rätselhafte Szene: was soll das Mädchen, und was soll ich dabei? Aus Benedict ist nichts Genaueres herauszubekommen. Er sagt, es sei seine Base, die mit in sein Dorf reise. Später gibt er zu, daß das Mädchen schwanger sei, ihre Entbindung im Dorf an der Tapirapémündung abwarten soll und bei Hochwasser im Boot von da nach Hause zurückreise. Waren die Karajá auf früheren Besuchen die Übeltäter gewesen, und soll das Kind nun bei ihnen bleiben?

Gegen 2 Uhr fahren wir in vier Booten ab, nachdem ich noch allen Kindern Kleinigkeiten und dem Häuptling für seine Vermittelung und die gastfreie Aufnahme meiner Karajá einige wertvolle Geschenke gegeben habe. Drüben geht's zu Lande weiter. Die Šavajé begleiten uns ein gutes Stück, dann bleiben sie stehen, wir geben uns die Hände, sagen uns gegenseitig in unserer Sprache, wie gut wir sind, dann: itúäre, es ist zu Ende. Wir

gehen weiter, sie kehren zurück ins Dorf. Wir sind jetzt etwa 15 Personen; denn Korumarés Karajá, die zu Besuch waren, kehren auch mit um. Alle sind hochbeladen. Zwei Mann tragen Kiepen mit der Sammlung, andere schleppen Keulen, Bogen und Pfeile, Körbe usw. Alle tragen viel mehr Pfeile als früher, haben sie doch von den Šavajé jeder welche geschenkt erhalten: einige haben auch welche mit dem Häuptling getauscht. Ein anderer trägt eine hohe Kiepe voll Tabakstecklinge, die vorsichtig in dicke Blätterpakete gewickelt sind, die ihrerseits durch Stabsteifen gegen Druck und Bruch gefestigt waren. Gilt doch der Šavajétabak für weit besser als der der Karajá. Nur das Mädchen trägt nichts; Schurz und Decke hat ihr Benedict abgenommen, hinter dem sie getreulich einhergeht, und der auch sonst ihren Ritter spielt, ihr das Essen auf dem Teller serviert usw. Es ist entsetzlich schwül, ringsum stehen Gewitter. Die Nacht bricht herein, noch immer schleppen wir uns durch das hohe Gras. Endlich erreichen wir die Hütte am Fluß. Rasch wird Feuer gemacht und Essen gekocht. Wir kochen Erbswurstsuppe; die Karajá stampfen in Mörsern Mandioka und Mais und kochen das Ganze dann mit Pirarucúfleisch und mit Piranhas, die sie in Menge fingen, als sie das Pirarucúfleisch im Wasser abwuschen und die gefräßigen Piranhas sich so darein verbissen, daß sie herausgezogen und mit heftigen Schlägen ans Ufer geworfen werden konnten. Später werden beide Mahlzeiten gemeinsam gegessen. Eine Fischgräte bleibt mir im Halse stecken; rasch stoßen die Indianer etwas Mais, geben mir das Mehl zu essen und lassen mich dabei den Kopf langsam von einer Seite zur andern hin und her drehen. So hüllt sich die Gräte ein und löst sich allmählich aus der Gaumenwand, ein probates Mittel, das mir seitdem oft geholfen hat.

Der nächste Vormittag vergeht mit dem Weitermarsch durch den Seeboden. Er fällt mir sehr schwer, muß ich doch außer dem Rucksack noch drei schwere Keulen selbst schleppen, da alle anderen Leute schon schwer beladen sind. Am Mittag erreichen wir die Pflanzung; die Karajá nehmen von hier noch eine Kiepe voll Mandioka mit. Einige von ihnen tragen außerdem Hohlkürbisse, in denen kleine Vögel sitzen; sie haben sie bei den Šavajé gekauft, um sie mit nach Hause zu nehmen. Nachmittags schiffen wir uns endlich wieder ein, in vier Booten fahren wir ab. Ein plötzlich hereinbrechendes Gewitter wird unter einem rasch gebauten Schutzdach, für das die Indianer die Bestandteile mitführten, abgewartet. Spät in der Nacht erst erreichen wir eine gute Sandbank zum Nachtlager.

Als ich am nächsten Morgen, den 6. Oktober, aufwache, fahren eben drei Boote ab; nur unser Riesenboot liegt noch am Ufer. Neun Personen sind wir dafür: wir drei Tori, die fünf Karajá und das Šavajémädchen; dazu kommt noch das Gepäck. Rasch geht es heute vorwärts. Mittags gegen ein Uhr treffen wir in Korumarés Dorf ein. Sogleich kommt Korumaré ans Ufer und übergibt mir meine Sachen; sie sind natürlich völlig unversehrt. Ich schenke ihm allerlei für die Aufbewahrung und für die Miete der Boote; dafür gibt er mir sauren Honig, der von wohltuender, verdauungfördernder Wirkung ist. Bald sind wir in der Pflanzung; heimlich,



Abb. 12.
Pflanzung der Karajá auf Bananal. Nach Photographie gezeichnet.

denn die Indianer wollen es nicht zulassen, photographiere ich ihre Mandiokabeete (Abb. 12). Vermuten sie einen Zauber dabei? Der Campmarsch beginnt wieder. Ein paar Leute bleiben zurück in Begleitung der Dorfjugend. Ich habe noch heute den Verdacht, daß sie mir dabei den letzten Rest meiner Perlenketten gestohlen haben, der einzige Diebstahl, der auf der ganze Reise von seiten der Indianer vorgekommen ist! Abends erreichen wir den langsam fließenden Fluß. Die Ladung wird ins Boot gepackt, wir drei Tori, sowie das Mädchen und Benedicts Bruder fahren stromaufwärts bis zu dem Platze, wo der Weg oben wieder beginnt. Die anderen laufen und sind lange vor uns da. Oben lagern wir für die Nacht, ohne wegen der zahlreichen Moskitos schlafen zu können.

Frühzeitig am 7. Oktober brechen wir auf, und nach schönem Morgenmarsche treffen wir etwa 1/29 Uhr im Standlager wieder ein. Es ist noch alles in Ordnung; die Leute haben inzwischen viele Rehe geschossen und zwei davon als Proviant eingesalzen und getrocknet. Die Karajá werden abgelohnt; sie erhalten je ein Beil oder Messer, sowie Perlenketten und Tabak. Benedict macht die Preise, die mir sehr billig erscheinen, mit denen sie aber zufrieden sind. Benedict selbst erhält außerdem das Kanu, das ich jetzt nicht mehr brauche; er ist glücklich darüber. Es waren doch alles recht nette fleißige Menschen, allzeit heiter und furchtlos, ein angenehmer Gegensatz zu meinen Brasilianern.

Die Sammlung wird verpackt, viele Kisten werden zusammengeschlagen, es geht alles bequem auf die zwei Boote. Die Leute aus Conceição murren. Sie hatten geglaubt, ich würde das Kanu beibehalten und wieder Indianer annehmen. Das ist aber nicht meine Absicht. Nun murren sie über die angeblich schwereren Boote. Zwei von ihnen erlauben sich, ihre Wäschekisten zu unterst ins Boot zu setzen, ehe meine Ladung vollständig darin ist. Sie haben nämlich die Rehfelle darin, die sie später in Leopoldina verkaufen wollen, und fürchten, daß diese, wenn die Kisten oben stehen, durch den Regen naß werden und verderben können. Ich lasse natürlich die Kisten heraustun und erst meine Ladung verstauen. Ihre Sachen kommen immer noch unter, und naß ist ja bisher auch noch nichts geworden. Der eine gibt sich schließlich zufrieden, der andere aber wird wütend und erklärt, nicht weiter mitfahren zu wollen. Ich lasse ihn ruhig toben und die Boote völlig beladen. Als alles fertig ist, will ich abfahren und frage nochmals, ob er mit will. Er steht neben seiner Kiste auf der Sandbank. Sein Bruder, der seine Anfälle kennt, springt hinzu, um ihn zu beschwichtigen und ihm vor allem das Gewehr abzunehmen. In demselben Augenblick entsichert er es und will schießen; auf wen, bleibt unklar. Doch wird er noch rechtzeitig überwältigt, Gewehr und Messer werden ihm abgenommen, seine Kiste aufs Boot gesetzt, er selbst auf die Ruderbank gezwungen und fort geht es. Ganz gebrochen sitzt der törichte Mensch nun da. Nun die Sache vorüber ist, schämt er sich. Er spricht nicht, ißt fast nichts, arbeitet aber die nächste Zeit wie noch nie. So treten wir die endgültige Heimfahrt an.

10. Rückfahrt nach Leopoldina.

Es galt jetzt, vor völligem Anbruch der Regenzeit Leopoldina zu erreichen und dabei doch nochmals die Karajádörfer zu besuchen, um Nachlese zu halten, Vermutungen zu bestärken, Zweifel zu beseitigen usw. So ging es rasch vorwärts, soweit das bei der Bergfahrt möglich war; alle Dörfer wurden besucht und kürzere oder längere Zeit, auch tagelang darin verweilt. Auch der Mangel an Nahrungsmitteln zwang uns, eilig zu reisen. Reis, Speck und Zucker sind zu Ende, Bohnen langen noch für zehn Mahlzeiten. Außerdem sind noch acht Stück Rapadura, ein halber Sack Farinha und 1½ Teller Salz vorhanden. Das eingesalzene Rehfleisch langt vielleicht für vier bis fünf Tage. Wir müssen also täglich möglichst zweimal fischen, das hält aber wiederum die Reise stark auf. Immerhin hoffe ich, mit meinen Konserven São José erreichen zu können, ohne daß merklicher Mangel eintritt. Um Zucker zu sparen, wird statt Jacuba mittags Kaffee gekocht, dazu essen wir gebratene Piranhas.

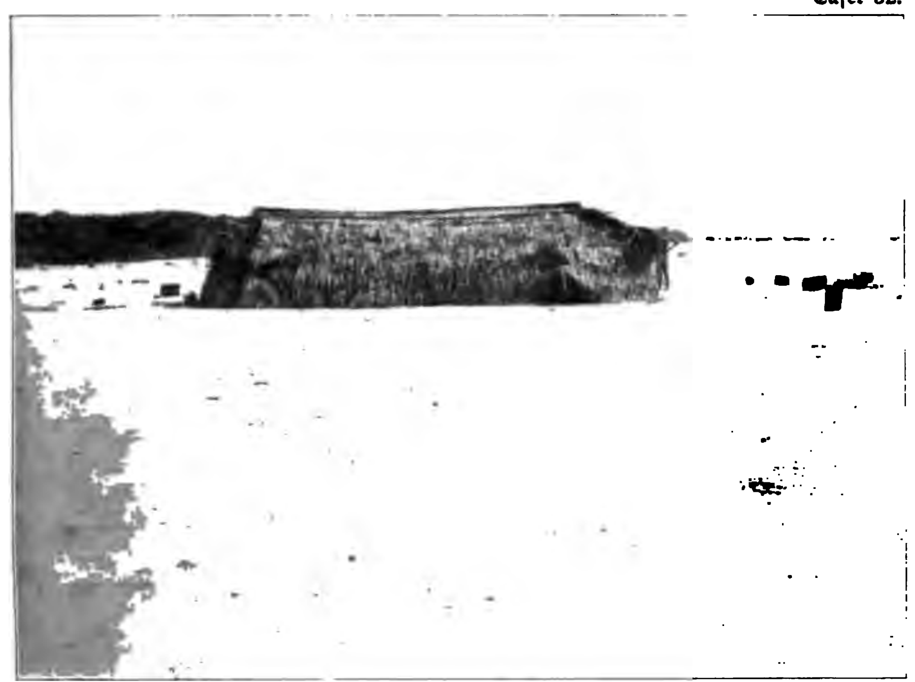
Adam fährt mit in meinem Boot als Ausschöpfer; er soll mir beim Inventarisieren der Šavajésammlung helfen. Antonio wird Steuermann im kleinen Boot; er soll sich da ausruhen. Der treue Mensch hat alles mitgemacht und getreulich ausgehalten, und an mir selbst kann ich ermessen, wie erschöpft er jetzt ist; wo Gelegenheit ist, legt er sich hin und schläft.

Am Mittag des 8. Oktober treffen wir ein einzelnstehendes Karajáhaus. Zwei Frauen, zwei Söhne und ein paar Kinder sind anwesend. Die Hütte ist groß, luftig gebaut und gegen den Regen mit Rundbauten geschlossen, durch die die niedrigen Eingänge ins Innere führen. Nur stark gebückt kann man da hineingelangen (Tafel 32, Abb. 1, 2). Sie haben recht nette, verzierte Sachen hier: schöne Keulen, Gürtel auf Flechtrahmen, eine verzierte Tabakspfeife, Lanzen usw. Kleine zahme Periquittos hocken an den Wänden, in einer Cuye mit Loch steckt ein kleiner Vogel. So ist die Nachlese in dieser Künstlerhütte, in der ein fröhlicher, gemütlicher Ton herrscht, recht gut. Kaum sind wir weitergefahren, so begegnen uns zwei Kanu mit vier Indianern; sie kommen von der Jagd und kehren eben nach Hause zurück. Nachmittags macht sich wieder Wind auf, hohe Wellen ziehen über den Fluß, doch können wir uns auf dem Wasser halten und bis zur Dunkelheit durchfahren.

Am nächsten Mittag kommt bereits Fotunas Dorf in Sicht. Es ist dahin verlegt worden, wo wir auf der Talfahrt wegen des Sturmes anlegen mußten und zwei durch einen Flußarm getrennte, verfallene Dörfer antrafen. Ein Mann holt uns ins Dorf ab; wir pilgern hinüber. Es besteht aus fünf Häusern, die alle doppelte Länge aufweisen und durch Rundbauten geschlossen sind. Offene Hütten sieht man jetzt gar nicht mehr. Nur ein Haus ist bewohnt, alle übrigen Indianer sind im Innern von Bananal, um da die Pflanzung anzulegen. Eine hohe Rauchsäule steigt von dort zum Himmel empor. Korumarés reiche Ernten im Innern der Insel spornen eben

jetzt auch die anderen Karajá an, ihre Pflanzungen weit landeinwärts, 1—1½ Tage vom Flußufer entfernt, anzulegen. Einige nette Sachen, besonders kleines Spieltongeschirr kann ich erwerben. Leider gibt's aber bei dieser Sachlage keine Lebensmittel zu kaufen; gerade auf dieses Dorf, das als reich gilt, hatte ich meine Hoffnung gesetzt. Nach einstündigem Aufenthalte setzen wir unsere Heimreise fort.

Der nächste Tag, der 10. Oktober stellt ganz gewaltige Anforderungen an die Mannschaft. Ich will gern Ilks Dorf erreichen, die reißende Gegenströmung läßt uns aber nur langsam vorwärts kommen. Dazu bricht mittags ein Sturm los; in einer kleinen Bucht einer Insel finden wir Zuflucht vor den Wellen. Endlich können wir weiterfahren und gegen 4 Uhr landen wir gegenüber Ilks Dorf. Es liegt noch an derselben Stelle wie auf der Talfahrt. Rasch kommen fünf Kanus herüber, Ilk und Mutter Joanna sind unter den Indianern. Eine freundliche Begrüßung folgt, alle Mißstimmung ist geschwunden. Während Ilks Leute für mich Fische fangen, da wir vergeblich unterwegs gefischt hatten, muß ich immer und immer wieder von den Tapirapé erzählen, wo sie wohnen, wo der Fischsee liegt usw. Abends bleibt Ilk mit vier Jünglingen im Lager; er will wieder singen. Ich habe noch eine Flasche sauer gewordenen Rotweins, den setze ich ihm vor; er schmeckt ihm vorzüglich, offenbar hält er das Getränk für eine besonders gute Schnapssorte. Das begeistert ihn so, daß er mir die uralten Weisen des Worizótanzes, die sich nur in seiner Familie vom Vater auf den Sohn forterben, in den Apparat singt, leider etwas zu leise. Es sind wunderschöne getragene Melodien langausgezogener tiefer Töne. Jede Melodie endet mit zwei kurzausgestoßenen hä hä. Dann tanzt er mir den Tanz mit seinem Sohne vor. Wir verabreden, daß er dies morgen wiederholt, damit ich es photo- und kinematographisch aufnehmen kann; er soll dafür ein Hemd haben. Die übrigen Indianer ziehen ab, Ilk bleibt allein da als Ehrenwache, was er sich als großes Verdienst anrechnet. Ich muß von den Savajé erzählen; offenbar bin ich in dem Dorf gewesen, in das auch er mich hatte führen wollen. Erst gegen Mitternacht legen wir uns schlafen. Früh schon am nächsten Morgen sind Frauen und Jünglinge im Lager mit vielerlei Tauschwaren. Ilk soll tanzen, er macht aber allerlei Ausreden. Da ich vermute, daß er sich vor meinen Leuten geniert, schicke ich diese bis auf den Koch jagen und fischen. Nun schickt Ilk auch die Frauen weg; denn diese dürfen den Tanz nicht sehen, sonst müssen sie sterben; sie verbergen sich in einer Vertiefung der Sandbank. Dann tanzt er mit seinem Sohn, aber dicht am Zelt. Der Sohn scheint es noch nicht recht zu können, ich vermute, es ist eine Probe. Dennoch stelle ich die Apparate auf, Ilk winkt aber ab. Als der Tanz zu Ende ist, soll er ihn wiederholen, damit ich die Aufnahme machen kann und zwar im Freien, nicht am Zelteingang, wo die Aufnahmen fast unmöglich sind. Dazu ist er nicht zu bewegen. Die Frauen kehren zurück, und damit ist Schluß. Ich stelle mich stark verstimmt über seine Hinterlist, worüber er sich sichtlich freut; seinen Lohn verlangt er dennoch, erhält aber nach vielen Verhandlungen nur einen alten Sack, mit



1. Übergangshütte: Doppelhütte mit Rundbauten. Karajá.



2. Eingang in den Rundbau.

dem er dann rasch ins Dorf abfährt. Dem alten Knaben war doch von Anfang an nicht recht zu trauen.

Nach dem Frühstück fahren wir ab. Ich habe einen riesigen Korb gekauft, in den ich die große Totenurne vom Friedhof auf Izabel do Morro bergen will; sind wir jetzt doch ohne indianische Begleitung, so daß ich dies, ohne Anstoß zu erregen, ausführen kann. Bald legen wir dort an. Unglaublich heiß ist es heute. Barfuß wie wir sind, klimmen wir den steilen, feinsandigen Abhang hinauf; es ist kaum möglich empor zu kommen vor Steilheit und Hitze. Der Sand rutscht fortwährend unter den Füßen weg und ist so glühend heiß, daß wir uns immer wieder hinsetzen und eine Zeitlang die nackten Fußsohlen der Luft aussetzen müssen. Der Widerprall der Sonnenhitze von unten her benimmt uns fast den Atem. Endlich sind wir oben. Es ist alles noch wie vor vier Monaten. Die Totenurne erweist sich doch als zu groß für den Korb; ich könnte sie auf den Maultieren kaum transportieren. Auch der Schädel und die Knochen sind so verfallen, daß sie keinen Transport mehr aushalten. Eine kleinere Urne liegt halbvergraben im Boden, sie zeigt dieselben Formen; so nehme ich denn diese mit.

Gegen 1 Uhr nachmittags treffen wir linker Hand ein Dorf von vier Hütten. Auf der Talfahrt stand hier nur ein einzelnes Haus, nach dem Jlk seinerzeit von uns abschwenkte. Auffällig viele Kinder gibt es hier. Nur ein Mann ist da, sonst nur noch Frauen. Sie betteln beständig um Tabak und bekommen den letzten Rest des schlechten Krautes, von dem mir Guedes in Conceição zwei große Rollen für die Indianer geschenkt hatte. Bald fahren wir weiter. An einer Flußbiegung begegnet uns ein uralter, zum Gerippe abgemagerter Indianer; gern verkauft er uns einige von den Straußeneiern, die er in großer Menge im Boot liegen hat. Bald darauf kommt ein neues großes Dorf in Sicht, das auf der Talfahrt nicht existierte; es ist das des Häuptlings João Cadete. Vier große geschlossene Häuser stehen auf der Sandbank der Insel. Allerlei Nahrungsmittel gibt es hier zu kaufen, Straußeneier, Fische, kleine ovale pelzige oitú-Früchte. Viele nette Kleinigkeiten kann ich noch erwerben. Ein fröhlicher Ton herrscht im ganzen Dorf, besonders in der einen Hütte, in der fünf bis sechs junge Mädchen beisammen sitzen. Wer die Leute sind, weiß ich nicht; vielleicht sind es die Wanderer, die auf der Talfahrt abends das Dorf Josés passierten. Wir fahren ab. Cadete bringt noch drei Fische ans Boot zum Verkauf. Obwohl sie schon vier Stunden alt und weich sind, verlangt er dennoch 1 m Tabak dafür. Ich biete für jeden Fisch 5 cm Tabak. Er geht ab, gibt uns dann aber doch am oberen Ende der Insel die Fische dafür ins Boot. Das Verlangen nach Tabak hatte gesiegt. Alle lachen, auch die Indianer, und er selbst lacht mit über sich.

Eine Stunde oberhalb beziehen wir Lager. Ein leichter Wind bringt etwas Kühlung. Ich sitze vor dem Zelt im Sande und inventarisiere die neuen Erwerbungen. Da landet ein Kanu, vier Indianer steigen ans Ufer und bieten uns Straußeneier an; wir können immer noch welche gebrauchen. Alfredo, der Wortführer, kommt zu mir und sieht mir lange zu. Dann sagt

er: „Ich finde, du würdest gut daran tun, mir alle deine Tauschwaren zu geben." Entrüstet schneide ich den Frechling, und da er sieht, daß nichts zu erlangen ist, und daß wir auch unser Abendbrot allein essen, fährt er endlich wieder ab.

Zum Frühstück lagern wir am nächsten Tag, den 12. Oktober, dicht unterhalb der Mündung des Rio das Mortes. Die Straußeneier sind gestern abend gekocht worden, wir freuen uns schon alle auf das leckere Mahl. Als wir sie öffnen, stellt sich heraus, daß schon die jungen Tierchen darin vorhanden sind. Der Rest des Eies wird herausgeschnitten, abgewaschen und mit geschlossenen Augen gegessen. 1 Uhr erreichen wir das Dorf des verstorbenen Häuptlings Cincinnati, es besteht jetzt aus drei Häusern und liegt etwas unterhalb der damaligen Stelle. Den heftigen Regen, der unterdessen niedergeht, warten wir in dem großen, ersten Hause ab; es ist völlig wasserdicht. Die Leute sind nur wenig angenehm hier; sie handeln unglaublich, sind gewinnsüchtig und nie zufrieden, so daß nur mit Mühe und Not einige wertvolle Sachen, wie ein vollständiger Knabenschmuck, bestehend aus Federhelm, Nackenquasten an langem Perlenhalsgehänge und zwei Ohrtulpen mit riesigen Perlenketten mit Federbüscheln am Ende (Tafel 33), eine bemalte Matte usw. gekauft werden können. Drollig sind die kleinen Kinder, die mit einer ganzen Herde von Wachsschweinen spielen. Ein Feuerzeug steckt in der Wand; ich bitte die Leute, damit Feuer zu quirlen; aber vergeblich mühen sie sich ab, nur Rauch steigt auf, der Bohrstaub will nicht zünden. Über dem Rio das Mortes ist eine große Rauchsäule sichtbar, sie soll von einem Verwandten stammen, der dort eine Pflanzung anlegt. Die andere Rauchsäule dagegen, die flußaufwärts über Bananal aufsteigt, stammt natürlich von den Canoeiros, wie uns die Frauen mit ängstlicher Stimme mitteilen. Nach zweistündigem Aufenthalt fahren wir weiter. Bald treffen wir ein Boot mit einer Frau und einem Mädchen darin; sie kommen aus dem Walde und haben das ganze Boot voll oitú-Früchte. Gern lassen sie uns ein paar Cuyen voll ab. Später begegnet uns ein zweites Boot; ein Ehepaar kehrt aus der Pflanzung zurück. Hoch liegt die Ladung in der Mitte des Bootes, mit Matten gegen den drohenden Regen bedeckt; gern verkauft mir der Mann einige von den Fischen, die er neben sich im Boote liegen hat. Heftiger Wind macht sich auf, er treibt den Rauch der Campbrände in dichten, alles verdunkelnden Wolken über den Fluß. Bald beziehen wir Lager, die Nacht bricht herein. Rotglühend flackern die beiden Feuerscheine zum Himmel empor. Ringsum hängen schwarze Gewitterwolken, zwischen denen es unaufhörlich aufflammt; großartige Laufblitze huschen am Firmament entlang, ein erhabenes Schauspiel.

Jetzt beginnt die dorflose Zwischenstrecke. Wir müssen sehen, sie möglichst rasch zu durchfahren, da die Lebensmittel immer knapper werden. Im wesentlichen sind wir darauf angewiesen zu fischen, was täglich zweimal, früh und abends, geschieht; oft haben wir große Ausbeute in kurzer Zeit. Oft aber auch versuchen wir vergeblich hier und da unser Glück, ohne genügende Mengen zusammenzubringen, und es vergehen Stunden damit, ehe das Essen

beisammen ist. Das hält die Reise natürlich ganz gewaltig auf. Als Zukost gibt es, da alles andere zu Ende ist, nur noch Konserven, meist grüne Bohnen, Rot-, Welsch- und Weißkohl. Das essen die Leute und auch ich am liebsten. Gibt's keine Fische, so wird eine Suppe, meist Erbswurst, Hafermehl oder auch Hafergrütze gekocht, die durch zerstampften Mais verdickt wird. Den ganzen Tag eigentlich essen wir nur noch Fisch. Früh zum ungesüßten Kaffee schon werden die am Abend übrig gebliebenen gebratenen kleinen Piranhas verzehrt. Zum Frühstück werden die großen Piranhas gekocht, die kleinen am Spieß geröstet. Diese werden für Mittag aufgehoben; denn Jacuba gibt's nicht mehr, und da der Zucker zu Ende ist, wird auch kein Kaffee mehr gekocht. Dafür entdecke ich unter meinen Vorräten mehrere Kilo Schokolade. Sie hat sich zwar zersetzt und sieht gelbfleckig aus, gekocht schmeckt sie aber tadellos, und auch meine Leute, die erst gar nicht an den ihnen fremden Trank heranwollten, trinken sie nun leidenschaftlich. Dazu ißt man kalte geröstete Piranhas. Zum Abend gibt's dasselbe wie zum Frühstück. Salz wird nicht mehr verwendet, denn wir haben keins mehr; die Nahrung wird dadurch recht eintönig und matt, und man muß große Mengen zu sich nehmen, um satt zu werden. Ein großer gekochter und 3—4 kleine geröstete Fische sind die Ration des einzelnen für jede Mahlzeit. Die einzige Würze ist noch Senf, aber auch der geht allmählich auf die Neige.

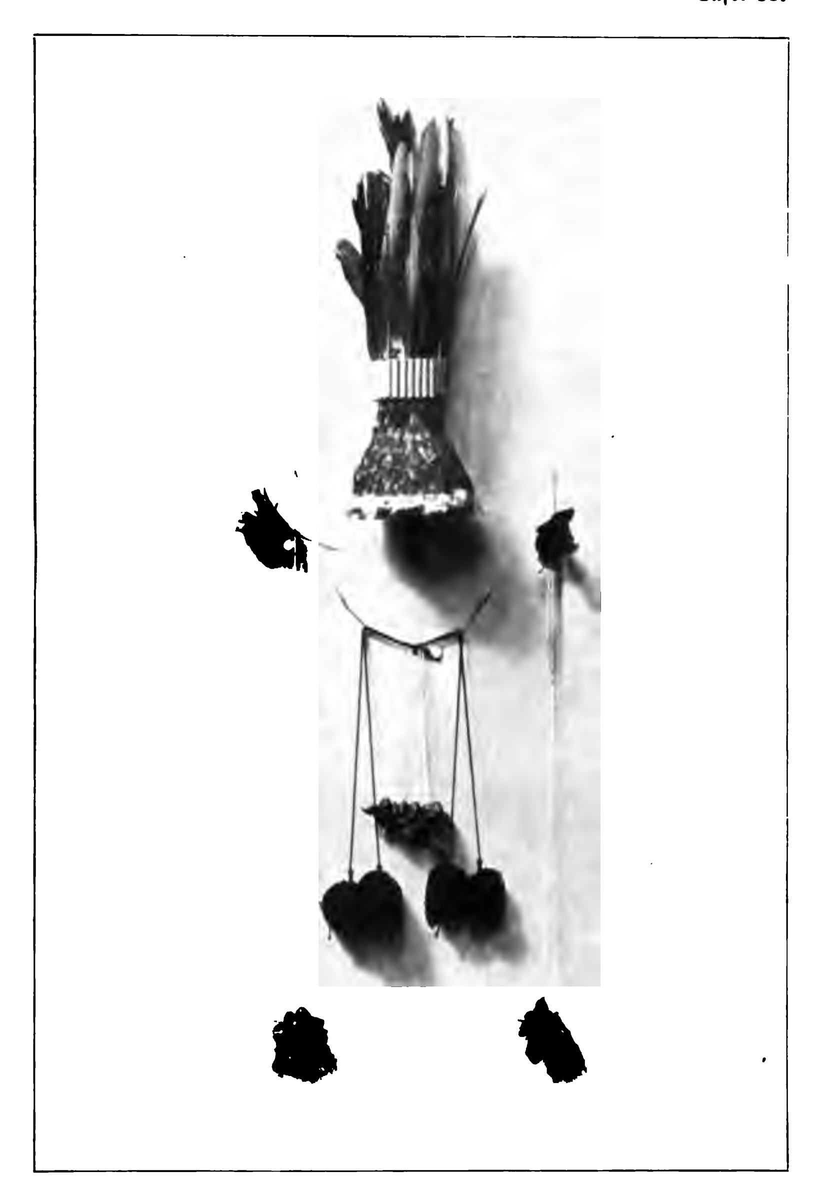
Auch das Wetter macht uns viele Schwierigkeiten. Die Regenzeit hat kräftig eingesetzt, fast täglich bilden sich mittags schwere Gewitterwolken, die am Nachmittag oder nachts zum Ausbruch kommen, zum Teil aber auch unterwegs uns überraschen und dann die Reise aufhalten. Stürme sind nur noch selten, wir haben glücklich die große Sturmzone im Rio das Mortes-Gebiet überwunden; so fallen wenigstens die stundenlangen Sturmaufenthalte weg.

Zeitig am 13. früh geht es weiter. Eben wollen wir abfahren, da bricht vom jenseitigen, durch den Regen durchweichten Steilufer ein großes Stück Land herab; hohe Wellenzüge queren den breiten Fluß, stark branden sie an unserer Sandbank. Nun heißt es, Vorsicht üben an den steilen Hochufern. Am Nachmittag des nächsten Tages gibt's unliebsamen Aufenthalt; ein schweres Unwetter zieht am Ostufer herauf, dicke weiße Wolken lagern direkt auf dem Hochufer. Rasch suchen wir Zuflucht auf einer Untiefe und decken die Boote ein. Kaum sind wir fertig, da wälzt sich auch schon die Wolkenmasse herab auf den Fluß und rast mit unheimlicher Geschwindigkeit über das Wasser herüber. Der starke Sturm peitscht die Regenstrahlen wagerecht über die Wasserfläche. Bald ist alles eine weißliche Masse, kaum 7 m weit kann man sehen. Blitze sind nicht bemerkbar, aber beständig dröhnt der Donner in unseren Ohren. Zweimal müssen wir das Boot ausschöpfen; endlich ist das Unwetter vorüber, es wird heller. Wir sehen uns nach dem anderen Boot um, das weiter oben auf die Sandbank aufgefahren war; es ist ebenfalls heil davon gekommen. Trotz des Regenmantels bin ich bis auf die Haut durchnäßt, auch ist es empfindlich kalt, so kalt, daß der Hauch zu sehen ist. Das Wasser ist so trübe, daß am Abend keine Fische anbeißen.

Wieder und wieder versuchen wir unser Glück, aber nur gering bleibt die Ausbeute. So kommt es, daß wir an diesem Tag nur den dritten Teil der Talfahrt zurücklegen. Wohin soll das führen, wenn wir zu jedem Tag der Talfahrt drei Tage Bergfahrt brauchen? Der nächste Tag ist nicht besser; schwere Regenwolken hängen am Himmel, als wir abfahren. Bald bricht der Regen los, ununterbrochen regnet es den ganzen Vormittag hindurch und erst gegen Mittag läßt es etwas nach, so daß wir nun landen und frühstücken können. Die große Ausbeute an Fischen am Abend entschädigt uns für das kärgliche Mahl.

Am 16. lagern wir abends gegenüber der Barreira de Santa Izabel Velha. Heute gibt's Geflügel: zwei Mutums sind geschossen worden. Der nächste Tag bringt Wild: es glückt, auf einer Sandbank ein Reh zu erlegen. Rasch wird es geschlachtet und getrocknet; so haben wir doch wieder für zwei Mahlzeiten Fleisch und brauchen nicht zu fischen. Nachmittags bricht die Sonne wieder durchs Gewölk, nachdem wir sie tagelang nicht gesehen hatten und es kühl und regnerisch wie an einem Herbsttage war. Als wir am 18. Oktober früh abfahren wollen, stellt sich heraus, daß das kleine Boot ein Leck hat; es ist nachts halbvoll Wasser gelaufen. Alle Kisten — natürlich stehen hier auch die Plattenkisten — sind durchnäßt, doch ergibt sich der Schaden glücklicherweise nur als gering. Bald ist das Leck ausgebessert. Am Vormittag passieren wir die Mündung des Rio Cristallino. Mittags wird es drückend heiß; ringsum drohen Gewitter. Insekten kleinster Art, die sogenannten Borrachudos, setzen sich in Scharen auf Hände, Arme, Beine, ins Gesicht, wo sie nur etwas Haut finden können, und saugen mit schmerzhaftem Stich Blut aus. Bald ist man mit kleinen roten Punkten wie übersät. Ich bin gezwungen, sogar wieder Strümpfe anzuziehen, die ich mir seit der Tapiragéreise ganz abgewöhnt hatte.

Auf einer Felsenplatte finden wir plötzlich Spuren von Indianern, sie mögen etwa einen Tag alt sein: Schildkrötenschalen, Fischreste, Fruchtschalen liegen verstreut um ein paar Feuerstellen. Sollten Karajá vor uns herreisen, oder sind es wirklich Canoeiros gewesen, wie meine Leute anzunehmen geneigt sind? Die Fahrt geht weiter am steilen Ufer entlang; bald vor, bald hinter uns stürzen Felsenstücke herab, doch kommen wir glücklich davon. Am nächsten Nachmittag treffen wir die Indianer; es sind wirklich Karajá und zwar aus Fotunas Dorf, die nach Schischá reisen, um Fotunas Kommen zu melden, der Pedros Schwester als weitere Häuptlingsfrau heiraten will. Ein kleines Lager von zwei Mattendächern ist aufgeschlagen, in ihrem Schatten sitzen unter dem Schutze eines Mannes 4—5 Frauen und eine Menge Kinder; die übrigen Männer sind alle auf Fischfang aus. Denn da sie keine Vorräte haben, müssen sie täglich zweimal fischen. Das hält natürlich die Reise stark auf, so daß sie nur langsam vorwärts kommen. Da es nur wenig zu tauschen gibt und die Leute nur ganz wenig brasilianisch sprechen, so fahren wir bald weiter und beziehen Lager auf einer steinigen Sandbank. Die Nacht senkt sich herab. Gegen 8 Uhr tönen plötzlich Ruderschläge vom Wasser herüber, ein Boot fährt knirschend im Sande auf, vier Karajámänner kommen ins



Knabenschmuck der Karajá:
Oben Federhelm, rechts und links Ohrtulpe mit Perlengehänge,
in der Mitte Halsgehänge mit Nackenquasten.



Lager. Sie bringen allerlei gute Tauschwaren und Pirarukúfleisch. Alles kaufe ich ihnen ab bis auf ein Stück Fisch, das sie sich dann in meinem Kochtopfe kochen; denn sie haben noch nicht gegessen, sondern sind gleich nach der Rückkehr vom Fischfang uns nachgefahren. Es sind nette fröhliche Menschen. Immer wieder schlagen sie mir auf die Schulter und versichern mir, daß ich gut sei. Pedros Bezahlung hat also Eindruck gemacht. Mit Begeisterung zeichnen sie mir ins Skizzenbuch. Es ist sternenklare Nacht; ich frage sie nach den Namen der Sterne, und rasch zeichnen sie mir einige Sternbilder ins Buch (Abb. 13, 14). Offenbar macht ihnen mein Interesse daran großes Vergnügen; denn nun bringen sie eine Halbcuye herbei, die über und über mit Figuren und Mustern bedeckt ist, und in stundenlanger Arbeit erklären sie mir die einzelnen Zeichnungen. Auch sonst unterhalten wir uns gut. Gegen Mitternacht fahren sie ab; noch lange tönt ihr Lachen und Singen durch die stille Nacht.

Dieser Besuch mit seinen schönen Erfolgen riß uns wieder etwas empor; das war doch wieder einmal etwas fürs Herz gewesen, diese fröhlichen Gesellen zu sehen und zu sprechen.

Am nächsten Morgen passieren wir das Südende der Insel Bananal. Die Furomündung ist nur noch 4 m breit und 1 m tief, die Sandbank, die

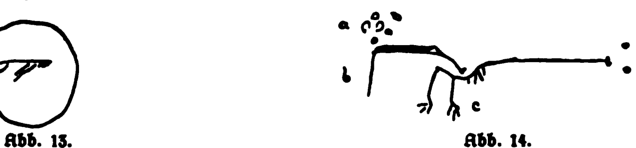


Abb. 13.
Skizzenbuchzeichnung: Mond mit Gebirgen (Kröte).

Abb. 14.
Skizzenbuchzeichnung: a) Plejaden (Periquittos); b) der Jaguar springt c), den Strauß (α und β Centauri) an.

den Zugang zum Bett des Furo sperrt, ist ganz riesig gewachsen. Wir kommen gut vorwärts; wenn das so weiter geht, können wir bald das erste Indianerdorf wieder erreichen. Am Nachmittag des nächsten Tages finden wir die ersten Spuren von Rindern am Ufer, die ersten Anzeichen der Kultur; neuer Mut beseelt uns. Abends wird der Proviant durchgesehen: wir haben nur noch zwei Büchsen grüne Erbsen, die wegen ihres weichlichen Geschmackes niemand mag. Es wird höchste Zeit, daß wir mit Menschen in Berührung kommen.

Zeitig am nächsten Morgen, den 22. Oktober, brechen wir auf; wenn wir gut fahren, müssen wir das erste Indianerdorf der Südhorde, Nr. 8, zum Frühstückshalt treffen. Die Leute arbeiten darauf los, was das Zeug hält. Endlich geht's um die letzte Biegung; da – das Dorf fehlt. Ganz in der Ferne, an der nächsten Biegung erst schimmern die gelben Häuschen herüber. Mit letzter Kraft geht es vorwärts, näher und näher kommen wir dem Dorfe. Da taucht plötzlich in der Ferne auf dem Fluß ein schwarzer Punkt auf, er wird größer und größer, rasch kommt er näher. Das kann nur ein brasilianisches Boot sein. Hoffentlich fährt es nicht an uns vorbei, die wir uns am steilen Hochufer abmühen. Das kleinere, bewegliche Boot muß rasch

voraus fahren; im letzten Augenblick glückt es ihm noch, bei einer Mittelsandbank das Boot aufzuhalten. Später sind auch wir zur Stelle. Es ist ein Boot von Guedes, das mit Waren nach Conceição fährt und zurück Guedes mit Familie nach Leopoldina bringen soll. Etwas Reis, Farinha und Rapadura können sie uns ablassen, Speck, Fleisch und Salz dagegen haben sie nur für ihren Bedarf. Es ist doch wenigstens etwas. Und als Krönung des Ganzen bekomme ich hier auch noch Postsachen, die mir der Postmeister in Leopoldina entgegengesandt hat mit der Weisung an die Leute, sie gerade in diesem letzten Dorfe den Indianern zu übergeben, falls sie mich nicht vorher träfen. Es ist des Guten beinahe zu viel. Bald fahren sie weiter, wir landen beim Dorf. Etwas Fisch ist rasch gekauft; nun gibt's doch wieder einmal Reis und Farinha und zu Mittag richtige Jacuba, welch herrliche Genüsse. Erlöst atmen wir alle auf. Im Dorf selbst, das aus zwei Hütten besteht, ist nur wenig zu haben. Der Konservative ist immer noch so zurückhaltend, und die arme Familie kann mir nur eine Regenzauberrute ablassen. Bald fahren wir weiter und erreichen nach kurzer Zeit Dorf 7. Es liegt auf derselben Sandbank, ist aber in zwei Teile geteilt; der nördliche besteht aus drei Häusern, der südliche aus einem. Es gibt allerlei hier zu erhandeln, besonders Medikamente und Zaubermittel werden mir reichlich angeboten. Kuriší lebt wieder mit Frau und Kindern zusammen; lachend sprechen sie über den damaligen Ehezwist. Gern ist er erbötig, mich bis Schischá zu begleiten, um mir unterwegs Auskunft aller Art zu geben und Sagen zu erzählen. Dies tut er denn auch, und ich habe mit seiner Mitnahme einen recht glücklichen Griff getan. Er gibt gute Antworten und ist ernstlich bemüht, mir alles Zweifelhafte zu erklären. Zunächst werden alle Einkäufe im Dorf sowie sonstige Beobachtungen bei Dorfbesuchen besprochen, dann frage ich ihn allmählich alle Gebiete der Kultur durch. Nur an die Sagen will er nicht recht heran. Erst später gelingt es mir, auch solche von ihm zu erlangen. So sitzen wir beieinander im Boot, er erzählt, ich notiere und frage. Nur wenn es mittags zu heiß wird, daß einem der Schweiß die Arme entlang läuft und die Ruderer nicht mehr arbeiten können, so daß wir Schattenrast am Ufer machen müssen, gönnen auch wir uns eine Pause.

Am selben Abend lagern wir an der Mündung des Rio Crixá. Eine einsame Indianerhütte steht hier, bewohnt von einer Familie, die eben eifrig gemeinsam einen Korb flicht. Es gibt hier nichts zu erwerben, doch kommt der Mann abends ins Lager, geht aber nach einstündiger Unterhaltung mit Kuriší wieder weg. Wie Kuriší mir später mitteilte, hatte er einen steinernen Lippenpflock mitgebracht, um ihn mir zu verkaufen; aber er hat ihn mir nicht angeboten. So ging die einzige Gelegenheit, daß ein Indianer willens war, sich von solch seltenem Schmuck zu trennen, aus mir unerklärlichen Gründen unbenutzt vorüber.

Bereits am frühen Morgen des 23. treffen wir im nächsten, dem sechsten Dorfe, ein. Es besteht jetzt nur aus drei Häusern und liegt noch auf derselben Sandbank. Eine ganze Menge Gegenstände sind hier noch zu erwerben. Die Leute sind sehr freundlich und zuvorkommend; von Haus zu Haus

gehend, kann ich alle ihre Deckelkörbe, in denen sie ihr Eigentum verwahren, auskramen und durchsuchen. Auch eine Muschelschale bitteren roten Salzes aus den Salzminen bei São José kann ich hier bekommen. Drüben am Waldesrande steht die Maskenhütte. Kuriší tanzt mit einem anderen Indianer einen Maskentanz vor; er weiß, daß ich das photographieren will, und bleibt ruhig stehen, bis die Aufnahmen fertig sind. Leider sind die Platten schon so mitgenommen, daß die Bilder nur wenig gut geworden sind. Nach zwei Stunden Aufenthalt fahren wir weiter und erreichen am Abend das Einzelhaus Nr. 5 am Lago de Café. Die Familie wohnt immer noch so einsam, der Mann ist immer noch so einfältig wie vorher. Aber er hat seine Frau verstoßen, sie nach São José zu ihrem Bruder geschickt, weil sie zu alt war. Nahrungsmittel muß er ihr aber angeblich noch senden. Dafür hat er die hübsche junge Schwägerin gefreit, die jetzt Mutterstelle bei den Kindern vertritt. Ein ganz typischer Vorgang. Nur eine Tonpuppe gibt's hier zu kaufen, die Karikatur der vom Alter gekrümmten Großmutter (Abb. 15). Jubelnd zeigt die Kinderschar auf die alte Frau, die abgezehrt unter ihrer Decke liegt, als ich frage, was die Puppe darstellt. Ein zweiter Indianer war uns aus Dorf 7 nachgefahren, er wolle auch nach São José. Natürlich will er von meinen Lebensmitteln mit leben. Da das unter den jetzigen Umständen unmöglich ist, denn an diesem Abend ist alles wieder zu Ende gegangen, muß ich den Mann wohl oder übel abschieben; am nächsten Morgen ist er verschwunden.


Abb. 15.
Tonpuppe: Karikatur der alten Großmutter. Karajá.

Schlecht genug läßt sich der 24. Oktober an: die Fische wollen gar nicht anbeißen; zum Frühstück gibt's nur ungesalzene grüne Erbsen und ungesüßten Kaffee. Keinem schmeckt das weichliche Zeug. Heiß brennt die Sonne am Mittag, matt arbeiten wir uns am Ufer der Sandbank entlang. Da, wir trauen unseren Augen nicht, eine Kuh grast am Ufer; und dort kommen wirklich zwei Menschen hoch zu Roß angeritten. Was die Ruder nur hergeben, rudern wir hinüber. Noch gelingt es, sie anzurufen. Sie reiten nach São José. Auf meine Bitte, mir dort Lebensmittel zu bestellen, antworten sie mir, daß ich wahrscheinlich eher als sie, noch am späten Nachmittag, dort eintreffen würde. Mit neuer Kraft geht es weiter; auch ein heftiges Gewitter, das uns überrascht, kann uns nicht aufhalten, und wirklich gegen 5 Uhr kommen die Häuser von São José in Sicht. Mit vieler Mühe und Not bekomme ich ein paar Hühner, etwas Salz, Zucker und Bohnen. Der Bote erklärt sich wieder bereit, auf die Güter ringsum zu reiten und Trockenfleisch, Reis, Bohnen, Farinha und Rapadura für uns zu bestellen. Gegenüber auf der Sandbank schlagen wir unser Lager auf. Das Schlimmste ist überwunden, der Anschluß an die Kultur erreicht; getrost können wir nun wieder in die Zukunft blicken.

Wir haben hier sicherlich wieder ein paar Ruhetage. Glücklicherweise sind sie sonnig, und so können die Boote entladen und alle vom Regen durchnäßten Kisten und Geräte auf dem Sand ausgebreitet und getrocknet werden. Es tut auch not, denn schon beginnt das und jenes zu verderben. Vor allem muß alles Unnötige beseitigt werden, um in den Blechkoffern Platz für die Sammlungsgegenstände zu schaffen. Adam fährt hinüber in den Ort; Fleisch oder Hühner kann er nicht bekommen, dafür bringt er ein Schweinchen mit. Trotz des Sonntags wird Schweineschlachten abgehalten. Nachmittag treffen Farinha und Bohnen ein. Der Bote arbeitet gut. Die Leute bekommen frei, sie besuchen den Ort. Ich bleibe allein im Lager. Es ist ein heißer Tag, Sonntagsstimmung liegt über dem Ganzen. Im Zeltschatten liege ich und lese ein paar alte Zeitschriften, die als Packmaterial gedient hatten. Still ist es im Lager; nur Fliegen und Mücken summen um mich herum. Freundlich blinken die weißen Häuser mit den blaßroten Ziegeldächern aus dem Grün der Bäume vom braunen Hochufer herüber über den blauschimmernden Strom. Kühe brüllen, Hähne krähen; man vergißt ganz, daß man mitten in Brasilien ist.

Abends kommt Indianerbesuch: eine Karajáfamilie wohnt in São José; die Männer kommen herüber mit einigen Tauschwaren. Auch am nächsten Tag sind sie mehrmals im Lager und bringen immer wieder dies und jenes, vor allem Heil- und Zaubermittel aller Art, an die sie selbst noch fest glauben, und die ich sogleich wegpacken muß, damit ich sie nicht gegen sie verwende. Bei einem, dem Zauberpfeil, haben sie die Rochenstachelspitze durch eine Knochenspitze ersetzt, nur damit ich kein Unheil damit anrichten kann (Abb. 16a, b).



Abb. 16.
Zauberpfeil mit Bogen. Karajá.

Auch dieser Tag vergeht so ruhig wie der vorige. Adam ist immer unterwegs, um Fleisch aufzutreiben; schließlich bringt er getrocknete Fische an. Kuriší sitzt den ganzen Tag im Zelt; er näht einen Deckelkorb und erzählt Sagen und Geschichten. Erst gibt er sie ausführlich brasilianisch. Nun bitte ich ihn, sie mir in seiner Muttersprache zu erzählen; mit 5—6 kurzen Sätzen ist die ganze Sache erledigt; es sind gerade die Hauptpunkte, die darin wiedergegeben werden. Offenbar überliefern die Indianer auf diese Weise ihre Erzählungen. Dann muß er sie nochmals brasilianisch erzählen, damit ich dies und jenes richtig stellen kann. Durchgängig tut er dies beim zweiten Male in anderen Ausdrücken, läßt hier etwas weg, fügt da etwas hinzu; man fühlt, wie er selbst schafft, während er erzählt. So heimse ich hier äußerst wertvolles Material ein.

Nachmittags kommt der sogenannte Professor zu Besuch. Er ist Standesbeamter und bittet mich um Papier, um endlich wieder einen amtlichen Bericht

abzufassen. Geschieht das immer nur, wenn einmal ein Forscher vorüberfährt?

Abends kommt der Bote zurück, er bringt 16 Stück Rapadura, aber kein Fleisch, keinen Reis. Da müssen eben die Bohnen und der getrocknete Fisch herhalten. Auch Käse gab's hier zu kaufen, nun bildet wieder Käse mit Rapadura den wohlschmeckenden Nachtisch. Wie doch die Kultur den Menschen gleich wieder anspruchsvoll macht.

Am 27. Oktober frühzeitig fahren wir wieder ab von São José. Zum Frühstück erreichen wir Dorf 4; vier Häuser stehen hier auf der Sandbank. Auch eine Familie aus Schischá wohnt jetzt hier; sie berichtet, daß meine Sachen gut in Leopoldina angekommen sind. Zwei der Häuser sind ganz anders gebaut als die übrigen Karajáhütten, sie haben senkrechte Wände und Firstbalken. Zum Teil geht dies auf den Einfluß der Šavajé, mit denen die Südhorde gemischt erscheint, zum Teil auf den der Brasilianer zurück. Schön kühl ist es in den Häusern. Ein Mann flicht eben Netze für Kopf-Federhauben. Gern weiht er mich in die Kunst des Filetknüpfens ohne Instrumente ein. In einer anderen Hütte werden einem Knaben die eng gewordenen Wadenbänder durch neue ersetzt. Rauchend liegt er auf der Matte, ein Bündel Decken unter den Knien, um die Beine ohne Anstrengung hochhalten zu können. Mutter und Schwester sitzen vor ihm und stricken ihm die Bänder an. In der Ecke klopft emsig der Häuptling Kulí mit zwei Steinen geröstete Kokosnüßchen auf; gern läßt er mir gegen etwas Tabak eine Cuye voll ab.

Nach dem Frühstück fahren wir weiter; es wird entsetzlich heiß, ein Gewitter zieht auf. Rasch nimmt Kuriší eine Regenzauberrute in die Hand, und ohne ein Wort dabei zu sagen, schlägt er mit ihr beständig flußabwärts, gerade als wollte er das Gewitter dahin verjagen; und tatsächlich zieht das Wetter auch dorthin ab, und wir kommen glücklich darunter hinweg. Am nächsten Morgen legen wir zeitig an der Façenda São Joaquim an; vielleicht gelingt es, hier Fleisch und Reis zu bekommen. Hundert Meter landeinwärts vom Hochufer liegt das Haus, das einen recht freundlichen Eindruck macht. Die Witwe ist mit den Kindern allein, der erwachsene Sohn ist in den Salzminen von São José, um Salz zu bereiten. Ein wenig Fleisch, Hühner, Käse und Eier sind zu haben, auch etwas Milch bietet sie uns an. Die Frau macht einen recht guten Eindruck, sie ist nicht so gleichgültig wie die anderen Leute hier, sondern recht lebendig und geschäftig. Am Nachmittag zieht ein schweres Gewitter auf, ein starker Sturm rast über den Fluß. Lange müssen wir still am Steilufer liegen, ehe wir die Überfahrt auf die andere Seite wagen können. Denn es ist eine gefährliche Stelle hier. Bei ähnlichem Unwetter ist nach Kurišís Erzählung einst ein Indianerboot bei der Überfahrt umgeschlagen und einer der Insassen ertrunken. Schischá ist aufwärts verlegt bis dicht an den brasilianischen Ort heran. Noch lange müssen wir uns am Ufer abmühen, ehe wir näher kommen. In Kuriší wachen alte Erinnerungen auf: Als Kind hat er mit Mutter und Onkel in dem damals einzigen Indianerhaus in Schischá gewohnt. Erst später ist seine

Familie nach Dorf 7 gezogen. Seitdem ist er nicht wieder hier gewesen. Nun kommt ihm alles wieder bekannt vor, die Buchten, die Inseln. Ein riesiger Baum liegt umgestürzt am Ufer. Er erkennt ihn wieder, schon als Knabe ist er auf ihm herumgeklettert. Die Freude darüber, daß der alte Geselle noch an derselben Stelle liegt, rührt den sonst so gemessenen Indianer aufs tiefste; heftig schluchzend nur kann er seine Erzählung fortführen, aber dabei sieht man ihm die Freude aus den Augen strahlen. Erst bei einbrechender Dunkelheit landen wir an der Sandbank. Pedro kommt herangelaufen, uns zu begrüßen, seinen kleinen Sohn an der Hand; beide haben sich zur Feier des Tages ganz rot angestrichen.

Bald sitzen wir beieinander, das ganze Dorf hat sich inzwischen eingefunden; das Berichten geht los: Nur langsam sei er vorwärts gekommen, der Koch sei schwach gewesen und Manoel krank. Aus Fotunas Dorf habe er daher nicht nur einen, sondern drei Mann mitgenommen, darunter Fotuna selbst. Am Rio Cristallino seien die Lebensmittel zu Ende gegangen (natürlich, denn sie waren nur für vier, nicht für sieben Personen berechnet); sie hätten immer fischen müssen, worüber die Brasilianer geschimpft hätten. Am Südende von Bananal sei Manoel wieder gesund gewesen, habe wieder gegessen und mit gearbeitet Endlich seien sie hier in Schischá angekommen; er, Pedro, sei hier geblieben und habe seinen Bruder mit dem Boot nach Leopoldina geschickt, Manoel habe von da an am Steuer gesessen. In Leopoldina sei alles in Guedes' Warenlager untergebracht. Lange plaudernd sitzen wir noch beisammen im Zelt, während draußen der Regen in Strömen herabgießt.

Der nächste Tag, der 29. Oktober ist ein Ruhetag. Pedro und Antonio gehen nach Schischá, um Vorräte einzukaufen. Ich besuche das Indianerdorf; es besteht aus vier Hütten, von denen drei auf der Sandbank liegen, auf der ich lagere, eine auf einer anderen benachbarten Sandbank. Diese ist von Šavajé bewohnt, und schon am frühen Morgen kommen diese Šavajé herüber, um mich in ihr Haus abzuholen. Das Haus ist eine große luftige Hütte von echter Šavajébauart; nur senkrechte Wände haben die Leute schon angenommen. Viele Menschen wohnen hier; sie stammen aus dem großen Dorfe und kochen in der Hütte, wie sie es aus ihrer Heimat gewöhnt sind. Eine ganze Anzahl interessanter Gegenstände kann ich noch erwerben, darunter besonders kleine Figuren, die die verschiedenen Tanzmasken darstellen und den Knaben als Spielzeug dienen (Tafel 34 u. 35). Später besuche ich die Karajá. In der ersten Hütte wohnt Häuptling Cadete Chico, in der zweiten Pedro. Auch hier gibt es noch allerlei zu kaufen; gern weile ich hier, ist es doch schön kühl in den Häusern, nicht so heiß wie in meinem Zelt. Die dritte Hütte bewohnt Kabišá aus Leopoldina. Das Kind der Schwester ist gestorben, Kabišá hat es hier auf dem Karajáfriedhof begraben, nicht in Leopoldina, weil das Land dort christlich geweiht sei. Klagegesänge tönen aus dem Haus; vorläufig besuche ich die Leute nicht, ich mag sie in ihrer Trauer nicht stören. Nach dem Frühstück kommt Mauχí und lädt mich ein, den Vater zu besuchen. Ich gehe gleich mit und treffe die ganze Familie

im Trauerhause an. Der Vater sitzt in der Mitte auf der Matte, klagt und schwingt die Rassel. Mutter und Schwester liegen an der Wand, eine gelbe Palmblattbinde um den Kopf gebunden. Maudihí flicht einen Gürtel, wobei ihn das Tapirapémädchen unterstützt; die beiden scheinen sich gut zu verstehen. Mauxí setzt sich hin und fertigt Pfeile. Allen sieht man die Trauer an. Ich muß Kabišá berichten, er gibt seine Bemerkungen dazu. Am Rio das Mortes sollen auch Karajá wohnen, es seien Verwandte von ihm, doch sei es nur ein kleines Dorf von 3—4 Häusern. Unterwegs war mir die Existenz dieses Dorfes, das auf Ehrenreichs Karte eingezeichnet ist, stets bestritten worden. Das große Šavajédorf soll nur eine Tagereise von dem von mir besuchten Dorfe abliegen. Einst hätten sich die Šavajé geteilt, die eine Hälfte sei auf Bananal wohnen geblieben, die andere über den Araguaya gegangen und nach Westen gezogen, aber niemand wisse, wohin sie gekommen sei. Er ist ein netter Mann; mit ruhiger, klarer Stimme gibt er seine Meinung zum besten. Sicher ist er für seine Art gebildet. Nur er und Mauxí haben von allen Karajá nie um etwas gebeten, nie um Essen gebettelt. Beide wollen mit nach Leopoldina reisen, um Tabak und Salz zu kaufen. Dann will er zurück und seine Familie nachholen, denn hier in Schischá gefällt es ihnen gar nicht. Tabak und Schnaps seien schlecht und teuer, in Leopoldina sei alles besser. Man sieht, wie die Segnungen der Kultur die Leute anziehen.

Am Nachmittag kommt Pedro zur Auszahlung. Er macht den Vorschlag, daß ich nur einen Mann zu bezahlen brauche, wie ausgemacht sei. Die Abrechnung wird recht schwierig, sind doch meine Tauschwaren fast zu Ende. Der Bruder wird für den Transport nach Leopoldina zufriedengestellt, Pedro kann gerade noch für einen Mann das Nötige bekommen, sowie einige Kleinigkeiten und etwas Geld extra. Ich biete noch mein Beil und unsere Hacke an, aber gebrauchte Sachen lehnen sie ab. Kuriší wird ebenfalls ausgezahlt; er bekommt das Ausbedungene und das Letzte, was noch übrig ist, obendrein. Durchaus will er noch ein Boot haben; aber dies war nicht ausgemacht, und außerdem habe ich kein Beil mehr, um ihm eins zu kaufen. So muß er sich mit dem ihm zukommenden Lohne begnügen. Dann kommt das ganze Dorf heran, Männer, Frauen und Kinder. Sie wollen durchaus den Phonographen hören. Es ist noch zu heiß, die Walzen sind noch zu weich; ich bedeute ihnen daher, daß ich erst nach Sonnenuntergang spielen könne. Geduldig bleiben sie sitzen. Die Frauen schwatzen und lachen, die Jugend ringt und balgt sich und läuft um die Wette, wobei der Vorderläufer die Arme ausbreitet, um die anderen am Überholen zu hindern. Es dunkelt, das Abendbrot ist fertig. Da ich heute abend doch nicht so rasch von den Indianern loskomme, esse ich erst noch. Auf einmal sind alle weg bis auf die Jungmannschaft; sie können es eben nicht vertragen, einen anderen essen zu sehen, ohne selbst was zu bekommen. Den Standhaften spiele ich dann die Kayapólieder vor. Auch eine Aufnahme gelingt noch zu guter Letzt. Nach einem kleinen Abschlußfeuerwerk ziehen endlich alle ab. Eben will ich schlafen gehen, da kommt Maudihí mit einem Freund, bald

darauf auch Mauzí. Nun geht das Plaudern wieder los; jetzt sind sie lebhafter, fröhlicher als zu Haus. Mauzí ist wieder ganz der alte liebe Kerl; er gilt jetzt als erwachsen, denn er hat vor kurzem die Stammestätowierung erhalten. Aber eine Unsitte haben sie angenommen: mit beiden Händen drücken sie sich von hinten her mit den Daumen die Kehle zusammen und halten, solange sie können, die Luft an; erst dann lassen sie los, und mit einem äußerst befriedigten Gesicht atmen sie wieder ein und schlucken ein paarmal kräftig. Ich verbiete es ihnen, aber immer wieder geben sie sich dieser Unsitte hin. Noch einen anderen bösen Einfluß hat der Freund, ein alter Junggeselle, auf die Knaben. Er predigt ihnen das Junggesellenideal: im Maskenhaus liegen und faulenzen. Wozu denn heiraten? Da hat man nur schwere Arbeit in der Pflanzung und muß täglich zweimal fischen fahren. Wie oft habe ich beobachtet, daß die Jugend solchen Erzählungen der Hagestolze, die es doch hier und da gab, gern lauschte und diese Gedanken sich völlig zu eigen machte. Diese aus Arbeitsscheu entsprungene Ehescheu geht so weit, daß auch Witwer nur wieder heiraten, wenn ihre kleinen Kinder einer Mutter bedürfen. Mitternacht mache ich endlich Schluß, wir können doch schließlich nicht die ganze Nacht hindurch schwatzen.

Zeitig brechen wir am 30. Oktober wieder auf. Kein Indianer ist zu sehen, nur Kabišá und Mauzí fahren neben uns im Kanu her. Bald ist der Rio de Peixe passiert. Heiß ist der Tag, drohendes Gewittergewölk zieht auf. Kaum haben wir am Abend das Lager aufgeschlagen und Abendbrot gegessen, so bricht das Unwetter mit unbändiger Kraft los. Mehrmals reißt der Sturm die Zeltwand los, mit Mühe nur wird sie wieder befestigt. Die Ochsenhäute weht er von den Booten und wirft sie ins Wasser; mühsam nur retten sie die Leute schwimmend und befestigen sie wieder auf der Ladung. Ohne Unterlaß rauscht der Regen herab. Ab und zu springt einer nackt hinaus, die Boote auszuschöpfen. Eine schreckliche Temperatur erfüllt das Zelt, alles trieft vor Nässe; von der durch den Regen in der Mitte etwas gebogenen Zeltstange tropft das Wasser mir gerade ins Gesicht. Die ganze Nacht hindurch regnet es so weiter, trostlos bricht der Morgen an. Die beiden Indianer liegen unter dem umgestülpten Kanu in ihre Decken gehüllt, ein Feuerchen zwischen sich; so bleiben sie trocken. Gegen 9 Uhr läßt der Regen nach; mit Mühe und Not wird neues Feuer entfacht, das Frühstück aufgesetzt. 1/2 11 Uhr können wir abfahren. Es ist kühl und feucht, das Flußwasser wunderbar kalt. Rasch geht die Reise vorwärts. Die Indianer fahren immer vor uns ab, da sie unterwegs fischen, kommen aber abends immer wieder mit ins Lager.

Die neuen Lebensmittel aus Schischá sind verdorben; das Trockenfleisch ist faulig, die Bohnen von weißen Maden und schwarzen Käfern belebt. Dennoch müssen wir sie essen, doch werden die Leute zu guter Letzt noch unwohl davon.

Am 2. November vormittags erreichen wir Guedes' Façenda; hier hoffe ich wieder gutes Fleisch zu kaufen. Leider täusche ich mich: nur Frauen und Kinder sind da, die Männer sind in Dumbasinho, um Vieh zusammen-



Tanzmaskennachbildungen: a) idjazómaske. b) ladenimaske.



Tanzmaskennachbildungen:

a) djaḷhenimaske,
b) idjaz̭ómaske,
c) ladenimaske.

b und c sind völlig aus Federn hergestellt

zutreiben; denn es ist ja jetzt die Zeit der Viehauftriebe. Mit Mühe erhalte ich Hühner und Eier. Am Abend erreichen wir in strömendem Regen Dumbasinho; auf der Sandbank gegenüber lagern wir. Ich besuche das Haus hoch oben auf dem Ufer, vor dem etwa 30 Männer auf uns warten. Walatá ist da, dazu viele Viehknechte, unter ihnen Manoel, der inzwischen dick und fett geworden ist. Fleisch ist in Hülle und Fülle vorhanden. Bald trennen wir uns, um den Genuß frischen Fleisches nicht länger zu entbehren. Die ganze Nacht hindurch regnet es weiter, in leichtem Nieselregen fahren wir am nächsten Morgen, den 3. November ab. Unterhalb der Travessão wird gefrühstückt, der Regen hört auf, die Leute ziehen ihre guten Kleider an, um für Leopoldina bereit zu sein. Bald ist die Travessão überwunden, nun noch eine Biegung, und in den Strahlen der eben durchs Gewölk brechenden Sonne liegt Leopoldina oben auf dem Hochufer vor uns. Die Gewehre werden abgeschossen, einer bläst auf der aus einer Flasche hergestellten Trompete, der Bösewicht fällt rasch noch einmal ins Wasser; 1/210 Uhr landen wir.

Rasch gehe ich zu Paez Leme; Guedes Nr. 3 ist da, er bewohnt das Haus, überläßt mir aber die eine Seite. Die Boote werden entladen, das Haus wird eingeräumt. Dann werden die Camaradas abgelohnt. Die Leute aus Conceição erhalten die Streiktage nicht bezahlt; sie haben in dieser Zeit nichts getan, mir nur meine Lebensmittel weggegessen und mich gezwungen, entweder selbst schwer mit zu arbeiten oder doppelte Mannschaft zu nehmen. Sie haben es nicht anders erwartet und geben sich damit zufrieden. Allseitig findet diese Lösung lebhafte Zustimmung. Antonio erhält außer seinem Lohn allerlei vom Überschuß, besonders die Patronen, die ihn auf lange Zeit hinaus mit Pulver und Schrot versorgen. Er bleibt noch hier und reist erst am nächsten Tage, wohnt auch bei mir, während die anderen bald verschwinden. Das große Boot liegt versenkt im Hafen; die Sachen ruhen wohlverwahrt in Guedes' Speicher, es ist alles in bester Ordnung. Der Koch findet sich herzu, ich engagiere ihn wieder; er erzählt die Erlebnisse in derselben Weise wie Pedro; am 18. September wären sie hier angekommen.

Damit war die Expedition zu Ende, die Heimreise begann, der Rücktransport der Ausbeute.

11. Heim.

Überraschend schnell ordnet sich diesmal alles in Leopoldina. Guedes will meine Tropa und meine Boote kaufen und mich dafür samt all meinem Gepäck nach Araguary bringen. Ein Geschäft, bei dem beide gut fahren. Denn ich werde sofort meine Tiere los, so daß ich nicht wochenlang in Araguary zu sitzen brauche, um sie dort zu verkaufen, kann die Boote, wenn auch sehr unter Preis, abgeben und erhalte die fehlenden Tiere und Mannschaft gestellt. Guedes übernimmt beides für geringen Preis, er bekommt vor allem gute, durch 6monatige Weide ausgeruhte Tiere; der Transport,

den er einem gerade anwesenden Tropeiro, der 15 Tiere mit sich führt, übergibt, kostet ihm nicht die Kaufsumme, so daß noch einiger Gewinn für ihn und den Tropeiro herausspringt. Nachdem die Tiere von der Weide gebracht und vorgeführt worden sind — sie machen jetzt, wohlgenährt und glänzend, wirklich einen recht guten Eindruck —, wird das Geschäft perfekt. Es handelt sich nur noch darum, die Lasten für den Transport herzurichten.

Alles wird einer genauen Durchsicht unterzogen. Der Inhalt der Holzkisten muß getrocknet werden, bei den zeitweiligen Regenschauern eine schwierige Aufgabe. Einige Blechkoffer haben Löcher oder sind in den Riefen gesprungen. Walatá lötet sie wieder. Die vorausgesandte Sammlung wird herbeigeholt und durchgesehen, sie ist in guter Ordnung. Dann beginnt das Einpacken. Zwei leichte Lasten, Blechkoffer voll Federschmuck, werden für das schwächste Tier berechnet, die übrigen sind bald gepackt. Schwierigkeiten machen nur die Lanzen, sowie Bogen und Pfeile und die riesigen Matten. Aus den Waffen werden zwei große Lasten gebildet; sie werden in die Matten gewickelt und verschnürt. Die Spitzen der Pfeile werden mit Gras verstopft, über die der Lanzen werden Palmholzklötzchen gesteckt. Dann werden über beide Enden der Pakete Ochsenhäute gezogen, die zu Kappen vernäht und durch starke Lederriemen miteinander verbunden werden. Die Ochsenhäute werden nach dem Trocknen hart wie Stein; sie haben denn auch alles gut geschützt, so daß trotz der ungeschickten Last — sie stand vorn 1/2 m, hinten 1 m über das Lasttier hinaus — nichts zerbrochen ist. Am letzten Tag wird alles Überflüssige in großer Auktion verkauft, abends der Rest des Feuerwerks verschossen. Nun sind wir reisefertig. Der letzte Abend am Fluß bricht an; noch einmal gehe ich ans Ufer und stehe oben auf der Klippe. Es war doch eine schöne Zeit hier am Fluß: viel Erfolge brachte sie, viel Ausbeute, aber auch manche Enttäuschung; und doch, ich möchte sie nicht missen in meinen Erinnerungen. In den farbenprächtigen Sonnenuntergang, der wieder herrliche Reflexe im Wasser erzeugt, klingt das Beten und Singen der Gemeinde von der Kirche herüber; sie feiern heute wieder Gottesdienst.

Am 8. November mittags reisen wir ab; die Tropa, jetzt 24 Tiere stark, geht in zwei Abteilungen voraus, Manoel ist bei der einen. Als Köchin reist eine Negerin mit; ihr Mann hat sie erschlagen wollen, sie ist ihm entflohen und will nach Goyaz; denn dort fände sie unter den Soldaten allemal wieder einen Mann. Pantoffelheinrich, der jüngere Camarada, bemüht sich um sie; er gibt ihr sein Reittier und läuft selbst zu Fuß. Nun sitzt sie droben im weißen Kleid, rittlings; die Pantoffeln schwanken rhythmisch an den Füßen, im aufgesteckten schwarzen Kraushaar stecken ein paar Blumen. Dabei raucht sie aus kurzer Pfeife und hat gegen den Sonnenbrand einen kleinen Sonnenschirm aufgespannt; nebenher läuft ihr kleines schneeweißes Hündchen. Der Tropeiro, Adam und ich reisen später nach, nach herzlichem Abschied von Paez Leme, Walatá und den übrigen Dorfoberen; Guedes ist schon vor drei Tagen nach Goyaz zurückgekehrt. Es reist sich jetzt in gewisser Beziehung angenehmer als in der Trockenzeit; die ganze Vegetation

ist frischer, grüner, nicht mehr eintönig grau hängen die Blätter schlaff an den Zweigen. So hat das Auge mehr Freude an der Natur. Freilich machen uns dafür die Gewitter, die ziemlich häufig auftreten, zu schaffen, doch haben wir insofern Glück, als sie sich meist nachts abregnen. Auf der Façenda da Viuva, abseits der Straße, lagern wir am ersten Abend; die Besitzerin ist eine Tante Antonios, sie nimmt uns freundlich auf. Die Tiere haben sich noch nicht zusammengewöhnt, mögen auch nicht wieder Lasten tragen. Am nächsten Morgen fehlen sie, bis zum Abend werden alle bis auf eines gefunden, das wir auch am zweiten Tag vergeblich bis Mittag suchen; wir müssen es verloren geben. So erreichen wir erst am 10. November abends den Lagerplatz am Corrego Vermelho. Glatt geht es den nächsten Tag weiter über die ersten Gebirgszüge hinweg. Abends erreichen wir die Façenda Baunilha. Neben dem Ochsengehege wird gelagert; tiefer Schlamm bedeckt den ganzen Hof. Am nächsten Tag fehlen die Tiere, der ganze Tag geht mit dem Suchen verloren. Mittags kommen Viehtreiber mit großen Ochsenherden an; ein Teil reist am Abend, ein anderer am nächsten Morgen erst weiter. In Unmengen lagert das Vieh ringsum und stößt ununterbrochen sein dumpfes Gebrüll aus. Im Hofe stehen fünf Zelte, es ist ein reges Leben hier; dazu gießt es den ganzen Tag und die Nacht hindurch in Strömen. Am Morgen ist es so kalt, daß man den Hauch sieht. Am 13. endlich können wir weiterreisen. Bald sind die Ochsentriebe, die schon frühzeitig abrückten, überholt. Ohne Zwischenfälle geht es nun weiter auf Goyaz zu, am 14. mittags wird Jurupensem passiert, abends lagern wir am Rio Ferreiro. Die Straße ist jetzt viel belebter als auf der Hinreise. Zu tun gibt's für mich nichts mehr; die Uhr ist wieder zerbrochen, so sind Kontrollaufnahmen des Weges ausgeschlossen. Zum Arbeiten im Lager bin ich zu faul, dort liege ich denn meist auf meinem Bett und träume vor mich hin; man nimmt eben immer mehr die Sitten der Landesbewohner an. Es ist aber auch zu langweilig.

Am 17. nachmittags passieren wir den Rio dos Bugres, abends lagern wir dicht bei unserem ersten Nachtlager der Hinreise. Schwere Gewitter waren die letzten Nächte niedergegangen. Zeitig am 18. früh reiten Adam und ich voraus nach Goyaz zu, die Tropa soll nachkommen. Es ist ein schöner kühler Morgen. Wunderbar ist der Weg durch den Gebirgswald, der jetzt im frischesten Grün prangt, und den viele wasserreiche Bäche murmelnd durcheilen. Ein erquickender Anblick. Um neun Uhr erreichen wir Goyaz.

Bei Herrn Oeckinghaus reiten wir vor, herzlich ist die Begrüßung. Auf meine Bitte hat er mir bereits ein Haus, dem seinen schräg gegenüber gemietet, der Tropeiro wohnt neben ihm. Nachmittags kommt die Tropa an, die Lasten werden in meinem Haus abgeladen. Die Tiere müssen ausruhen, mehrere neu beschlagen werden; das erfordert einige Tage Pause. Auch will ich nicht mehr mit der Tropa zusammenreisen, sondern lieber allein rascher hinterher reiten; es ist angenehmer so. Auf diese Weise gewinne ich einige Ruhetage in Goyaz, in denen ich mich noch etwas pflegen und auch äußerlich wieder zivilisieren kann. Den wilden roten Voll-

bart, der mir gewachsen ist und an dem die Indianer immer ihre Freude hatten, verschneiden zu lassen, macht einige Mühe. Es gibt nur wenige Barbiere, sie haben aber alle geschlossen. Den einen treffe ich endlich auf der Straße, er lehnt aber für heute ab, weil er ein Schwitzmittel genommen und daher keine sichere Hand habe. Das Schwitzmittel war, wie ich später erfuhr, eine tüchtige Portion Schnaps gewesen. Die Tage vergehen in süßem Nichtstun. Herr Oeckinghaus hat mir den ganzen letzten Jahrgang des „Echo" gegeben; die Lesewut läßt einen kaum das üppige Mal mit Verständnis genießen. Und welche Leckerbissen gibt's nicht jetzt: Brot, Käse, Marmelade, Eier, Gemüse, Früchte, alles langentbehrte Genüsse. Wir haben es aber auch sehr nötig, tüchtig zu essen, sind wir doch beide stark herabgekommen. Nur Berichteschreiben unterbricht das Lesen. Abends bin ich wieder bei Oeckinghaus; wie früher wird wieder bis neun Uhr geplaudert und gelesen, bis 10 Uhr der Tee auf der Veranda eingenommen. Es sind wirklich angenehme Stunden hier in dem gastfreien Hause.

Am 28. November endlich geht die Tropa weiter. Der Tropeiro, Eduardo, ist ein furchtbarer Geizhals; er sucht möglichst viel für sich herauszuschinden, bezahlt seine Leute sehr schlecht und gibt ihnen nur das nötigste Essen mit. Um das teure Weidegeld zu sparen, hat er die Tiere entfernt von der Stadt auf die Weide gegeben; tagelang ist er dann unterwegs gewesen, sie wieder zusammenzubringen. Natürlich gießt es gerade herunter, als die Tropa abreist; das hindert aber jetzt nicht mehr, regnet es doch täglich viele Stunden lang.

Der englisch-amerikanische Missionar hat mich besucht, um Auskunft über den Araguaya und die Karajá zu erhalten; will er doch im nächsten Jahr eine Informationsreise dahin unternehmen, um später unter den Karajá zu missionieren. Gern folge ich seiner Einladung zu einem Ausfluge nach einer Façenda im Gebirge, wo seine Frau zur Sommerfrische weilt. Es sind zwei angenehme Tage, die ich dort in dem schönen Gebirgstale unter den liebenswürdigen Leuten verlebe.

Noch eins ist in Goyas zu erledigen, der Besuch beim Präsidenten; am 2. Dezember spreche ich im Palaste vor. Viele Herren sind versammelt. Eingehend muß ich Bericht erstatten über meine Reise, besonders über den Besuch der Insel Bananal, die ihnen für ausgedehnte Viehzucht geeignet erscheint. Sonstige Besuche mache ich nur wenige; es hat in der Zwischenzeit eine große politische Umwälzung in Goyaz stattgefunden, und viele Herren haben infolgedessen für einige Zeit die Stadt verlassen.

Am 3. Dezember mittags verlasse ich endlich Goyaz wieder. Herzlich war der Abschied von Herrn Oeckinghaus und seiner Familie. Wir sind vier Mann: ich, Adam, Eduardo und ein Camarada, der unser Packtier besorgt. Bald sind wir im Gebirge oben; kaum haben wir den Kamm überschritten, als uns ein starkes Gewitter überfällt. Der Regen schlägt so heftig auf, daß er durch den Gummiponcho hindurchnäßt und bis auf die Haut dringt. Erst spät am Abend erreichen wir eine einsame, riesige Façenda.

Wir reiten einen anderen, kürzeren Weg, der erst neuerdings für Wagen-

verkehr ausgeschlagen worden ist. Er führt über Capellinho, Trinidade São Antonio, Pouso Alto und trifft die andere Straße erst in Caldas Novas wieder. Seine Vorteile sind: kürzerer Weg und weniger steile Gebirgs-An- und Abstiege. Der Rio Uruhú wird eben ganz im Quellgebiet überschritten, so daß man zwischen der Serra Dourada und der Wasserscheide nicht wesentlich herabzusteigen braucht, sondern etwa in gleicher Höhe weiterreitet. Auch jenseits der Wasserscheide senkt sich das Terrain nur allmählich. Nachteilig ist die geringe Bewohntheit der Straße, ein Nachteil, der sich aber jährlich bessert, da immer mehr Leute sich hier in den fruchtbaren Gebirgstälern ansiedeln. Capellinho erreichen wir am 4. Dezember abends, nachdem wir diesen ganzen Tag im Wald geritten sind. Am 6. ist der große Wald überwunden, die Camplandschaft tritt wieder in ihre Rechte. Zwei Uhr erreichen wir den Ort Trinidade, einen großen Flecken mit Kirche und drei Soldaten Besatzung. Der Pfarrer kommt nachmittags an, ein Deutscher aus dem Kloster Campininhas; natürlich besuche ich ihn. Er ist recht herzlich, freut er sich doch, wieder einmal mit Fremden in seiner Muttersprache reden zu können, und nimmt mir das Versprechen ab, den kleinen Abstecher über Campininhas zu machen und das Kloster zu besuchen. Am nächsten Morgen biegen wir demm auch nach Norden ab und erreichen 1/23 Uhr das Kloster. Diesmal bin ich Gast der Padres, freundlich nehmen sie mich auf und weisen mir das Staatszimmer innerhalb der Klausur an. Es ist behaglich eingerichtet: es hat Diele, getäfelte Decke, Waschtisch, Schreibtisch, Bibliothek, ein ordentliches Bett, kurz, es mutet einen ganz heimisch an. Vom Fenster hat man einen weiten herrlichen Fernblick durch das Tal bis zu den Bergen des Rio Meia Ponte hinüber. Schönes klares Wasser haben sie und schöne selbstgekelterte Weine muß ich kosten, Trauben-, Maulbeer- und Tukum-Palmwein. Einer ist immer besser als der andere. Abends gibt es endlich einmal deutsche Küche: gebratenes Fleisch, Reis, Gemüse, Kartoffeln, Gurkensalat, gutes Brot. Angeregt unterhalten wir uns über meine Reise; der Prior schenkt mir eine Menge Bücher über Indianer-Missionen, die für mich Interesse haben. Dann zieht sich der alte Herr zurück; war doch am Tag vorher der Bischof von Goyaz dagewesen, und solch hoher Besuch stellt hohe Anforderungen. Mit den anderen Padres besuche ich den Garten, die großen Weinanlagen, Gemüsebeete, den Obstgarten. Sie haben eigenes Sägewerk, eigene Tischlerei; alles erzeugen sie selbst. Im stillen Zimmer beim Lampenschein lese ich noch in den Missionsschriften, würzigen Ananastee trinkend. Aus der nahen Kapelle tönt das Beten der Padres herüber. Dann dröhnen auf der Bretterveranda die Schritte der Padres entlang, Türen klinken ein, nun herrscht völlige Ruhe. Auch ich lege mich endlich schlafen, und es gelingt mir, gegen Mitternacht endlich einmal Schlaf zu finden, seit Goyaz das erste Mal.

Zeitig am nächsten Morgen geht's nach herzlichem Abschied weiter, südostwärts nach Arraial São Antonio, einem großen, nett gelegenen Flecken. Der nächste Tag bringt einen Unglücksfall: gegen Mittag rutscht mein Sattel, und während wir halten, um ihn zu befestigen, treibt der Camarada das

Zweiter Teil.

Wissenschaftliche Ergebnisse.



Geschichtlicher Rückblick.

Der erste, von dem wir Nachrichten haben, daß er das Araguayagebiet besucht hat, ist der Capitão Diogo Pinto de Gaia, der im Jahre 1720 den Fluß von Pará aus aufwärts bis zur Südspitze von Bananal befuhr. Angeblich hat er dabei die ganze Insel Bananal gesehen[1].

Die erste Erwähnung der Karajá finden wir in dem Bericht über die Reise des Paulistaners Antonio Pires de Campos, die zwischen den Jahren 1718 und 1746 stattgefunden haben muß. Pires Campos reiste mit seinem Vater von Cuyaba aus den Rio das Mortes im Boot abwärts, befuhr dann den Araguaya nördlich bis zur Cachoeira von Itaboca, von deren Uferbergen aus sie im Westen die Gebirge der Araes sahen, wo das Gold in Buchblättern zu finden sei. Auf der Rückfahrt trafen sie oberhalb des Zusammenflusses mit dem Paraupebas[2] viele Indianer (Apinages?), besuchten die Martirios und hatten von da bis zur Ilha dos Carajás schlechte Fahrt[3]. Über den Rio das Mortes kehrten sie zu Lande nach Cuyaba zurück. Mit den hier zum ersten Male erwähnten Carajás scheinen die Sambioá gemeint zu sein[4]. Fonseca erwähnt in seinem aus dem Jahre 1775 datierten Bericht eine Reise des Antonio Pires de Campos, die vielleicht mit der hier genannten identisch ist. Sie fand einige zwanzig Jahre vor 1775 statt. Pires gelangte zu den Carajás; der Verkehr ließ sich zuerst friedlich an, bis Pires einen Überfall auf das Hauptdorf ausführte. In dem Blutbade wurden viele Indianer, auch Kinder gemordet, viele wurden als Sklaven hinweggeführt, um auf den Façenden als Arbeiter zu dienen[5].

Noch vor 1748 unternahm João de Godoy Pinto da Silveira eine Sklavenjagd in die Gebiete der südlichen Kayapó, hatte aber keinen Erfolg. Er brachte nur hundert Tapirapés (erste Erwähnung dieses Stammes?) mit, die indessen alle starben[6].

---

[1] Moraes Jardim, o Rio Araguaya, Vorwort; Ehrenreich, Beiträge zur Geographie, II, S. 149.

[2] Dem Tocantins, nach Rev. trim. 37, S. 263, Anm. 19.

[3] Die Stammnamen werden hier in der von den betr. Autoren benutzten Form wiedergegeben.

[4] Roteiro, que deu o capitão-Mor Antonio Pires de Campos ao capitão-Mor Luiz Rodriguez Villares, procurador do povo da Villa Real do Senhor Bom Jesus de Cuyabá, para o descobrimento de grandes haveres para as aldêas dos gentios Araés. Rev. trim. 38, S. 140—144.

[5] Rev. trim. 8 (1846, 2. Ausgabe 1867), S. 377—378.

[6] Rev. trim. 12, S. 448; 37, S. 262, Anm. 18.

1772 unternahm José Machado eine militärische Expedition zu Lande von Trahiras aus nach dem Araguaya; es gelang ihm, in friedliche Beziehung zu den Carajás zu kommen, sonst aber blieb seine Expedition erfolglos[7].

1773 gelang es als erstem José Pinto da Fonseca, längere Zeit in friedlicher Berührung mit den Karajá zu bleiben. Seine große militärische Expedition scheint zu Lande nach dem Araguaya gekommen zu sein. An einem von ihm Corôa genannten Orte traf er die Carajásindianer (die eigentlichen Karajá). Die Stelle scheint am Ostarm des Araguaya ungefähr in der Mitte der Längserstreckung der Insel Bananal gelegen zu haben. Es gelang ihm, mit den Karajá in friedlichen Verkehr zu treten. Später kamen die Javaës (erste Erwähnung dieses Stammes) von der Insel Bananal, die von ihm Ilha de Santa Anna genannt wurde, zu Besuch. Nach einem ersten Kriegszuge gegen die feindlichen Chavantes wurde ein Schutzbündnis mit den Carajás geschlossen. Der Bericht schließt mit der Absicht, einen zweiten Zug gegen die Chavantes zu unternehmen. Weiteres ist nicht bekannt geworden. Er hörte von den Tapirapés, mit denen die Carajás in Frieden leben. Fonseca gibt in diesem Bericht die erste kulturelle Darstellung der Karajá; auf seine guten, noch heute zutreffenden Beobachtungen habe ich im nachfolgenden öfter verwiesen[8].

In den nächsten Jahren hatte die Regierung das Bestreben, die Indianer zu beruhigen, zu kultivieren, um dadurch die Bootsfahrt auf dem Araguaya zu gewährleisten. Zu diesem Zwecke zogen zwischen 1774—78 Antonio José Cabral de Almeida e Vasconcellos und José Pinto da Fonseca wiederum nach der Insel Santa Anna, legten hier eine Militärstation an, siedelten einige Kolonisten an und gründeten das Aldeamento Nova Beira für die Carajás und Javaés. Beide Gründungen wurden aber infolge von Krankheiten und Todesfällen bald wieder aufgegeben[9].

Nachdem diese Versuche mißlungen waren, versuchte man es mit einem anderen Prinzip. Man verpflanzte die Indianer in andere Gebiete, um durch diese Entvölkerung der Flußufer die Schiffahrt zu sichern. So wurden bis 1782 etwa 700 Karajá und Šavajé aus dem Aldeamento Nova Beira nach São José de Mossamedes bei Goyaz, das 1775 gegründet worden war, gebracht, wo sie allmählich zugrunde gingen[10]. 1786 erhielt Miguel de Arrudo e Sá den Befehl, einen Kriegszug gegen die Chavantes und Javaés zu unternehmen und ein Dorf für die Unterworfenen zu bauen. In der Aldea de Pedro III (Carretão), 24 Leguas nördlich von Goyaz, siedelte er 3500 Indianer beider Stämme an, die aber fast alle den Masern er-

[7] Rev. trim. 12, S. 457; 37, S. 362, Anm. 84.

[8] Copia da carta, que o alferes José Pinto da Fonseca escreveu ao Exm. General de Goyazes, dando-lhe conta do descobrimento de duas nações de indios, dirigida do sitio onde portou. 2. Agosto 1775. Rev. trim. 8 (1846, 2. Aufl. 1867), S. 376—390.

[9] Rev. trim. 12, S. 457—458; 37, S. 262—263, Anm. 84.

[10] Rev. trim. 12, S. 461; 37, S. 393.

lagen[11]. Die Überlebenden wurden 1788 nach der Aldea de Salinas (Boa Vista), fünf Leguas südöstlich von Piedade, gebracht; 1823 lebten dort noch 76 Indianer[12].

Es folgen nun eine Reihe von Expeditionen, die den Zweck haben, die Schiffahrt auf dem Araguaya zu ermöglichen, vor allem also einen Verkehr zwischen Goyaz und Pará ins Leben zu rufen.

1792—93 unternahm Thomaz de Souza Villa Real die erste Fahrt den Araguaya abwärts, von Goyaz bis Pará, durch den Ostarm von Bananal auf Kosten einiger an der Schiffahrt interessierten Kaufleute. Er gibt Nachricht von den Carajás (gemeint sind die Šambioá) und den Pinagés; auch traf er einige Carajás (wohl eigentliche Karajá) dicht unterhalb des Nordendes der Insel Bananal[13].

1793 befuhr er den Tocantins und Araguaya aufwärts bis zum untersten Dorf der Šambioá (von ihm Carajás genannt). Er erwähnt außerdem noch die Carajahi (erste Erwähnung dieses Namens) und Tapirasse[13].

Diese Expeditionen hatten einen geringen Bootsverkehr auf dem Araguaya zur Folge; als Hafenplatz für Goyaz diente ein Ort am Rio Vermelho oder am Rio de Peixe. Erschwerend wirkte, daß nur wenig Bootsmannschaft für solche Reisen vorhanden war, und daß es an Punkten fehlte, wo man sich unterwegs neu verproviantieren konnte.

Weitere Expeditionen folgten. 1800 reiste der neue Gouverneur von Goyaz, João Manoel de Menezes, von Pará aus den Araguaya aufwärts in seine neue Residenz[14]. 1804—1809 fanden 2—3 weitere Expeditionen statt zur Hebung der Schiffahrt auf dem Araguaya. Der Erfolg war nur gering; die wilden, durch keine Militärmacht gezähmten Indianerstämme und die Stromschnellen ließen eine Befahrung des Flusses zu gefährlich erscheinen[15]. Um wenigstens dem einen dieser Übel abzuhelfen, wurde zwischen 1809 und 1812 das Presidio de Santa Maria am oberen Beginn der Stromschnellenstrecke gegründet. Allerdings wurde es bereits 1813 von den vereinigten Carajás, Carajahis, Chavantes und Cherentes zerstört, um erst 1862 weiter oberhalb neu errichtet zu werden[16]. Auch ein weiterer Versuch, mit den Indianern in Frieden zu leben, mißglückte. Die Carajahis kamen nämlich nach Salinas, um sich den Brasilianern friedlich zu unterwerfen; infolge von Streitigkeiten, die dabei ausbrachen, zogen sie sich aber wieder in ihre Dörfer am Fluß zurück[17].

Von nun an hören alle Nachrichten aus diesem Gebiete auf. Die Brasilianer scheuten sich, die feindlichen Indianer aufzusuchen, und so nahmen

[11] Rev. trim. 37, S. 245; Rev. trim. 12, S. 462 spricht nur von Chavante.

[12] Rev. trim. 37, S. 246.

[13] Viagem de Thomaz de Souza Villa Real pelos rios Tocantins, Araguaya e Vermelho: accompanhada de importantes documentos officiaes relativos á mesma navegação. Rev. trim. 9, S. 401—444; 37, S. 286.

[14] Rev. trim. 12, S. 465.

[15] Rev. trim. 12, S. 468.

[16] Rev. trim. 12, S. 470; 25, II, S. 91; 37, S. 362; 38, S. 18.

[17] Rev. trim. 12, S. 471.

mit der Zeit die Gerüchte über das feindliche Wesen der Karajá und Sambioá immer größere Dimensionen an. Nur ein paar gute Rückblicke auf diese erste Entdeckerzeit entstanden in diesen Jahren.

1812 schrieb Padre Luiz Antonio da Silva e Souza sein Werk: Memoria sobre o descobrimento, governo, população, e cousas mais notaveis da capitania de Goyaz, in dem er gute historische Nachrichten über sämtliche Forschungsreisen seit Entdeckung der Provinz gibt[18].

In dem zweiten großen Werke: Chorographia historica da Provincia de Goyaz, 1824, verarbeitete Raymundo José da Cunha Mattos alte Dokumente und brachte viele Nachrichten über die Indianer; doch kombiniert er zuweilen und verwirrt dadurch das Völkerbild. Nach ihm wohnen die Carajás in einem Dorf am Furo do Bananal und in drei Dörfern im Stromschnellengebiet (identisch mit unseren heutigen Sambioádörfern); sie verhindern die Durchfahrt durch den Furo. Die Carajahis wohnen am linken Ufer des Araguaya und erscheinen gelegentlich auf Bananal. Die Javaés auf Bananal sind fast ausgestorben, die Xambiuás wohnen bald auf Bananal, bald am Flußufer, sie verhindern die Durchfahrt durch den Westarm des Araguaya. Außerdem erwähnt er noch, daß die Tapirapés gelegentlich die Insel Bananal besuchten[19].

Mehr Klarheit bringt erst wieder Castelnau im Jahre 1844. Dieser französische Forscher reiste von Goyaz zum Rio de Peixe, schiffte sich hier ein, befuhr diesen Fluß bis zur Mündung in den Araguaya, fuhr den Araguaya abwärts durch den östlichen Arm von Bananal, erreichte den Einfluß in den Tocantins und kehrte diesen Fluß aufwärtsfahrend nach Goyaz zurück. Er traf am Araguaya nur die Chambioá, von deren Kulturbesitz er eine Sammlung anlegte, die aber in einem Schiffbruch auf dem Tocantins verloren ging. Er beschrieb als erster das Maskenwesen dieser Indianer. Von den Carajás, Carajahis, Javahais und Tapirapés berichtet auch er nur Gehörtes[20].

Volle Klarheit aber verdanken wir erst der Expedition des Dr. Rufino Theotonio Segurado, der 1846/47 von Pará aus aufwärts fuhr. Er besuchte zuerst die Chambioás, die er für einen Stamm der Carajás erklärte, versuchte dann den Ostarm von Bananal emporzufahren, mußte das Vorhaben aber wegen zu großer Seichtheit des Flusses aufgeben, fuhr dann als erster Forscher den Westarm des Araguaya empor und besuchte die hier wohnenden Carajásindianer. Er dehnte seine Fahrt bis zum Rio Vermelho aus, den er elf Tage weit aufwärts befuhr, um dann Goyaz zu Lande zu erreichen. Ihm verdanken wir also die erste genauere Nachricht über die Wohnsitze der Karajá[21].

[18] Rev. trim. 12 (2. Ser., 5), 1849, S. 429—510.

[19] Rev. trim. 37 und 38.

[20] F. de Castelnau, Expedition dans les parties centrales de l'Amerique du Sud. 1843—47. Paris 1850, Bd. 1 und 2. Derselbe, Vue et scenes. Paris 1853.

[21] Viagem de Goyaz ao Pará em 1846 e 1847, Roteiro do Dr. Rufino Theotonio Segurado. Rev. trim. 10 (2. Serie, Bd. 3), S. 178—212.

Den Bericht des Dr. Eduardo Olympio Machado aus dem Jahre 1850, den Moraes Jardim in der Einleitung seines Werkes: O Rio Araguaya erwähnt, habe ich leider nicht finden können.

Zur selben Zeit bestand auf der Insel Bananal das Präsidio de Santa Izabel (jetzt Capoeira de Santa Izabel Velha); es wurde später nahe an die Mündung des Rio das Mortes verlegt (Santa Izabel do Morro, jetzt Karajáfriedhof), dann aber aufgehoben[22].

Die erste kurze neuere ethnographische Schilderung der Karajá verdanken wir Dr. Couto de Magalhães, der 1863 vom Rio Vermelho abwärts fuhr, den Ort São José gründete und die später eingegangene Aldea da Estiva, eine Legua nördlich von Salinas, besuchte, in der Chavantés und Carajás lebten[23].

In einem anderen Werke[24] berichtet er, daß die Chambioás, Carajás, Carajahís und Javaés eine Nation bilden und 7—8000 Seelen stark in 70—80 Dörfern längs des Rio Araguaya vom Furo bis Intaipabas wohnen.

Derselbe gründete 1871 die Siedelung Dumbasinho mit dem Collegio Izabel, 2 Leguas unterhalb von Leopoldina auf dem Westufer (Leopoldina wurde 1852 gegründet), zwecks Erziehung und Ausbildung junger Indianer (Karajá, Kayapó und Tapirapé) zu Kolonisten. Das Collegio wurde Anfang der 90er Jahre aufgegeben.

Den nächsten ausführlichen Bericht über die Carajás lieferte Dr. Spinola, der 1879 Moraes Jardim auf dessen Araguayafahrt von Leopoldina bis Santa Maria, die zwecks Kartenaufnahme des Flusses unternommen wurde, begleitete. Seine Bemerkungen sind bis auf die über die Religion meist zutreffend[25].

Der Bericht über die Reise des Dr. Joaquim Leite Moraes, der 1892 in Goyaz erschien, ist mir leider nicht zugänglich gewesen.

Die ausführlichsten Nachrichten brachte erst Dr. Paul Ehrenreich, der 1888 im Anschluß an die zweite deutsche Xingu-Expedition von Goyaz den Araguaya abwärts nach Pará reiste. Den oberen, stromschnellenfreien Teil des Flusses befuhr er im Dampfer, so daß er von den Karajá, für die er den Namen Carayahi verwendet, nur einen flüchtigen Eindruck gewinnen konnte, der sich aber durch die dankenswerten Angaben des ihn begleitenden alten Karajá-Häuptlings Pedro Manco wesentlich vertiefen ließ. Eingehender konnte er die Šambioa studieren, deren Gebiet er im Ruderboot durchfuhr. Von den Yavahe und Tapirapé berichtet er nur Gehörtes. Seine ethno-

---

[22] Moraes Jardim, O Rio Araguaya, Vorwort.

[23] Viagem ao Araguaya. Goyaz 1863, S. 124 ff.

[24] Dr. C. Magalhães, Região e raças selvagens do Brasil. Rio de Janeiro 1874

[25] O Rio Araguaya. Relatorio da sua exploração pelo Major d'Engenheiros Joaquim R. de Moraes Jardim, precedido de um resumo historico sobre sua navegação pelo Tenente-Coronel d'Engenheiros Jeronimo R. de Moraes Jardim e seguido de um estudo sobre os Indios, que habitam suos margens pelo Dr. Aristides de Souza Spinola, presidente de Goyaz. Rio de Janeiro, 1880.

graphische Sammlung, auf die im Nachfolgenden öfter Bezug genommen ist, befindet sich im Berliner Museum für Völkerkunde[26].

Den nächsten kurzen Bericht verdanken wir Dr. A. Cavalcanti, der im Anschluß an die Forschungen zur Anlage einer neuen Hauptstadt für Brasilien den Araguaya von Leopoldina bis Santa Maria befuhr und dabei die Carajahí besuchte[27].

In der Regenzeit 1896/97 befuhr der französische Forscher Coudreau von Pará aus den Araguaya bis zur Mündung des Rio Tapirapé. Er besuchte die Chambioá und Carajás; auch hat er den Rio Tapirapé ein kleines Stück befahren. Seine Angaben sind jedoch nur wenig genau und geeignet, das ganze Bild, besonders am Tapirapé, völlig zu verwirren[28].

Seitdem sind wir ohne jegliche Nachricht aus diesem Gebiete geblieben; kein Forscher berichtete wieder über die Stämme am Araguaya. Inzwischen dehnte sich der Dampferverkehr weiter aus, neue brasilianische Ansiedelungen entstanden, so vor allem im Norden die Missionsstation Conceição unter den Kayapó. Anfang des 20. Jahrhunderts unternahm der Bischof von Goyaz in Begleitung des Dampferunternehmers Adolfo Guedes eine Fahrt auf dem Araguaya. Nach persönlicher Mitteilung des letzteren fuhren sie bei hohem Wasserstande den Ostarm von Bananal von Norden her aufwärts, trafen ein riesiges Dorf der Šavajé, landeten, mußten aber bei dem Widerstand der über die 70 bewaffneten Brasilianer erschrockenen zahlreichen Indianer rasch umkehren. Seitdem schwirrten die wildesten Gerüchte über die Feindseligkeit und die große Anzahl der Šavajé durchs Land.

So lagen die Verhältnisse, als ich 1908 den Araguaya bereiste. Ich befuhr ihn von Leopoldina bis Conceição, besuchte dabei die Karajá, unternahm Seitenmärsche zu den Kayapó bei Conceição und zu den Šavajé auf Bananal, und befuhr den Rio Tapirapé bis ins Quellgebiet, wo ich die verlassenen Dörfer der Tapirapé-Indianer antraf.

Anhangsweise mögen einige Mitteilungen darüber folgen, wie sich die Bezeichnungen der Stämme im Laufe der Zeit geändert haben.

Ich unterscheide folgende drei Horden der Karajá: die Šambioá in der Stromschnellenstrecke, die Šavajé auf der Insel Bananal, die eigentlichen Karajá am Araguaya, westlich und südlich von Bananal.

Die Šambioá werden von den ersten Entdeckern Carajás genannt (Antonio Pires de Campos 1746, Souza Villa Real 1792/93; auch Cunha Mattos benennt sie so in seiner Chorographia de Goyaz, 1824). Der Name

---

[26] Er veröffentlichte über seine Reise folgende Werke: 1. Beiträge zur Geographie Zentralbrasiliens, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. 26, S. 167 bis 190; Bd. 27, S. 121–152. 2. Südamerikanische Stromfahrten, in Globus, Bd. 62 (1892). 3. Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde, Bd. 2, Heft 1 und 2. Berlin, Spemann 1891. 4. Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens. Braunschweig 1897.

[27] Commissão de Estudos da Nova Capital da União. Rio 1896. Relatorio do Dr. A. Cavalcanti.

[28] Voyage au Tocantins-Araguaya. Paris 1897.

Sambioá erscheint zum ersten Male bei Cunha Mattos für einen Stamm, der schweifend bald die Insel Bananal besucht, bald am Rio Cuyaba weilt und die Durchfahrt durch den Westarm des Araguaya versperrt[29]. Wie Cunha Mattos zu dieser eigenartigen Lokalisierung kommt, ist nicht bekannt. Genannt werden die jetzigen Šambioá mit diesem Namen zuerst von Castelnau 1844, dann Rufino 1846, Ehrenreich 1888. Dieser Name ist jetzt der allgemein gebräuchliche, nur Coudreau nennt sie wieder Carajá. Zur Unterscheidung von den anderen Horden ist dieser Name, der ihnen von den Karajá gegeben wird, beizubehalten.

Die Šavajé werden als Javaes und Javahes zum ersten Male von Fonseca 1773 erwähnt, der sie als Besuch bei den Karajá antraf. (Ob sie Pinto de Gaia erwähnt, ist mir nicht bekannt.) Seitdem sind sie unter diesem Namen bekannt geblieben. Sie werden wieder erwähnt von Vasconcellos-Fonseca 1774, Cunha Mattos 1824, Castelnau 1844, Spinola 1879, Ehrenreich 1888, Coudreau 1896/97, ohne daß einer von diesen außer dem ersten wieder mit ihnen in engere Berührung gekommen wäre.

Die Horde der eigentlichen Karajá wird zum ersten Male von José Machado, 1772, erwähnt und zwar unter dem Namen Carajás. Unter diesem Namen blieb sie weiterhin bekannt und wurde durch Fonseca und Vasconcellos 1773 und 1774 beschrieben. Danach wurde sie nicht wieder besucht; die Nachrichten über sie verwirren sich, besonders durch das Auftreten des Namens Carajahí für eine Horde, deren Sitze nicht genau zu lokalisieren sind. Als erster erwähnt die Carajahí Souza Villa Real 1793: sie hätten vier Häuptlinge. Völlig verwirren das Bild die Autoren der beiden großen historischen Werke aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Silva e Souza berichtet (1812), daß die Carajá und Carajahí sieben Dörfer am Araguaya bewohnen, und daß die Carajahí nach Salinas kamen, um Frieden zu schließen, aber, da sie schlecht behandelt wurden, wieder in ihre Dörfer abzogen. Cunha Mattos teilt 1824 mit, daß die Carajás am Furo und im Stromschnellengebiet (siehe unter Šambioá) leben, die Carajahís das linke Ufer des Araguaya bewohnen und nur gelegentlich auf die Insel Bananal kommen. Rev. trim. 37, Seite 363 berichtet er weiter, daß die Carajás nach Salinas kämen, um Eisengeräte zu erbetteln. Es ist aus diesen Nachrichten kein klares Bild über die Beziehungen zwischen Carajá, Carajahí und Šambioá zu gewinnen. Ebenso verwirrt bleibt das Bild nach Castelnaus Bericht (1844). Er teilt mit, daß die Carajás sich öfters zu Besuch in Salinas aufhalten, während die Carajahís am Westarm in drei bis vier Dörfern wohnen. Klarheit bringt endlich Rufino 1846/47, der als erster wieder den Westarm befährt. Er nennt die hier in neun Dörfern wohnenden Indianer Carajás, stellt also den alten Namen wieder her, während er den Namen Carajahí nicht erwähnt. Von da an werden sie allgemein wieder Carajás genannt, so von Magalhães 1863, Spinola 1879; doch erwähnt Magalhães 1874 neben Carajás und Chambioás auch Carajahís, ohne daß deren gegen-

[29] Rev. trim. 37, S. 393; 38, S. 20.

seitiges Verhältnis klar wird. Ehrenreich bringt 1888 den Namen Caranahí für alle Karajáindianer am Araguaya, westlich und südlich der Insel Bananal auf, und Cavalcanti (1895) schließt sich ihm darin an; doch ist dieser Name in Brasilien nicht gebräuchlich geworden. Coudreau (1896) nennt sie wieder Carajás, und auch ich sehe mich genötigt, diesen Namen und zwar in der Schreibart Karajá beizubehalten. Ich habe mehrfach die Indianer nach dem Namen Caranahí gefragt, stets gaben sie an, ihn nicht zu kennen. Sie selbst nennen sich nur Karajá, und auch bei der brasilianischen Bevölkerung werden sie nur mit diesem Namen benannt.

Ich gebe zu, daß der Name Caranahí für die Unterscheidung dieser Horde vom Gesamtstamm der Karajá sehr praktisch ist, und daß es zuweilen umständlicher Auseinandersetzungen bedarf, um klar zu stellen, ob man unter Karajá den ganzen Stamm oder nur die südliche Gruppe meint; aber man soll sich doch meiner Meinung nach lieber der geringen Mühe unterziehen, mit ein paar Worten mehr diese Klarstellung zu geben, als daß man einen nicht existierenden Namen verwendet.

I. Die Karajá.

1. Anthropologisches.

Direkte anthropologische Messungen wurden von mir nur in bezug auf Größe und Hautfarbe angestellt. Alle übrigen Angaben beruhen auf Beobachtungen oder sind dem Studium der von mir aufgenommenen Photographien entnommen. Zum Vergleich benutzte ich Ehrenreich, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens, Braunschweig 1897.

Größe. Ehrenreich gibt (Seite 108) als durchschnittliche Körpergröße der Männer der Caranahí 168,2, der Frauen 152,8 cm an; die Frauen sind also nach seinen Messungen bedeutend (15,4 cm) kleiner als die Männer. Im allgemeinen stimmt dieses Verhältnis, doch ergeben sich im einzelnen wesentliche Abweichungen.

Die Südhorde scheint im ganzen größer zu sein als die Nordhorde; es ist dies wohl der Beimischung von Šavajéblut zuzuschreiben; zeichnen sich doch die Šavajé durch höheren Wuchs vor den Karajá aus. In der Südhorde gab es viele Männer, die gleich groß waren, und einige, die etwas größer waren als ich (ich maß barfuß 167 cm), doch mochten die Längsten 170 cm nicht überschreiten. Als Mittel kann man wohl für die Südhorde 166 cm annehmen. Auch die Frauen der Südhorde waren z. T. recht groß, sie blieben aber im allgemeinen in demselben Verhältnis hinter den Männern zurück wie in der Nordhorde.

Bei dieser gab es niemanden, der mich an Größe überragte, und nur wenige, die mir gleich kamen, und derartig lange Gestalten waren sehr selten (Tafel 37, Abb. 1). Die überwiegende Mehrheit der Männer war wesentlich kleiner als ich, im Durchschnitt mögen sie 160—162 cm groß sein. Ihre Länge schwankt um eine halbe Kopfhöhe. Wesentlich kleiner sind



1. Drei Karajámänner.

ieben ihr stehenden Mann, der etwa 164 cm groß ist, gerade bis an
hultern reicht. Derartig kleine, aber völlig ausgewachsene Personen
ich bei der Nordhorde vielfach angetroffen (vergleiche auch die Savajé),
end sie bei der Südhorde von mir nicht beobachtet wurden. Vielleicht
hier ein Einfluß fremder Stämme (Tapirapé, Kanapó, Canoeiros)
vor.

2. Jüngling, Knabe, Mann. Karajá.

[illegible] bekannt.
[illegible] gebe zu, daß der Name Carayahí für die Unterscheidung [illegible]
[illegible]orde vom Gesamtstamm der Karajá sehr praktisch ist, und daß es [illegible]
[illegible]mständlicher Auseinandersetzungen bedarf, um klar zu stellen, ob man [illegible]
[illegible]arajá den ganzen Stamm oder nur die südliche Gruppe meint; aber
[illegible]oll sich doch meiner Meinung nach lieber der geringen Mühe unter[illegible]
mit ein paar Worten mehr diese Klarstellung zu geben, als daß man

die Frauen, sie bleiben hinter den Männern etwa eine halbe Kopfhöhe zurück, für sie würde also Ehrenreichs Mittel anzunehmen sein (Tafel 17).

Daneben gibt es aber nun Volkselemente, die man direkt als kleinwüchsig bezeichnen muß. Man vergleiche die beiden kleinen Jünglinge auf Abbildung 1 in Tafel 37, die einen ganzen Kopf hinter den längsten (diese sind etwa 165 cm hoch) zurückbleiben, so daß sie dem Pygmäenmaß (140—145 cm) nahe kommen. Dasselbe gilt für zwei andere Jünglinge auf Tafel 44, Abb. 1. Ganz auffällig ist die Erscheinung der Zwergfrau auf Tafel 17, die dem neben ihr stehenden Mann, der etwa 164 cm groß ist, gerade bis an die Schultern reicht. Derartig kleine, aber völlig ausgewachsene Personen habe ich bei der Nordhorde vielfach angetroffen (vergleiche auch die Savajé), während sie bei der Südhorde von mir nicht beobachtet wurden. Vielleicht liegt hier ein Einfluß fremder Stämme (Tapirapé, Kayapó, Canoeiros) usw. vor.

Von Gestalt sind die Indianer, Männer wie Frauen, gut proportioniert, und sie gehören wohl mit zu den bestgebauten Indianerstämmen überhaupt. Man kann sie als mittelgroße kräftige Gestalten bezeichnen. Störend wirkt für uns die stellenweise athletische Entwickelung ihrer Muskulatur, die wohl auf das Rudern, das Stampfen des Maises im Mörser und andere Ursachen zurückzuführen ist.

Der Kopf ist hoch und lang gebaut, das Gesicht ist oval, besonders bei jugendlichen Personen (Tafel 17; Tafel 38, Abb. 1; Tafel 42, Abb. 2; Tafel 44, Abb. 2). Die Stirn steigt gerade auf und ist genügend hoch; nur erscheint sie im allgemeinen niedrig durch die bis in die Augen heruntergekämmten Haare. Augenbrauenwülste sind nur gering entwickelt, die Lidspalte ist schlitzförmig (Tafel 14); mandelförmige Augen, wie Ehrenreich angibt, sind relativ selten. Die Iris ist dunkelbraun. Die Nasenwurzel ist meist stark vertieft; der Rücken tritt kräftig hervor und verläuft gerade; die Flügel sind sehr breit und meist geschweift, so daß die Nasenlöcher von vorn etwas sichtbar werden. Charakteristisch ist die hängende gebogene Nasenspitze. Der Mund ist breit, die Lippen sind voll und geschwungen, die Zähne durchgehends gut; nur alte Leute weisen viele Zahnlücken infolge Ausfallens der Zähne auf. Kinder zeigen Progenie, doch verliert sich anscheinend diese Eigenschaft in späteren Jahren (Tafel 12, Abb. 2; Tafel 42, Abb. 3). Das Kinn ist breit und tritt wenig hervor. Die Ohren konnten wegen der langen Haare nicht beobachtet werden. Ehrenreich (S. 82, 94, 95) glaubt bei den Karajá einen einheitlichen Gesichtstypus gefunden zu haben und zwar eine edlere Form, während die übrigen, wie Šambioá usw., daneben noch einen rohen Typus aufweisen. Ich habe gefunden, daß auch bei den Karajá mehrere Gesichtstypen auftreten, und zwar neben dem edleren und einem roheren noch ein dritter, völlig fremd anmutender, der nur in den großen Dörfern von der Tapirapémündung an nordwärts besonders bei Frauen zu finden war, allerdings auch da nur selten. Leider konnte ich keine dieser Frauen photographieren.

Die Schultern erscheinen mir bei Männern und Frauen im allgemeinen

normal entwickelt, doch gibt es eine ganze Anzahl Personen meist männlichen Geschlechtes, bei denen sie auffallend stark ausgebildet sind, und zwar nicht nur bei Männern (Tafel 36; Tafel 38, Abb. 1), sondern auch bei Jünglingen und Knaben (Tafel 44, Abb. 1; Tafel 49, Abb. 1). Wahrscheinlich ist diese gewaltige Breitenentwickelung der Knochen des Schultergürtels und der daran befestigten Muskeln, besonders des Latissimus dorsi (Tafel 15, Abb. 4a), eine Folge des Ruderns. Eigentlich schmalschultrige Leute habe ich nur wenige gesehen, entgegen Ehrenreich, der (S. 118) die Karajá als von geringer Schulterbreite und grazilem Körperbau beschreibt. Doch muß ich ihm recht geben in der Mitteilung, daß die Frauen ganz allgemein den Männern an Schulterbreite nachstehen und zwar ganz bedeutend.

Der Brustkorb ist gut gewölbt bei Männern und Frauen. Man muß die Indianer, wie Ehrenreich es (S. 119) tut, als weitbrüstig bezeichnen (Tafel 16; Tafel 36; Tafel 43, Abb. 3). Dazu kommt bei den Männern noch die kolossale Ausbildung der Brustmuskulatur, besonders des Pectoralis major (Tafel 15, Abb. 3; Tafel 43, Abb. 2), um im Verein mit der kräftigen Schultermuskulatur der oberen Körperhälfte das völlige Übergewicht über die untere zu verschaffen. Diese starke Ausbildung bewirkt zunächst ein Hervortreten der Brüste, die bei einigen Männern frauenähnliche Gestalt annehmen (Tafel 36), und die Entstehung einer grabenförmigen Vertiefung zwischen den Ansatzstellen der Brustmuskeln am Brustbein (Tafel 14, Abb. 3). Die Brüste der Frauen entwickeln sich anscheinend nur langsam; so hat die Jungfrau (Tafel 16) noch nicht völlig entwickelte Brüste. In der Jugend weisen sie straffe Formen auf (Tafel 16; Tafel 17), während sie nach Geburten bald hängend werden (Tafel 37, Abb. 2; Tafel 42, Abb. 1) und im Alter schlaff herabhängen (Tafel 11, Abb. 4). Der Form nach gibt es halbkugelige und konische, selten sind tellerförmige. Der Warzenhof ist meist prominent (Tafel 17; Tafel 42, Abb. 1).

Stark aufgetriebene Leiber, wahrscheinlich eine Folge der überwiegenden Pflanzennahrung, sind nichts Seltenes, besonders beim männlichen Geschlecht; fast durchgängig haben Kinder beiderlei Geschlechts trommelartig aufgetriebenen Leib (Tafel 11, Abb. 4; Tafel 12, Abb. 2; Tafel 43, Abb. 2; Tafel 51, Abb. 2). Die Muskulatur des Leibes ist bei den Männern meist so gut entwickelt, daß ihre einzelnen Teile unter der Haut sichtbar werden (Taf. 36; 38, Abb. 1). Das Becken ist schmal; besonders Mädchen und Jungfrauen haben Becken, die in der Breite nicht über die des männlichen Geschlechtes hinausgehen, und auch die der Frauen sind nicht wesentlich breiter als die der Männer. Das von mir beobachtete auffallend breite Becken einer Frau ist eine Ausnahme, entgegen Ehrenreich, der sie als in die Breite gehende Figuren bezeichnet[1]. Mit dieser geringen Breitenentwickelung des Beckens geht das fast völlige Fehlen einer Taille Hand in Hand (Tafel 16; 17; 42, Abb. 1), die nur bei Frauen zuweilen deutlich vorhanden ist

[1] S. 119. S. 101 bezeichnet er aber die Hüften der Frauen als relativ schmal.

(Tafel 42. Abb. 3). Dem männlichen Geschlecht eigentümlich ist die oft stark hervortretende Leistenlinie (Tafel 36; 44, Abb. 1).

Die Fettpolster über den Glutäen sind im allgemeinen normal. Wo sie kräftiger entwickelt sind (Tafel 16), tritt die Anhäufung des Fettes mehr in den unteren Teilen auf. Ein kräftig ausgebildetes Fettpolster gehört zum Schönheitsideal der Indianer.

Die Arme. Was die Länge von Ober- und Unterarm anlangt, so erscheint der Oberarm dem unsrigen proportioniert zu sein; der Unterarm hingegen erscheint im Verhältnis zum Oberarm lang (Tafel 43, Abb. 1), und das weibliche Geschlecht hat verhältnismäßig längere Unterarme als das männliche (Tafel 17). Die Muskulatur des Oberarmes ist bei den Männern außerordentlich kräftig entwickelt (Tafel 15, Abb. 1; 36; 43, Abb. 3), bei den Jünglingen und Knaben, sowie beim weiblichen Geschlecht dagegen ist sie nur gering ausgebildet, so daß man diese als dünnarmig bezeichnen muß (Tafel 11, Abb. 4; 17; 38, Abb. 2; 47, Abb. 2). Ganz offenbar ist die starke Entwickelung bei den verheirateten Männern die Folge des Ruderns und des Baumfällens in der Pflanzung. Am Unterarm fällt bei den erwachsenen Männern die stärkere Entwickelung des inneren Muskels (nach dem Ellbogen zu) auf (Tafel 36, Abb. 1; 49, Abb. 1), bei den Frauen dagegen ist der äußere Muskel stärker ausgebildet (Tafel 17). Hände und Finger sind im Verhältnis zu unseren klein.

Die Beine. Die Frauen haben im Vergleich zu den Männern kürzere Beine, während das Verhältnis von Ober- zu Unterschenkel bei beiden Geschlechtern nicht wesentlich verschieden ist. Die Beine sind im allgemeinen, besonders in der Jugend, grazil. Doch treten dabei die einzelnen Muskelbäuche am Oberschenkel relativ stark unter der Haut hervor (Tafel 44, Abb. 1). Eine weitere Erscheinung ist auf die Kinder und die Jugend beschränkt, in späteren Jahren geht sie allmählich zurück und ist nur noch selten sichtbar. Es handelt sich um ein auch bei unseren Kindern häufiges starkes Hervortreten der Hautpartien an der Innenseite des Oberschenkels oberhalb des Kniegelenkes, wohl eine Folge der Erschlaffung der Gelenkkapseln des Kniegelenkes, die wahrscheinlich bewirkt ist durch den starken Druck der als Abzeichen der Ledigen getragenen Wadenbänder aus Baumwolle, die direkt am Körper angehäkelt werden und erst, wenn sie zu eng geworden sind und stark ins Bein einschneiden, abgeschnitten und erneuert werden (Tafel 11, Abb. 4; 12, Abb. 2; 38; 42, Abb. 1; 43, Abb. 1; 44, Abb. 1). Dies starke Hervorquellen der Teile über dem Knie wird besonders bei den Tonpuppen dargestellt und gilt anscheinend als schön (Tafel 8). Die Beine waren stets gerade gewachsen; X-Beine habe ich nie gesehen, O-Beine, und zwar gebogene Unterschenkel, wiesen nur zwei Männer auf (Tafel 15, Abb. 4b und Pedro). Die Fesseln sind schmal[1]; der Fuß ist durchgehends gedrungen und gut gebildet. Die Haltung der Füße ist wie bei uns auswärts, was auf den Abbildungen ersichtlich ist, und nur selten ein-

[1] Siehe unter Abzeichenschmuck: Waden- und Knöchelbänder.

wärts (Tafel 16; 42, Abb. 3; vgl. Ehrenreich S. 101). Beim Gehen werden sie ebenfalls auswärts gestellt. Die oft berichtete Art des Gehens, daß nämlich auf den schmalen Pfaden Fuß vor Fuß gesetzt werde, habe ich nie beobachtet, trotzdem ich tagelang, hinter verschiedenen Indianern auf schmalen Indianerpfaden einhergehend, Studien darüber betrieben habe. Nur wenn ein Grasbüschel die Zehen störte, wurden diese nach innen gewendet. Ehrenreich gibt an, daß die zweite Zehe die längste sei (S. 101) und die fünfte auffällig zurücktrete (S. 104). Über die letzte habe ich nichts beobachtet, verschiedentlich fand ich aber, daß die große Zehe wesentlich kürzer war als die zweite Zehe, wie es ja auch Steinen am Xingu beobachtet hat. Die große Zehe kann weit abgespreizt werden. Offenbar müssen große individuelle Unterschiede in der Fußbildung vorkommen; denn die Indianer erkennen an der Form der Fußabdrücke im Sande (die wohl auch von der verschiedenen Art des Auftretens abhängig ist) mit Sicherheit den Besitzer des Fußes.

Die Körper der Indianer machen durchgehends einen wohlgenährten Eindruck. Schon oben (S. 182) wurde bemerkt, daß trommelartig aufgetriebener Leib bei Kindern die Regel ist, wobei der übrige Körper aber durchaus keinen schwachen Eindruck macht. Sehr stark genährte Personen (Tafel 44, Abb. 1) gelten als Ideal der Indianer. Schlecht genährte, direkt abgemagerte Personen sind selten (Tafel 37, Abb. 1, der längste). Bei weitem überwiegen abgemagerte Frauen, und zwar tritt diese starke Abmagerung meist im Alter ein. In Dorf 5 und 27 sah ich einige uralte Leute, die fast zum Skelett abgemagert waren (siehe auch Ehrenreich, Seite 104).

Die gute Ernährung gibt den Indianern gute Kräfte, die durch Rudern, Arbeit in der Pflanzung und Übung im Ringkämpfen gestählt werden, so daß auch junge Leute mit gering entwickelter Armmuskulatur doch im Rudern äußerst ausdauernd sind und im Ringkampf oft überraschend gut abschneiden.

Die Geschlechtsteile sind nur bei den Männern sichtbar. Die Vorhaut des Penis wird vor der Eichel mit einem Baumwollfaden rollenartig umwickelt; der Penis liegt dadurch kugelförmig innerhalb der Haut, verkürzt, so daß der ganze männliche Geschlechtsteil im Verein mit den durch den Hodensack hindurch sichtbaren Hoden einen dreikugeligen Anblick gewährt (Tafel 36; 38, Abb. 2; 43, Abb. 1 und 3; 49, Abb. 1).

Die Haut ist dünn und zart und fühlt sich sehr weich an, echte Tropenhaut, wie sie ja auch die Weißen in den Tropen besitzen. Einen gewissen Anteil daran mag auch das Einölen der Haut haben. Die Hautfarbe ist schwer zu bestimmen, da die Indianer meist bemalt oder sogar mit einem vollkommenen Ölfarbenanstrich herumlaufen. Die heiße Sonne, die auf den Sandbänken besonders prall scheint, verbrennt die ihr am meisten ausgesetzten Teile, wie Oberarm, Brust, Schultern, Bauch und Oberschenkel, so daß hier die Haut wesentlich dunkler ist (Nr. 26—28 der Martinschen Tafel, mit einem Stich ins Violette) als an den geschützteren Körperstellen, wie Innenseite der Oberarme u. a. (Nr. 25). Die Wangen sind auffällig hell, meist



1. Jünglinge der Karajá.



2. Frauen und Kinder der Karajá.



nur Nr. 21, und bei vielen direkt fahl, gelblich (Nr. 18—19). Ob dies auf krankhafte Zustände zurückgeht, vermag ich nicht zu sagen; häufig war die Erscheinung besonders bei jungen Leuten und Mädchen. Die eigentliche Hautfarbe kommt erst unter den Baumwollbinden zum Vorschein, vor allem unter den Wadenbändern; da beträgt sie Nr. 17. Sehr hell, fast wie bei uns, sind Handflächen (Nr. 13—15) und Fußsohlen (Nr. 10—16). Die Frauen erschienen oft heller als die Männer, gewiß eine Folge davon, daß sie mehr im Schatten der Häuser leben und bei Ausgängen meist ihre Netzdecken umnehmen. Auch meine indianischen Ruderer nahmen unter der Kleidung im Laufe der Monate eine hellere Färbung an. Albinos habe ich nicht gesehen. Das Ideal der Karajáindianer ist eine möglichst helle Haut; meine weiße Hautfarbe schätzten sie ganz besonders, sie wollten gern selbst ganz weiß sein (vgl. Rolle des Weißen in den Sagen).

Ein besonderer Körpergeruch ist den Indianern wohl eigen; er ist ziemlich stark und uns unangenehm. Doch läßt sich nicht sagen, wieviel davon auf Kosten des ranzig werdenden Öles auf der Haut und im Haar kommt.

Das Haar. Das Kopfhaar ist im allgemeinen schlicht; lang herabfallendes Haar wird aber, wenn es lange nicht ausgekämmt ist, bei Männern und Frauen wellig (Tafel 17; 36; 42, Abb. 1 und 3). Ist es frisch gekämmt und eingeölt, so hängt es natürlich glatt herab. Lockenbildung ist verhältnismäßig häufig; an Männern beobachtete ich sie zehnmal, bei Frauen dagegen nur viermal (Tafel 11, Abb. 4; 38, Abb. 1; 44, Abb. 2). Die Farbe des Haares ist schwarz, mit einem rötlichen Schimmer bei schrägeinfallendem Lichte. Barthaar ist spärlich und wird ausgerupft. Achselhaar ist vorhanden, wenn auch wenig kräftig; es wird teils ausgerissen, teils stehen gelassen. Das Schamhaar ist beim männlichen Geschlecht kräftig entwickelt; es reicht nicht wesentlich über den Schambeinknochen hinauf und wird nicht beseitigt. Das feine Hauthaar des übrigen Körpers konnte ich bei den Indianern nicht beobachten; ihre Haut ist völlig glatt. Sie waren im Gegenteil erstaunt, bei mir auf Armen, Hand und Finger Haare zu sehen, deren weißer Schimmer auf der sonnenverbrannten Haut allerdings eigentümlich genug aussah. Augenbrauen und Wimpern werden ausgerupft.

Krankhafte Bildungen am Körper waren nur selten zu beobachten, Nabelbrüche habe ich nur einen bei einem Knaben von etwa 12 Jahren gesehen. Häuptling Ilk litt offenbar an einem Leistenbruch (Tafel 36, Abb. 1 und 2, rechts). Die Zeichen überstandener Schwangerschaft waren am Leib in geringerer Weise als an der Brust bemerkbar.

Das Allgemeinbild der Karajá ist also folgendes: Klein bis mittelgroß, braunfarbig, mit schlichtem, zuweilen lockigem Haar; breitschultrige, weitbrüstige, schmalhüftige Gestalten mit langen Unterarmen und kurzen Händen und Füßen. Gutgenährte, äußerst muskulöse Menschen. Die Frauen bleiben in jeder Hinsicht hinter den Männern zurück.

2. Wohnsitz, Gliederung, Zahl.

Ein großes Indianervolk, das der Karajá, bewohnt die Ufer des Araguaya von 15¼—7° s. Br. Es gliedert sich in die drei Stämme der Šambioá, Šavajé und Karajá. Die Šambioá bewohnen die Stromschnellenstrecke zwischen 7 und 8° s. Breite., die Šavajé den mittleren Teil der Flußinsel Bananal, zwischen 11 und 12° s. Br., während die Siedelungen der eigentlichen Karajá sich am stromschnellenfreien Laufe des Flusses von 10° 12' bis 15° 15' s. Br. hinziehen.

Anscheinend gibt es abseits vom Flußtal hausende Karajá. Die erste Deutsche Xinguexpedition traf am unteren Xingu im Gebiete der Yuruna allenthalben auf Spuren von Kämpfen mit fremden Indianern, die von den Yuruna mit dem Namen Karajá belegt wurden. Die mitgebrachten Gegenstände, die die Yuruna als von den Karajá stammend bezeichneten, und die sich im Museum für Völkerkunde zu Berlin befinden, weisen eine Kultur auf, die Anklänge an die der Karajá und die der Kayapó zeigt[1]. Sie könnten also wohl einem abgesprengten Karajástamm angehören, dessen Kultur durch seinen Aufenthalt unter Kayapóstämmen abgewandelt, der der Kayapó angeähnelt wurde. Der Stamm der eigentlichen Karajá wußte nach meinen Nachforschungen nichts von Stammesbrüdern am Xingu. Erst unterhalb von Santa Maria erfuhr ich von einem brasilianischen Ansiedler, der mit den Verhältnissen der Šambioá vertraut zu sein schien, daß man sich die Abzweigung der Xingu-Karajá folgendermaßen erzähle: Ein Šambioáhäuptling (Roca?; vgl. Coudreau, S. 123) raubte eine weiße Frau; sein Sohn verliebte sich in sie und wollte sie dem Vater abspenstig machen. Es kam zum Streite, in dem der Vater sich als der schwächere erwies, so daß er mit seinem Anhang wegziehen mußte; er wandte sich nach Westen zum Xingu hinüber. Wieviel von dieser Erzählung glaubwürdig ist, entzieht sich noch unserer Kenntnis. Sie zeigt jedenfalls, daß die Xingu-Karajá in engere Verbindung mit den Šambioá als mit den Karajá gebracht werden; im Hinblick auf die geographischen Verhältnisse und auf die obigen Ausführungen über die Keulengriffe eine wohl annehmbare Ansicht.

Im Quellgebiet des Xingu hörte die zweite deutsche Xinguexpedition von einem Stamme der Arumá. Gegenstände dieses Stammes, die bei anderen Stämmen erworben wurden, weisen die gleiche Mittelstellung zwischen Karajá- und Kayapókultur auf[2]. Sie gehören also der gleichen ethnogra-

[1] Die Keulen Nr. 1596 und 1597 haben Griffe, die denen der Šambioákeulen und Ruder (3979, e, d) ähnlich sind. Die Keule 1597 ist wiederum der von Herrmann Meyer von den Kayapó des Paranayuba mitgebrachten (4466) ähnlich, dagegen völlig verschieden von meinen Kayapó- und Karajákeulen, deren Griffe denen der Šavajé und anderen der Šambioá (3983) gleich sind. Das Diadem 1595 ist identisch einem von Ehrenreich mitgebrachten Karajádiadem, sowie zwei meiner Kayapódiademe. Der Pfeil 1598 ist den Ehrenreichschen Karajápfeilen gleich. — Die Nummern der Gegenstände beziehen sich auf den Berliner Katalog.

[2] Die vier Pfeile, Berlin 3874a—d, haben zum Teil neue Schäfte mit der Bakairifiederung erhalten; die alten Schäfte jedoch weisen Spuren einer Fiederung auf, die der

phischen Provinz wie die Karajá an. Nun spricht Meyer[1] die Arumá für Karaiben (Bakairí-Apiaká) an. Vielleicht geht der Kulturwandel gegen die Bakairí auf die Einwirkung von Šavajé zurück. Nach Aussagen der Karajá haben sich nämlich vor etwa 20—30 Jahren die Šavajé an der Barreira de Santa Izabel Velha genannten Stelle geteilt; ein Teil blieb auf Bananal wohnen, der andere zog nach Westen über den Araguaya hinüber und ist seitdem verschollen. Vielleicht hat sich dieser Teil der Šavajé nach Südwesten zum Xingu hinüber begeben und auf die dortigen Kulturen in der angegebenen Weise eingewirkt.

Von den oben genannten drei Stämmen habe ich die Šavajé kurz, die Karajá in langdauerndem Aufenthalte studiert.

Die eigentlichen Karajá[2]. Sie nennen sich selbst: kărăjá, kărădjá oder auch krădjá. Daneben wurde auch īná und Īnaulá als Selbstbezeichnung angegeben. Von den Brasilianern werden sie Karayá genannt. Bei den Savajé heißen sie nach ihrer eigenen Angabe šŭsŏmădó oder bērĕhŏkŭwăndú, bei den Cherénte wārăšūtŏró. Sie bewohnen den Mittellauf des Araguaya, gegenwärtig von 15° 15′ bis 10° 12′ s. Br.; ihre Grenzpunkte sind also im Süden die Mündung des Rio Vermelho, im Norden eine Stelle zwischen dem Nordende der Insel Bananal und Santa Anna; nur gelegentlich unternehmen sie Handelsfahrten bis Santa Maria und Conceição. Im allgemeinen sind sie auf die Ufer des Stromes und dessen nächstes Hinterland beschränkt, und zwar bewohnen sie beide Ufer gleichmäßig; von der durch die Furcht vor Feinden entstandenen Gewohnheit, das westliche Ufer zu meiden[3], kann jetzt wenigstens keine Rede mehr sein. Ihre Fisch- und Handelszüge dehnen sie auch seitwärts über große Strecken aus. Im Osten besuchen sie die Šavajé im Innern von Bananal, vermeiden es aber, in kleiner Anzahl dahin zu gehen. Im Westen befahren sie die großen Nebenflüsse. Im Rio das Mortes soll es 15 Leguas oberhalb der Mündung ein kleines Karajádorf geben; weiter aufwärts gehen sie hier angeblich nicht. Den Rio Cristallino fahren sie eine Strecke weit empor, um Schildkröten zu fischen. Im Rio Tapirapé gehen sie bis dicht unterhalb des Wasserfalles; ein Baum mit zwei Schußkanälen, eine Feuerstelle und Gefäßreste bezeichnen hier die Grenze gegen die Tapirapéindianer.

Ihre Nachbarn sind daher folgende:

Im Süden Kayapó und Bororo, letztere bei den Karajá nur dem Namen nach bekannt.

---

der Karajá sehr ähnlich ist, und die Spitzen sind bis auf eine solche von Karajápfeilen gleich. Das geriefelte Vorderende einer Keule (Berlin 2990) könnte von den Karajá wie von den Kayapó stammen.

[1] Vgl. Meyer, Zeitschrift f. Ethnol., Berlin, Bd. 30, 1898, S. 258.

[2] Wie oben dargelegt, verstehe ich unter Karajá die von Ehrenreich Carayahi genannten Indianer. Gemäß dem ziemlich scharfen J-Laut, der oft wie dj ausgesprochen wurde, muß ich die Schreibart in Karajá umändern.

[3] Moraes Jardim, O Rio Araguaya; Ehrenreich, Südamerikanische Stromfahrten, Seite 38.

Im Westen am Rio das Mortes die Chavánte: auf Karajá kɪ̯lūẓắ (kɪ̆lŏẓắ, kŭlɪ̆ẓắ); am Rio Tapirapé die Tapirapé: ūŏhū́; von Santa Anna ab nördlich die Kayapó: kɪ̯ă̄ɪ̯ăū́.

Im Osten am oberen Tocantins die Cherénte: ɪnŏlắtŭ; am Südende von Bananal die sogenannten Canoeiros: tɪ̆ă̄bĕẓắ; inmitten von Bananal die Šavajé: šăwăjé, (ɪ̆)šă̄(n)dɪ̆wăndū́.

Im Norden die Šambioá: šămbɪ̆ŏắ.

Von unbekannten Stämmen wurden erwähnt am Rio das Mortes die dōbă̄ɪ́, im Osten die ɪ̆šăwŭndăhó.

Mit sämtlichen dieser Stämme, außer den verwandten Šavajé und Šambioá, leben die Karajá auf Kriegsfuß, vor allen zeigen sie große Furcht. Mit den Tapirapé haben sie früher in Handelsverkehr gestanden, seit fünf bis sechs Jahren aber meiden sich beide Völker infolge einer Fehde, die wegen Frauenraubes durch die Karajá zwischen ihnen entbrannte. Selbst vor den beiden ihnen verwandten Stämmen haben die Karajá großen Respekt. Es kommt das wohl daher, daß die Šavajé und Šambioá in wenigen großen Dörfern leben, die Karajá aber zerstreut in vielen kleinen Siedelungen, und daß sie daher, großer Menschenmengen ungewohnt, vor der stattlichen Anzahl bewaffneter Männer Furcht empfinden. Anscheinend ist die Furcht vor anderen Stämmen bei den Indianern überhaupt üblich.

Der Stamm der Karajá gliedert sich gegenwärtig in zwei Horden:

Die Nordhorde wohnt vom Nordende der Insel Bananal bis zum Rio das Mortes in folgenden 14 feststehenden Dörfern (von Nord nach Süd)[1]: Dorf des Häuptlings Wălătắ, Crɪ̆sŏtĕ̀, Tŭmănăkū́ (angeblich im September 1908 gestorben), João III, Alfredo, Cyriăki-Cadete (Cyriăki siedelte im September 1908 an die Tapirapémündung über), Dorf an der Tapirapémündung, Dorf des Häuptlings João II, José, Fŏtū́nă, Ilk, Dorf am Izabel Morro, Cadete João, Dorf des † Cincinati. Die Dörfer gliedern sich in drei Gruppen und eine Außensiedelung: Walata wohnt vier Tagereisen (die Tagereisen sind für die Talfahrt im Ruderboot berechnet) unterhalb von Crisote, da er mit sämtlichen Karajá verfeindet ist und von diesen daher gebührend gefürchtet wird; im Herbst 1908 scheint übrigens eine Versöhnung zwischen ihnen zustande gekommen sein. Etwas isoliert wohnt auch Crisote, nämlich eine volle Tagereise unterhalb von Tumanakú. Von Tumanakú bis José reiht sich ein Dorf an das andere, der mittlere Abstand beträgt drei Stunden Reiseweg. Nur das Dorf an der Tapirapémündung ist von den beiden Nachbardörfern je vier bis fünf Stunden Fahrt entfernt. Zwischen José und Fotuna ist ein Zwischenraum von 1½ Tagereisen, dann folgen wieder die Dörfer in kürzeren Entfernungen.

Eine Abzweigung der Nordhorde ist das Karajádorf des Häuptlings Kŏrŭmăré am Flusse auf Bananal, einen Tagesmarsch östlich vom Dorfe des José gelegen.

[1] Unter feststehenden Dörfern verstehe ich solche, die nach jeder Regenzeit beim Übersiedeln auf die Flußsandbänke wieder in ihrem bestimmten Bezirk angelegt werden.

o José (hölĕnékă), dicht unterhalb des Rio de Peixe (šĭšá), an der
ündung des Rio Vermelho oberhalb Leopoldina (šĭšămădó). Auch diese
rfer gliedern sich in mehrere Gruppen: am Rio Crixá liegen drei Dörfer
Abstand von je drei bis vier Stunden Fahrt etwa. Das Dorf am Lago
Café liegt mitten zwischen Rio Crixá und São José und ist von beiden etwa
er bis sechs Stunden Fahrt entfernt. Bei São José liegen zwei Dörfer,
šá ist von da $1^1/_2$ Tagereise entfernt, šĭšămădó von šĭšá $2^1/_2$ Tagereisen.
šămădó ist eine Außensiedelung, die seit etwa fünf Jahren besteht; sie wird
on zivilisierten Indianern bewohnt, die die Vorteile der Kultur (Tabak,

2. Bemalter Knabe. Karaja.



1. Zwei Männer, ein Jüngling, zwei Knaben. Karajá.

Ohne die Šavajé der Südhorde beträgt also die Gesamtzahl 815, mit den Šavajé 831 Personen. Auf ein Haus kommen daher im Mittel sieben bis acht Personen.

Für das große Gebiet, das die Karajá bewohnen (etwa 800 km Längenerstreckung), ist die Volkszahl also recht gering. Es ist wohl möglich, daß sie einst größer gewesen ist, wenn auch die riesigen Zahlen früherer Berichte stark übertrieben erscheinen. Auffällig ist die geringe Zahl der Jünglinge und Jungfrauen. Vielleicht wurden Jungfrauen vor mir verborgen gehalten; vielleicht aber sind tatsächlich der Masernepidemie, die 1906 oder 1907 nach Angaben der Indianer furchtbar unter der Jugend gehaust haben soll, sehr viele jugendliche Personen zum Opfer gefallen[1]. Vorderhand ist kein Rückgang zu erkennen. Die Zahl der Kinder erscheint den Verhältnissen angepaßt, auf eine Familie kommen etwa drei Kinder. Hagestolze gab es einige in mittlerem Lebensalter; ihr Einfluß auf die männliche Jugend ist nicht gut. Sie predigen das Junggesellenideal, dem die Jugend um so lieber nachstrebt, als sie mit der Heirat schwere tägliche Arbeit (Fischfang, Pflanzung anlegen) übernehmen muß. Mehr als einer erklärte mir, er wolle nicht heiraten, weil er dann so viel arbeiten müsse. Doch scheinen die Eltern dem entgegenzuarbeiten.

Gehen wir genauer auf das Verhältnis der Süd- zur Nordhorde ein, so scheint es, als ob die Südhorde erst im Laufe der letzten hundert Jahre entstanden sei. Die Karajá scheinen also auf einer Südwanderung begriffen zu sein. Wir haben folgende Angaben über die Wohnsitze der Karajá:

1772 trifft José Machado Karajá an, offenbar auf der Insel Bananal. 1773 besucht Fonseca die Karajá nördlich der Südspitze von Bananal; sie bewohnten neun Dörfer mit 9000 Einwohnern, wovon drei Dörfer auf die Šavajé kamen.

Verpflanzungen nach Süden auf Aldeamendos fanden von 1782 an statt. In diesem Jahre wurden 700 Karajá nach São José de Mossamedes bei Goyaz verpflanzt, wo sie allmählich zugrunde gingen. 1786 wurde Carretão für Chavánte und Šavajé gegründet; die meisten Indianer erlagen einer Masernepidemie, die Überlebenden wurden 1788 nach Salinas gebracht, wo sie ebenfalls allmählich zugrunde gingen. Ein Übersiedeln der Indianer nach Süden in die Nähe dieser „Kulturzentren" fand aber damals noch nicht statt; denn 1792 traf Souza Villa Real, als er vom Rio Vermelho aus den Araguaya abwärts fuhr, bis zum Südende von Bananal keine Indianer an. Erst Anfang des 19. Jahrhunderts scheinen die Karajá gelegentlich nach Salinas zum Besuch ihrer dort angesiedelten Stammesbrüder gekommen zu sein. So berichtet Silva Souza, daß sie zwischen 1809 und

[1] 1908 schienen recht gute gesundheitliche Verhältnisse bei den Karajá zu herrschen. Nur im Dorfe an der Tapirapémündung litten viele kleine Kinder an einer Art Keuchhusten. Gestorben sind von Juli bis Ende Oktober, soweit ich Kenntnis bekommen habe, nur ein Kind und zwei ältere Männer. Geburten habe ich nicht beobachtet, doch standen offenbar mehrere in kurzer Zeit bevor.

1812 nach Salinas kamen, um sich friedlich zu unterwerfen, infolge eines Streites aber wieder in ihre Dörfer am Flusse abzogen; leider wird nicht mitgeteilt, wo diese Dörfer lagen. Cunha Mattos berichtet 1824, daß die Karajá zeitweilig nach Salinas kamen, um dort Eisengeräte zu kaufen[1]. Diese Verhältnisse dauerten viele Jahrzehnte hindurch an, denn Castelnau berichtet aus dem Jahre 1844, daß die Karajá gelegentlich vom Araguaya nach Salinas herüberkamen, teils zum Besuch ihrer Stammesbrüder, teils um die Pflanzungen der Brasilianer zu plündern[2]. Er selbst traf von der Mündung des Rio Crixá bis zum Südende von Bananal keine Dörfer an, sondern berichtet, daß die festen Siedelungen erst nach der Teilung beginnen und zwar am westlichen Arm, und daß bis zum Rio das Mortes drei Dörfer liegen, von denen das erste 38 Leguas, das zweite 30 Leguas, das dritte direkt oberhalb des Rio das Mortes liegt[3]. Auch Rufino traf 1846/47 Karajádörfer (9 Stück) nur längs der Insel Bananal an, von denen das südlichste 9 Tage unterhalb des Südendes von Bananal gelegen war. 1863 machte Couto de Magalhães einen neuen Versuch, Chavánte und Karajá in einem Dorfe bei Salinas anzusiedeln, um sie hier der Kultur zuzuführen. Erst diese Gründung scheint in Verbindung mit dem weiteren Vordringen brasilianischer Kultur nach Westen dazu geführt zu haben, daß die Karajá auch südlich der Insel Bananal sich ansiedelten. So erwähnen Moraes Jardim und Spinola aus dem Jahre 1880 das erste Dorf der Karajá von Süden her bereits bei São José, sodann ein zweites Dorf an der Mündung des Rio Crixá. Weiter folgen dann 18 Dörfer auf Bananal, am Lago dos Chavántes beginnend, den Schluß bildet ein Dorf bei Santa Maria. Diese 21 Dörfer sollten etwa 600 Bewohner aufweisen.

Ehrenreich führt 1888 folgende Dörfer an: Zwischen Leopoldina und dem Rio Crixa wurde ein Lager mit wenigen Zelten angetroffen. Bei Schischá befand sich auf einer Sandbank ein Dorf von etwa 30 Personen. Die Ranchos bei São José, die in der Regenzeit von Indianern bewohnt wurden, traf er im August verlassen an. Ein weiteres Dorf befand sich am Rio Crixá. Nördlich von der Südspitze Bananals verzeichnet er folgende Dörfer: Oberhalb des Rio das Mortes drei Dörfer, bei Izabel do Morro vier Dörfer, von da bis zur Tapirapémündung sechs Dörfer und unterhalb der Tapirapémündung weitere sechs Dörfer, von denen das letzte isoliert am Nordende von Bananal gelegen ist. Die ehemals nördlichste Siedelung bei Santa Maria war nach seiner Mitteilung 1881 (1859 nach Coudreau, S. 136) von den Kayapó überfallen, zerstört und infolgedessen von den Karajá endgültig aufgegeben worden. Die Nordhorde bewohnte also nach ihm 19 Dörfer, während die Südhorde 2—4 Dörfer inne hatte. Cavalcanti führt 1895 für die Südhorde folgende Dörfer an: Das erste Dorf auf einer Insel gegenüber von Chicas (wohl identisch mit Schischá) mit zwei Häusern, das

[1] Rev. trim. 37, S. 363.
[2] Bd. 1, S. 372, 377, 383.
[3] Bd. 1, S. 395; Bd. 2, S. 114.

zweite Dorf auf einer Sandbank gegenüber von São José mit vier Häusern, ein weiteres Dorf an der Mündung des Rio Crixá unter dem Häuptling Pedro Manco.

Die Angaben Coudreaus 1896/97 sind für die Südhorde, über die er nur Erkundetes berichtet, noch ungenauer als für die Nordhorde. Er gibt für die Regenzeit zwei Dörfer an: eines bei São José mit elf Häusern und 60 Bewohnern, das andere bei Schischá mit 17 Häusern und 40 Bewohnern. Die große Anzahl der Häuser und Bewohner zeigt, wie die Indianer sich in der Regenzeit in wenigen größeren Orten zusammenfinden. Immerhin geht daraus hervor, daß die Südhorde schon erstarkt war.

1908 fand ich selbst also das erste Dorf bei Leopoldina, das zweite bei Schischá, das dritte oberhalb, das vierte in São José (ein von den Indianern bewohntes Haus), das fünfte am Lago de Café, das sechste oberhalb, das siebente unterhalb der Mündung des Rio Crixá, das achte am Lago de Luiz Alves: insgesamt 19 Häusern und 148 Bewohnern.

Nach Erzählungen der Indianer der Südhorde sollen die ersten Karajá hier, die von São José, von Norden gekommen sein. Der erste Häuptling, der hier einwanderte, war mäněkökó. Er fand das Land unbewohnt vor. Als er starb, blieben die Indianer unter einem andern Häuptling, Xavier, da wohnen. Unter dessen Leuten befand sich kulí, der Häuptling von Dorf 3. kulí scheint etwa 60 Jahre alt zu sein. Ob er hier geboren ist, weiß ich nicht. Jedenfalls erfolgte die Einwanderung vor seiner Zeit, also etwa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. šĭšá soll nach Angaben der Indianer vor 20—30 Jahren aus einer Hütte bestanden haben; später seien dann mehrere Indianer aus Norden zugezogen. Der Ort bei Leopoldina sei vor etwa fünf Jahren gegründet worden; die Leute wohnten früher in šändäläbě (am Rio das Mortes, oder der Barreira de Izabel Velha, oder bei Izabel do Morro).

Es geht aus dieser Zusammenstellung jedenfalls hervor, daß die Südhorde ihren Ursprung zunächst wohl der Anlage der Aldeamendos bei Carretão und Salinas verdankt. Die dort angesiedelten Indianer und die dadurch geschaffene Berührung mit der Kultur (Eisenwerkzeuge, Schnaps, Tabak) zogen bald mehr nach sich, und dieser Zuzug hielt auch nach Aufhebung der Aldeamendos an.

Noch heute dauert diese Südwanderung fort; aus meinen Beobachtungen läßt sich dies deutlich nachweisen. Betrachten wir zunächst die Verschiebungen innerhalb der beiden Horden im Sommer 1908.

Bei der Nordhorde traf ich auf der Talfahrt 13 bewohnte Dörfer mit 71 Häusern an, dazu 14 verlassene Dorflagen mit etwa 40 Häusern und 4 wandernde Dörfer, von denen 2 nach Norden, 2 nach Süden zogen. Auf der Bergfahrt war das Verhältnis folgendermaßen: es bestanden 13 bewohnte Dörfer mit 63 Häusern. Der Unterschied gegen die Dörfer der Talfahrt bestand darin, daß 2 Dörfer aufgegeben, 2 neu gegründet und 5 verlegt waren. 4 Dörfer wanderten, und zwar 3 nach Norden und 1 nach Süden. Verlassene Dorfplätze fanden sich noch 10 mit etwa 25 Häusern.

Nehmen wir den Rio Tapirapé als Scheidepunkt, so lagen:

Häuptlingshütte der Karajá. Eingang teilweise gedeckt.

	unterhalb:	oberhalb:
auf der Talfahrt . .	6 Dörfer, 1 Wanderdorf,	7 Dörfer, 3 Wanderdörfer,
auf der Bergfahrt .	4[1] „ 3 Wanderdörfer,	9 „ 1 Wanderdorf.

Es hat sich also eine kleine Verschiebung nach Süden vollzogen. Dabei ist noch zu erwähnen, daß im September 1908 Häuptling Cyriáki sich von Cadete getrennt und ins Dorf an der Tapirapémündung, also das nächste südliche, übergesiedelt war[2]. Überwanderungen von der Nord- zur Südhorde fanden zwei statt, doch nur besuches- oder handelshalber. Einige Personen schienen allerdings auch dauernd bei der Südhorde bleiben zu wollen.

In der Südhorde fanden sich im Oktober dieselben Dörfer wie im Juni wieder vor. Auf der Talfahrt wurden 8 Dörfer mit 19 Häusern und 5 verlassene Dörfer mit 11 Häusern beobachtet, auf der Bergfahrt dieselben 8 Dörfer mit 20 Häusern, doch waren 2 Dörfer verlegt und 2 Abzweigungen (Bootbauer des zweiten und dritten Dorfes, die ihre Arbeit vollendet hatten) eingezogen worden; außerdem waren noch 3 verlassene Dörfer mit 6 Häusern sichtbar[3].

Die Zunahme der Häuser um eins ist auf Zuwanderung von Šavajé zu setzen, fanden sich doch auf der Bergfahrt fünf männliche und elf weibliche Šavajé in Schischá vor. Außerdem aber hatte sich die Zahl noch weiter verschoben: auf der Talfahrt zählte ich 70 Männer und 61 Frauen, auf der Bergfahrt 70 Männer und 78 Frauen; mit den Šavajé zusammen betrug also die Zunahme von Juni bis Oktober 5 Männer und 28 Frauen, das sind 33 Personen. Diese Zunahme ist außer auf Zuwanderung der Šavajé auf solche aus der Nordhorde zurückzuführen.

So scheint noch heute die Südwanderung anzudauern, und sie scheint auch die Šavajé ergriffen zu haben. Anscheinend hat die Südhorde einiges Šavajéblut in sich, das sich vor allem im größeren Wuchs bemerkbar macht. Heute sitzt erst etwa der fünfte Teil der Karajá südlich von Bananal, die Hauptmasse wohnt noch in der Nordhorde, aber wir haben gesehen, daß sich in dieser ebenfalls eine Tendenz nach Süden bemerkbar macht[4].

Ob diese Südwanderung die Fortsetzung einer älteren Wanderung ist, die die Karajá an den Araguaya gebracht hat, möchte ich noch dahingestellt sein lassen. Bekanntlich hat schon Ehrenreich auf viele Anklänge der Karajá mit Indianern Guayanas hingewiesen. Ohne jetzt diese Kulturzusammenhänge weiter verfolgen zu wollen, möchte ich aus einer Vergleichung der Karajá- und Kayapókultur mitteilen, daß die Karajá sehr viele den Kayapó verwandte Kulturzüge aufweisen, aber auch einen großen Prozentsatz fremder

---

[1] Kissenberth traf 1909 im März unterhalb des Tapirapé diese selben vier Dörfer, sowie ein wanderndes Dorf an. Zeitschrift für Ethnologie, 1909, Bd. 41, S. 967.

[2] Kissenberth nennt als Cyriákis Dorf das erste Dorf oberhalb der Tapirapémündung.

[3] Über die Ursache des Verlassens der Dörfer siehe unten unter Haus und Dorf.

[4] Eine Überwanderung aus der Südhorde in die Nordhorde ist vor längerer Zeit erfolgt: aus Schischá wanderten Leute aus und ließen sich am Corrego nieder; es ist das Dorf des José (6 Männer, 8 Frauen).

Elemente in sich bergen, die nach Norden oder Nordwesten zu weisen scheinen. Es wird späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben, diesen Kulturproblemen weiter nachzugehen. Die heutige Verbreitung der Karajá, ihre Beschränkung auf das Flußtal in schmalem Bande über 8½ Breitengrade hinweg inmitten feindlicher Stämme, besonders solchen der Gesfamilie, scheint darauf hinzuweisen, daß die Karajá von Norden her den Araguaya emporgewandert sind, die hier wohnenden Stämme auseinandersprengend. Bisher sind die Karajá noch nicht zu einem friedlichen Verhältnis zu den Nachbarstämmen gekommen. Versuche dazu wurden in Conceição von der Mission aus unternommen, sie scheiterten aber nach anfänglichem Erfolge [1].

Die Fehden dauern daher noch heute fort, und noch heute werden gegenseitig Frauen und Kinder geraubt. So liegen die Šambioá mit den Kayapó, die Karajá mit den Tapirapé und die Šavajé mit den Canoeiros in beständigen Kämpfen. Ehrenreich fand bei den Šambioá viele Kayapófrauen, die als Stammesdirnen verwendet wurden. Dasselbe gilt für die Tapirapéfrauen bei den Karajá; ihre Zahl war 1908 gering: bei der Südhorde war ein Mädchen vorhanden, bei der Nordhorde drei Frauen, ein Mädchen und zwei Knaben. Irgendwelchen kulturellen, sprachlichen oder physischen Einfluß schienen diese Tapirapé nicht ausgeübt zu haben, während der kulturelle Einfluß der Tapirapé auf die Karajá in früheren Zeiten, besonders an der Mündung des Tapirapé, sehr stark gewesen sein muß, da in dem an der Mündung des Tapirapé gelegenen Dorfe eine ganze Menge von Gegenständen vorhanden waren, die in keinem anderen Karajádorfe gesehen wurden und die einen fremdartigen Eindruck machten.

3. Haus und Dorf.

Das Haus (hātó) wird je nach der Jahreszeit (Trockenzeit, Regenzeit) verschiedenartig gebaut.

Das Gerüst des Trockenzeithauses besteht aus drei hintereinander stehenden Bogen aus je zwei oben mit Bast zusammengebundenen Stöcken. Als Deckung dienen Palmwedel; die Fieder werden nach einer Seite umgebrochen, zwei solcher Wedel dann aufeinandergelegt und an den Rippen miteinander verbunden. Diese Wedel werden nun von unten her an den Bogen derart befestigt, daß die oberen die unteren etwas überdecken. Der First ist nicht ausgebildet; er wird nicht besonders gedeckt. Etwa 15 cm unterhalb des Firstes ist beiderseits eine Stange ihm parallel auf die Blattdeckung aufgebunden (siehe Tafel 39). Diese einfachen Hütten sind etwa 3 m lang, 2 m breit und 1,5 m hoch.

Die Regenzeithütten habe ich nicht selbst gesehen. Im Oktober

[1] Auf diese Versuche beziehen sich wohl die Nachrichten, die ich einem Brasilianer bei Santa Maria verdanke, daß die Kayapó und Šambioá jährlich an einer bestimmten Stelle des Flusses zusammenkommen, um auszutauschen, und daß jetzt ein Karajáknabe bei den Kayapó und ein Kayapóknabe bei den Karajá sei, um die andere Sprache zu lernen und später zu Hause zu verwerten.

(Beginn der Regenzeit) bewohnten die Karajá auf den Sandbänken eine von dem Trockenzeittyp abweichende Hüttenform; nach ihren Aussagen bauen sie die Häuser auf den Hochufern von November bis März in der gleichen Weise wie diesen Übergangstypus. Der Hauptunterschied gegen das Trockenzeithaus besteht darin, daß die beiden offenen Schmalseiten durch je einen etwa 1 m vorspringenden Rundbau verschlossen werden, in dem je eine kleine Öffnung Eingang gewährt (Tafel 40, Abb. 1). Die Art, wie die Rundbauten hergestellt werden, geht aus Abb. 2 auf Tafel 40 hervor. Gedeckt werden sie in derselben Weise wie das übrige Haus. Offenbar dienen sie dazu, das Eindringen des Regens von der Seite her zu verhindern.

Weitaus die Mehrzahl dieser geschlossenen Hütten wies noch einen zweiten Unterschied auf: sie waren um sich selbst verlängert, das Gerüst bestand also aus sechs Bogen [1]. Die Langhäuser, beiderseits geschlossen, gewähren natürlich weit besseren Schutz vor Regen und zugleich einer größeren Anzahl von Menschen als etwa zwei Kurzhütten (Tafel 32, Abb. 1).

Die Eingänge sind verschiedenartig ausgebildet: zu Anfang und Ende der Regenzeit deckt man die Rundung nur zu ²/₃ von der Seite her ein und läßt das letzte Drittel als Eingang frei (Tafel 39); zur Zeit der schweren Regen aber deckt man die ganze Rundung bis auf einen niedrigen Eingang in der Mitte (Tafel 32, Abb. 2). In den Übergangszeiten kommen alle möglichen Varianten vor: Kurzhaus mit einem Rundbau, beiderseits offenes Langhaus usw.

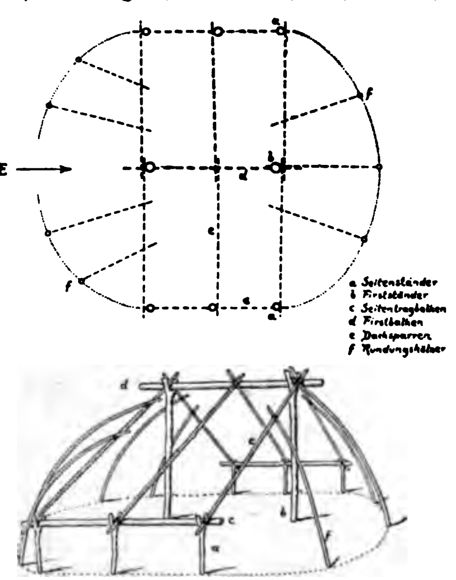


Abb. 18.
Grundplan und Gerüst der Kurzhütte des Mischtypus. Karajá.

In den südlichsten Dörfern, bei Schischá und São José, fanden sich Häuser, die wesentlich von dieser Bauart abwichen; sie stellten einen Mischtypus aus der Bauart der Šavajé und Brasilianer dar. Sie sehen sehr ranchoähnlich aus. Die Seitenwände werden durch drei senkrechte, etwa 1 m hohe Pfosten gebildet, in deren Gabeln je ein Längsbalken liegt. In der Mitte der beiden Schmalseiten steht je ein etwa 3 m hoher Pfosten, über beide ist ein Firstbalken gelegt. Meist verbindet sie noch ein zweiter Längsbalken in ¹/₂ der Höhe. Vom Firstbalken nach den Seitenlängsbalken laufen beiderseits drei Dachsparren

[1] Solche lange Hütten mit niedrigem Eingang an der Stirnseite erwähnt schon Villa Souza Real 1792 von den Šambioá. Rev. trim., Bd. 11, S. 430.

herab. Die Eingänge sind durch Rundbauten geschlossen. Die Deckung entspricht der der anderen Häuser. Es entstehen also dadurch senkrechte Wände, Wand und Dach sind voneinander geschieden (Gerüst und Grundplan: Abb. 18. Gedecktes Haus: Tafel 40, Abb. 3). Zuweilen sind auch Doppelhäuser in dieser Art gebaut. Solche Hütten sind wesentlich höher und geräumiger, die Rundbauten springen weiter vor, bis zu 2 m (Abb. 19).

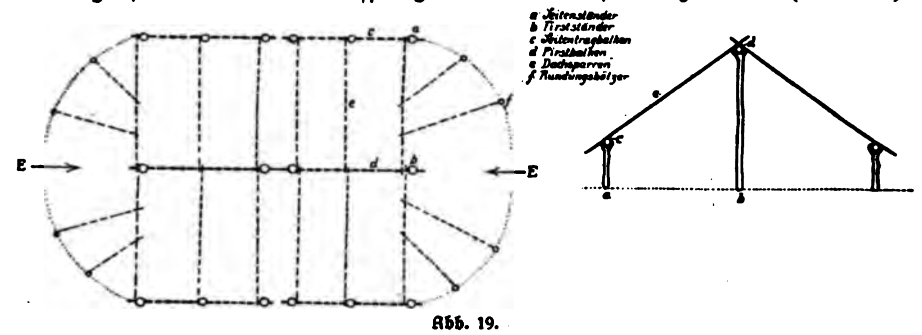


Abb. 19.
Grundplan und Querschnitt der Langhütte des Mischtypus. Karajá.

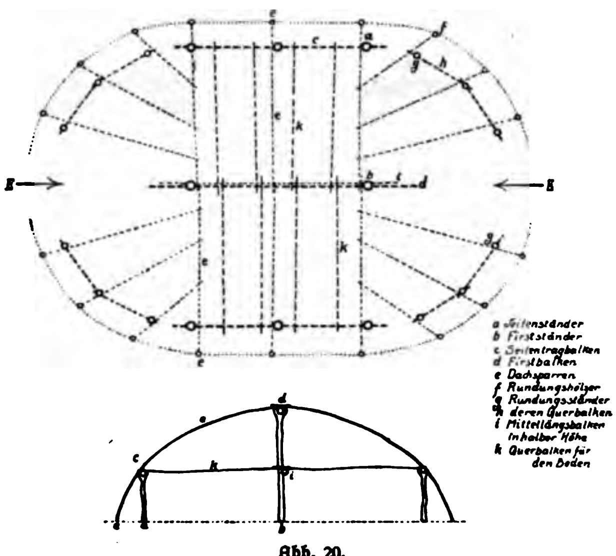


Abb. 20.
Grundplan und Querschnitt des Hauses der Šavajé auf Bananal.

Diese Häuser sind ursprünglich von den Šavajé übernommen; es läßt sich aber deutlich verfolgen, wie sich das Šavajéhaus hier unter brasilianischem Einfluß zu diesem Mischhaus umgebildet hat.

Das unberührte Šavajéhaus ist im Grundplan und Querschnitt in Abb. 20 dargestellt. Charakteristisch sind: zwei Firstständer, darüber der Firstbalken, in $^{2}/_{3}$ Höhe ein zweiter Längsbalken; beiderseits drei Seitenständer, darüber

Seitenquerbalken. Die Dachsparren sind vom Firstbalken aus über die Seitenquerbalken bis zum Boden herabgezogen und im Boden selbst befestigt. Die Rundungen sind durch je sechs niedrige Ständer gestützt, die zu je zweimal drei durch Querbalken verbunden sind, über die die Rundungsdachbalken vom ersten und dritten Bogen zur Erde herunterlaufen. So sind also Seiten und Rundung von innen durch Ständer mit Querbalken gestützt. Die Eingänge befinden sich in den Rundungen. Diese Häuser sind 20—25 m lang, 12—15 m breit, 3—4 m hoch.

In Schischá traf ich Ende Oktober das Haus einer zugewanderten Šavajéfamilie; es war bereits umgebildet (Grundplan und Querschnitt: Abb. 21. Gedeckt: Tafel 40, Abb. 4). Zunächst war es ein Doppelhaus, seine Anlage war dem des Karajáhauses (Abb. 19) gleich. Der Unterschied bestand

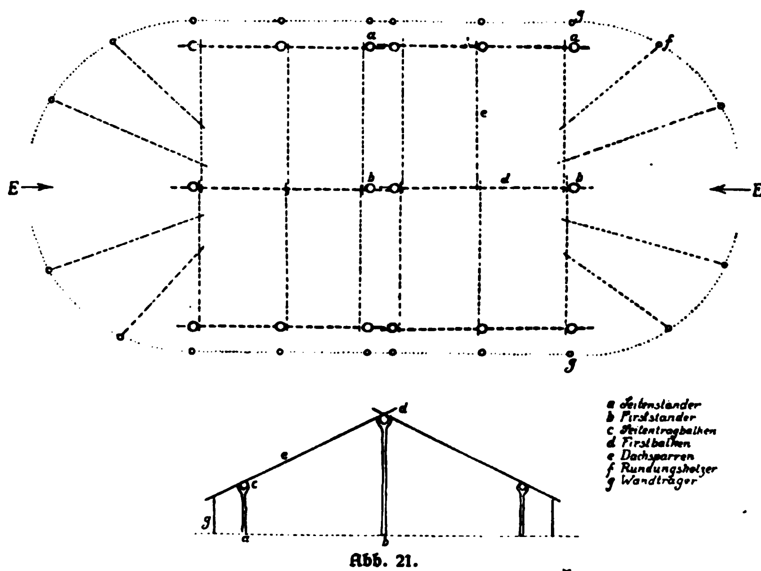


Abb. 21.
Grundplan und Querschnitt der Langhütte des Mischtypus. Šavajé in Schischá.

darin, daß vor den Seitenstützbalken je ein niedriger, freistehender Wandpfosten in die Erde gerammt war; an diesen Wandpfosten, die nicht durch Querbalken verbunden waren, war die Wandbekleidung befestigt. Hier ist also schon die Trennung in Dach und Wand eingetreten, die Wandstützen sind erhalten geblieben, sie sind zu Seitenstützbalken geworden. Bei den Rundbauten ist die Anlage bereits karajáähnlich einfacher. Bei den Mischhäusern der Karajá nun sind diese Wandpfosten weggefallen, die Deckung ist an den Seitenstützbalken selbst angebracht. So haben wir hier den Entwickelungsgang des Šavajéhauses zum Rancho vor uns; man braucht nur die Rundbauten wegzulassen, um einen echten brasilianischen Ranchobau vor sich zu haben. Ein solches Haus sah ich denn auch tatsächlich bei den Bootsbauern von Schischá auf der Talfahrt.

Die Annahme, daß die Bewohner der südlichsten Dörfer der Südhorde mit Savajé vermischt sind (siehe oben: Größe und Zahl), erhält also hierdurch eine neue Stütze.

Daß diese Beeinflussung tatsächlich so vor sich gegangen ist, und daß diese Häuser nicht etwa von den Brasilianern übernommene Ranchos sind, die einfach mit Rundbauten versehen wurden, lehrt erstens das Beispiel der Šavajé, die den Firstbalken und Ständerbau kennen, dann die Tatsache, daß die Maskenhäuser der Karajá der Südhorde und die der Šavajé einen Firstbalken besitzen, der an den drei Bogen oben befestigt ist. Nehmen wir dazu, daß, wie aus Abb. 3 bei Ehrenreich, Beiträge, S. 13 hervorgeht, die Häuser der Šambioá denen der Šavajé gleichen, so erscheinen uns die Hütten der Karajá als eine Kümmerform; bezeichnenderweise ist nur im Maskenhaus der Firstbalken erhalten. Die Mischhäuser sind also indianischen Ursprungs, allerdings, was die Trennung von Wand und Dach anlangt, brasilianisch beeinflußt.



Abb. 22.
Gemusterte Schlafmatte für Mädchen. Karajá.

Inneneinrichtung. Die Häuser sind sehr schön kühl, und die Deckung ist, wenn sie, wie in der Regenzeit, sorgfältiger ausgeführt wird, regensicher. Der Boden ist mit großen **Matten** belegt. Diese Burity-Fasermatten (bulé) dienen als Sitz- und Schlafmatten. An ihrer einen Langseite treten die Fasern als lange Fransen heraus. Meine größte Matte ist 4 m lang und 1,70 m breit. Selten sind kleinere Matten, die durch eingeflochtene schwarze Baststreifen gemustert sind (Abb. 22, Mädchenschlafmatte).

Sehr einfach sind die **Schlafstellen** eingerichtet. Um zu schlafen, legt man sich längshin auf den Boden auf eine Matte und deckt sich mit der andern Hälfte der Matte oder dem riió (siehe unten) zu. Zuweilen werden auch in der Seitenlage die Beine angezogen, das eine Ende des riió über die Füße und das andere über den Kopf gestülpt, so daß der ganze Körper vor Tau und Moskitos geschützt ist. Holzzylinder als Nackenstützen, die Ehrenreich erwähnt, habe ich nicht gesehen. Es ist wohl möglich, daß sie welche haben; denn sie lieben es, den Kopf beim Schlafen hoch zu legen. Wenn sie nämlich im Freien im Sande schlafen, höhlen sie eine Grube für den Körper aus, legen eine Matte darüber und sich darauf, doch so, daß der Kopf auf dem erhöhten Rande der Grube liegt; mit dem übrigen Teil der Matte bedecken sie sich. Es schläft sich sehr angenehm auf diese Weise,

wie ich selbst erprobt habe. Im Gegensatz dazu habe ich aber auch gesehen, daß sie in den Häusern glatt auf ebener Erde liegen, ohne den Kopf irgendwie hoch zu legen.

Zum Fächeln kühler Luft und zum Verjagen der Moskitos beim Mittagsschlaf dienen aus Palmblatt geflochtene, gemusterte Fächer (kölí; Tafel 21, Abb. 2).

Sitze gibt es nur für Häuptlinge. Es sind das aus einem Stück Holz geschnitzte Schemel in Tierform: beiderseits läuft die Sitzplatte in einen Kopf aus, der Perlmutteraugen mit Wachspupillen trägt; in die Ohrlöcher werden Quasten aus rot-gelben Papageifedern gehängt. Die Perlmutteraugen werden auf einem Stein rund geschliffen und dann mit Wachs angeklebt. Schließlich wird der ganze Schemel mit Genipapofarbe, die mit der flachen Hand aufgetragen wird, schwarz gefärbt. Diese Schemel heißen kȫlĭsú, die Federquasten kȫlĭsŭlābĕdösí. Angeblich sollen die Schemel einen Arara darstellen (Tafel 19, Abb. 1 a b).

Gewöhnlich sitzen die Indianer auf den Matten mit untergeschlagenen Beinen, die Hand in die Hüfte gestemmt, oder sie hocken am Boden (Tafel 12, Abb. 1; Tafel 38, Abb. 1).

Zum Aufbewahren von Schmucksachen, Kleidungsstücken, Geräten und Waffen ist in den Hütten meist keine Vorrichtung getroffen. Kleine Sachen werden ins Dach gesteckt oder an die Pfosten gehängt. Bogen, Pfeile und Lanzen liegen meist an den Seitenwänden am Boden oder lehnen in der Ecke. Sonst hängen, stehen und liegen überall im Hause Körbe, Cuyen und Töpfe herum, die zum Teil mit sonstigem Hausrat gefüllt sind. Nur in zwei Häusern, in Dorf 6 und in Schischá, sah ich an der Wand Ständer aus zwei Gabelhölzern, über die Bogen und Pfeile gelegt waren (Abb. 23). Auch sie scheinen auf Savajéeinfluß zurückzugehen, da die Savajé in Schischá derartige Ständer benutzten.

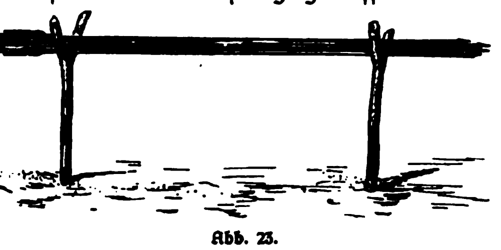


Abb. 23.
Pfeilständer im Haus.

Außerhalb der Häuser befinden sich hingegen besondere Vorratsgerüste (ödēdú). Sie bestehen aus vier etwa 1¼ m hohen Gabelhölzern, die im Viereck aufgestellt und durch zwei Quer- und viele Längsbalken verbunden sind. Auf diesen Gerüsten liegen Vorräte aller Art, Mandiokawurzeln, unbenutzte Gerätschaften und Waffen auf Vorrat, sowie Rohmaterialien aller Art, angehängt sind Kürbisse und Körbe voll Mais und Federn; desgleichen werden hier oft die Frauenbastschurze zum Trocknen aufgehängt (Abb. 24).

Zum Trocknen der Schildkrötenangelschnüre dienen besondere Gerüste aus zwei langen senkrechten Stangen, die oben durch eine Querstange verbunden sind. An dieser wird die Schnur lang herabhängend zum Trocknen aufgehängt (Abb. 25).

Frische Kürbisse steckt man zum Trocknen auf Stöcke; bei jedem Haus sieht man Gruppen solcher gepfählter Kürbisse stehen. Aufbewahrt werden sie später gern, indem man eine ganze Anzahl zusammen an einen Pfahl bindet (Abb. 26 a b).

Sonstiges Hausgerät fehlt. Der Herd liegt außerhalb des Hauses, im Unterschied zu den Šavajé, bei denen er in den Rundbauten gelegen ist (siehe Nahrung); nur in den abgewandelten Häusern in Schischá wurde Ende Oktober auch im Hause gekocht.

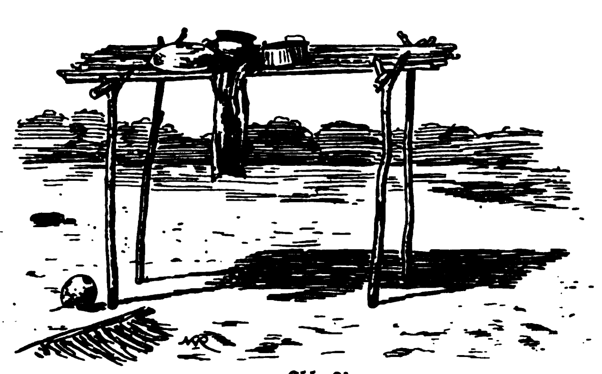


Abb. 24.
Vorratsgerüst. Nach Photographie gezeichnet.

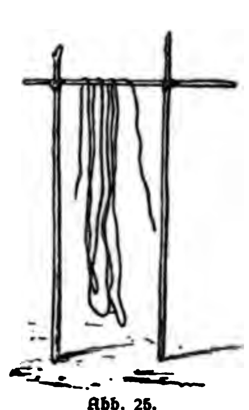
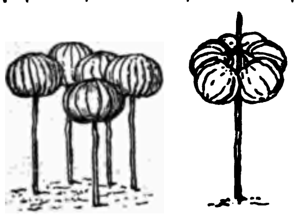


Abb. 25.
Gerüst zum Trocknen der Schildkrötenangelschnüre.

Haus und Umgebung sind wenig reinlich; überall liegen die Nahrungsabfälle, wie Fischgräten, Nußschalen, Knochen, sowie Holz, Geräte usw. umher. Ist es daher schon gefährlich, mit bloßen Füßen in die Nähe der Dörfer und Häuser zu kommen, so wird der Aufenthalt außerhalb der Häuser noch durch die Unmengen von Fliegen und anderen Insekten, die sich massenhaft auf den Abfällen ansammeln, beeinträchtigt. Dazu kommen noch Sandflöhe, die nach Ehrenreich so überhand nehmen sollen, daß die Indianer zu öfterem Wechsel der Wohnorte gezwungen werden (siehe unten unter Dorf).



a Abb. 26. b
a) Kürbistrocknen.
b) Kürbisaufbewahrung.

Aborte gibt es nicht. Um ihre Bedürfnisse zu verrichten, gehen die Indianer in eine Senke der Sandbank, hinter den nächsten Busch oder in den Wald. Zum Reinigen benutzen sie drei Stöckchen, die sie vom Busch abbrechen und dann parallel auf die Exkremente legen. Die Urubús, die in großen Mengen bei den Siedelungen leben, sorgen für schnelle Reinigung des Platzes. Um zu pissen, gehen die Männer in den Fluß. Hier begeben sie sich in etwa 5/4 m tiefem Wasser in leichte Kniebeuge und binden da die lange Penisschnur auf und wieder an.

Die Häuser sind nur Wohn- oder Schlafhäuser, gekocht wird außerhalb.

Die Häuptlinge besitzen zum Teil besser gebaute, größere Häuser; so



1. Schattendach, dahinter Mattenwand.



2. Unfertiges Dorf: Mattenwandlager neben neugebauter Hütte.

war das des Häuptlings João III. 3—4 m hoch, 5—6 m breit und ebenso lang (Tafel 39).

Versammlungshäuser fehlen; um einen Beschluß herbeizuführen oder Anordnungen mitzuteilen, geht der Häuptling in die einzelnen Häuser.

Sonstige besondere Häuser sind:

1. Geburtshäuser. Diese werden für die Frau errichtet, wenn die Geburt nahe bevorsteht; ihre Bauart soll der der übrigen Häuser gleich sein.

2. Das Maskenhaus, in dem die Tanzmasken aufbewahrt werden. Es steht stets abseits vom Dorfe und ist seiner Bauart nach ein Trockenzeithaus mit einem Rundbau an der dem Dorfe zugewendeten Schmalseite. Die Bogen sind meist leicht geschweift und oben durch einen Firstbalken gestärkt (Tafel 12, Abb. 3). Die Maskenhäuser dienen als Junggesellenhaus; hier sollen die jungen Leute schlafen. Ich habe nur vier Maskenhütten gesehen, kann aber aus eigenem Augenscheine diese Angaben nicht bestätigen. Auf jeden Fall schlafen die jungen Leute nicht in den Häusern, sondern, wo es kein Maskenhaus gibt, an einem Feuer, das sich abseits des Dorfes befindet. Fremde werden vom Häuptling aufgenommen; sie schlafen in seinem Hause, auch wenn sie unverheiratet sind (vergleiche die Aufnahme, die ich mit meinen Leuten bei den Šavajé fand).

Das Haus gehört der Frau. Der Mann baut es vor der Hochzeit mit Unterstützung der jungen Leute, die dafür von der Frau mit Perlenketten bezahlt werden. Der Bau dauert 1—2 Tage. Nach dem Tode wird das Haus angeblich verbrannt.

Gegen Blitzschlag werden die Häuser nach Angaben der Indianer geschützt dadurch, daß man einen Fischstachel an einer etwa $^1/_2$ m langen Stange aufs Dach steckt. Es dürfte sich hierbei wohl nur um einen Zauber handeln.

Gemeindebau ist das Häuptlingshaus. Es wird von allen verheirateten Männern gebaut, während sich die Tätigkeit der Jugend darauf beschränkt, die Blätter für die Bedeckung zuzuschneiden und zusammenzubinden. Der Häuptling bezahlt dafür mit Pfeilen, Lanzen und Keulen.

Außer diesen Häusern gibt es nun leichtere Schutzwände[1], eine Art Windschirme, in deren Schatten sich die Familien meist tagsüber aufhalten, und wo auch gekocht wird. Sie dienen auf der Reise als einzige Wohnung, im Dorf auch zugleich als Trockengestelle für Frauenschurze.

Es gibt verschiedene Arten solcher Schutzwände.

1. Wände: An mehreren senkrechten Stangen sind Wände aus Palmblättern befestigt in gleicher Weise wie die Hausdeckung (nõbó), oder es sind Matten daran gebunden, die eine senkrechte Wand bilden (bülé). Solche Wände sind bei fast allen Häusern zu treffen, sie sind meist an drei Stangen befestigt; doch kommen auch doppeltlange derartige Wände vor. In ihrem

[1] Diese Schutzwände erwähnt schon Fonseca 1773: Die Zelte bestehen aus zwei Matten, von denen die eine als Teppich, die andere als Sonnenschutz dient. Rev. trim. 8, S. 378.

Schatten befindet sich meist der Kochherd, vor ihnen liegen Matten, auf denen die Familie sich tagsüber aufhält (Tafel 12, Abb. 1; Tafel 41, Abb. 1).

2. Dächer (wădó): Sie sind an mehreren im Eck gestellten Stangen horizontal befestigt, meist an vier, zuweilen an drei oder sechs Stangen. Es kommen hier nur Matten zur Verwendung, die mit Stricken angebunden werden. Meist fallen die Matten an der Sonnenseite bis zum Boden herab. Zuweilen wird auch an einem Ende einer Mattenwand ein derartiges Schutzdach angebaut (Tafel 41, Abb. 1; Tafel 10, Abb. 1).

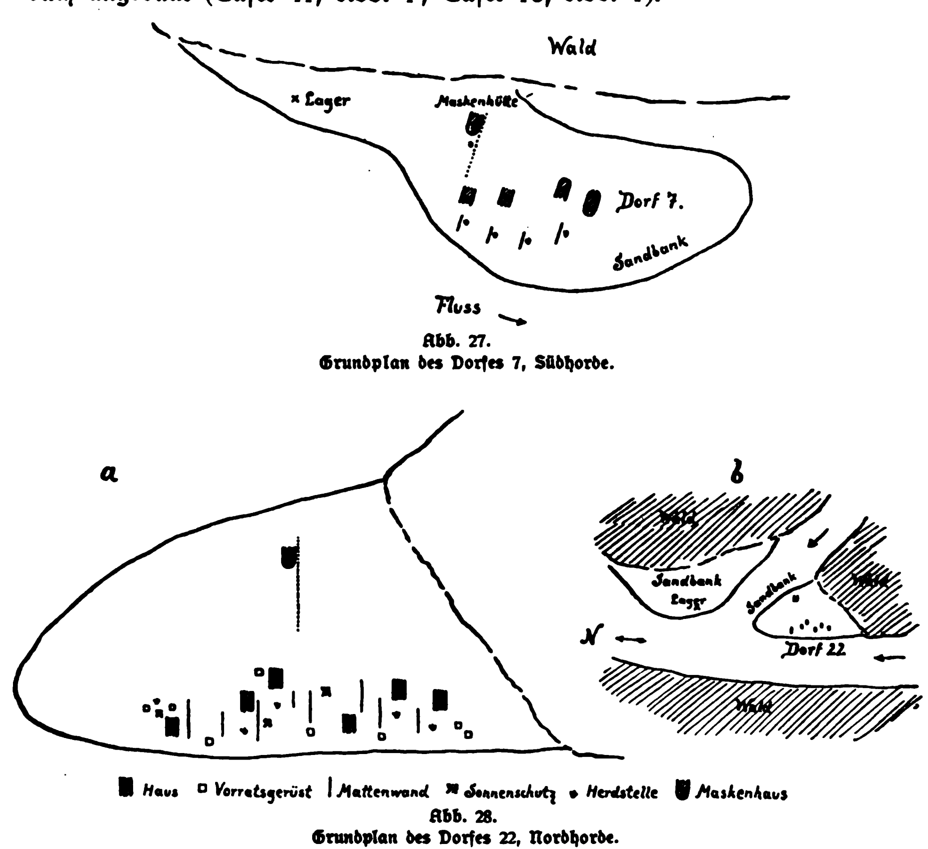


Abb. 27.
Grundplan des Dorfes 7, Südhorde.

Abb. 28.
Grundplan des Dorfes 22, Nordhorde.

Das Dorf (išó).

Ehrenreich gibt an, daß die Häuser der Carayahi meist aus Mattenwänden bestehen und ohne jegliche Anordnung wild durcheinanderstehen. Nur die Šambioá sollten straßenartige Anordnung der Häuser haben. Diese Anordnung in Reihen, die dem Ufer parallel laufen, ist nun auch bei den Karajá vorhanden, wenn auch die Menge der Mattenwände und Vorratsgerüste den Überblick erschwert. Im allgemeinen ist die Anordnung so, daß vom Ufer mit den Booten aus in der ersten Reihe die Vorratsgerüste stehen,

in der zweiten die Mattenwände mit den Kochherden und in der dritten, oben auf dem trockenen Sand, die Wohnhäuser (Tafel 11, Abb. 2). Es werden jedoch keine genauen Reihen eingehalten, sondern zuweilen ist ein Haus etwas weiter vorgebaut als das andere. Immerhin gewinnt man den Eindruck einer Reihe. Ich habe von sämtlichen Dörfern Grundpläne entworfen, als besonders typisch möchte ich den von Dorf 22 (zweitnördlichstes Dorf; Abb. 28) und von Dorf 7 (Südhorde; Abb. 27) mitteilen.

Die Häuser sind im allgemeinen so orientiert, daß eine Längsseite nach Nordwest, Nord oder Nordost zeigt, also Schatten spendet.

Jedes Haus wird nur von einer Familie bewohnt, zu jedem Haus gehören im allgemeinen eine Mattenwand, ein Vorratsständer und ein bis zwei Herdplätze.

Die Maskenhütte liegt abseits vom Dorfe, in etwa 200 m Entfernung.

Die Dörfer der Karajá sind klein, viele bestanden nur aus ein bis zwei Häusern, das größte aus acht Hütten[1]. Ehrenreich glaubt diese Zerstreuung auf Mangel an Subsistenzmitteln zurückführen zu müssen. Dies ist kaum anzunehmen, da es genügend Nahrungsmittel, besonders Fische, gibt. Meiner Meinung nach ist sie einmal bedingt durch die vielen Streitigkeiten, die unter den Familien der Karajá zu herrschen scheinen und zur Abwanderung des einen Teiles führen, sodann durch das Überwiegen persönlicher Rücksichten über das Geselligkeitsgefühl; viele Familien wohnen dauernd isoliert an einer Stelle, weil es ihnen eben da gefällt.

Bemerkenswert ist, daß die Dörfer von Norden nach Süden an Größe abnehmen. Es erklärt sich das aus der Wanderrichtung der Karajá: das Gros sitzt noch im Norden, nach Süden sind erst Vorläufer ausgeschickt, die naturgemäß noch gering an Zahl sind.

Auf Reisen schlagen die Karajá Lager aus Mattendächern oder Wänden auf, in deren Schatten und Schutz sie wohnen und schlafen. Die Wände sind natürlich so orientiert, daß sie möglichst viel und lange Schatten gewähren, sie stehen also meist annähernd von Westen nach Osten, und zwar ebenfalls in Reihen angeordnet (Tafel 13, Abb. 1). Wird ein Dorf verlegt, so wohnen die Indianer so lange unter Mattenwänden, bis die Häuser errichtet sind (Tafel 41, Abb. 2).

Die Dörfer bleiben nicht dauernd an einer Stelle. Während der Trockenzeit leben die Indianer auf den Sandbänken des Flusses, die in ihrer Trockenheit und Reinheit ideale Wohnplätze sind. Sie wandern im Laufe der Trockenzeit innerhalb eines bestimmten Gebietes von Sandbank zu Sandbank, je nachdem diese vom Flusse bloßgelegt werden, um auf diese Weise immer frische, unverdorbene, reine Wohnplätze zu haben. Mit Beginn der Regenzeit werden die Dörfer wieder auf die höheren ersten Sandbänke zurückverlegt und schließlich auf die Hochufer des Flusses[2].

---

[1] Bereits Rufino berichtet, daß die Dörfer der Karajá durchschnittlich nur 8—10 Hütten aufweisen. Rev. trim. 10, S. 208.

[2] Daraus erklären sich die vielen verlassenen Dörfer, die man allenthalben antrifft.

Diese Regenzeitdörfer, oben auf dem Camp gelegen, sind oft weit vom Flusse entfernt; sie liegen bei der Nordhorde zum Teil auf Gebirgen und sind daher schwer auffindbar. Daraus und aus der Sitte, daß mehrere Trockenzeitdörfer ein Campdorf gemeinsam bewohnen, erklärt sich wohl die geringe Zahl der von Coudreau angegebenen Karajádörfer.

Werden die Dörfer dauernd verlassen, so läßt man die Häuser, die Stangen der Mattenwände und Vorratsgerüste, die Bratroste, Herde usw. stehen; sie verfallen sehr rasch. Auf kürzere Zeit verlassene Dörfer (z. B. bei Handelszügen) werden gesichert, indem die Eingänge der Häuser mit Blätterwänden geschlossen werden. Aller Hausrat, wie Töpfe, Körbe usw., wird an den Seiten aufgestapelt und mit großen Matten überdeckt. Vor den Häusern sind meist Mandiokastengel, in Bündeln von 5—6 Stück gebunden, in den Sand gepflanzt. Ringsum sind zum Schutze Palmwedel in den Boden gesteckt, das Ganze ist dann zusammengebunden. Im übrigen herrscht wilde Unordnung in solch verlassenem Dorfe. Große Töpfe liegen verkehrt umher, oft kleinere unter sich schützend. Mörser, Cuyen, Korbreste liegen hier und da, überall finden sich große Haufen von Mandiokaresten, Nußschalen, Schildkrötenpanzern und schließlich Urukúfrüchten, ohne die ja keine Reise unternommen werden kann (siehe Begrüßungsbemalung).

4. Die Kleidung.

Kleidung der Männer. Das männliche Geschlecht trägt nur geringe Kleidung. Während die Kinder und Knaben völlig nackt umherlaufen, tragen die Jünglinge und Männer die Penis- und Hüftschnur als einzige Bekleidung.

Die Penisschnur (nötĕkäná, nöŏdäkán; von nöŏ́-Penis, wádäkánä-Gürtel) ist eine lange rote [1], zuweilen auch schwarze Baumwollschnur, die um die über die Eichel nach vorn gezogene Vorhaut rollenartig gewickelt wird. Der Penis wird dadurch zurückgeschoben und nimmt ein kugliges Aussehen an, so daß der Hodensack dreikugelig aussieht mit einer kleinen, schräg nach oben stehenden Rolle (Tafel 36; 38; 43).

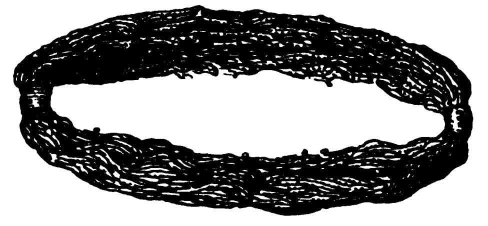


Abb. 29.
Baumwollgürtel kleinster Mädchen.

Die Schnur wird mit 9 bis 10 Jahren, also dem Beginn der Pubertät, angelegt und hat nach übereinstimmenden Aussagen der Indianer den Zweck, die Eichel vor den Blicken der Frauen zu verbergen. Vielleicht ist dies aber ein erst durch die ständige Bedeckung zum Zwecke des Schutzes entstandenes sekundäres Schamgefühl.

In Verbindung mit der Penisschnur wird von den älteren Jünglingen

[1] Die drei Exemplare in Ehrenreichs Sammlung sind sämtlich schwarz.

und den Männern die **Hüftschnur** (etú) getragen, während Kinder, Knaben und jüngere Leute sie nicht anlegen. Doch tragen sie nicht alle Männer, oder vielleicht auch nicht immer. Es scheint dies in das Belieben des einzelnen gestellt zu sein (Tafel 36—38, 43—44).

Sie besteht aus einer roten, 1—2 m langen Baumwollschnur von 0,2—0,3 cm Stärke, die entweder aus zwei Fäden zusammengedreht oder vierkantig geflochten ist.

Ob sie ehemals mit der Penisschnur irgendwie zusammenhing, ließ sich nicht mehr feststellen. Aus einem zweiten Namen dafür: nöhömödí (von nöö = Penis) könnte man dies vielleicht schließen. Jedenfalls ist Königswalds Mitteilung (Globus, Bd. 94, S. 223), sie diene als Penishalter, nicht zutreffend.

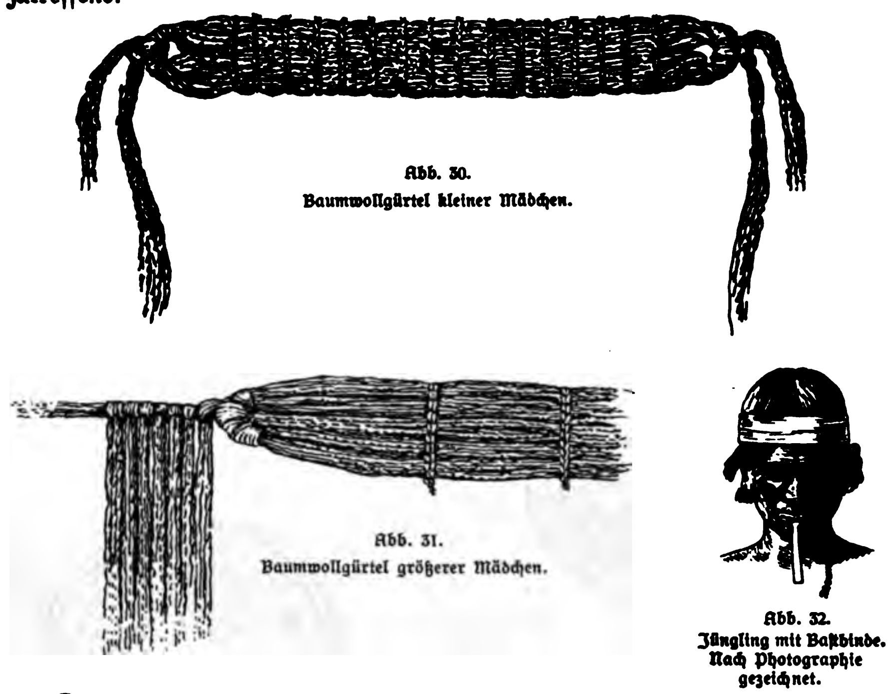


Abb. 30.
Baumwollgürtel kleiner Mädchen.

Abb. 31.
Baumwollgürtel größerer Mädchen.

Abb. 32.
Jüngling mit Bastbinde.
Nach Photographie gezeichnet.

Dagegen dient sie zuweilen dazu, kleine Geräte an ihr zu befestigen. Häufig werden auf dem Rücken Messer hindurchgesteckt; ein Mann schob ein Stück ihm geschenkten Tabaks mangels einer Tasche einfach auf dem Kreuz unter die Hüftschnur.

Kleidung der Frauen. Im Gegensatz zu dem männlichen Geschlecht geht das weibliche von Jugend auf bekleidet, und zwar in der Jugendzeit mit Gürteln aus schwarzer Baumwolle (wädäkänä). Je älter das Mädchen wird, um so festere und dichtere Gürtel legt es an. Kleinste Kinder tragen nur ein paar wagerecht umgeschlungene schwarze Schnüre, die auf dem Rücken durch einen Querfaden verbunden sind, und deren Enden vorn verknotet sind, so daß

die Fransen als kleines Büschel herabhängen (Abb. 29). Kleinere Mädchen von 2—5 Jahren tragen locker durchflochtene, ebenfalls vorn gebundene Gürtel. Die wagerechten Fäden des Geflechtes sind an den Enden henkelartig verknüpft, und in diese Henkel sind andere Baumwollfäden eingebunden, die zum Zubinden des Gürtels benutzt werden und gleichzeitig das Fransenbündel

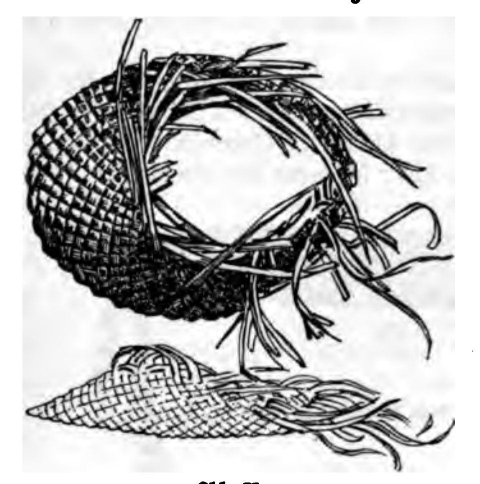
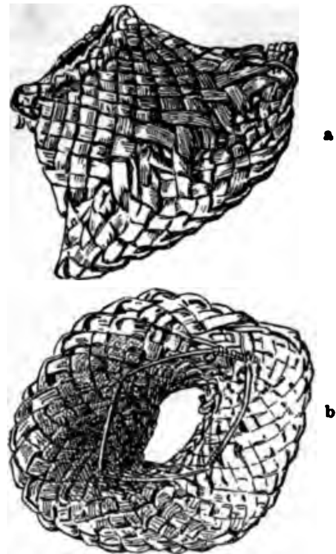
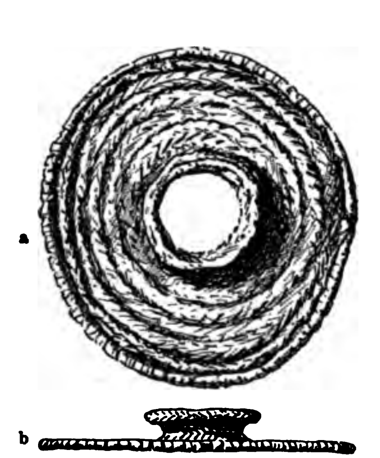

Abb. 33.
Augenschirm aus Palmblatt.


Abb. 34.
Tragart des Augenschirmes.
Nach Photographie gezeichnet.


Abb. 35.
Offener Zylinderhut.
a) von der Seite; b) von unten.


Abb. 36.
Ringförmiger Augenschirm.
a) von oben; b) von der Seite.

bilden (Abb. 30; Tafel 11, Abb. 4). Größere Mädchen von etwa 5 bis 10 Jahren tragen bereits fester geflochtene Gürtel, bei denen ebenfalls besondere Bindesträhnen in die Henkel eingeknüpft sind; doch hängen von diesen Strähnen besondere Fransenbüschel herab (Abb. 31). Von da an bis zur Pubertät tragen die Mädchen fest- und dichtgeflochtene Baumwollgürtel. Die Bindesträhnen sind durch die beiden Henkel geführt, tragen aber keine Fransen. An deren Stelle wird ein grauer Baumbastschurz durch den Gürtel gezogen, der vorn herunterhängt, zwischen den Beinen durchgezogen wird und hinten abermals am Gürtel befestigt ist (Tafel 18; Tafel 51, Abb. 2).

Mit Eintritt der Reife legt das weibliche Geschlecht Binden aus dem Bast der Gameleira an. Es gibt drei Arten solcher Binden:

1. aus rotem Bast, von einem langblättrigen Baume stammend (ămbuŏdắ),
2. aus rötlichem Bast (ăndāhúļĕ oder ınâudú),
3. aus weißem Bast, von einem rundblättrigen Baume stammend (hıdēúļĕ), nach Ehrenreich der Apeiba Jangada.

Hergestellt werden diese Binden in der Weise, daß die Männer mit einem kantigen Stein von den in der gewünschten Länge zugehauenen Baumstücken die äußere Rinde abschlagen. Später wird dann der Bast der Länge nach aufgeschlitzt, abgezogen und eingeweicht. Dann wird er von den Frauen zusammengefaltet, auf einen umgestürzten Mörser gelegt und mit einem flachen Geröllsteine oder einem alten Steinbeile geklopft.

Getragen werden die Binden folgendermaßen: das eine Ende wird auf dem Kreuze festgehalten, dann die Binde um den Leib herumgelegt und das lange Ende mit dem kurzen Ende zusammengedreht; auf diese Weise ist der Gürtel befestigt. Das lange Ende wird zwischen den Beinen hindurchgezogen und dabei zu einer Wulst zusammengedreht, wird dann vorn in voller Breite von unten durch den Gürtel hindurchgesteckt und fällt über ihn vorn herab. Dieses Ende wird nun entweder bis zum Knie oder bis zur Erde lang herabfallend getragen oder nochmals zwischen den Beinen, diesmal aber in voller Breite durchgezogen und hinten hochgeschlagen, eine Maßnahme, die besonders dann angewendet wird, wenn die Frauen sich setzen wollen (Tafel 12, Abb. 4; Tafel 16; 17; 42).

Neben dieser ständig getragenen Kleidung gibt es noch einige Kleidungsstücke, die nur zeitweilig, zu besonderen Zwecken angelegt werden. Es sind das folgende:

Der Augenschirm (ō(ō)dí, ōdjí). Er wird nur vom männlichen Geschlechte getragen. Die Urform dieses Schutzes ist wohl in der Bastbinde (Abb. 32) zu sehen, die die Indianer zuweilen um das Haar geschlungen hatten (bei Todesfällen, bei Krankheit). Der eigentliche Augenschirm besteht aus einem Oaguassu-Palmblatt, dessen Fieder miteinander verflochten sind. Bei der einfachsten Form ragen die Enden dieser Fieder oben frei heraus (Abb. 33, 34). Dieser Augenschirm nun hat eine Entwickelung bis zum vollständigen Hut durchgemacht: die oberen Fiederenden sind gleichfalls verflochten und zwar zu einem oben offenen Zylinder (Abb. 35). Ehrenreich beobachtete bei den Šambioá einen solchen Zylinderhut (taá), der oben bereits

durch ein Geflecht verschlossen war (Berlin 3904). Diese Endform war bei den Karajá nicht vertreten, dagegen besaßen sie noch zwei andere Formen: einmal einen ringförmigen, aus Bast geflochtenen, breitkrempigen Augenschirm mit versteiftem Rande und Kinnschnur (Abb. 36), sodann wirkliche Hüte aus Bastgeflechtstreifen, die spiralig zusammengenäht sind (Tafel 43, Abb. 3). Die Art des Flechtens dieser Streifen ist rein indianisch, die Form der Hüte aber geht wohl auf brasilianischen Einfluß zurück, wie auch der Name (šäpëó, bras. chapeo) darlegt. Getragen werden diese Augenschirme und Hüte zum Schutz vor der Sonne und zwar nur von verheirateten Männern; doch habe ich nur selten welche gesehen.

Die Netzdecke [ri(i)ó, riú] dagegen wird von beiden Geschlechtern in allen Lebensaltern getragen. Sie ist aus Baumwollfäden geknüpft und hat die Gestalt einer Hängematte, deren beide Enden je zusammengebunden sind, der aber die Aufhängeschnüre fehlen. Die Netzdecken der Karajá sind einfarbig; die ursprünglich weiße Farbe wird durch den Gebrauch allmählich schmutzig gelbbraun. Gemusterte Decken stammen von den Šavajé oder Tapirapé. Getragen werden sie zum Schutze gegen die Moskitos, gegen den Sonnenbrand, gegen den Tau der Nacht, mögen die Indianer nun stehen, liegen oder sitzen. Die Art des Tragens ist verschieden: entweder wird das eine Ende über den Kopf gestülpt, so daß die Decke zum Rücken hinabfällt (Tafel 12, Abb. 1), oder die Decke wird breit um die Schultern gelegt, so daß die beiden Enden vorn nach unten fallen (Tafel 9, Abb. 1; Tafel 42, Abb. 1). Nachts dienen sie als Decke: die Füße der hochgezogenen Beine werden in der Seiten- und in der Rückenlage in das eine Ende, der Kopf in das andere Ende gesteckt, so daß die Decke den darunter liegenden Körper vor Moskitos und Tau schützt. Sie werden also nicht als Unterlage benutzt, wie Ehrenreich angibt, sondern als Decke. An Schnüren aufgehängte kleine Netzdecken als Wiegen der Neugeborenen, wie Ehrenreich angibt, habe ich nirgends gesehen, trotzdem ich wohl fast alle Hütten besucht habe[1].

Kleine geflochtene Matten aus Bast werden von schwangeren Frauen vor und nach der Geburt getragen, und zwar so, daß sie von hinten her um den Leib geschlagen und vorn mit den Händen festgehalten werden (Tafel 42, Abb. 2, 3). Sie dienen als Schutz gegen Wind und Regen. Vor allen Dingen führen Frauen mit Säuglingen derartige Matten auf ihren Ausgängen mit sich, um damit das Kind und sich selbst bei plötzlich hereinbrechendem Regen einigermaßen schützen zu können.

Ich möchte hier noch mit ganz wenig Worten auf das Schamgefühl der Indianer eingehen. Was die Männer anlangt, so verweise ich auf meine Bemerkung oben über den Zweck der Penisschnur; es fragt sich allerdings, ob die von den Indianern gegebene Erklärung nicht auf brasilianischen Einfluß zurückgeht. Frauen haben nie in unserer Gegenwart ihre Binde abgelegt oder gewechselt, und kleine Mädchen, denen ich ihren Gürtel abkaufte, gingen hinter die nächste Mattenwand, um dort einen neuen anzulegen, ehe

[1] Vgl. aber Šavajé, Kleine Netzdecke.



1. Frauenkleidung und -haartracht.



2. Karajáfrauen und Kinder.



3. Karajáfrauen und Kinder.

sie mir den getragenen Gürtel brachten. Es scheint also ein gewisses, dem unseren entsprechendes Schamgefühl vorhanden zu sein. Über die eigentümliche Scham, vor Fremden nicht zu essen, siehe unter Essen.

5. Der Schmuck.

A. Schmuck am Körper selbst.

a) Haartracht und -pflege. Das Kopfhaar wird vom weiblichen Geschlecht in einfacher, durch das ganze Leben hindurch ziemlich gleich bleibender Frisur getragen, während das männliche Geschlecht nach den Lebensaltern verschiedene Haartrachten bevorzugt.

Kleine Mädchen tragen das Kopfhaar an den Seiten und hinten bis in den Nacken herabhängend, während es vorn bis zur halben Stirn oder bis zu den Augenbrauen herabreicht (Tafel 11, Abb. 4). Mit Eintritt der Reife wird den Mädchen ein etwa zwei Finger breiter Scheitel ausgeschnitten, der in der Mitte von der Stirne bis zur Kopfhöhe emporgeht und meist rot bemalt wird. Die Wirbelhaare, die ihn am oberen Ende begrenzen, sind zu einem Stutz verkürzt. An den Seiten und hinten lassen die Erwachsenen das Haar lang wachsen (Tafel 17; 42). Ältere Frauen erneuern den Scheitel nicht mehr, sondern überkämmen ihn, so daß er nur selten zu sehen ist.

Abb. 37. Knabe mit abgestuftem Haar.

Reicher ausgestaltet ist die Haartracht des männlichen Geschlechts. Die Kinder haben entweder dieselbe Haartracht wie die Mädchen, oder das Haar ist an den Seiten nach hinten zu abgestuft (Abb. 37), oder sie tragen die bekannte Topffrisur (Tafel 11, Abb. 4; Tafel 12, Abb. 2). Den Knaben wird das Hinterhaupthaar mehrere Male verkürzt. Ist der Knabe größer, etwa 8—10 Jahre alt, so wird das gesamte Haar auf 1/2 cm kurzgeschnitten bis auf einen ringsum stehenbleibenden, gleichmäßig langen Haarkranz ((ı)djalé, Tafel 43, Abb. 2). Es war keine Klarheit zu erlangen, ob dieses Verschneiden nur einmal vorgenommen oder ob jährlich mit Eintritt der Trockenzeit diese Frisur neu hergestellt wird; die Angaben der Indianer darüber schwankten. Es kamen auch völlig kurzgeschorene Knaben vor, die keinen Haarkranz besaßen. Vielleicht liegt die Sache auch so, daß das erste Mal (oder die ersten Male) der Kopf ganz glatt geschoren wird, während beim letzten Scheren der Haarkranz stehen gelassen wird. In dieser Zeit sind die Knaben fast durchgängig vollkommen schwarz angestrichen. Von da an lassen sie das Haar wachsen, bis es vorn in die Augen und hinten auf die Schultern reicht; dann werden die Knaben als erwachsen erklärt und erhalten die Stammestätowierung. Jünglinge schneiden das Vorderhaar über den Augenbrauen ab, das Seiten- und Hinterhauptshaar reicht etwa bis zu den halben Schulterblättern hinab. Der Haarkranz ist aber unter dem langen Haar noch erhalten. Auch sie tragen wie die Jungfrauen den rotgefärbten

Scheitel (lawōl̥ú, laŭl̥ắ) und den Scheitelstutz (lāẓí) (Tafel 43, Abb. 1; Tafel 44, Abb. 1).

Das beim Rudern, Fischen und beim Gehen durch den Wald störende langflatternde Haar wird in verschiedener Weise zusammengebunden. Entweder wird das Seitenhaar vorn über der Stirn gegenseitig verknotet, oder es wird über der Stirn mit Bast zu einem kleinen Zopf zusammengebunden (hŏsīdŏdånắ). Das Hinterhauptshaar wird oft hinten zu einem Schopf zusammengebunden, in den zuweilen Federbüschel eingeknüpft werden (Abb. 38). Ein solches Federbüschel (wăšĭwăšĭdĕlōhí) besteht aus sieben Stäbchen mit roten Federn, die als Quaste an einer gedrehten Baumwollschnur befestigt sind, und von denen unten längere bunte Papageifedern herabhängen (Tafel 45, Abb. 2). Meist aber wird es in einen Zopf eingewickelt (l̥āŏdŭắ), der entweder mit schmalem gelben Bast umflochten (Tafel 15, Abb. 1 und 2) oder in eine dicke rote Baumwollschnur von oben bis unten eingewickelt wird (Tafel 15, Abb. $4^{a\,b}$). Diese Baumwollschnur (l̥āŏduĕẓŏ́) besteht aus zwei besonderen Schnüren, deren jede eine Quaste am Ende trägt; diese Quasten hängen am oberen Ende des Zopfes aus der Umwicklung heraus. Bei dieser Art der Frisur, die nicht, wie Ehrenreich annimmt, nur auf Stutzer beschränkt ist, sondern jetzt ziemlich allgemein von den jungen Leuten getragen wird, ist der Haarkranz sehr schön sichtbar.


Abb. 38. Jüngling mit Schopffederbüschel und Haarkranz.

Männer tragen zuweilen die Topffrisur, meist aber haben sie dieselbe Haartracht wie die Jünglinge mit dem Unterschied, daß sie ihr Haar nicht einbinden, sondern frei hängen lassen. Der Haarkranz ist auch bei ihnen noch unter dem langen Haar zu bemerken. Auf den Scheitel und den Scheitelstutz wird in späteren Jahren kein Wert mehr gelegt (Tafel 17; Tafel 36, Abb. 1; Tafel 43, Abb. 3).

Der Scheitel (lawōl̥ú), den beide Geschlechter von der Reife an tragen, wird dadurch hergestellt, daß die Haare einzeln ausgerissen werden. Bei der Südhorde ist er schmal, so daß ich ihn zuerst gar nicht bemerkte, bei der Nordhorde dagegen etwa zwei Finger breit. Junge Leute bemalen ihn fast immer mit roter Farbe, während ältere diesen Schmuck nicht tragen. Zu ihm gehört stets der Scheitelstutz.

Der Haarkranz ist auf das männliche Geschlecht vom Knabenalter an beschränkt; Frauen haben ihn nicht.

Das Verschneiden des Haares wird jetzt mit der Schere ausgeführt. Nach Ehrenreich haben sie sie früher mit Piranhazähnen abgeschnitten. Auf meine Fragen, wie sie vor dem Besitz der Schere die Haare verschnitten hätten, antworteten sie mir stets, daß sie sie damals nicht verschnitten hätten, weil sie ja keine Scheren gehabt hätten. Die frühere Sitte ist ihnen also vollkommen aus dem Gedächtnis verschwunden. Das abgeschnittene Haar wurde beiseite geworfen, wie ich selbst beobachtet habe. Als Zweck des langen Haares geben sie den Schutz gegen Moskitos an.

Bei Trauer sollen sie sich die Haare abschneiden, und auch Frauen sollen sich einen näkülåü (?) genannten Haarkranz schneiden. Doch habe ich diese Sitte bei Kabišás Familie, die doch volle Trauer hatte, nicht beobachtet.

Gepflegt wird das Haar sehr sorgfältig. Früh und abends wird es ausgekämmt und geölt. Ehe sie eine Reise antreten, wenn sie von der Jagd, vom Fischfang, aus der Pflanzung ins Dorf zurückkehren, kämmen ihnen die Mutter, die Frau oder sonstige weibliche Angehörige das Haar aus. Kommen sie als Besuch in ein fremdes Dorf, so werden ihnen von der Häuptlingsfrau die Haare gekämmt und geölt.

Die Kämme (z̧ihó) bestehen aus flachen, zugeschärften Spänen aus Palmholz, seltener aus Taquara, die mit den flachen Seiten aufeinandergelegt sind und durch zwei Stäbchenpaare, von denen das eine am oberen Rande, das andere in 1/8 Höhe von den Spitzen aus befestigt ist, festgehalten werden. Diese Späne sind mit Baumwollfäden in Mustern durchflochten. An beiden Seiten ragen je 2—3 Späne ein Stück über die Oberkante empor. Diese Verlängerungen tragen oft Federbüschel oder rotgefärbte Baumwollquasten und sind meist durch einen Aufhängefaden miteinander verbunden. Auf der Außenseite dieser Seitenspäne befinden sich zwischen den beiden Querhölzern oft mehrere sich kreuzende Fäden ausgespannt. Die Kämme sind stets einseitig; nur im Dorf an der Tapirapé-mündung bekam ich einen zweiseitigen Kamm (Tafel 21, Abb. 1 e). Die Formen der Kämme lassen sich auf drei Grundtypen zurückführen: einfacher rechteckiger Kamm, breite Kämme mit gebogenen Seitenstäbchen und konvergierenden Zinken, schließlich trapezförmige Kämme (Tafel 21, Abb. 1 a—d).

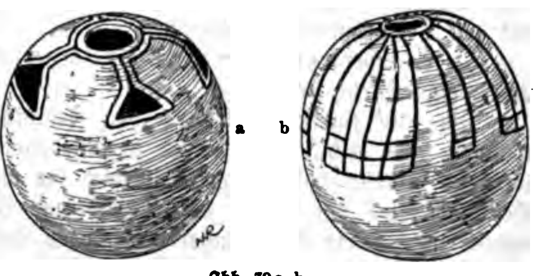


Abb. 39 a, b. Haarölcuyen.

Das Haaröl (tal̦í) wird aus den Kernen von Palmfrüchten bereitet. Genannt wurden die Früchte der Coceiro (ähädété), sowie der Tukumpalme (hål̦ú). Aufbewahrt wird das Öl in besonderen Vollcuyen (tälıl̦ükú), die meist mit großen Mustern, die durch Abheben der oberen Schicht der Kürbisschale hergestellt werden, verziert sind (Abb. 39 a b). In diese ölgefüllten Cuyen werden rohe Baumwollflausche geworfen, die sich nun mit Öl tränken. Man wirft so viele hinein, bis kein Öl mehr flüssig vorhanden ist. Zum Gebrauch holt man einen Flausch heraus, preßt ihn zwischen den Händen aus und streicht sich das Öl in die Haare, auf die Körperhaut, verreibt es mit Farbe usw. Der Flausch wird wieder in die Cuye geworfen.

b) Körperhaar. Bartwuchs ist nur gering entwickelt. Wo sich ein Härchen zeigt, wird es ausgerupft. Backen- und Kinnhaar soll angeblich bei ihnen überhaupt nicht wachsen, dagegen haben einige kurze, schwache

Schnurrbarthaare. Da sie diese aber häßlich finden (sie verglichen unsere Schnurrbärte mit den langen Bartfäden des Pirarara), so zupfen sie sie aus. Künstliche Bärte aus Menschenhaar dagegen sollen sie nach ihrer Angabe beim Cascudotanz tragen. Der schnurrbartartige Bart wird zwischen Unterlippe und Kinn gelegt, nach den Ohren emporgezogen und hinter dem Kopfe mit Schnüren befestigt [1].

Augenhaare. Brauen und Wimpern werden entfernt, und zwar mit den Fingern ausgerissen. Die Finger werden dazu vorher in Asche getaucht, wahrscheinlich, damit sie an den glatten Haaren nicht abrutschen. Dieses Ausrupfen soll sehr weh tun; es wird schon bei kleinen Kindern vorgenommen und wiederholt, wenn die Haare wieder nachgewachsen sind. Als Grund dafür konnten sie nur angeben, daß sie nicht wollten, daß diese Haare wüchsen. Warum sie das nicht wollen, dafür hatten sie keine Erklärung.

Das übrige Körperhaar ist meist nur gering entwickelt. Die feinen Hauthaare waren fast nicht zu sehen. Auch Achselhaare waren nur gering entwickelt; ihre Entfernung steht in dem Belieben des einzelnen. Das Schamhaar war stark entwickelt, es wurde, soweit ich beobachten konnte, wenigstens bei den Männern nicht entfernt.

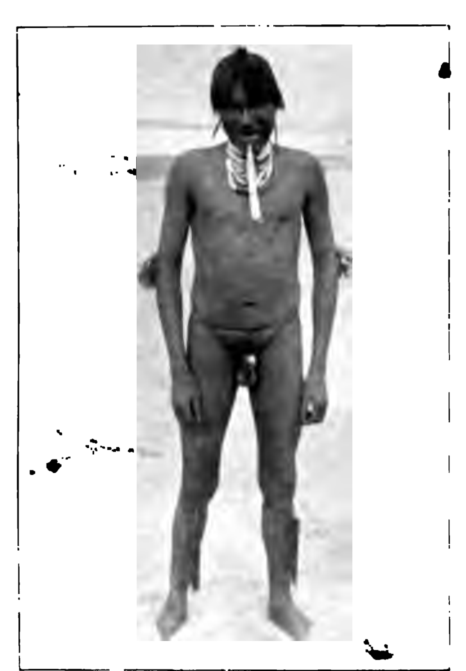
c) Körperbemalung. Zur Körperbemalung wird rote, schwarze und weiße Farbe verwendet.

Die rote Farbe wird aus den Fruchtkernen des Urukústrauches gewonnen. Es gibt eine Menge verschiedener Sorten, die eine mehr oder weniger intensiv rote, zum Teil auch ins Gelbliche spielende Farbe geben. Geschätzt wird vor allem die rundkernige Sorte (wōlĕlōnī́), wogegen die langkörnige Sorte in geringerem Ansehen steht (wōlĕnṓ). Die rundkernige Sorte wächst besonders im Gebiete nördlich der Tapirapémündung; sie wird hier von den Indianern in großen Mengen gewonnen und an die Indianer südlich der Tapirapémündung, vor allem an die der Südhorde, weiterverhandelt. Hergestellt wird der Farbstoff aus den Kernen folgendermaßen. Man entnimmt die vielen kleinen Kerne, die in den bucheckerähnlichen Früchten sitzen, tut etwas Palmöl in die Hand und reibt nun die Kerne zwischen den geölten Händen, bis sich sämtlicher Farbstoff, der auf den Schalen der Kerne sitzt, abgelöst hat. Auf diese Weise wird eine Ölfarbe erzeugt, die mit einem Messer oder Stäbchen von der Hand abgekratzt und in eine Cuye getan wird. Die abgeriebenen Kerne werden weggeworfen. In solch frischem Zustande ist die Ölfarbe direkt gebrauchsfertig. Für den Handel wird sie in Öl gekocht (eingedickt), dann in feste Formen gebracht und an der Sonne getrocknet (Abb. 40 a b).

Als schwarze Farbe dient entweder Ruß, der von den angekohlten Bäumen der Pflanzung oder von den Kochtöpfen abgekratzt wird, oder der blauschwarze Saft der Genipapofrucht [b(ă)dēnā́]. Dieser Saft wird in kleinen löffelartigen Cuyen oder in größeren geschnitzten Halbcuyen angemacht

[1] Vgl. Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Bd. 3, 1910, S. 114.





1. Jüngling in typischer Tracht.



2. Knabe mit kurzgeschorenem Haar und Haarkranz.

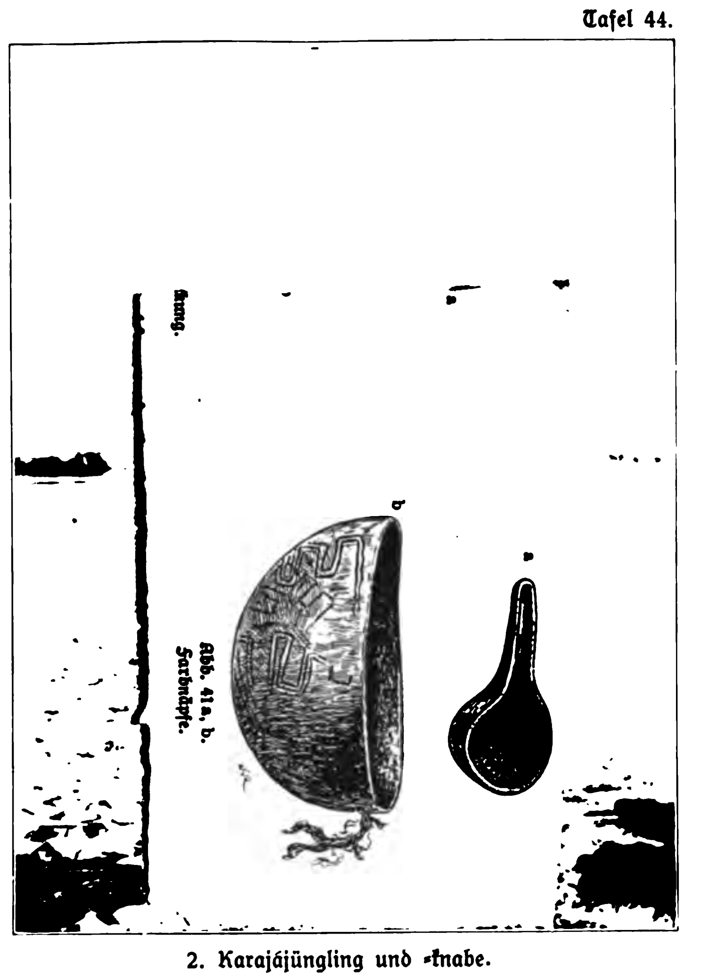


3. Karajámänner mit Strohhut und Tabakspfeife.





1. Karajájünglinge.



2. Karajájüngling und Knabe.

(Abb. 41[a] [b]); er ist zunächst hell, nimmt aber bald nach dem Auftragen auf die Haut unter dem Einflusse der Luft eine schöne schwarzblaue Farbe an.

Als weiße Farbe dient eine weiße Erde (mänaŭlá). Weiße Körper-



Abb. 40 a, b.
Urukúölfarbe in Handelspackung.

Abb. 41 a, b.
Farbnäpfe.

bemalung habe ich allerdings nie beobachtet. Die kleinen Tonpuppen aber tragen weiße Musterung, und die Indianer berichteten mir, daß sie sich mit dieser Farbe Ringe um die Arme, sowie Querstreifen auf der Brust anbrächten.

Als Pinsel dienen die Finger, für vollen Körperanstrich die flache Hand. Stäbchen oder Lappen zum Auftragen der Farben habe ich nie bemerkt. Dagegen wurde für Genipapomusterung gern ein Stempel (ulīnó) verwendet, der aus zwei nebeneinandergebundenen Rohrstäbchen besteht, deren Schnittflächen zu zwei Halbkreisen ausgeschnitten sind. Diese Halbkreise nun sind zu einer Schlangenlinie zusammengesetzt (būltí; nach Kurišís aber nau͡ĕklĕlāzí = Strauß-Scheitelstutz). Diese Stempel sind meist nur einseitig (Abb. 42[a]); bloß einmal traf ich einen zweiseitigen Stempel, der am einen Ende die Schlangenlinie, am anderen zwei übereinanderstehende Halbkreise trug (Abb. 42[b]). Mit dem Schlangenlinienstempel ist der Knabe in Abb. 2 auf Tafel 38 bemalt.

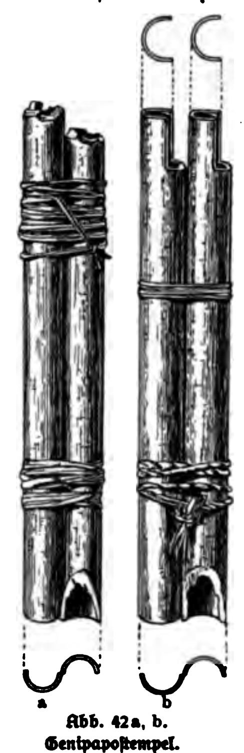


Abb. 42 a, b.
Genipapostempel.

In der Bemalung unterscheiden wir Vollanstrich und Musterung.

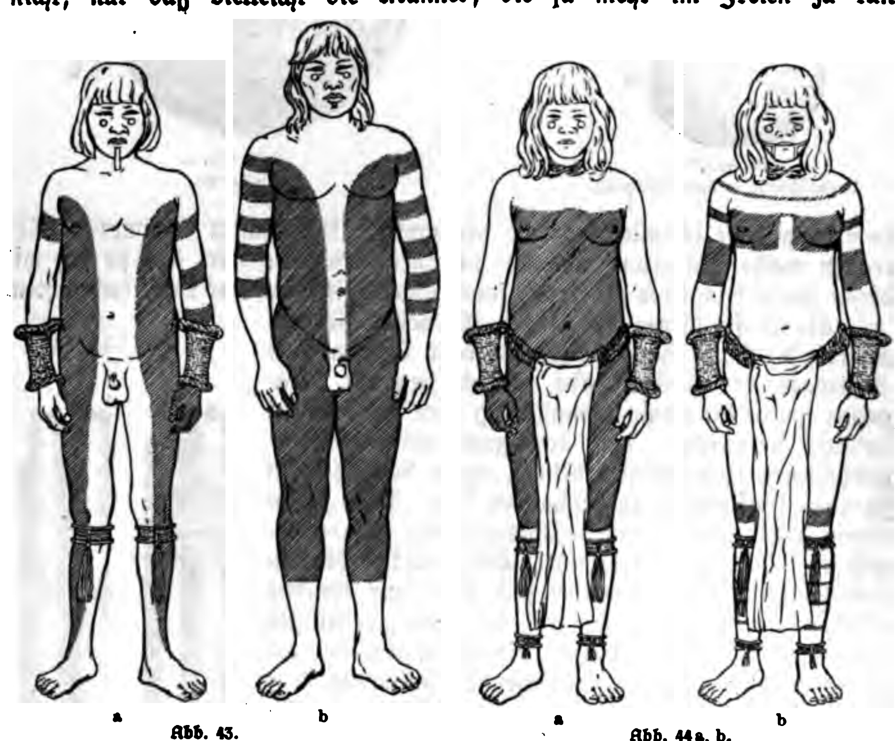
Der Vollanstrich „ist ihr Anzug" (Ausspruch Kurišís), „er schützt sie gegen die Moskitos wie die Christen ihr Anzug" (Ausspruch Mauzís).

Die Musterung dagegen wird nur bei besonderen Anlässen ausgeführt. Sie ist eine Art Festschmuck. Bei Fremdenempfang z. B. bemalen sich die Dorfbewohner mit roten und schwarzen Mustern auch die ankommenden Fremden bemalen sich, ehe sie das

Dorf betreten, und sei es auch nur, daß sie sich mit dem von den angekohlten Campbäumen abgekratzten Ruß ein schwarzes Augenband von Ohr zu Ohr ziehen. Bei Tanzfesten werden Männer und Jünglinge von den Frauen bemalt. Überhaupt ist diese Musterung ihr Schmuck, ihr Festkleid. Oft bemalten die Mütter ihre Söhne, wenn diese mit uns auf Fischfang ausziehen sollten.

Bei Trauer wird angeblich der ganze Körper, auch das Gesicht, mit einem Genipapoanstrich versehen. Doch habe ich diese Sitte bei Kabišás Familie nicht bemerkt.

Unterschiede in der Bemalung zwischen beiden Geschlechtern bestehen nicht, nur daß vielleicht die Männer, die ja mehr im Freien zu tun



a b Abb. 43. Knabe (a) und Mann (b) mit Vollmusterung.

a b Abb. 44a, b. Zwei Mädchen mit Vollmusterung.

haben als die Frauen, die sich im wesentlichen im Dorf und in den Häusern aufhalten, mehr den Vollanstrich tragen als die Frauen. Die Muster selbst sind für beide Geschlechter dieselben, nur lieben die Männer eine etwas weitergehende Musterung.

Der Körperanstrich wird mit roter oder schwarzer Farbe ausgeführt, und zwar ist die rote Farbe meistens auf Männer und Jünglinge beschränkt, die schwarze auf Knaben und Mädchen, wie ja überhaupt schwarz die Farbe der Jugend ist (siehe Baumwollschmuck). Nur einmal wurde eine völlig rot angestrichene Frau gesehen.

Muster, die sich über den ganzen Körper erstrecken, sind verhältnismäßig selten. In Abb. 43 a b haben der Knabe und der Mann fast dieselbe Musterung: beide Körperseiten von den Achselhöhlen bis zur halben Wade sind schwarz angestrichen, wobei nur vorn und hinten ein Mittellängsstreifen freibleibt. Der Knabe auf Abb. 2 in Tafel 38 ist mit dem Genipapostempel über und über gemustert. Ein anderer Knabe war am ganzen Körper dadurch verziert, daß mit einer vierzinkigen Gabel einander rechtwinklig schneidende Linien gezogen worden waren. Bei allen diesen Personen waren auch die Arme gemustert. Vollgemusterte Personen weiblichen Geschlechtes waren selten; die schönste Verzierung wies die Jungfrau auf Tafel 16 auf. Ein Mädchen war von der Brust abwärts bis zum Knie schwarz bemalt, außerdem war die rechte Hand gefärbt, bei einem anderen waren nur die Brust, die Arme und Beine bemalt (Abb. 44 a b).

Einzelne Körperteile sind nur selten verziert und dann meist in Verbindung mit der Vollmusterung. Die Verzierung der Arme und Schenkel besteht im allgemeinen aus schwarzen oder roten Ringen, die um die Extremitäten herumlaufen (Abb. 43, 44). Nur am Oberschenkel, und zwar meist auf der Innenseite, seltener auf der Außenseite, finden sich selbständige Muster, deren Bedeutung leider nicht zu erlangen war (Abb. 45). Verzierte Hände, von denen Ehrenreich ein schönes Beispiel abbildet, habe ich nicht gesehen; nur ein Knabe und ein Mädchen hatten je eine schwarzangestrichene Hand.

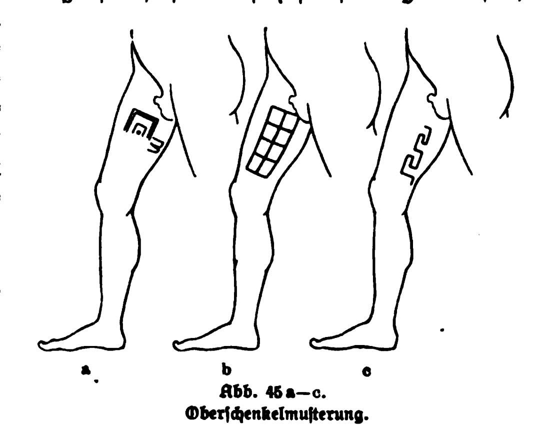


Abb. 45 a—c.
Oberschenkelmusterung.

Wichtiger als die Körpermusterung ist die Bemalung des Gesichtes; läßt sich jemand bemalen, so kommt zuerst das Gesicht daran und dann erst die übrigen Körperteile. Charakteristisch für die Karajá ist ein Querband, das von Ohr zu Ohr über die Augen hinwegläuft, oben mit der Stirne quer abschneidet, und dessen Unterrand oft etwas unterhalb der Stammestätowierung einen gebogenen Lauf nimmt (Abb. 46 a b). Dieses Querband wird meist mit Urukúfarbe aufgemalt, selten mit Ruß oder Genipapo. Üblich ist diese Art der Bemalung bei beiden Geschlechtern. Einige Abweichungen konnten beobachtet werden, beide wurden bei der Südhorde angetroffen. Das eine Mal war die Nase ausgespart (Abb. 46 c), das andere Mal lief unter dem schwarzen Querband, das mit den Augen abschnitt, ein rotes Querband über die Stammestätowierung hinweg (Abb. 46 d).

Isolierte Bemalung der Nase ist nur selten. Eine Jungfrau trug über die Nase ein rotes Dreieck gemalt, eine andere einen roten Winkel, der von






a b c d

Abb. 46 a – d.
Stammesbemalung der Karajá. Augenquerband.



a b
Abb. 47 a, b.
Nasenbemalung.

der linken Kinnlade zur Nasenwurzel empor und dann zur rechten Kinnlade herunterlief (Abb. 47[a b]). Beide Bemalungen wurden in der Südhorde angetroffen. In Verbindung mit sonstiger Gesichtsbemalung kam ebenfalls nur zweimal ein senkrechter schwarzer Strich vor, der von der Nasenspitze aufwärts über die Stirn bis zum Haar lief und das eine Mal von kleinen Querstrichen gekreuzt war (Abb. 50 und 48[d]).

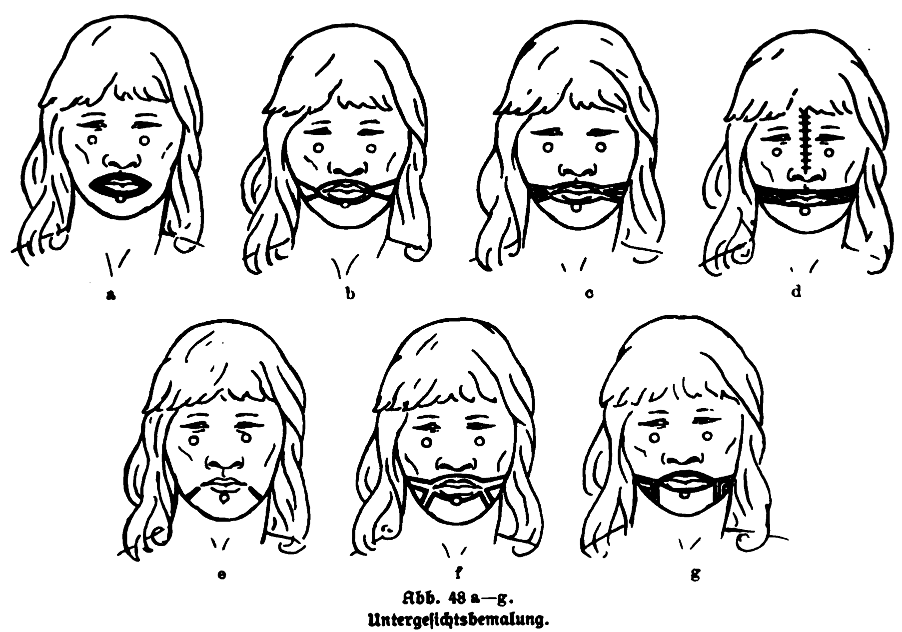


Abb. 48 a—g.
Untergesichtsbemalung.

Häufig verziert war das Untergesicht, also Mund, Wangen und Kinn, und zwar durchgängig nur mit schwarzer Farbe. Die einfachste dieser Verzierungen ist eine schwarze Umränderung des Mundes (Abb. 48[a]). Weitergebildet wird diese nach zwei Richtungen hin: einmal werden von den Mundwinkeln wagerecht über die Wangen zwei oder vier Querstriche gezogen, die zuweilen auch ein schwarzes Band bilden, in dem eine Zickzacklinie ausgespart ist (Abb. 48[b—d]); sodann werden von den Mundwinkeln senkrecht abwärts laufende Striche gezogen (Abb. 48[e]). Meist sind beide Arten kombiniert, so daß auf den Wangen Winkel entstehen, deren Spitzen nach den Mundwinkeln zu gerichtet sind. Die Schenkel dieser Winkel sind oft mehrfach (Abb. 48[f g]). Eine andere Art der Verzierung ist ein schwarzes Rechteck auf dem Kinn, das meist mit Wangenquerstrichen oder Wangenwinkeln verbunden auftritt (Abb. 49[a—d]).

Im allgemeinen ist entweder nur das Obergesicht oder bloß das Untergesicht verziert, und nur zuweilen ist eine Kombination beider Verzierungen vorhanden (siehe Abb. 50).

d) Tätowieren. Zum Wundkratzen der Haut dient der Wundkratzer ((lädjí), ein Stück Kürbisschale, in die nahe dem oberen Rande eine Reihe Fischzähnchen (külädjú, angeblich Hundsfisch) eingesetzt ist, die hinten

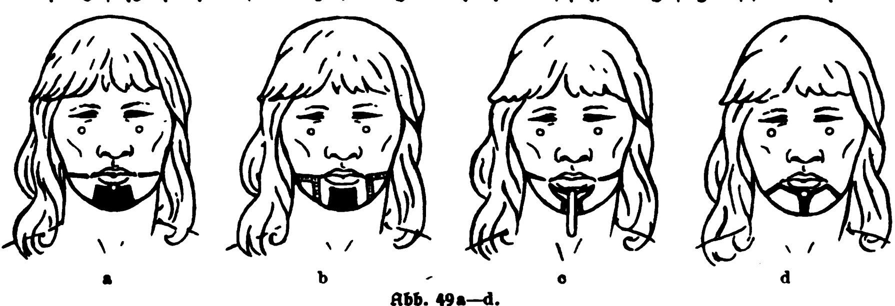


Abb. 49a—d.
Kinnbemalung.

durch eine schmale Wachswulst festgehalten wird (Abb. 51). Dieses Exemplar entspricht dem einen von Ehrenreich mitgebrachten (Berlin 3953 c), während bei seinen beiden andern die ganze Rückseite durch eine dicke Wachsschicht bedeckt ist; derartige Wundkratzer habe ich nie bei den Karajá, wohl aber bei den Šavajé gesehen (siehe dort). Mit diesen Wundkratzern wird die Haut auf Armen und Oberschenkeln geritzt; den Vorgang selbst habe ich leider nie beobachten können (siehe hierzu Ehrenreich, Beiträge, Seite 33).

Ziernarben habe ich nur einmal und zwar bei meinem Ruderer Antonio gesehen. Sie bestanden aus mehreren, quer über die Brust laufenden Wülsten. Diese Einschnitte werden mit dem Zahn des Hundsfisches (Cachorra) gemacht und mit Ruß und Wasser eingerieben, so daß sie lange sichtbar bleiben. Die Ausführung muß am frühen Morgen nur von einem einzigen Manne vorgenommen werden, andere Zuschauer, vor allen Dingen Frauen, dürfen dabei nicht zugegen sein. Die Wunden sollen gut heilen, es soll aber

viel Blut dabei fließen. Die Anzahl der Einschnitte ist unbestimmt. Der Träger solcher Einschnitte wird wōļí genannt[1]. Kurišĺ berichtete mir über solche Ziernarben, daß nur, wer einen Feind getötet hat, sich derartige Quereinschnitte auf Brust und Rücken anbringen lassen darf.

T ä t o w i e r e n. Wir unterscheiden zwei Arten von Tätowierungen: Stammes- und Häuptlingstätowierungen.

Die Stammestätowierung, die beiden Geschlechtern eigentümlich ist, besteht aus zwei kleinen blauschwarzen Kreisen von etwa 1,2 cm Durchmesser auf

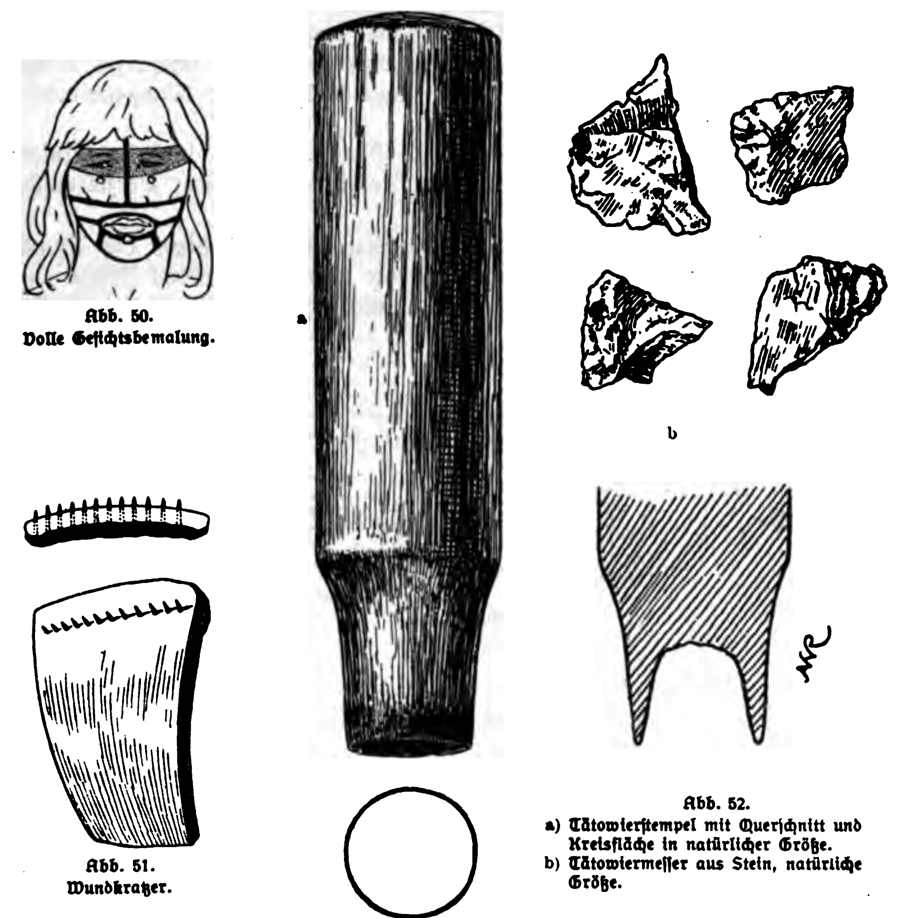


Abb. 50. Volle Gesichtsbemalung.

Abb. 51. Wundkratzer.

Abb. 52.
a) Tätowierstempel mit Querschnitt und Kreisfläche in natürlicher Größe.
b) Tätowiermesser aus Stein, natürliche Größe.

den Wangen unterhalb der Augen (Tafel 14; 16). Als Name dafür wurde genannt: ŏdĕmăļūļí, ŏdĕmăļļú, ŏdemărlní. Ausgeführt wird die Tätowierung folgendermaßen: Mit einem aus Aruerаholz (kūwăó) hergestellten

---

[1] Diese selbe Sitte berichtet Cunha Mattos von den Cherentes (Rev. trim. 38, S. 23), ohne übrigens seinem Gewährsmann vollen Glauben zu schenken.

Stempel (wãlĭõná = Tabakspfeife) wird mit leichter Drehung des scharfen, kreisförmigen Stempelrandes die Kreislinie in die Wange eingedrückt (Abb. 52[a]), so daß sie lange sichtbar bleibt[1]. Als Messer dient irgend ein Splitter eines zerschlagenen Kieselsteines, der jedesmal erst neu hergestellt wird. Er wird nicht weiter bearbeitet, sondern man sucht nur einen spitzen, scharfen Splitter aus (Abb. 52[b] stellt vier derartige, von den Indianern zugeschlagene und als geeignet bezeichnete Steinsplitter dar). Mit diesen Steinmessern (mãnadjú = Steinzahn) wird nun der Kreis in einer Breite von etwa 2 mm ausgeschnitten, die Wunde mit einem nassen Baumwollflausche ausgewaschen und dann Genipaposaft eingerieben, der bald eine blauschwarze Färbung annimmt. Angeblich soll die Wunde in zwei Tagen heilen, ohne zu eitern, doch bemerkte ich bei Mauzí, dem die Tätowierung vor kurzem eingeschnitten war, daß die oberen Ränder der Kreise leicht geschwollen waren. Ist die Tätowierung noch frisch, so ist sie tief, hat scharfe Ränder und sehr dunkle Farbe. Im Alter vernarbt sie, wird allmählich ganz flach, die Farbe verliert sich. In einem Dorf der Nordhorde beobachtete ich auch einen Mann mit rotgefärbter Tätowierung.

Eingeschnitten wird die Tätowierung mit Eintritt der Reife, also etwa zwischen 12 und 14 Jahren. Doch fand ich die beiden Kreise zuweilen kleinen Kindern mit schwarzer Farbe aufgemalt. Die Zeit wird bei Knaben danach bestimmt, wenn das Haar nach dem letzten Kahlscheren vorn bis zur Nasenspitze, hinten bis auf die Schultern reicht.

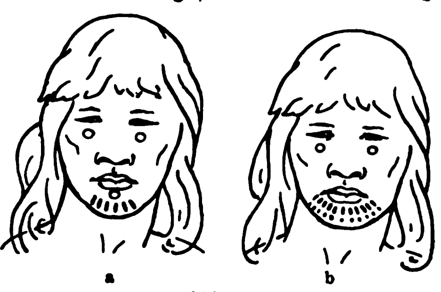


Abb. 53.
Häuptlingstätowierung. a) Mann. b) Frau.

Ausgeführt wird die Tätowierung von besonderen Leuten, die Stempel und Steinmesser besitzen und wairãdú genannt werden. Solcher Leute gab es in der Südhorde nur einen (in Dorf 6), in der Nordhorde dagegen mehrere (z. B. Ilk in Dorf 13). Sie werden für diese Operation bezahlt. Es sollen keinerlei Zeremonien stattfinden, und die Kinder werden nicht immer gemeinsam tätowiert, sondern auch einzeln, gelegentlich, wenn man gerade des Meisters habhaft werden kann.

Die Häuptlingstätowierung, die Häuptlingen und deren Frauen eigentümlich ist, besteht aus senkrechten schwarzen Strichen zwischen Unterlippe und unterem Gesichtsrand, die nebeneinander in einer, zuweilen auch in zwei übereinanderstehenden Linien angeordnet sind (Abb. 53[a b]). Nach Kurišĭ soll diese Tätowierung den Frauen eigentümlich sein. Auch schon Mädchen sollen derartige Linien blauer Punkte am Kinn besitzen, was als sehr schön gelten soll. Doch habe ich diese letzte Erscheinung nie beobachtet.

[1] Ehrenreich brachte einen Stempel aus dem Stiele eines Flaschenkürbisses mit (tošiä, Berlin 3913).

e) Körperpflege. Die Indianer baden sehr viel; meist nehmen sie am frühen Morgen ein Bad, und auch tagsüber stürzen sie sich, so oft sie Lust haben, ins Wasser, meist wohl, um sich durch die darauf folgende Verdunstung des Wassers beim Trocknen Kühlung zu verschaffen.

Als Seife beim Waschen dienen zwei Pflanzenprodukte; einmal eine Rinde (üäbäkå = Sabão do matto), von der man etwas abschabt, dies im

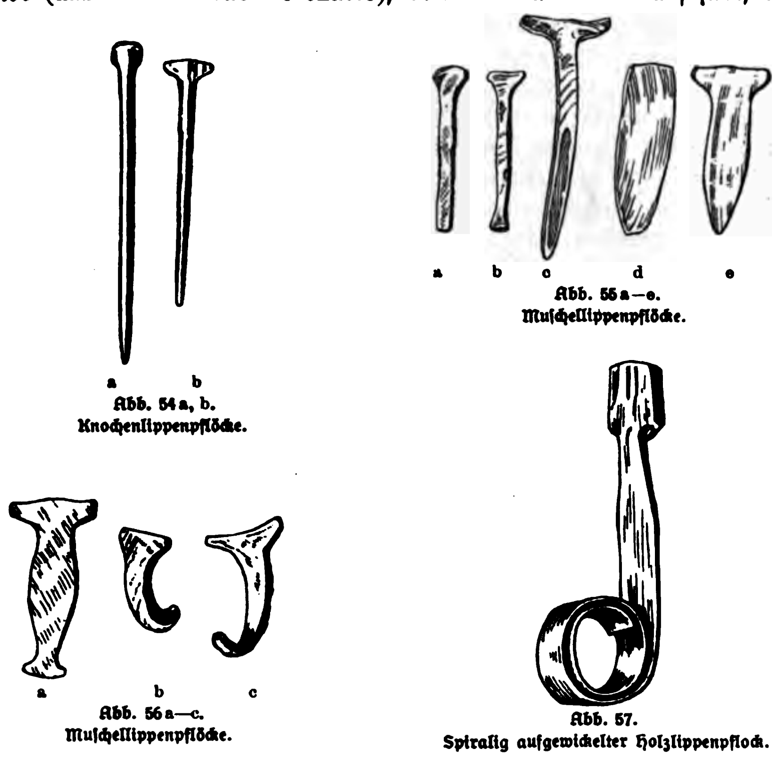


Abb. 54 a, b. Knochenlippenpflöcke.

Abb. 55 a—e. Muschellippenpflöcke.

Abb. 56 a—c. Muschellippenpflöcke.

Abb. 57. Spiralig aufgewickelter Holzlippenpflock.

Wasser reibt und sich mit dem dadurch entstehenden Schaume wäscht; sodann ein Baumbast (döü), der ebenfalls als Seife zum Reinigen benutzt wird.

Sehr beliebt ist Einreiben des Körpers, der Arme, besonders aber des Haares mit dem wohlriechenden Harz (ändilå) der Almecegeira (Hedwigia balsamifera), das für gewöhnlich in Kürbissen aufbewahrt wird.

B. Nach Geschlecht und Alter verschiedener Schmuck (Abzeichenschmuck).

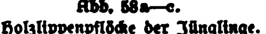
a) Lippenschmuck. Solcher Schmuck wird nur vom männlichen Geschlecht getragen[1]. Das zur Aufnahme des Schmuckes nötige Loch

[1] Nach Kurisi sollen auch Frauen sich ein Loch in die Unterlippe stechen; er gab aber selbst an, daß er das noch nie gesehen habe, und ich habe diese Erscheinung auch nie beobachtet.

(ɪdjăṙūlănó) wird in der Mitte der Unterlippe eingestochen, im Alter von etwa 6—7 Jahren. Ausgeführt wird diese Operation mit einem Stück Knochen des Brüllaffen (ăzödí = Brüllaffe-Knochen), und zwar von besonderen Männern, deren es in der Südhorde nur einen im Dorfe Nr. 7 gab. Besondere Feierlichkeiten sollen dabei nicht stattfinden, doch scheint die Durchbohrung gelegentlich gewisser Feste vorgenommen zu werden.

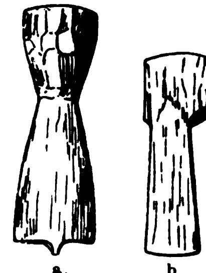
In diesem Loche nun werden Pflöcke aus Knochen, Muscheln, Holz oder Stein getragen. Sie gelten als Abzeichen des männlichen Geschlechtes und werden nie abgelegt, da sie ja infolge ihrer schmalen Basis beim Essen nicht stören. Nur wenige alte Männer hatten zuweilen keinen Lippenpflock. Beim Tausch gaben einige ihn ohne weiteres her, andere zauderten erst ein wenig und waren verlegen, als sie keinen Pflock mehr in dem Loche stecken hatten; durchgängig machten sie sich sofort einen neuen oder steckten einen Reservepflock hinein. Die Pflöcke werden von der Innenseite her durch das Loch gesteckt und eben so wieder herausgezogen.





Je nach dem Lebensalter sind die Lippenpflöcke aus verschiedenem Material und in verschiedener Form hergestellt.

Kleinste Knaben tragen Pflöcke aus dem Knochen des Brüllaffen. Diese sind etwa 4—11 cm lang, laufen unten spitz zu und haben oben ein breiteres Ende, das an die Innenseite der Unterlippe als Widerlager zu liegen kommt (Abb. 54 a b). Größere Knaben benutzen Pflöcke aus Muschelschale (ɪdjé). Die dazu verwendete Muschel ist die dünne, zweispitzige Muschel (Tafel 45, Abb. 1c), die ɪdjé



a c
Abb. 58a—c.
Holzlippenpflöcke der Jünglinge.

a. b
Abb. 59a, b.
Holzlippenpflöcke älterer Hagestolze.

oder k(ă)da]á genannt wurde. Nach Pedro werden auch aus der dicken dreikantigen Muschel (bu]ú, Tafel 45, Abb. 1a) djălapŭ genannte Lippenpflöcke gemacht. Er behauptete, ich hätte derartige Pflöcke in meiner Samm-

lung; der Name ist mir aber sonst nie genannt worden. Augenscheinlich ist aber eine Anzahl der Muschelpflöcke wirklich aus dieser Muschel hergestellt. Die aus der zweispitzigen Muschel gefertigten Pflöcke weisen Perlmutterglanz auf, sind flach und schmal, stab- oder keilförmig und haben meist ein breites Widerlager (Abb. 55 a—e). Die aus der dreikantigen Muschel hergestellten Pflöcke dagegen sind weißglänzend und dick, laufen meist unten in eine umgebogene Spitze aus oder weisen geschweifte Formen auf (Abb. 56 a—c; siehe auch Tafel 12, Abb. 2).

Knaben, die kurz vor der Reife stehen, tragen zuweilen spiralig aufgerollte Pflöcke aus schmalen Holzstreifen (ödühó, Abb. 57).

Mit Einschneiden der Stammestätowierung gehen die Jünglinge zu Lippenpflöcken aus Holz (ödühó) über (nach Ehrenreich aus dem leichten Holze des Piuvabaumes hergestellt). Zunächst lieben sie es, riesige Holzlamellen zu tragen. Das größte Exemplar meiner Sammlung ist 25 cm lang bei 2 cm Breite (Abb. 58 a); derartige Lippenpflöcke reichen bis auf die Brust herab (Tafel 43, Abb. 1). Am unteren Querrand laufen diese Lamellen meist in eine kleine Spitze aus. Je älter die Leute werden, um so kürzere Pflöcke tragen sie; diese schneiden zuweilen unten querab (Abb. 58 b c). Ältere Hagestolze tragen Pflöcke, die sich von denen der verheirateten Männer nicht wesentlich unterscheiden (Abb. 59 a b). Die verheirateten

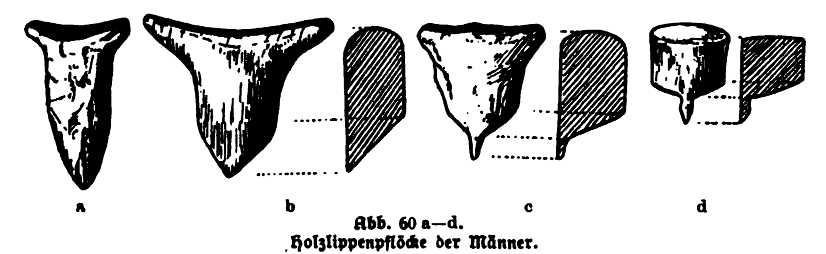


Abb. 60 a—d.
Holzlippenpflöcke der Männer.

Männer tragen ebenfalls Holzpflöcke, die sich im Anfang noch an die Formen der älteren Jünglinge anlehnen, später aber immer kürzer und dicker werden und schließlich bei älteren Männern (etwa von 50 Jahren an) aus einem Knopf von 1,8 cm Durchmesser bestehen, der zuweilen noch eine kleine Spitze vorn am unteren Rande trägt (Abb. 60 a—d).

Bei besonderen Anlässen sollen von der Jugend auch bemalte Holzlippenpflöcke getragen werden; doch habe ich derartige Exemplare nie gesehen. Im ersten Dorfe hatte der Knabe Mauxí am Tage, nachdem er mir das erzählt hatte, seinen Pflock bemalt, „wie man es weiter abwärts tue" (Abb. 61). Unter den Wachsnachbildungen von Tanzfiguren, die ich bei den Karajá erwerben konnte, befindet sich die der Inãuiní-Maske. Diese trägt einen bemalten und mit Wachswülsten belegten, vom Kinn herabhängenden Streifen, der offenbar einen solchen bemalten Lippenpflock darstellen soll (Tafel 45, Abb. 7).

Diese Aufeinanderfolge war überall genau eingehalten. Nur im ersten Dorfe bei Leopoldina fanden sich Abweichungen. Hier trug der Knabe, wie

eben erwähnt, eine Holzlamelle, später wie sein älterer Bruder und der Vater einen Holzknopf. Diese Familie war zivilisiert; sie scheute sich, vor den Brasilianern mit langen Pflöcken einher zu laufen. Gelten doch überhaupt lange Pflöcke als Zeichen von Eitelkeit, weshalb z. B. ältere Leute solche nie tragen können, ohne sich lächerlich zu machen. Die jungen Leute nun im ersten Dorfe fühlten sich zu erhaben über ihre wilden Stammesgenossen, als daß sie solch lächerliche Sachen trügen, begnügten sich also mit dem würdevollen Knopf der Alten.

Eine besondere Art bilden die Steinlippenpflöcke (mänă'dĕlé; mänáStein, mänadērĕzó-Bergkristall). Sie werden aus Quarz, Bergkristall oder

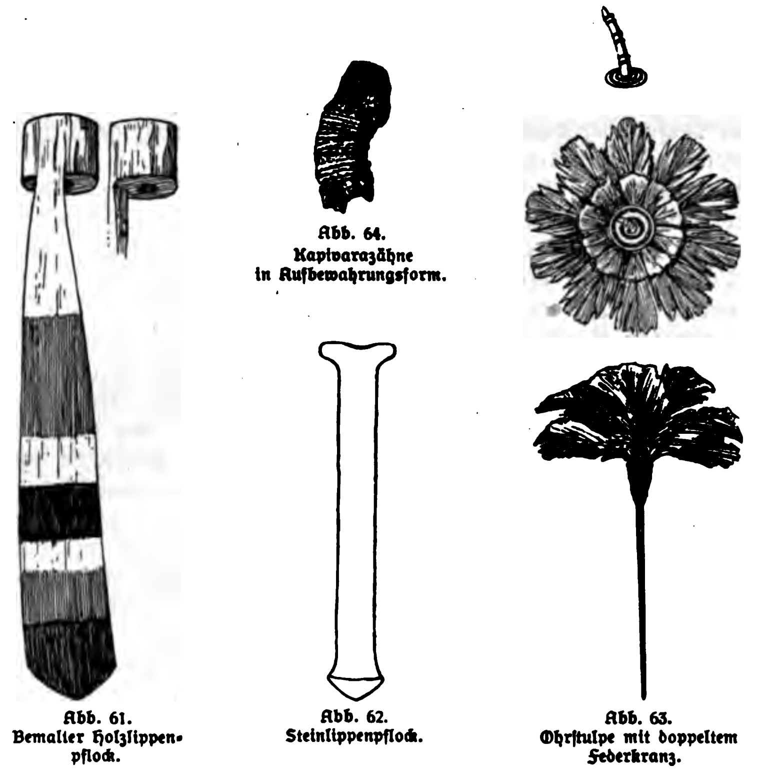


Abb. 64. Kapivarazähne in Aufbewahrungsform.

Abb. 61. Bemalter Holzlippenpflock.

Abb. 62. Steinlippenpflock.

Abb. 63. Ohrtulpe mit doppeltem Federkranz.

Alabaster zugeschlagen und dann geglättet, so daß sie wie poliert aussehen. Das Mundstück ist stark verbreitert, das untere Ende läuft in eine Verdickung aus (Abb. 62). Derartige Lippenpflöcke werden nur von unverheirateten Männern und nur bei besonderen Festen getragen. Wenn sie heiraten, verschenken sie ihn an einen jungen Verwandten. Da die Steinlippenpflöcke sehr dick sind, muß das Lippenloch erst ausgeweitet werden. Dies geschieht durch Einstecken immer dickerer Holzpflöcke. Von solchen Lippenpflöcken habe ich nur ein Exemplar gesehen und zwar bei der Südhorde, ohne es jedoch erwerben zu können. Von einem zweiten Exemplar

bei der Südhorde erfuhr ich erst, als wir das Dorf längst verlassen hatten. Sie werden nicht von den Karajá hergestellt, sondern von den Tapirapé, von denen die Karajá der Nordhorde sie eintauschen. Die der Südhorde kaufen sie wieder von denen der Nordhorde, der Preis beträgt dann angeblich ein Kanu, eine Axt, einen Topf und ein Buschmesser. Sie sind also sehr teuer und werden deshalb, und weil sie sehr zerbrechlich sind, behutsam behandelt und in Stoff gewickelt sorgsam aufgehoben. Gegenwärtig, wo die Karajá mit den Tapirapé in Fehde leben und daher keine Steinlippenpflöcke mehr kaufen können, ist ihr Wert natürlich um ein Vielfaches gestiegen.

b) Ohrschmuck. Das zur Aufnahme des Schmuckes dienende Loch wird im Ohrläppchen dicht am inneren Rande angebracht; es wird bald nach der Geburt von der Mutter oder vom Verwandten (Onkel) mit einem Affenknochen oder Tukumsplitter eingestochen.

In diesem Loche wird von beiden Geschlechtern Schmuck getragen, der nach Altersstufen verschieden ist; doch wird er nicht ständig geführt, sondern nur zuweilen, je nach Laune angelegt.

Kinder beiderlei Geschlechts, vor allem kleinste, tragen den kuǎdjú (= Kapivarazahn) genannten Ohrschmuck. An einem kurzen, dünnen Palmholzstiel ist mittels Wachs und Baumwollfadenumwicklung eine Tulpe bunter Papageifedern befestigt, in deren Kelchgrunde sich eine Perlmutterscheibe von meist 2,2 cm Durchmesser findet. Aus deren Mitte erhebt sich ein Nagetierzahn (Kapivara = ku(w)ǻ; nach Ehrenreich Aguti), der meist mit einem schwarzen Baumwollfaden umflochten ist (Abb. 63).

Die von mir mitgebrachten Exemplare weisen einige Unterschiede auf. Die Tulpe besteht meist aus gelbroten Papageifedern, die Scheibe ist zuweilen noch von einem Innenkranz beschnittener roter Federchen umgeben. Die Perlmutterscheibe trägt manchmal einen oder mehrere konzentrische Wachsringe. Ein Exemplar hat an Stelle der Perlmutterscheibe eine Wachsscheibe, bei fünf anderen fehlt die Scheibe überhaupt: der Zahn steigt direkt aus dem Kelche auf und ist bei einem Exemplar in seinem Unterteil mit weißer Rohbaumwolle umwickelt. Vier Exemplare der Sammlung haben kleine Hängefedern, die vom Stabe an dünner Schnur herabhängen[1].

Diesen Schmuck trugen meist Säuglinge und Kinder von zwei bis drei Jahren und zwar beständig; bei größeren Kindern war er nur vereinzelt anzutreffen (Tafel 18, links). Es ist ein sehr kostbarer Schmuck. Das Kapivara ist wegen seines scheuen Wesens schwer zu jagen, die Nagezähne sind daher sehr teuer, und zwar sind sie um so teurer, je kleiner sie sind. Sie dienen als Geld für den Bootskauf: man kauft ein Boot für zwei solcher Zähne. Aufbewahrt werden sie in der durch Abbildung 64 wiedergegebenen Verpackung: zwei lange und zwei kurze Zähne sind im unteren Teil mit Baumwollfäden zusammengebunden und zum Teil mit Wachs überzogen.

---

[1] Ehrenreich brachte außer ähnlichen Exemplaren noch ein anderes mit, bei dem die Scheibe ein schwarzes Fadenkreuz trägt. Vielleicht stammt es von den Šambioá; siehe nächste Anmerkung.



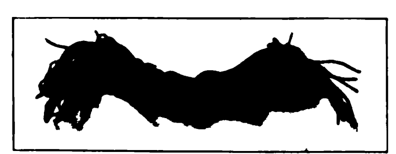
1. Muscheln für Lippenpflöcke: a) dreikantige, b) Perlmutter, c) zweispitzige.



2. Schopffederquaste.

b a

4. Wadenband (a) und Knöchelband (b) eines Mädchens.



5. Beinwickel kleinster Kinder.



3. Armstulpe eines Kindes.



6. Wadenband mit gequästeltem Schnurbehang.



7. Wachsnachbildung der inauini-Maske.

Unter dem Namen ändöhömalí erhielt ich die Kürbisscheibe Abb. 65. Sie ist mit vier konzentrischen Wachsringen belegt, deren Zwischenräume zum Teil rot bemalt sind; im Zentrum befinden sich drei Löcher. Angeblich soll dies eine Scheibe einer Ohrrosette sein, doch habe ich derartig große Scheiben sonst nicht gesehen. Nun kommen aber an den Tanzmasken große Ohrrosetten vor; vielleicht ist es die Scheibe einer solchen Maskenrosette.

Die mannbare Jugend beiderlei Geschlechts trägt einen etwas abweichenden Ohrschmuck, aber nur zuweilen, wohl mehr als Festschmuck. Genannt wird er döhölnä (= döhó-Auge; so wurde auch die Perlmutterscheibe in der Mitte genannt). An einem Taquarastab ist vorn eine flache Federrosette durch Baumwollumwicklung angebracht, deren Mitte durch eine Perlmutterscheibe mit einem Wachsknopf im Zentrum bedeckt wird[1] (Abb. 66a b).

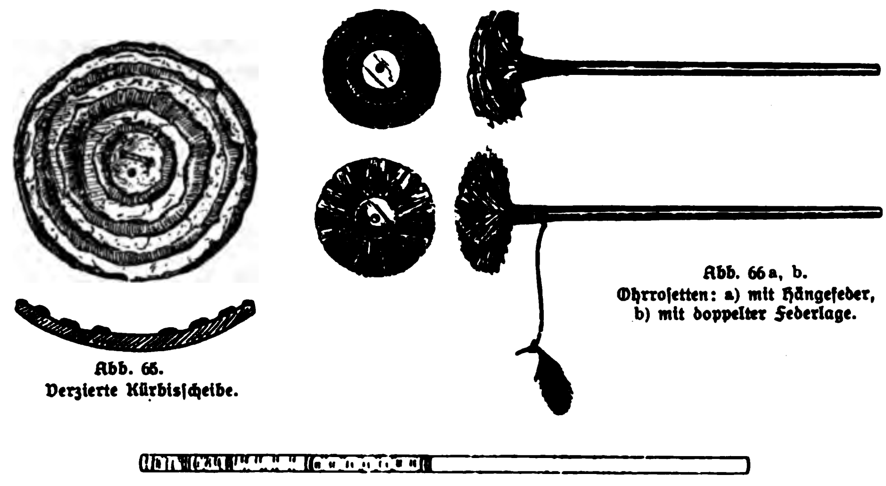


Abb. 65.
Verzierte Kürbisscheibe.

Abb. 66a, b.
Ohrrosetten: a) mit Hängefeder, b) mit doppelter Federlage.

Abb. 67.
Beschnitzter Ohrstab.

Die Rosette besteht entweder aus feinen roten Federchen oder aus zwei Lagen gelber und roter beschnittener Papageifedern, von denen die Außenlage gelb, die Innenlage rot ist oder das umgekehrte Verhältnis eintrifft. Auch diese Ohrrosetten haben zuweilen eine kleine Hängefeder.

Junge Leute, sowie Erwachsene beiderlei Geschlechts tragen wesentlich einfacheren Schmuck, nämlich einfache Stäbe (döhó), die oft im vorderen Teil mit Ritzverzierungen bedeckt sind (Abb. 67). Auch hier finden wir Unterschiede nach dem Alter. Es gibt drei Arten solcher Stäbe: gelbe, meist beschnitzte Taquarastäbe, rötliche oder braune Rohrstäbe aus einer Abart von Gibate,

[1] Ehrenreich brachte einige Exemplare mit Wachskreuz auf der Scheibe mit. Derartige Ohrrosetten habe ich nie gesehen. Königswald (Globus, Bd. 94, S. 219) gibt an, daß diese nur von den Šambioá stammen, während die der Karajá nur den Wachsknopf aufweisen. Damit würde auch mein Befund übereinstimmen. Siehe auch die vorige Anmerkung und vergleiche hierzu die Šavajé.

und schwarze, unverzierte Stäbe aus Gibate (dŏhŏdĕbé-schwarze Stäbe). Die unverheiratete Jugend trägt im allgemeinen Stäbe aus gelbem Taquárarohr und zuweilen solche aus rotem oder braunem Rohr, während die Verheirateten neben selten vorkommenden gelben Stäben meist nur schwarze Stäbe tragen. Aber auch Jungfrauen und ältere Hagestolze tragen solche schwarze Stäbe. Außerdem bevorzugt die Jugend lange Stäbe, während die Alten nur kürzere tragen (Tafel 42, Abb. 1; 43, Abb. 1; 44, Abb. 2).

c) **Arm- und Beinschmuck aus rotgefärbter Baumwolle.** Dieser Schmuck, aus Armstulpen, Waden- und Knöchelbändern bestehend und von beiden Geschlechtern getragen, ist das Abzeichen der Unverheirateten, wird also von frühester Jugend auf bis zur Heirat und dann wieder von Verwitweten getragen.

Die Armstulpe (dĕší) wird mit der Häkelnadel aus Baumwolle als langer Zylinder gehäkelt, dessen verdickte Ränder krempenartig nach außen umgebogen sind (Tafel 45, Abb. 3; siehe auf Tafel 16; 18; 44, Abb. 2). Die obere Öffnung ist weiter als die untere. Hergestellt werden sie von den Frauen, und zwar werden sie über einer Keule oder einem Mandiokastampfer (nach Ehrenreich auch über einem besonderen, von mir nirgends beobachteten Holzkegel) gehäkelt. Sind die Stulpen fertig, so werden sie mit Urukú-Ölfarbe rot gefärbt. Sie können abgelegt und angezogen werden, vor allem bei starker Arbeit werden sie beiseite gelegt, überhaupt nicht ständig, aber meist getragen. Jünglinge stecken zuweilen von hinten her ihre Messer hinein, so daß die Klinge nach dem Ellbogen herausragt. Werden sie zu eng, so werden sie abgelegt und neue angefertigt. Endgültig abgelegt werden sie erst bei der Hochzeit. Doch besteht die Möglichkeit, sie später wieder anzulegen und zwar in drei Fällen: einmal legen sie verwitwete Leute wieder an; dann dürfen Männer sie wieder tragen, wenn ihre Frauen mit ihnen zufrieden sind und sie ihnen wieder anlegen, und schließlich darf sie der beste Ringkämpfer wieder tragen.

Knöchelbänder (wăláú) und Wadenbänder (dĕōbŭtá) werden gleichfalls aus Baumwolle gehäkelt und rot gefärbt. Es sind schmale Bänder mit verdickten Rändern, die vorn zusammengehäkelt werden. An dieser Schlußstelle hängt von beiden Rändern je eine lange Fadenquaste herab (Tafel 45, Abb. 4[a b]; siehe auch Tafel 15, Abb. 1; 16; 36, Abb. 1; 43, Abb. 1). Die Quasten der Wadenbänder werden bei längeren Märschen oder raschen Läufen oft hinten zusammengebunden, um die Bewegung des Trägers nicht zu behindern (Tafel 44, Abb. 2). Auf die Wadenbänder werden zuweilen noch Bastbinden gebunden (vielleicht Trauerabzeichen?)

Bei den Knöchelbändern ist der obere, bei den Wadenbändern der untere Rand etwas weiter als der andere. Auffällig ist der geringe Umfang der Waden- und Knöchelbänder. Bei einem etwa 16jährigen Mädchen beträgt der Umfang des Wadenbandes 24 cm, der des Knöchelbandes 17 cm; bei einem Jüngling der des Wadenbandes 29 cm.

Beide Bänder werden von Frauen am Beine des Trägers selbst angehäkelt. Der Betreffende liegt auf einer Matte am Boden, den Kopf auf

ein Bündel gelegt; unter seine Knie ist eine zusammengerollte Netzdecke geschoben. An jedem Bein häkelt eine ihm verwandte Frau die Bänder aus weißen Baumwollfaden an; erst nach der Fertigstellung werden sie rot gefärbt.

Die Bänder werden schon bald nach der Geburt angelegt. Werden sie zu eng, so werden sie durchgeschnitten und durch neue ersetzt. In der Zwischenzeit laufen die Leute oft ohne die Bänder herum. Beim Abschneiden stecken sie ein Hölzchen zwischen Band und Bein, um sich nicht mit dem Messer zu verletzen, mit dem bei dem starken, festen Geflecht ziemlich derb aufgedrückt werden muß, um durchzukommen.

Die Knaben legen die Knöchelbänder schon frühzeitig ab, die Mädchen tragen sie dauernd bis zur Hochzeit, wo beide Geschlechter sich gegenseitig die Waden- und Knöchelbänder abschneiden. Verwitwete legen die Wadenbänder wieder an.

Schmuck als *Abzeichen des Standes* gibt es kaum, jedenfalls habe ich nichts derartiges gesehen. Doch erzählte Kurišĭ, daß Häuptlingsfrauen ein Halsgehänge von Ketten aus Thevetiafrüchten (mäJänî) tragen. Die Ketten sind zwischen zwei Fäden, die im Nacken gebunden werden, senkrecht in der Weise angeordnet, daß die Ketten nach vorn zu an Länge zunehmen und auf dem Leibe bis zum Nabel herabreichen.

C. Übriger Schmuck.

Der gesamte übrige Schmuck ist auf die Unverheirateten (Kinder und Jugend) beschränkt und wird nur gelegentlich getragen.

a) *Baumwollschmuck* für Nacken, Hüften, Arme und Beine. Er stellt einen großen Teil des Karajáschmuckes dar, wird aber nur zuweilen getragen, wohl wegen seiner Schwere. Der Farbe nach unterscheidet sich der schwarze Kinderschmuck vom roten Jugendschmuck.

Ein schmales *Kopfband* aus schwarzem Baumwollgeflecht, mit Muschelscheibchen besetzt, hat Ehrenreich von den Karajá mitgebracht (Berlin 3676). Ich bezweifle, daß dieser Gegenstand wirklich ein Kopfband ist. Denn einmal habe ich nie ein derartiges Schmuckstück gesehen, und dann dürfte das Band auch viel zu lang für ein Kopfband sein. Ähnliche Bänder hingegen finden sich als Gurt der Mädchenschnurschurze und als Bänder an den Zylindertanzmasken.

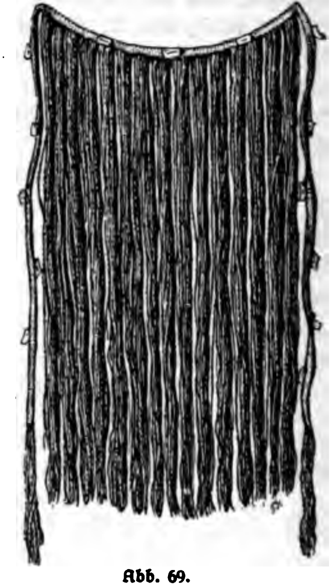
Im *Nacken* tragen die Jünglinge lange rote Quasten (nòhõẓãẓó) an einer geflochtenen Schnur, die mit einer Öse hinten in die Halskette gehängt wird. Es werden stets zwei solcher Quasten getragen. Das Schmuckstück (Abb. 68 a) ist sehr selten. Kinder tragen statt dessen schwarze Schnüre, an deren Enden sich je eine dicke kurze schwarze Quaste befindet (nòhòẓâ). Zwei solcher Schnüre werden aufeinandergelegt, so daß sich die Quasten decken, und dann zur Hälfte umgeschlagen, so daß alle vier Quasten nach unten hängen. Die oberen Schleifen werden verknotet und dann die Halskette hindurchgezogen. Bei den Nackenquasten der Mädchen sind oft

Schneckengehäuse (Castalia dolabella) von obenher über die Quasten gezogen (Abb. 68b; Tafel 18, rechts).

Um die Hüften tragen die Mädchen zuweilen einen langherabfallenden Schurz [(g)üöhí] aus schwarzen Baumwollschnüren, die oben zu einem Gurt verflochten sind, der manchmal mit Perlmutterscheibchen besetzt ist. Der Schurz wird geschlossen von unten her über die Hüften gezogen. Die Schnüre fallen bis auf die Füße herab, beim Laufen werden die Schenkel dazwischen sichtbar. Auch dieses Schmuckstück war sehr selten (Abb. 69; Tafel 18).



Abb. 68a, b.
Nackenquasten: a) Jünglinge, rot; b) Kinder, schwarz.


Abb. 69.
Schnurrock der Mädchen.

Arme und Beine entsprechen sich in der Art des Baumwollschmuckes. Wir unterscheiden drei verschiedene Sorten:

Die erste Art besteht aus langen schwarzen Schnüren mit je zwei Quasten am einen Ende. Diese Schnüre werden so um den Oberarm gewickelt, daß man zunächst die Quasten an der Schulter festhält, dann den Oberarm von oben an einwickelt und die Wickelung vom Ellbogen wieder in die Höhe führt, bis die ganze Schnur aufgebraucht ist. Das Ende wird verknotet, die Quasten läßt man dann über die Wicklung herabfallen, sie kommen selbstverständlich stets an die Außenseite zu liegen. Dieser Schmuck wird nur von Kindern getragen. Derartige Quastenschnüre für den Oberarm heißen dolú, für den Unterarm dēšldĕbé (doch habe ich derartige Unterarmquasten nie gesehen, nur Kurišĭ erzählte mir von ihnen), für die Waden deōbüdá; für Knöchelquasten dieser Art konnte ich keinen besonderen Namen erfahren. Die Schnüre haben oft eine ganz gewaltige Länge: bei dem Oberarmschmuck (Abb. 70) sind die Schnüre 275 cm lang, die Quasten



1. Federhaube mit Reiherfedern.



2. Feste Netzhaube, mit weißen Flaumfederchen besetzt.



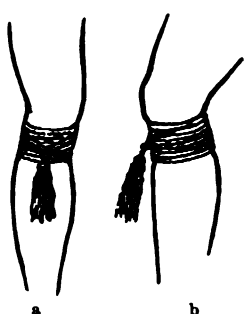
3. Federhaube mit weißen Federn.



Abb. 70.
Quastenschnur für Oberarm.



Abb. 72.
Oberarmband mit langem Schnurbehang.



a b
Abb. 71 a, b.
Tragart der Quastenschnüre für die Beine.



Abb. 73.
Tragart des Wadenbandes mit Schnurbehang.

75 cm, bei den Wadenschnüren sind die Schnüre 210—220 cm lang, die Quasten 17—18 cm (Abb. 71 a b). Ehrenreich gibt an, daß bald nach der Geburt um Unterarme und Unterschenkel schwarze Baumwollschnüre gebunden würden (aϑoñrubé; Beiträge, Seite 11); schwarze, in sich geschlossene Schnüre, in die beiderseits Bindeschnuren eingebunden sind, von 9 cm Länge, die derartige Binden für Säuglinge darstellen, siehe Tafel 45, Abb. 5. Auch größere Kinder tragen zuweilen noch solche schwarze Wadenbänder.

Die zweite Art besteht aus flachen, geflochtenen oder gequästelten Bändern mit langem Schnurbehang. Auch dieser Schmuck wird fast nur von Kindern getragen. Für den Oberarm sind schwarze geflochtene Bänder üblich (lölü), die so eingerichtet sind, daß beim Anlegen um den Arm die Quasten tressenartig an der Außenseite des Armes herabhängen. Der Behang erreicht bis 127 cm Länge (Abb. 72). Unter die Wadenbänder dagegen werden mehr die roten gequästelten Bänder gebunden [(k)uljäü], deren Behang bis 16 cm Länge erreicht und das ganze

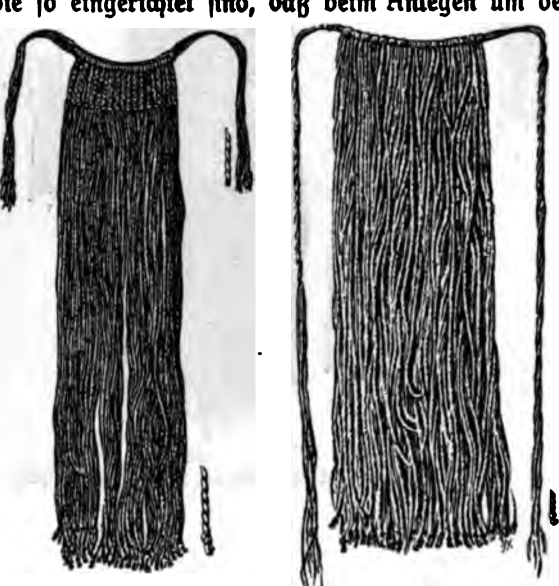


Abb. 74 a, b.
Doppelwulstbänder mit Schnurbehang für den Oberarm. b) gequästelt.



Abb. 75.
Doppelwulstband mit Schnurbehang, als Wadenband.

Bein umgibt (Abb. 73). Besonders schön ist der Behang bei dem Exemplar in Abb. 6 auf Tafel 45, bei dem in gleichmäßigen Abständen Lücken ausgespart sind.

Die dritte Art schließlich besteht aus zwei nebeneinander parallelliegenden dicken Wülsten, die miteinander verflochten sind, und von denen langer roter Behang herabhängt. Dieser Schmuck wird allgemein von größeren Kindern und der Jugend beiderlei Geschlechtes getragen. Für den Ober- und Unterarm heißen diese Bänder kōdēšī, ihr Behang hängt beide Male nur an der Außenseite des Armes herab. Die Unterarmbänder werden hinter den Armstulpen (dēšī) getragen. Zuweilen kommt auch bei diesem Schmuckstück Verflechtung des oberen Teiles vor (Abb. 74 a b). Für derartige Wadenbänder, die unter den eigentlichen Wadenbändern getragen werden,

wurden zwei Namen angegeben: uljäú und wöḍaldí. Bei ihnen hängen die Fransen rings um das Bein (Abb. 75).

b) **Aller sonstiger Schmuck** wird nur von den Unverheirateten getragen; Verheiratete haben keinen Federschmuck, dagegen ist die Jugend reichlich damit versehen, wenn sie ihn auch selten anlegt. Der am meisten getragene Schmuck sind Federhauben (Knaben), Perlenhalsketten, Fingerringe, sowie Baumwollgürtel mit Federbehang. Aller übriger Schmuck scheint nur gelegentlich bei Tänzen, Festen usw. angelegt zu werden. In der Zwischenzeit wird er sorgsam in den eleganten langen Deckelkörben aufbewahrt. Die weibliche Jugend trägt nur Halsketten und Fingerringe, die Mädchen auch Federhauben und Federarmbänder. Ein Mädchen von 9—11 Jahren trug folgende Schmuckstücke: Federhaube, rote Ohrrosetten, schwarze Nackenquasten mit Schneckengehäusen, Federarmbänder hinter den roten Armstulpen, schwarzen Gürtel mit grauem Bastschurz darüber, dazu einen langen schwarzen Schnurrock und schließlich Wadenbänder (Tafel 18).

Auf der Reise hatten meine Indianer keinen Schmuck; sie trugen zum Teil brasilianische Kleidung, sowie Lippenpflock und einheimische Fingerringe. Die Ledigen banden sich fast durchgängig ein Stück Angelschnur um die Knöchel. Auffällig war, daß in den nördlich von der Tapirapémündung gelegenen Dörfern der Nordhorde nur wenig Schmuck vorhanden war und Federschmuck fast völlig fehlte.

Eine besondere Stellung nimmt das Dorf an der Tapirapémündung ein. Sämtliche auffällig abweichenden Formen, die im Nachfolgenden besonders hervorgehoben werden sollen, stammen aus diesem Dorfe. Ob das ein Zufall ist, oder ob hier eine Einwirkung der Tapirapé vorliegt, kann ich nicht entscheiden.

Von den von Ehrenreich mitgeteilten Kopffederschmucksachen habe ich folgende nicht gesehen:

Die Scheitelwirbelaufsätze, die aus einer rhombischen geflochtenen Platte bestehen, aus der sich je zwei auf zwei federumkleideten Kielen montierte Cassicusfedern erheben (Beiträge, Abb. 8); den Hinterhaupts-Tanzschmuck luriná (ibid., Tafel II, 2; IX, 2), den ich nur bei den Šavajé in einem unvollständigen Exemplar antraf; die Diademe ahetö (ibid., Tafel IX, 5), die sich beim Umbinden oben auseinanderspreizen; ähnlich gebaut ist der von mir mitgebrachte Schmuck ōdjı̄ (Tafel 48, Abb. 7) aus dem Dorfe an der Tapirapémündung.

Die Ursachen für dieses Fehlen bei den Karajá können dreierlei Art sein: entweder stammen die Ehrenreichschen Exemplare von den Šambioá, deren Kultur immerhin etwas von der der Karajá abweicht, oder es ist nur ein Zufall, daß die Karajá während meiner Anwesenheit gerade diese Schmuckstücke nicht vorrätig hatten, oder aber, und das scheint mir das annehmbarste, es herrschte zu Ehrenreichs Zeit eine andere Mode. Denn der Umstand, daß Ehrenreich vom luriná mehrere Exemplare mitbrachte, ich aber bei den Karajá kein und bei den Šavajé nur ein einziges Exemplar antraf, scheint

darauf hinzudeuten, daß der ehemals so gebräuchliche Schmuck jetzt nicht mehr in diesem Maße getragen wird.

Der gewöhnliche Kopfschmuck wird durch die Federhauben (dölldöll) dargestellt. Sie werden von Kindern beiderlei Geschlechts getragen; meist sieht man die Knaben den ganzen Tag über in diesem Schmucke einherlaufen. Sie bestehen aus einem Netz, in dessen Fäden einzelne Federn oder an Stäbchen befestigte Federrosetten eingeknüpft sind. Die Hauben werden über den Hinterkopf gezogen und mit einer Kinnschnur (lërüdi) befestigt (Abb. 76). Hergestellt werden die Netze aus feiner Bastfaser oder dickem Bastgeflecht. Sie sind einstülpbar, die Kinnschnur dient als Zug, um sie zu schließen; in dieser Weise werden sie aufbewahrt (Tafel 47, Abb. 1). Versteifte Netze sind sehr selten. Die einstülpbaren Netze kann man nach zwei Merkmalen gruppieren: nach der Befestigungsart der Federn und nach ihrer Anordnung in Zonen. Nach der Befestigungsart unterscheiden wir zwei Haupttypen: bei weitem der größere Teil weist je zwei kleine, an die Fäden (nicht in die Knoten) mittels besonderer Fäden angeknüpfte Federn auf (Abb. 77 a). Einige wenige tragen daneben noch an Stäbchen befestigte, kurze oder langstielige Rosetten (Ehrenreich



Abb. 76.
Tragart der Federhauben.

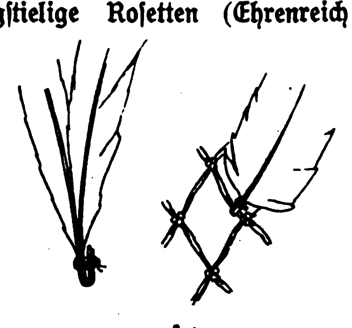


Abb. 77a, b.
Befestigung der Federn in den Netzen der Federhauben
a) je 2 Federn, b) Rosettenstäbe.

nennt diesen Typus hatukö; Abb. 77 b). Dazu kommen noch zwei besondere Arten: einmal sind Büschel langer weißer Federn eingebunden, wodurch die ganze Haube sehr buschig aussieht (Tafel 46, Abb. 3); derartige Hauben werden meist von schwarz angestrichenen Knaben mit kurzgeschnittenem Haar getragen. Die andere, sehr seltene Ausnahme bildet eine Haube, bei der je eine lange weiße Reiherfeder eingebunden ist (Tafel 46, Abb. 1). Diese Federn werden beim Tragen nach hinten gelegt.

Nach Anordnung in Zonen gliedern sie sich folgendermaßen: Völlig mit Federn bedeckte Netze, die keine Zone erkennen lassen; Hauben mit zwei Zonen, von denen die untere aus Büscheln von je zwei Federn, die obere aus langen Federn besteht (eine Ausnahme bildet Abb. 3 in Tafel 47, deren untere Zone aus Federrosetten, die obere aus langen Federn besteht). Hauben mit drei Zonen, die entweder aus verschiedenfarbigen Federn bestehen, oder deren untere Zone aus Federstäbchen, die mittlere aus kleinen Federn, die

Tafel 47.

1. Eingestülpte Federhaube (Aufbewahrungsform).



2. Federhaube mit drei Zonen von Federn.

3. Federhaube mit zwei Zonen von Federn.



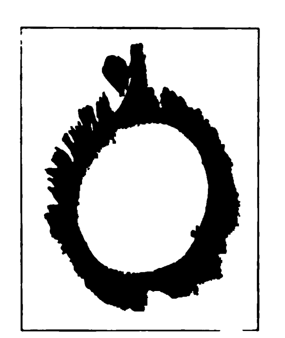
4. Federhaube mit Federreif am Unterrand.



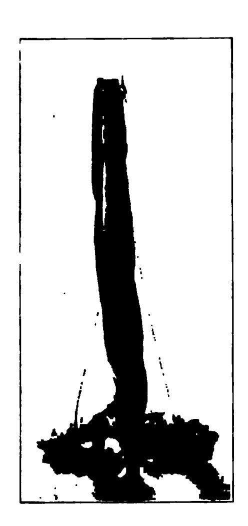
5. Federzylinder.



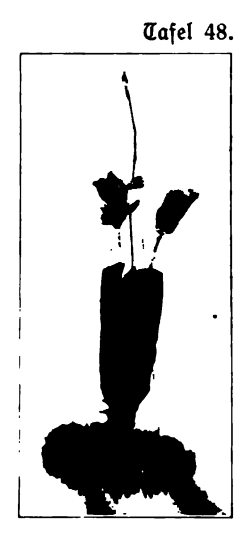
6. Federhaube mit Federreif im oberen Teil.



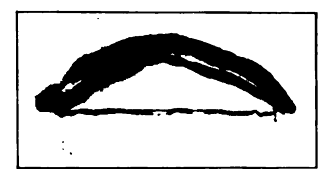
1. Federreif.



2. Federreif mit einfachem Stutz.



3. Federreif mit zusammengesetztem Stutz.



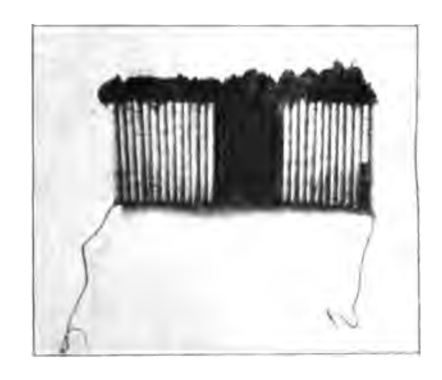
4. Kopfband aus feinen Federchen.



5. Federdiadem.



6. Kopfreif mit langen senkrechten Ararafedern.



7. Steifes Rohrdiadem.

obere aus langen Federn oder die untere aus Einzelfedern, die mittlere aus Rosetten, die obere aus langen Federn besteht (Tafel 47, Abb. 2).

Eine andere Art Netze ist aus dichtem Bastgeflecht hergestellt und mit weißen Flaumfederchen bedeckt (Tafel 46, Abb. 2).

Versteifte Netze sind ebenfalls sehr selten. Entweder ist an der Unterkante des Netzes oder weit oben im Netz ein Federreif angebracht (Tafel 47, Abb. 4, 6).

Eine Abart stellt der Federzylinder in Abb. 5 auf Tafel 47 dar. Der Zylinder besteht aus senkrechten Stäbchen, die oben und unten an einem Reif befestigt sind und in ihrer vollen Länge außen mit aufsteigenden Federn verziert erscheinen. Die obere Öffnung des Zylinders ist mit einem Netz überspannt, in das Büschel von je zwei Federchen eingebunden sind. Dieser Schmuck erinnert etwas an Ehrenreichs Federstabhelm (Beiträge, Tafel IX, 3), ein Schmuckstück, das ich sonst nicht gesehen habe.

Eigentümlich ist, daß diese drei letzten Arten: die Netze aus dichtem Bastgeflecht (Dorf 20), die versteiften Netze (Dorf 2) und der Federzylinder (Lager bei Santa Maria) an den beiden Endpunkten des Karajágebietes vorkommen, die mit brasilianischer Kultur in enger Beziehung stehen, während die einstülpbaren auf das noch weniger beeinflußte Indianergebiet beschränkt sind.

Federreife (nätäkån) bestehen aus einem Rohrreifen, in dessen Schnurumwicklung an der Außenseite Federchen eingebunden sind. Diese Federchen, meist gelbe oder rote Papageifedern, sind selten nach einer Richtung ringsum gebunden, sondern meist von hinten ausgehend nach beiden Richtungen, und dort, wo die Federn vorn zusammentreffen, sind ein paar längere bunte Federn angebracht (Tafel 48, Abb. 1). Diese wagerecht um den Kopf gelegten Reife werden meist von Knaben getragen, doch waren sie verhältnismäßig selten zu sehen, jedenfalls waren sie kein Alltagsschmuck, wie es Ehrenreich aus 1888 berichtet. Zuweilen ist auf den Reif vorn ein Federstutz (ödí) aufgesetzt, der entweder aus ein paar riesigen Ararafedern besteht (Tafel 48, Abb. 2), oder wie bei dem Exemplar in Abb. 3 auf Tafel 48 sehr kompliziert gebaut ist: zwei Holzstäbchen sind mit rotgelben Papageifeder-Rosetten umgeben und tragen am Ende je eine lange blaugelbe Ararafeder, die oben zugeschnitten ist, so daß der Kiel stehen geblieben ist. Dieses freie Kielstück ist mit Rohbaumwolle umwickelt, an den Enden sind rote Federn mit gelben Deckfederchen angebracht.

Diademe, also Kopfbänder mit senkrecht stehenden Federn, sind nur sehr selten vorkommende Schmuckstücke. Es gibt verschiedene Arten solcher Diademe.

Bei der einen sind an einer Schnur, die wagerecht um den Kopf herumgebunden wird, mittels Verflechtung senkrechtstehende bunte Federn befestigt, deren Kiele meist durch aufgeklebte weiße Flaumfederchen verdeckt sind (Tafel 48, Abb. 5). Meine drei Exemplare (dölldó) stammen sämtlich vom Dorf an der Tapirapémündung; in den übrigen Dörfern habe ich keine gesehen. Sie erinnern stark an die Diademe der Kayapó (siehe dort).

Ein technisch sehr hochstehendes Schmuckstück ist das in Abb. 4 auf Tafel 48 wiedergegebene kleine Kopfband (lüwjí). An der feinen Kopfschnur sind feine weißliche Federchen mit braunem Rand in mehreren Lagen übereinander durch Verbindung mit mehreren Schnüren und Überharzung mit einem hellfarbigen Klebemittel befestigt. Die Federchen neigen sich mit den Kronen leicht nach außen. Auch dieses einzigartige Exemplar stammt aus dem Dorfe an der Tapirapémündung.

Bei einem anderen Diadem (ödjí), das ebenfalls aus diesem Dorfe stammt, sind auf der Kopfschnur senkrecht stehende Rohrstäbchen dadurch nebeneinander befestigt, daß eine zweite Schnur abwechselnd von oben und unten durch die Stäbchen hindurchläuft und jemalig mit der ersten Schnur verbunden ist. Die Stäbchen sind außerdem mit schwarzer und weißer Baumwollschnur dicht umwickelt, und diese Umwickelung läuft von einem Stäbchen zum andern weiter und verbindet sie fest miteinander. In die oberen Öffnungen der Stäbchen sind rote und gelbe Papageifedern gesteckt (Tafel 48, Abb. 7; Abb. 78). Dieses Schmuckstück habe ich nur in diesem einen Exemplar gesehen. Ihm ähnlich sind die von Ehrenreich ahetó genannten Diademe (Beiträge, Tafel IX, 5), bei denen außer den kurzen Federchen noch lange Ararafedern aus den Röhren emporragen, und bei denen die Seitenränder nicht senkrecht stehen, sondern nach oben divergieren.

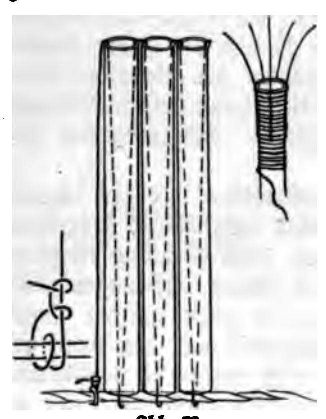


Abb. 78.
Aufbau des steifen Rohrdiadems.

Auch den geschlossenen Rohrreifen (ändădădú), an dem senkrecht stehende, 55 cm lange rote Ararafedern ringsum befestigt sind (Tafel 48, Abb. 6), habe ich nur im Dorfe an der Tapirapémündung gesehen.

Hinterhauptsfedern (wăšĭwăšĭdĕlōhí) wurden nur selten beobachtet. Sie bestehen aus langen Federn, die meist zu mehreren nebeneinander an einer Schnur befestigt sind, und deren Kiele zuweilen durch andersfarbige kleine Federn verdeckt sind. Die Schnur wird um den Schopf gebunden, die Federn stehen senkrecht nach oben (siehe auch Schopffedern, oben unter Haartracht). Ähnliche Federn werden an einem Faden um den Hals im Nacken auf den Rücken hinabhängend getragen (djāẓő-lahĕdő).

Eins der häufigsten und auffälligsten Schmuckstücke ist das Hinterhauptsrad (lahĭdő; Tafel 49, Abb. 2, 3). Dieses Schmuckstück wird von der männlichen Jugend bei Festen, besonders dem Ringfest getragen; in der Zwischenzeit wird es im langen Deckelkorb zusammengelegt aufbewahrt. Zum vollständigen Schmuck gehören folgende fünf Bestandteile: das Federrad, der Bastring, die hufeisenförmige Scheibe, das Stirnband und die Stirnfedern.

Getragen wird der Schmuck folgendermaßen (Abb. 79): Das Haar

wird hinten zu einem Schopf gebunden, die herabfallenden Haarenden werden nochmals emporgebunden, so daß ein dichter Haarkauz am Hinterkopf entsteht. Um diesen Kauz wird zunächst der Bastring gelegt und unten zusammengebunden. Über den Ring und um den Kauz wird dann das fächerförmig ausgebreitete Rad gebunden. Die Radform wird durch die Verknüpfung mehrerer Schnüre erreicht, die durch die Federn hindurchlaufen und an den Randfedern heraustreten. Weiteren Halt gibt ihm die hufeisenförmige Scheibe, die auf den Mittelteil des Rades gelegt und ebenfalls um den Kauz gebunden wird. So sitzt das Rad fest zwischen Wulst und Scheibe, wobei die Wulst dem Rad den nötigen Abstand vom Haar gibt, die Scheibe es gespreizt erhält. Dabei ist das Rad unten nicht ganz geschlossen; die Größe des offenen Winkels schwankt bei den einzelnen Exemplaren. Dazu gehört nun noch das Stirnband, das wagerecht um den Kopf gelegt wird, und über das die Stirnfedern gebunden werden (Tafel 49, Abb. 1).

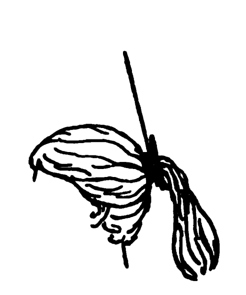


Abb. 79.
Schematische Darstellung der Befestigung des Hinterhauptrades.

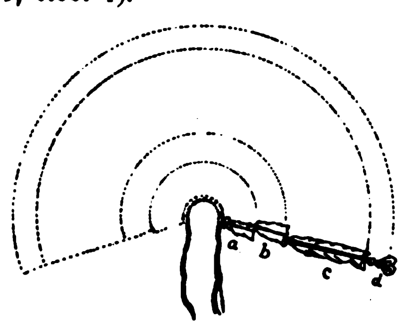


Abb. 80.
Schematische Darstellung des Aufbaues des Hinterhauptrades.

Ehrenreich hatte die Tragart dieses Schmuckes nicht erkannt. Er unterschied zwei Arten: Räder mit einseitiger Decklage kleiner Federn, die er als Mäntel für Federhelme ansah, und Räder mit zweiseitiger Decklage kleiner Federn, die quer über den Kopf oder als Kragen um den Nacken oder als Vervollständigung der Schopffedern getragen werden. Mit der zweiten und letzten dieser vier Annahmen kommt er der Wirklichkeit am nächsten. Die einseitige oder zweiseitige Decklage hat weiter keine Bedeutung für die Tragart. Die Indianer lieben es, die Unterteile der Federn durch Federlagen zu verdecken; da bei der oben angegebenen Tragart beide Seiten zu sehen sind, so findet die doppelseitige Decklage leicht ihre Erklärung, während die einseitige, stets an der Vorderseite befindliche Decklage vielleicht dadurch erklärt wird, daß auf der Rückseite die Federkiele durch die Scheibe verdeckt werden.

Die Federräder (lahïdó) bestehen aus langen Federn, die fächerartig auf eine Schnur gezogen sind (siehe Abb. 80, Lage c). Untereinander sind sie außerdem durch mehrere durchlaufende Schnüre verbunden, die an den beiden Seitenwänden des Fächers heraustreten und miteinander verknüpft das

Rad geöffnet halten. Das Ganze ist so elastisch, daß es zu einem rundlichen Zylinder zusammengeschlagen werden kann, wobei die Vorderseite nach außen zu liegen kommt; in dieser Weise werden sie aufbewahrt (Tafel 50, Abb. 4). Die unteren Teile der Federn sind von Decklagen überdeckt, von denen die längere, direkt aufliegende (Lage b) stets aus schwarzgrünen Federn, die kürzere, obenaufliegende (Lage a) meist aus grünlichen Papageifedern besteht. An den oberen Enden der Federn der Lage c sind kleinere, gelbe oder bunte Papageifederchen befestigt. Entweder sind sie direkt an dem Kiele angebunden durch eine Umwickelung mit Baumwollfaden (Tafel 49, Abb. 2), oder sie sind an einem Stäbchen befestigt, das an der Unterseite der Kiele der langen Federn emporläuft, oberhalb der Federn herausragt, hier mit Rohbaumwolle umwickelt ist und am Ende die kleinen Federchen (Lage d) trägt (Tafel 49, Abb. 3). Diese Stäbe ragen zuweilen in derselben Länge wie die langen Federn über diese hervor. Über die Zusammenstellung der Farben siehe unten unter Federtechnik.

Die Bastringe bestehen aus einer Bastwulst, die mit breitem Bastfaden dicht umwickelt ist. Die Wulst ist u-förmig gebogen, an den Enden befinden sich gedrehte Bastfäden als Bindeschnüre (Tafel 50, Abb. 3). Ich erhielt drei Exemplare und für jedes einen anderen Namen: ăhăwŏ́, dōlahŭnăní, ăšĭklōrŏ́.

Die u-förmigen Scheiben sind zweierlei Art: entweder sind sie aus Holz hergestellt (ăhăwŏ́; Tafel 49, Abb. 5, aus dem Dorf an der Tapirapémündung stammend), oder sie bestehen aus feinen Rohrstreifen, die mit den flachen Seiten aufeinandergelegt, dann im ganzen u-förmig gebogen und durch schwarze Baumwollschnüre miteinander zu einer festen Scheibe verflochten sind (lăhĭdōlahŭnăní, ăhēdṓlălĭn(ŏ); Tafel 49, Abb. 4).

Desgleichen unterscheiden wir zwei Typen von Stirnbändern. Einmal werden breite Bänder aus Gameleirabast benutzt, die an der Außenseite mit weißen Flaumfedern beklebt sind (ămbŭlṓtă, ĭdūlắ; Tafel 50, Abb. 2), das andere Mal schmale schwarze geflochtene Baumwollbänder (wōlĭ̆ĕdăkắn(ă); Tafel 50, Abb. 1).

Auf diese Stirnbänder werden die Stirnfedern gebunden (Tafel 50, Abb. 5a—e). Diese bestehen aus einem versteiften Faden oder Stab, an dem zwei Federstäbe mit langen schwarzen Endfedern befestigt sind. Mit einem Band werden sie so über das Stirnband gebunden, daß die zwei Federstutze wagerecht nach vorn stehen.

Das eine Exemplar besteht wie das Stirnband aus einem geflochtenen Baumwollband; ein kleiner, dick umwickelter Faden ist wagerecht vorn aufgesetzt. An ihm ist ein mit Rohbaumwolle umwickelter Stab befestigt, der sich in zwei Teile gabelt. Jeder Teil trägt eine Umwickelung mit gelben Papageifedern, aus deren Mitte lange schwarze Federn herausragen (Name kŏdšŭlŭkṹ-wădjiŏ́). Bei einem anderen Exemplare dient ein langer umwickelter Faden als Träger der Federstutzen, bei einem dritten sogar ein umwickelter Stab. Vielleicht gehören hierher zwei weitere Schmuckstücke, die in ähnliche Stutze auslaufen. Das eine besteht aus einem u-förmig

2. Hinterhauptsrad.



1. Tragart des Hinterhauptsrades.



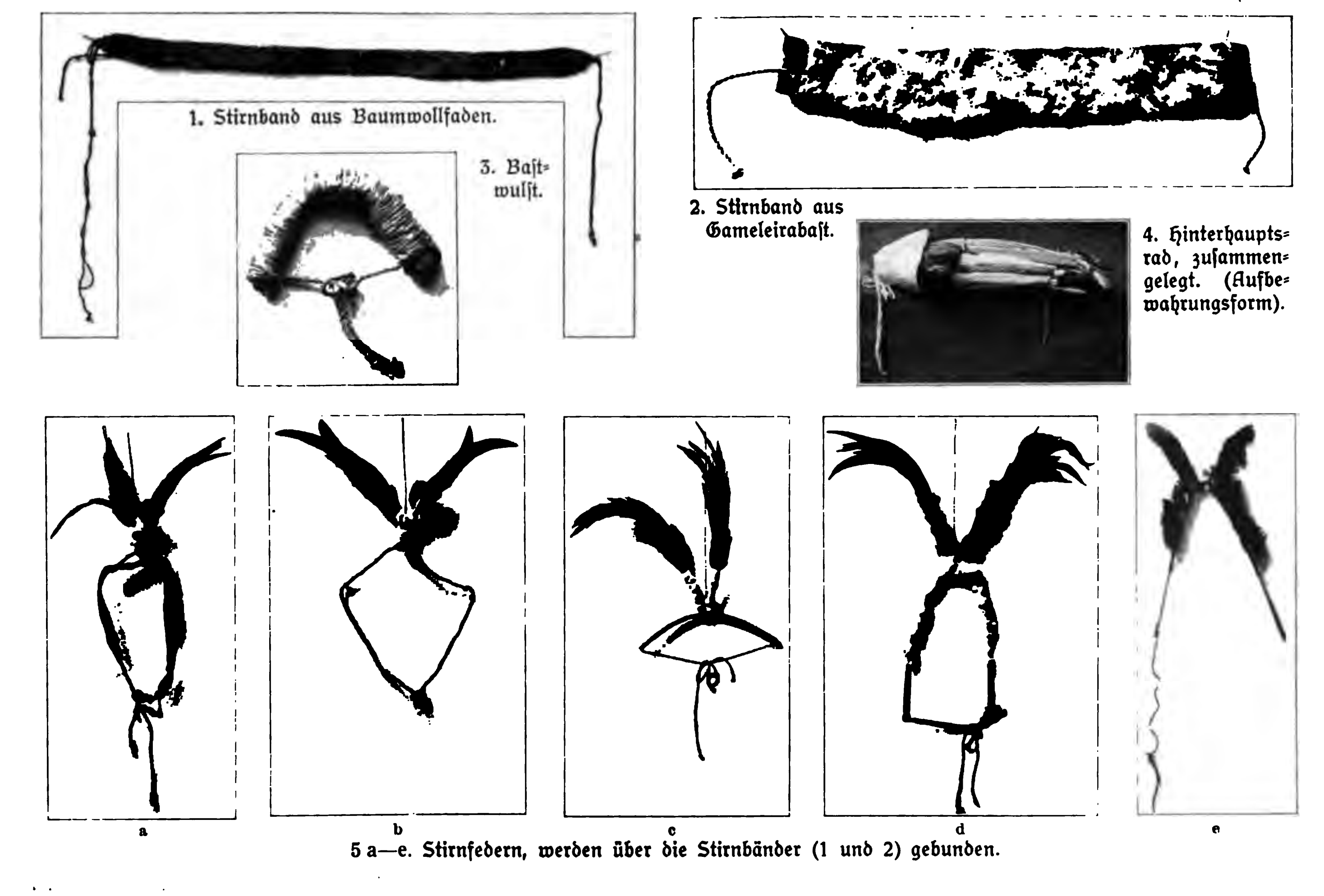
3. Hinterhauptsrad.



4. Geflochtene Scheibe für das Hinterhauptsrad.



5. Holzscheibe für das Hinterhauptsrad.



1. Stirnband aus Baumwollfaden.

2. Stirnband aus Gameleirabast.

3. Bast-wulst.

4. Hinterhaupts-rad, zusammen-gelegt. (Aufbe-wahrungsform).

a b c d e

5 a—e. Stirnfedern, werden über die Stirnbänder (1 und 2) gebunden.

gebogenen Rohrstab, dessen Enden durch Bindeschnuren miteinander verbunden sind. Er ist mit schwarzer Baumwollschnur dicht umwunden und dann mit Rohbaumwolle umwickelt. Vorn stehen zwei Federstutze aus roten Federstäben mit schwarzen Endfedern heraus. Das andere besteht aus einem Rohrstab, der an zwei Stellen in entgegengesetzter Richtung mit roten Federchen umwickelt ist. Das Mittelstück ist frei, an ihm sind zwei Rohrstäbchen mit rotgelben Federchen angebunden, die am Ende längere rotgrüne Federn tragen.

Ein ganz eigenartiges Schmuckstück ist der Federhelm (lădēnĭná, Tafel 33). Ehrenreich bildet ihn Tafel IX, 5 seiner Beiträge ab und nennt ihn tatenera. Seine Exemplare sind unvollständig, da der Mantel keine Federn trägt und nur ein Stück davon mit weißen Flaumfedern überzogen ist. Mein Exemplar besteht aus einem Bastgeflecht, das mit roten Papageifedern beklebt ist. Den Unterrand schmücken weiße Flaumfederchen. Oben befindet sich ein Ring kurzer senkrechter Röhren, in denen lange rote Ararafedern stecken. Diese Röhren sind bei meinem Exemplare unverdeckt, während bei Ehrenreichs Exemplaren um den verengten Hals unterhalb der Röhrchen vier Federkränze in Abständen von 2—3 Fingerbreiten übereinander gebunden sind, die die Röhrchen zum Teil verdecken.

Dieser Helm gehörte einem Häuptlingssohne, er wurde zusammen mit dem auf derselben Tafel abgebildeten Ohrgehänge und Halsgehänge getragen. Das Ohrgehänge besteht aus einer Tulpe bunter Papageifedern (kuădjŭ), von deren Stiel zwei Ketten weißlichroter Perlen herabhängen, die am Ende je eine Thevetiafrucht tragen, aus der kürzere und längere rote Federchen hervorragen. Das Halsgehänge besteht aus vier Nackenquasten (nŏhō̃ẓá) aus schwarzer Baumwolle mit aufgeschobenen Schneckenhäusern. Die beiden Schnüre sind nicht verknotet, sondern sie laufen einander parallel und tragen an dem vorn um den Hals gelegten Teil sieben lang herabhängende Ketten ebensolcher Perlen, an deren Enden gleiche Früchte mit Federchen angebracht sind.

Einzigartig ist die Federraupe eines Mädchens, die ebenfalls aus dem Dorfe an der Tapirapémündung stammt (Tafel 51, Abb. 1). Als Name wurde dadŭḷá angegeben, ein Wort, das vielleicht verhört wurde und tăbōḷá (Wachs) heißen soll. Denn den Kern des Ganzen bildet ein Wachsklumpen von der Form einer riesigen Bohne mit abgeplatteter Grundfläche. Dieser Klumpen ist völlig mit roten Federchen beklebt, und aus seiner oberen Kante ragen fünf lange rote Ararafedern empor. Um die Mitte laufen versteckt mehrere schwarze Baumwollschnüre, die beiderseits lang herabhängen und zum Zubinden unter dem Kinn dienen. Getragen wird der Schmuck auf dem Kopfe mit der Längsachse von vorn nach hinten, ähnlich den bayrischen Raupenhelmen (Tafel 51, Abb. 2).

Von sonstigem Kopfschmuck habe ich nichts bemerkt. Zwar erzählte mir Kurišĭ, daß sie die roten Blätter einer Pflanze als Schmuck um den Kopf binden, doch habe ich dies nicht selbst beobachtet.

Halsschmuck. Als Halsschmuck werden jetzt meist Perlenketten ver-

wendet. Der ältere Halsschmuck bestand in Ketten aus Früchten der Thevetia (mālānī; Tafel 51, Abb. 3[a]) und in solchen aus graublauen Früchten (Tafel 51, Abb. 3[b]). Diese Früchte heißen išiūlānī. Der Strauch, an dem sie wachsen, wird angeblich in der Pflanzung angepflanzt. Zuweilen werden in die Ketten aus diesen Früchten auch noch andere schwarze Früchte eingereiht. Derartige Fruchtketten werden meistens von Frauen und Kindern, besonders von Mädchen getragen.

Der moderne Schmuck besteht aus Glasperlen, die zu Ketten aufgereiht werden. Auch auf sie wird der Name išiūlá angewandt. Es wurden alle Farben genommen; doch fanden grüne im allgemeinen wenig Gegenliebe. Die Moden waren in den einzelnen Dörfern ganz verschieden: in dem einen Dorf bevorzugte man große, im anderen kleine Stickperlen, in dem einen weiße, undurchsichtige Perlen, im anderen blaue, schwarze oder rote. Alle Perlensorten wurden erst auf ihre Zerbrechlichkeit hin geprüft, und solche, die einem Biß nicht widerstanden, wurden ohne weiteres zurückgewiesen. Einheit des Tausches waren Perlenketten von etwa 100 Stück kleiner Stickperlen. Kinder und Frauen trugen diese, wie sie sie bekamen; Knaben und Jünglinge hingegen arbeiteten sie nach ihrem Geschmacke um. Die Perlen wurden auf mehrere parallel geordnete, horizontale Schnüre gereiht, die an mehreren Stellen durch senkrechte Fäden verknüpft waren. Das gesamte Kollier wurde hinten gebunden. Es lag dem Halse meist eng an, die verschiedenen Farben waren in wechselnden Gruppen geordnet, doch so, daß Weiß die Grundfarbe bildete (Tafel 36, Abb. 2). Zuweilen hingen noch Anhängsel verschiedener Art davon herab.

Sonstiger Halsschmuck bestand in Baumwollschnüren. Diese werden entweder von Männern mehrmals um den Hals gewunden (schwarz), oder sie bestehen aus einfacher Schnur mit Anhängern. So werden Halsknochen (?, bühānaunī) des Delphins als solche Schmuckanhänger benutzt. Ganz gefährlich sahen Kinder, besonders Knaben aus, die am Halsband Scherben bunter Porzellanteller, die oft die Größe eines halben Tellers erreichten, mit dem Bruchrande nach dem Halse zu trugen[1].

Der Armschmuck ist dreierlei Art. Einmal gibt es Armbänder, die an einer Stelle Federbüschel tragen; dann solche mit geflochtenem Band, an denen mehrere Lagen von Federn angebracht sind; schließlich feine Schnüre, von denen Gehänge aller Art herabhängen. Sie werden am Oberarm (dērözī) und am Unterarm (dīdēšī) hinter der Stulpe getragen, und zwar von der Jugend beiderlei Geschlechts bei besonderen Anlässen.

Armbänder mit Federbüschel für den Oberarm sind in Abb. 1[a—c] auf Tafel 52 wiedergegeben. Der Federschmuck besteht entweder aus Rosetten mit langen Endfederchen darin oder in Büscheln einzelner Federn, die zum Teil Klauenfassung aufweisen.

Bei den in Abb. 2[a—c] auf Tafel 52 wiedergegebenen Unterarmbändern

[1] Diese Anhänger erwähnt schon Rufino 1846/47 von den Šambioá. Rev. trim. 10 (1848), S. 196.

mit Federlagen sind bei 2[a] an der einen Flachseite des hochkant gestellten Baumwollgurtes zwei Lagen bunter Federn übereinander befestigt an besonderen Schnüren, während bei 2[b] an der dicken gedrehten Schnur beiderseits je zwei Federlagen übereinander angebracht sind, von denen die untere, längere Lage aus gelben, die obere, kürzere aus roten beschnittenen Federn besteht. Bei 2[c] sind an der gedrehten Schnur mittels Baumwollverknotung bunte Papageifedern in breiter Lage eingeknüpft, über die vier Thevetiafrüchte herabhängen.

Als Anhänger an einfachen Schnurarmbändern dienen entweder Thevetiafrüchte oder kleine schwärzliche Früchte oder Schneckenhäuser oder Klauen, in denen meist Federn, Federstäbe oder Baumwollfadenbüschel angebracht sind. Bemerkenswert ist, daß die Gehänge von Schneckenhäusern und Klauen durchweg in der Dreizahl auftreten (Tafel 52, Abb. 3[a]—[f]).

Durch Querhölzchen miteinander verbundene Schnüre mit Thevetiafrüchten am Ende, sowie Gehänge großer roter Früchte, wie sie Ehrenreich mitgebracht hat (Berlin 3729), habe ich nicht gesehen, ebenso nicht die von Ehrenreich mitgebrachten Armbänder aus Onzen- und Wildkatzenfell mit Papagei- oder Ararafedergehängen (deoϑanā), sodann ebensowenig wie Ehrenreich die in älteren brasilianischen Sammlungen vorhandenen Bänder aus parallel geordneten Vogelknochen.

Als Fingerringe (dăbó = Hand, Finger) werden schmale Streifen aus den Schwanzringen von Eidechsen getragen, und zwar von beiden Geschlechtern in allen Lebensaltern. Man unterscheidet zwei Arten: Ringe aus dem Schwanze des sogenannten Chamäleons (kolå) mit schrägen Schuppenrändern, und Ringe der Teju-Eidechse (wădălé) mit senkrechten Schuppenrändern (Abb. 81). Beide Arten kommen fast gleich häufig vor.

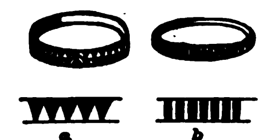


Abb. 81 a, b. Fingerringe aus Schwanzringen von a) Chamäleon, b) Teju-Eidechse.

Der Körper wird ebenso wie Arme und Beine bei kleinen Kindern zuweilen mit weißen Flaumfederchen bedeckt, die mittels hellen Harzes befestigt werden. Ein Kind trug solchen Flaum an Oberarm und Waden; die Federchen waren bereits schmutzig geworden und sahen wie Hautgrinde aus. Ähnlich werden die Toten behandelt (siehe dort).

Hüftschmuck besteht nur aus Tanzgürteln der männlichen Jugend. Neben Federgürteln gibt es gemustert geflochtene Baumwollgürtel mit Gehängen aller Art.

Die Federgürtel bestehen aus langen Straußenfedern, die an zwei feinen Schnüren befestigt sind (Abb. 82). Derartige Gürtel sah ich nur in zwei Exemplaren und nur in dem Karajádorf im Innern von Bananal, wo sie von Jünglingen bei der Begrüßung getragen wurden.

Die aus schwarzer und weißer Baumwolle gemustert geflochtenen Gürtel mit Anhängern der verschiedensten Art (wădăkånă) werden von der männlichen Jugend meist beim Ringkampf, sonst nur gelegentlich getragen. Die Gehänge sind sehr mannigfaltiger Art (Tafel 53, Abb. 1—5). Sehr beliebt sind

Federstäbchen oder Rosetten mit langen Endfedern, die an langen Fäden am Unterrande des Gürtels in langer Reihe angebracht sind; meist hängen zwischen ihnen einzeln oder büschelweise Thevetiafrüchte oder Muschelschalen herab. Bei anderen Gürteln sind die Federn nicht an besonderen Fäden, sondern direkt am Unterrande befestigt. Besonders schön ist die Anordnung bei dem Gürtel Abb. 4, dessen Federstäbchen abwechselnd weiße Endfederchen oder rote Schnurbündel tragen, sowie bei dem Gürtel Abb. 5, zwischen dessen Stäbchen mit rotgelben Rosetten und gleichfarbigen Endfedern an besonderer Schnur girlandenartig je 3–4 Thevetiafrüchte hängen, und dessen zwei mittelste Stäbchen je zwei lange rote Ararafedern tragen. Ganz primitiv ist der Schmuck am Gürtel Abb. 1. Er besteht aus einigen Federstäben, Thevetiagehängen und der Rassel einer Klapperschlange.

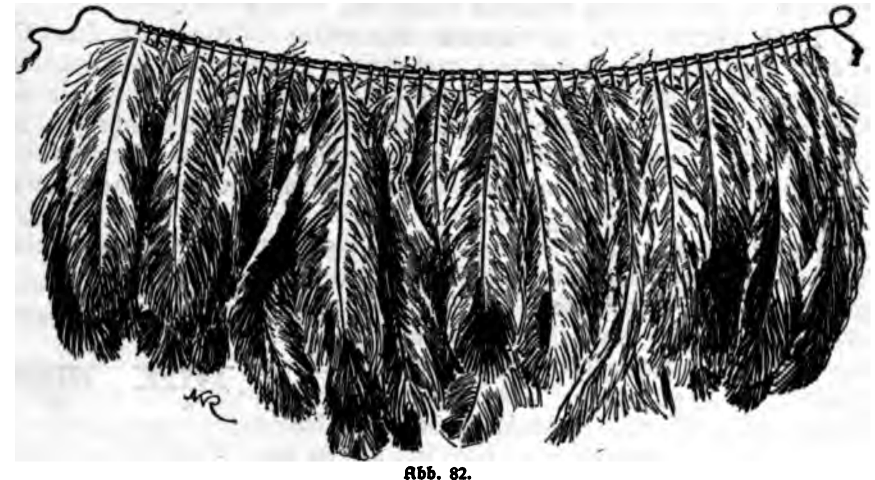


Abb. 82.
Straußenfedergürtel.

Nicht gesehen habe ich die von Ehrenreich erwähnten, völlig aus Thevetiafrüchten hergestellten Gürtel (vgl. aber die Kayapó).

Als **Beinschmuck** erwähnt Ehrenreich (Beiträge, Seite 24) Binden mit Strähnen mit Rasseln und Federbüscheln; die Strähnen sind gesperrt durch wagerechte Stäbchen, die mit Flaum überzogen sind (ibid., Tafel X, Fig. 4). Derartigen Tanzschmuck habe ich nie gesehen.

6. Die Nahrung.

Der Lebensunterhalt der Karajáindianer beruht auf dem Anbau von Nahrungspflanzen und dem Fischfang. Das Sammeln wildwachsender Pflanzen sowie die Jagd treten dagegen zurück, und die Haustierzucht zu Nahrungszwecken fehlt vollkommen, da die Tiere nur als Federlieferanten oder zur Unterhaltung gehalten werden.

Wildwachsende Nahrungspflanzen gibt es auf dem Camp wie im Walde

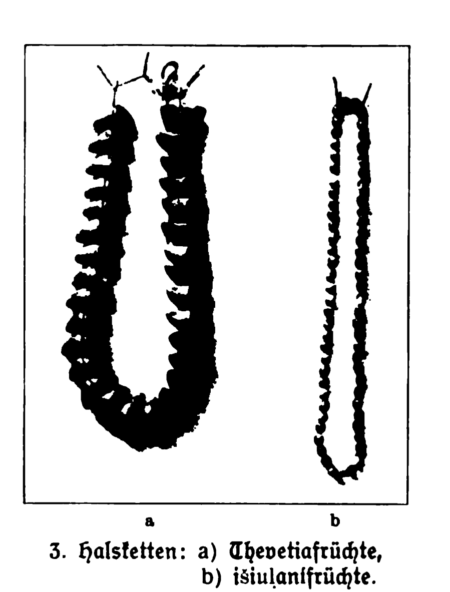


1. Federraupe.

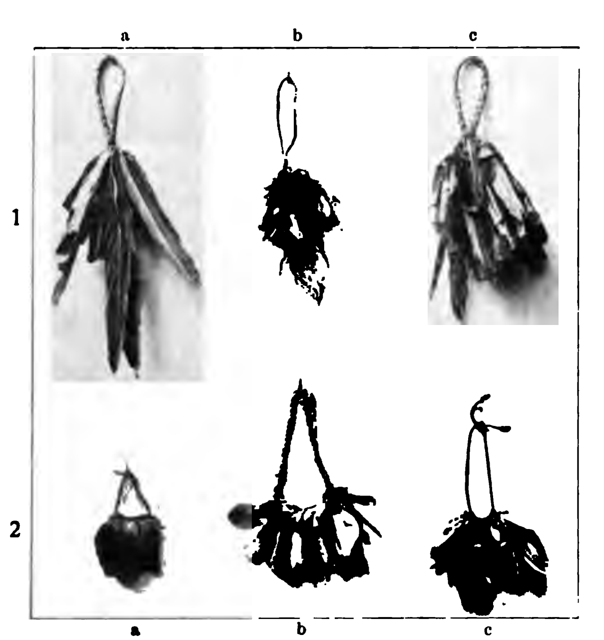




2. Tragart der Federraupe.



3. Halsketten: a) Thevetiafrüchte,
b) iśiulanifrüchte.



1. Armbänder mit Federbüscheln. 2. Armbänder mit Federlagen.



3 a-f. Armgehänge verschiedenster Art.

nur in beschränkter Anzahl, während die Pflanzungen auf den Hochufern meist gute Erträgnisse liefern. Auch an nutzbaren Tieren ist das Land verhältnismäßig arm, und die wenigen jagdbaren Tierarten werden fast durchgängig von den Indianern nicht gegessen, mit Ausnahme etwa des Wildschweines. Sehr zahlreich sind die Vögel; außer dem Mutum scheinen die Indianer aber keinem anderen Vogel nachzustellen. So muß das Wasser die Hauptnahrung liefern. Der Fluß ist äußerst reich an Fischen und Schildkröten; überall, an flachen Stellen, in den Tiefen, in Seen, vor allem aber in den Nebenflüssen trifft man einen ganz verblüffenden Fischreichtum an. Doch wird auch dieser Reichtum nicht voll ausgenützt, da einige Fischarten nicht gegessen werden.

A. Der Erwerb der pflanzlichen Nahrungsmittel.

Dem Sammeln wildwachsender Pflanzen und Früchte liegen im wesentlichen die Frauen ob, während die Männer vor allem die Beschaffung der tierischen Nahrung betreiben[1]. In Betracht kommen: die kleinen oitŭ-Früchte, die während der ersten Hälfte des Oktobers im Walde gesammelt werden; die Pikí-Früchte (lămắ), die in der zweiten Hälfte des Oktobers reifen; die Wassermelone (kūblăkḗ), die auf den Sandbänken an der Stelle wächst, wo die Bänke mit dem Ufer zusammenhängen. Die Indianer kennen genau diejenigen Sandbänke, auf denen die Melonen wachsen, und sammeln sie bereits Ende Oktober, wo die Frucht noch nicht ganz reif ist, ein. An Palmfrüchten werden verzehrt: die Kerne der Tukumpalme (hăłŭ́), der sogenannten Coceiro (ahăndḗtĕ) und der Oaguassupalme (haulĕnī́), deren Kerne geröstet haulĕnīdṓ genannt werden. Die Früchte des Jatobábaumes (kūwắ) und des Genipapo (bădĕnắ) werden ebenfalls verzehrt. Eine andere Frucht, aus der eine schwarze Speise bereitet wird, wurde adōmṓ genannt; sie wird Anfang Oktober gesammelt. An sonstigen Früchten erwähnt Ehrenreich: Caju, Jabuticaba, Pitangu und Bromeliaceen, Königswald noch die Mangaba. Doch habe ich diese Früchte in den Dörfern nie gesehen. Als Gemüsepflanzen werden genossen: Mormão (dădĕdắlī), die Ende Oktober gesammelt wird; dagegen soll die Mandioca do matto (āzṓ) nicht gegessen werden, weil sie zu giftig sei.

Angebaut werden folgende Nahrungspflanzen: die giftige (ăndjīulắ) und die zahme (ī(ī)łŭ́) Mandioka; vier Arten von Mais: mắī, dōlīmḗ mit großen runden Kernen, īzēłăłắ mit runden Kernen, măīdazṓ mit roten Kernen; Bataten (kŏdĕrutī́) und Cara (kărắ). An Früchten werden wahrscheinlich Bananen angebaut. Die grüne Banane wird jādauăbṓ, die reife jādăzṓ genannt. Nur zweimal habe ich in Indianerdörfern Bananen erhalten und zwar Anfang Juli; in den Pflanzungen habe ich nie welche gesehen. Vielleicht sind Bananen nur stellenweise vorhanden, wie z. B. nach

[1] Diese Arbeitsteilung ist uralt. In der Sage: Wie die Karajá die Mandioka erwarben, heißt es vom Vater, daß er den Diebstahl von Mais nicht merken würde, weil er nur das Fischen kennt (siehe dort).

den Erzählungen der Brasilianer bei den Šavajé auf der Insel Bananal, die ja davon ihren Namen haben soll. Orangen (nālădjắ) habe ich nirgends gesehen. Königswald gibt von sonstigen Früchten noch von: Kürbis, Wassermelonon, Ananas und Zuckerrohr (mā(ı̄)ltı́). Der Kürbis wird nicht gegessen, sondern nur zur Herstellung von Gefäßen benutzt; die Wassermelone wird meist wildwachsend gesammelt, wohl nur selten angepflanzt; nur einmal traf ich in einem Dorf der Südhorde eine Familie, die Samen dieser Pflanzen in kleinen Bastpäckchen aufbewahrte. Die Ananas wird sicher nicht kultiviert, und auch das Zuckerrohr habe ich nicht gesehen. Hätten sie welches gehabt, so würden sie wohl auch nicht in dem Maße bei mir Zucker erbettelt haben, wie sie das taten. Die Angabe Ehrenreichs, daß in der Trockenzeit Zuckerrohrstecklinge auf den Sandbänken eingepflanzt würden, ist dahin zu berichtigen, daß es sich dabei um Mandioka- und Maisstengel handelt.

An Gewürzpflanzen wird Pfeffer (kăšlwērá̆), an Genußpflanzen Tabak (kōtı́) angepflanzt.

Außerdem findet man in den Pflanzungen an Industriepflanzen Baumwolle und Kürbisse, an Schmuckpflanzen ĭšiŭlástraucher (für Halsketten) und den Urukústrauch, sowie eine Menge von Medizinalpflanzen.

Die Zeit der Anlegung der Pflanzung ist etwa September bis Oktober; sie heißt bōlăhúă[1]. Man richtet sich nach dem Siebengestirn (bōlŏbĕdó̆ = Periquittos): steht es niedrig, so wird Mandioka, steht es etwas höher, so wird Mais gepflanzt. Baumwolle, Bataten und Urukú pflanzt man erst, wenn viel Regen fällt, also etwa im November und Dezember. Mit diesen Angaben der Indianer stimmt überein, daß ich diese im Oktober vielfach vom Dorf abwesend fand; sie waren zuweilen tageweit entfernt, um die Pflanzung anzulegen. Hohe Rauchsäulen zeigten an, in welcher Richtung sie dies taten. Angelegt wird die Pflanzung meist in großer Entfernung vom Dorfe, auf überschwemmungssicherem Hochufer. Soweit als möglich fahren die Indianer im Boot dahin, doch haben sie dann oft noch lange Landmärsche zu überwinden, ehe sie die Pflanzung erreichen. Neuerdings beginnen sie, im Innern der Insel Bananal ihre Pflanzungen anzulegen, da die Ernten dort sehr gut ausfallen sollen. Ein Häuptling, Korumaré, ist bereits dauernd an den Binnenfluß Bananals übergesiedelt. Häuptling Fotuna traf ich am 9. Oktober nicht in seinem Dorfe an; er war zwei Tage landeinwärts nach Bananal gezogen, um dort eine neue Pflanzung herzurichten. Anscheinend erwogen auch andere Dörfer den Plan, sich später ins Innere von Bananal zu begeben.

Hergestellt werden die Pflanzungen von den verheirateten Männern, doch scheint die männliche Jugend dabei zu helfen. Das Unterholz wird niedergeschlagen, die hohen Waldbäume werden ihrer Zweige beraubt und dann gefällt, was früher mit Steinbeilen geschah, jetzt aber mit Eisenbeilen ausgeführt wird. Größeres Holzwerk wird als Brennholz ins Dorf geschafft,

[1] = Südliches Kreuz?

das übrige wird, sobald es getrocknet ist, abgebrannt. Dann werden zwischen den gefallenen Bäumen kleine niedrige Rundbeete angelegt, auf denen drei Mandiokastengel, die im Dreieck gesteckt und deren Zweige oben miteinander verschränkt werden, eingepflanzt werden (Abb. 12). Zum Umgraben, Häufeln der Beete und Einstechen der Pflanzlöcher dient ein spatenähnliches Gerät (māŭľě oder ľdjōľǒ). Es besteht aus einem dicken Stock, der an einem Ende zugespitzt ist, am anderen in eine Schaufel ausläuft (Abb. 83). Die Schaufel dient zum Ausheben der Erde und zum Häufeln der Beete, die Spitze zum Lockern der Erde, zum Lochstechen und zum Ausheben der Wurzeln. Wie die übrigen Pflanzen gepflanzt werden, ist mir nicht bekannt; in den erntereifen Pflanzungen, die ich durchwanderte, schienen sie ungeordnet durcheinander zu stehen. Sie wuchsen so dicht bei einander, daß kaum ein Durchkommen auf dem schmalen Wege möglich war. Eine Übersicht war bei der Höhe der Gewächse (3—4 m) nicht zu gewinnen, im Gegensatz zu der Pflanzung der Kaɲapó, die sehr durchsichtig angelegt war und in der die einzelnen Gewächse gruppenweise angepflanzt waren.

Abb. 83. Pflanzungsgerät der Karajá.

Die Arbeitsteilung in der Pflanzung ist derart, daß die Männer die Pflanzung anlegen und Mandioka und Cara pflanzen, während den Frauen die Anpflanzung von Baumwolle, Mais, Bataten, Urukú obliegen soll.

Die Pflanzungen werden anscheinend so angelegt, daß die Familien oder die Dörfer in einer Rodung pflanzen; eine Trennung innerhalb der Pflanzung nach Familien konnte nicht wahrgenommen werden, scheint aber doch zu existieren.

Jeder bearbeitet sein Feldstück selbst; Brüder arbeiten meist gemeinsam. Wird einer davon krank, so tritt ein Verwandter für ihn ein. In diesem Falle, oder wenn sonstige Unterstützung nötig ist, wird der Ernteertrag entweder in zwei Teile geteilt, oder der Helfer wird bezahlt mit Pfeilen, Töpfen, Lanzen Netzdecken, Äxten, gesponnener Baumwolle usw. Haben Witwen erwachsene Söhne, so pflanzen diese für sie; andernfalls bittet sie den Häuptling, daß jemand für sie pflanze. Dieser bestimmt dann einen der Dorfleute zur Übernahme dieser Pflicht und bezahlt ihn dafür.

Gegen Schädigungen sind die Pflanzungen nicht geschützt. Sie liegen mitten im Walde, ohne irgendwelche Einfriedigung, so daß die Tiere, besonders Schweine und Vögel, viel Schaden anrichten. Diese Schädlinge werden verfolgt, die Vögel vor allem durch Schreien verscheucht.

Mit der Reife der Nahrungsmittel beginnt die Ernte. Sie wird nicht auf einmal hereingeholt, sondern aller zwei bis drei Tage werden die für diese Zeit nötigen Nahrungsmittel herbeigebracht. Größere Vorräte sind nur selten im Dorfe vorhanden. Diese Sitte ist ein großes Hindernis für längeren Aufenthalt in den Dörfern, da die Indianer während der Anwesenheit der

Fremden das Dorf nicht verlassen[1], sondern ihre Vorräte aufzehren, so daß nach zwei Tagen nichts mehr vorhanden ist und nun der Fremde entweder Nahrungsmittel stiften muß oder mit in die Pflanzung gehen oder aber abreisen muß.

Geerntet wird im allgemeinen von den Frauen. Die Ernte wird in große Kiepen (bĕhülé) gepackt, die aus zwei Palmwedeln so geflochten sind, daß die Rippen die zwei Längsstangen bilden, und die einen Seiten der Wedel miteinander dicht verflochten den Boden geben, während die andern Seiten für sich geflochten den gitterartigen Rand bilden (Tafel 57, Abb. 1; die Kiepe ist 116 cm lang, 34 cm breit, 17 cm hoch). Zuweilen ist der untere Rand der Kiepen ebenfalls fest verflochten (Tafel 57, Abb. 2). Getragen wird die Kiepe an zwei Schulterbändern und einem Stirnband aus festem Bast. Sie ragt sehr hoch über den Kopf empor, und unter der schweren Last gehen die Leute mit weit vorgebeugtem Oberkörper und geknickten Knieen, meist auf einen Stab gestützt (Tafel 15, Abb. 3). Der Inhalt wird durch breite Bastbänder gesichert, die von Rand zu Rand über die Ladung hinweggeschnürt werden.

Eigentliche Erntefeste finden wohl nicht statt; die Zeit der Reife der Nahrungspflanzen, also die Zeit, in der sie viel zu essen haben, ist aber ihre Hauptfestzeit.

B. Der Erwerb der tierischen Nahrungsmittel.

Der Erwerb der tierischen Nahrungsmittel ist noch auf die aneignende Form beschränkt; zur Tierzucht sind die Indianer nicht gekommen.

Sie halten sich zwar eine Menge Tiere in ihren Häusern, benutzen sie aber nicht zur Nahrung, bringen sie auch nicht zur Paarung, sondern fangen sich nach Verlust wieder junge Exemplare ein, um diese von neuem zu zähmen. Diese Tierfreudigkeit entspringt dem Glauben, daß die Tiere dem Menschen verwandt, wesensgleich seien; sie glauben, daß die Tiere sprechen und handeln wie die Menschen, nur in anderer Form. Und so umgeben sie sich mit ihnen, um sich an ihrem Gebaren zu ergötzen. Nur Vögel werden zu praktischen Zwecken gehalten, nämlich als Federlieferanten; sie werden mehrmals ihrer Federn beraubt, die dann zu Schmucksachen verarbeitet werden. Gezähmte Vierfüßler sowie Hühner laufen meist frei umher; Vögeln sind die Flügel beschnitten, oder sie sind an einer Stange auf dem Dach, im Hause oder unter einem besonderen Schutzdach angebunden (Tafel 54, Abb. 1). Offenbar besteht ein Handel mit Vögeln; denn mehrmals beobachtete ich wandernde Indianer, die in kleinen Kürbissen kleine Vögel mit sich führten, um sie in anderen Orten zu verkaufen.

---

[1] Diese Sitte beobachtete schon Fonseca 1773. Die Karajá hatten nur wenig Nahrungsmittel, weil die Chavánte ihre Pflanzungen plünderten und die Karajá daher nicht in die Pflanzungen zu gehen wagten. Auch wagten sie nicht, in Fonsecas Anwesenheit jagen oder fischen zu gehen, noch mit Fonsecas Soldaten in die Pflanzungen zu ziehen, aus Furcht, daß er in ihrer Abwesenheit ihre Dörfer betreten könnte, was sie ihm bis dahin verweigert hatten. Rev. trim. 8, S. 385.

1
2
3
4
5

1.—5. Geflochtene Baumwollgürtel mit Federgehängen.

An solchen Haustieren habe ich folgende beobachtet:

An fremd eingeführten Tieren fanden sich: Hühner [(h)ănı̆(k)ĕ́], Schweine [(ı̄)šā(nĕ́)], Hunde (kjŏḽŏẓắ), Katzen [(găh)ănlōĕnĕ́]. Diese Tiere werden nicht verzehrt, nicht einmal den Genuß der Hühnereier (hănı̆kĕsí) kennen die Indianer. Schweine sind sehr selten, ich sah nur ein großes Hausschwein das ganz offenbar nur der Kuriosität halber gehalten wurde.

Von einheimischen Tieren waren Affen [kăḽōbı̆(dĕ́rū), kḽăŏbí] nur sehr selten anzutreffen. Von den von Ehrenreich angegebenen Tieren: Kapivara, Aguti, Peccari, Tapir usw. habe ich keine Exemplare in den Dörfern der Karajá gesehen. Reicher ist die Vogelwelt vertreten. Von den Araras wird der rote Arara (Macrocercus militaris) bevorzugt, während der hyazinthblaue Arara (ăndādōḽắ: M. hyacinthinus) und der blaugelbe (bīẓắ: M. Macao) nur selten gesehen wurden. Meist hielten sie sich auf den Dächern der Häuser auf. Häufiger waren kleine grüne Papageien (bōlŏbĕdŏ́ = Periquittos; dōḽắ) anzutreffen, meist als Eigentum junger Mädchen, die sie auf dem Kopfe sitzend umhertrugen und sie von der Hand aus kleinen Muschelschalen trinken ließen. Der Caracará [ı̆(h)ı̄(ŏ)ḽĕ́, ı̄ḽắ], ein Raubvogel, wurde nur zuweilen angetroffen. Seine Federn werden anscheinend nur wenig verwendet. Da er in den Sagen eine gewisse Rolle spielt, so wird er wohl deshalb in den Häusern gehalten. Ganz vereinzelt sah ich einen jungen Strauß [kūsā(hā)wĕ́, naŭĕklĕ́], einen kleinen Wasservogel, sowie einen jungen zahmen Mutum (kūḽı̆tí), dem man kleine rote Wadenbänder um die Beine gehäkelt hatte. Die übrigen von Ehrenreich erwähnten Vögel: weißer Reiher, rosa Löffelreiher, Jaburu habe ich bei den Karajá nie gezähmt gesehen. Ebensowenig habe ich beobachtet oder erkundet, daß den Vögeln kleine Federquasten in die Flügel gebunden würden, oder daß ihr Gefieder künstlich in der Farbe geändert worden wäre.

An Reptilien und sonstigem Getier traf ich kleine Schildkröten, die von Mädchen in kleinen Kürbisschalen voll Wasser gehalten wurden, Eidechsen (sogenannte Chamäleons: kū(ŭ)ḽắ), die, meist mit weißen Flaumfederchen beklebt, von Frauen auf Kopf oder Schultern getragen wurden, und schließlich junge, etwa 20 cm lange Krokodile [kăb(ŏ)ḽōḽŏ́], die an der Schnur eines senkrecht in den Sand gesteckten Stockes angebunden in den seichten Wasserlachen am Rande der Sandbänke lagen; kleine Kinder liefen hinzu, nahmen den Stab auf und ließen die Tiere an der straff gespannten Schnur laufen und schwimmen.

Diese im Dorf gehaltenen Tiere werden nie gegessen; um sich ihre Fleischnahrung zu verschaffen, sind die Indianer vielmehr aufs Sammeln und Jagen angewiesen. Gesammelt werden: Schildkröten und Schildkröteneier, Straußeneier und Honig.

Von Schildkröten wird die Tracajá (kōdŭ́) und ihre Eier (kōdŭẓí) meist verschmäht; nur ältere Leute essen sie. Die Legezeit ist August bis Anfang September; das Nest umfaßt bis 16 Stück etwa. Die Eier sind länglich und haben einen etwas tranigen Geruch und Geschmack. Die Tartaruga (kŏdŭní) und ihre Eier (kŏdūnı̆ẓí) hingegen werden leidenschaftlich gegessen.

Ihretwegen unternehmen die Indianer im September bis Oktober, der Legezeit dieser Schildkröte, die bis 160 runde Eier in einem Neste ablegt, weite Bootsreisen die Nebenflüsse des Araguaya aufwärts. Alle Sandbänke werden untersucht und die oft zahlreichen Nester ausgenommen (am Tapirapé traf ich auf kleinen Sandbänken bis zu vier Nester an). So sammeln sie ganz gewaltige Mengen von Eiern. Diese werden entweder roh verzehrt, oder sie werden gekocht und in der Asche getrocknet und halten sich dann lange Zeit, so daß die Indianer sie mit nach Hause nehmen, dort später in Ruhe verzehren, oder in die brasilianischen Orte (Santa Maria, Conceição) auf Handelsreisen, die sie im September und Oktober unternehmen, verkaufen können. Die Schildkröten selbst werden beim Legen überrascht oder im flachen Wasser durch Tauchen vom Boote aus mit den Händen oder aber mit eisernen Grundangeln gefangen. Lebend werden die Schildkröten in großen Mengen von diesen Fahrten mit nach Hause gebracht und dann verzehrt oder verkauft. Um sie längere Zeit aufheben zu können, baut man aus oben zusammengebogenen Zweigen, die man im Kreise in den Sand steckt, Käfige, die ihnen Schatten gewähren. Hier werden sie angebunden und aufbewahrt, bis sie verzehrt werden (Abb. 6). Kleine Schildkröten zieht man zum Zeitvertreib in den Dörfern groß.

Straußeneier (naûĕklĕzí) werden sehr gern gegessen. Die Indianer nehmen das ganze Nest aus und bringen die Eier mit nach Hause, um sie dort gekocht zu genießen.

Honig (bădĕrhő́) ist eine Leckerei, die sie leidenschaftlich gern essen. Auf ihren Bootsfahrten beobachten sie die Flugrichtung der wilden, von ihnen als stachellos bezeichneten Bienen (bĕdí), bis sie nach kurzer Zeit deren Nester hoch oben in den Baumkronen entdeckt haben. Rasch wird der Baum erklettert und mit dem Buschmesser oder der Axt das Nest heruntergeschlagen. Unten wird dann der Honig ausgenommen; er wird in gebogenen Rindenstücken oder in Cuyen aufbewahrt. In hohlen Bäumen nistende Bienen werden ausgeräuchert und der Honig mit der Hand herausgeholt. Die oft riesigen Wachswaben werden einzeln ausgetrunken; das Wachs (tăbŏlá̊) wird in großen Klumpen aufgehoben, es bildet eins ihrer wichtigsten Kleb- und Dichtungsmittel und wird als solches vorüberfahrenden Booten von den Frauen überall in Menge angeboten. Die Hauptsammelzeit des Honigs scheint im Oktober zu beginnen.

Ist das Sammeln dieser Nahrungsmittel an bestimmte Jahreszeiten gebunden und erfordert es oft wochenlange Reisen, um große Mengen davon zusammenzubringen, so wird die tägliche tierische Nahrung in kurzen Zügen vom Dorfe aus mittels allerlei Fanggeräten erworben.

Zu bemerken ist, daß die Jagd auf Vögel und Landtiere gegenüber dem Fischfang völlig zurücktritt. Das Land ist ja überhaupt im Vergleich zum Wasser tierarm. Es gibt nur wenig jagdbares Großwild: Hirsche (bŏlōlá̊), Rehe, Tapire [(k)ōlí], Affen[1], Wildschweine (īšá), eventuell auch

[1] Brüllaffen werden nur der Knochen wegen, die zu Pfeilspitzen, Lippenpflöcken, Pfeilen verwendet werden, geschossen, aber nicht zur Nahrung.

Jaguar (ănlōắ); kleinere Tiere sind häufiger, aber sehr scheu und schwer zu jagen (Aguti: tšūšṓ; Capivara: hnắ usw.). Auch die Auswahl an Vögeln ist nicht sehr groß. Vor allem kommen Hühnervögel (Jacu: bĕdjūắ; Mutum usw.) und Tauben, sowie Enten (hăăkōlinī́, hĕdaule̍, dōăḷăḷá) und Taucher in Betracht. Ob sie Strauße essen, habe ich nicht erfahren können, desgleichen nicht, wie sie es mit Eidechsen, Krokodilen und Riesenschlangen halten, von denen Königswald berichtet, daß sie verzehrt würden. Die geringe Auswahl an Jagdtieren wird nun noch beschränkt durch allerlei sog. Speiseverbote. Da ißt dieser dies und jener jenes Tier nicht. Manche Tiere werden allgemein nicht gegessen, obwohl sie viel Fleisch liefern könnten. Die Jagd spielt eben nur eine Nebenrolle im Haushalte dieser Indianer.

Auf Wild zieht man einzeln oder auch in Gesellschaft aus, besonders Wildschweine werden immer in Gesellschaft gejagt. Eigentümlich ist, daß der Häuptling nie mit auf Jagd geht, wohl aber dem Fischfang obliegt. Gejagt werden nur große Tiere, die jungen läßt man laufen.

Jagdwaffen sind Bogen und Pfeile, Lanzen und eventuell auch die Keulen für Wildschweine. Die Lanze (dōnōḷí) wird bei der Jagd auf Jaguare verwendet (siehe unter Waffen, Abb. 126). Die Federbüschel sollen das anspringende Tier verwirren, so daß der Stoß sicherer angebracht werden kann. Die Pfeile sind je nach der Art des Wildes verschieden; für Großwild gebraucht man entweder Pfeile mit flacher oder mehrkantiger Holzspitze, die zum Teil zu kleinen Widerhaken abgesetzt ist (ūŏhū́, etwa 150 cm lang), oder Pfeile mit flachen oder gewölbten Bambusblattspitzen (uŏhū́, ŭăẓắ, dīŭădắ; Abb. 113, 114). Netze und Fallen kennt man für die Jagd auf Wild nicht. Fischottern lockt man mit Feuer an und erschlägt sie dann mit einem Holzstock. Königswald teilt mit, daß in der Trockenzeit Grasfluren angezündet werden, damit man das vor dem Brande in Menge flüchtende Wild leicht erlegen kann. Derartige Grasbrände habe ich vielfach gesehen; meine Indianer und auch die Brasilianer legten sie sehr gern an. Nach dem Grunde befragt, erklärten beide übereinstimmend, daß das später hier neu sprossende Grün das Wild anlocken würde, daß sie daher bei späterer Vorüberfahrt das Wild an solchen Brandstellen lokalisiert fänden und deshalb leichte und sichere Jagd hätten.

Die Beute wird ins Dorf gebracht und, wenn sie reichlich ist, von den Kriegern zerlegt und von dem Häuptling unter die Bewohner verteilt.

Der Vogeljagd liegen sie ebenfalls mit Pfeil und Bogen ob. Sie benutzen entweder tödlich wirkende Pfeile (malṓl), deren Spitze aus dem zugespitzten Ende des Rohrschaftes besteht (Abb. 163), oder Pfeile, die mit ihrem dicken Ende den Vogel nur betäuben, so daß das Gefieder vor Blut bewahrt wird. Die Verdickung am Ende besteht entweder aus einem Wachsklumpen oder aus dem zugeschnittenen Wurzelende des Rohres, das den Schaft bildet. Derartige Pfeile heißen lăḷŭélĕ (siehe Kinderspielzeug, Abb. 164).

Für Vögel haben sie auch Fallen (dōhĕdū́ oder bŭdōḷĕkū́); als Köder wird geriebene Mandioka und Mais verwendet. Eine derartige Falle sah ich bei Dorf 18 der Nordhorde, etwa 500 m von den Häusern entfernt auf der

Sandbank aufgestellt (Tafel 54, Abb. 2). Sie bestand aus Bambusstäben, die im Viereck übereinandergelegt waren, so daß jedes Viereck enger war als das darunterliegende, bis das oberste schließlich die Öffnung der kleinen Pyramide abschloß. An den Kanten liefen Fäden herab, die an den untersten Stäben befestigt waren und oben auf der Platte sich kreuzten; sie hielten den ganzen Bau notdürftig zusammen. Die Art der Auslösung geht aus der Skizze, Abb. 84, deutlich hervor.

Zum Anlocken der Vögel und des Wildes bedienen sich die Indianer bestimmter Lockrufe, die nach den einzelnen Tierarten verschieden sind, wie sie überhaupt die Tierstimmen mit Meisterschaft nachzuahmen wissen.

Die Vögel müssen an Ort und Stelle gerupft werden, sie dürfen nicht ungerupft ins Dorf gebracht werden („sonst ist der Häuptling böse"). Beim Rupfen taucht man die Fingerspitzen in Holzasche.

Besondere Zaubermittel, um die Jagd ergiebig zu gestalten, soll es nicht geben; dagegen erzählen sich die Indianer gern Jagdgeschichten und lieben es, dabei zu übertreiben oder unwahrscheinliche Dinge zu erzählen.

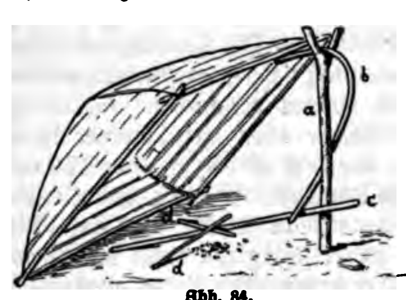


Abb. 84.
Konstruktion der Vogelfalle.

Bei weitem den größten Teil der Fleischnahrung liefert der **Fischfang**; auf ihm beruht zum großen Teil die Existenz der Indianer.

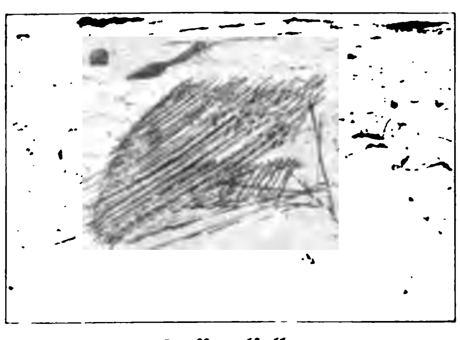
Der Araguaya ist äußerst reich an Fischen (kädölå); noch reicher sind aber die Nebenflüsse, besonders der Rio Tapirapé und die vielen Seen, die diese Ströme beiderseits begleiten.

Im tiefen Wasser der Seen und an den hohen Steilufern, besonders da, wo herabgestürzte Bäume im Wasser liegen, leben der 3—4 m lange Pirarucú (b'dölĕké; Sudis gigas) und der Pirarara (dölé; Phractocephalus discolor), der mit starkem Knochenpanzer ausgestattet ist und bis 2 m lang wird. Beim Herausziehen aus dem Wasser stößt er in eigentümlichen Tönen Luft aus; der humoristische Indianer ahmt diese Töne mit Vorliebe in seinen Gesängen nach. Weiter lebt hier der Hundsfisch (ladå) mit seinen gewaltigen Zähnen, und vor allem der schlimmste Raubfisch, die Piranha. Man unterscheidet verschiedene Sorten: die kleine gelbliche mit schwarzem Kreis auf den Wangen, die weißlichrote (duĕtá, kjüĕtå) und die riesige schwarze, rotäugige Piranha (düülí), deren größte Exemplare 48 cm Länge erreichen. Die Piranhas sind schlimme Räuber. Wo sie verwundete Tiere oder Fische wittern, eilen sie in Scharen herbei und skelettieren in wenigen Minuten das ganze Tier. In ihrer Gier springen sie hoch über das Wasser heraus, so daß an solchen Stellen riesige Wirbel von Wasser und Fischen entstehen, die allmählich wieder in sich zusammenfallen. Dabei kommt es vor, daß sie sich gegenseitig verletzen und auffressen. Besonders im Tapirapé hausen sie in Unmengen und riesigen Exemplaren, und selbst die Karajá waren

Tafel 54.



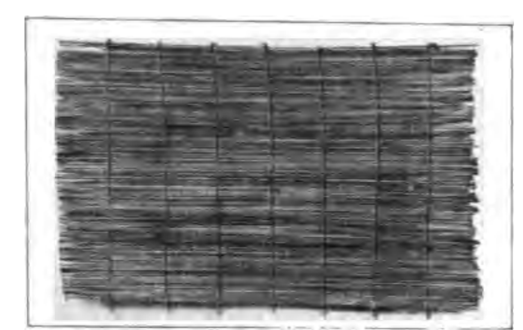
1. Vogelkäfig.



2. Vogelfalle.



3. Fischnetz aus Embira.



1. Stäbchensieb.



2. Siebkorb.



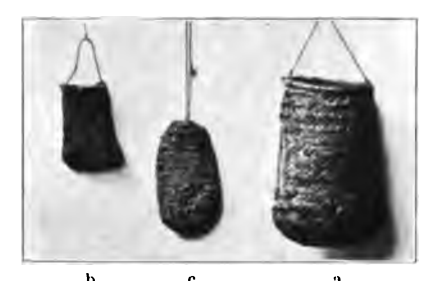
3. Siebteller.



4. Modernes Sieb.



5. Muschellöffel.



6. Tabaktäschchen.

erstaunt, als sie einen durch einen senkrechten Schuß vom Boot aus in den Kopf getroffenen Hundsfisch nach wenigen Augenblicken nur noch als Skelett am Pfeil heraufzogen. Das Fleisch der Piranha ist sehr wohlschmeckend; da die Tiere aber selten an die Oberfläche emporkommen und nur mit der Angel gefangen werden können, so spielen gerade sie nur eine geringe Rolle im Haushalte der Indianer. Doch wissen diese sie zu schätzen und suchen sich, wo sie nur können, in den Besitz starker Angelhaken, die dem kräftigen Gebiß der Tiere widerstehen können, zu setzen, desgleichen von Blech, um den über den Haken befindlichen Teil der Angelschnur mantelartig zu umgeben und so vor dem Durchbeißen zu schützen. Trotzdem gehen regelmäßig mehrere derartig ausgestattete Haken verloren.

Im flachen Wasser, wo der Indianer besser mit Bogen und Pfeil jagen kann, lebt der Pintado (Pimelodus sorulum), der bis 2 m lang wird und schönes gelbliches Fleisch besitzt. Relativ selten habe ich Matrincham, Tokunaré, Pacú (allwá) fangen sehen. Der Carfisch lebt in den Höhlungen der Steilufer und kann am Schwanze herausgezogen werden; er ist ein äußerst wohlschmeckender Fisch, der allerdings nur wenig Fleisch in seinem Panzer enthält.

Viele Fische, besonders schuppenlose, wie Aruana (ĭdjăẓó) und andere werden nicht gegessen. Desgleichen wird der riesige Delphin (boto: bŭhá) nicht ausgenutzt; seine drolligen Bewegungen und sein Schnaufen bilden dem Indianer nur Anlaß zur Heiterkeit und humorvollen Nachahmung.

Die Fischereigeräte sind folgende:

Die Angel ist den Indianern von Haus aus unbekannt. Seit einigen Jahrzehnten werden eiserne Angelhaken (wăsĭ) eingetauscht zum Piranhafang; doch trifft man sie verhältnismäßig selten, weil viele beim Fang verloren gehen und sich nur selten Tauschgelegenheit bietet (die Angelschnur heißt wăsĭsă, der Stock wăsĭdăó und der Köder wăsĭdó). Dagegen scheinen die Indianer die Harpunen (wöhünă) schon gekannt zu haben. Man benutzte sie, um den Pirarucú zu fangen. Spitze und Widerhaken bestanden aus Hirschknochen, sie waren mit Harz befestigt. Derartig beschriebene Geräte habe ich nicht mehr gesehen, die jetzigen Harpunen hatten alle Eisenspitzen.

Das Hauptgerät ist Bogen und Pfeil, die bei dem klaren Wasser mit großer Geschicklichkeit und gutem Erfolge gehandhabt werden. Die Fischpfeile (üöhú) tragen auf dem Schaft eine Holzspitze, an deren vorderem Ende eine kleine Spitze aus Affenknochen (ŭhĭdó oder dürölĕnĭdĭ) durch Fadenumwickelung und Harz befestigt ist, deren hinteres Ende seitwärts aus der Umwickelung herausragt und so einen Widerhaken bildet (Abb. 115). Die Pfeile weisen durchschnittlich eine Länge von 140—170 cm auf, die Bogen (wăsĭühätĕ) eine solche von gegen 200 cm (Abb. 110, 111).

Täglich zweimal, vor- und nachmittags, fahren die Männer und Söhne hinaus auf den Fischfang und kommen meist mit guter Beute zurück. Auf der Heimfahrt singen sie das Lied, „das man alle Tage singt". An bestimmten Stellen werden die Namen der erlegten Fische eingesetzt, so daß man leicht erkennen kann, welche Beute der Fischer mitbringt.

Neben diesem Einzelfang wird auch Massenfang betrieben. Man benutzt dazu aus Baumwollschnur oder Bast geknüpfte Netze. Ihre Maße sind recht verschieden, je nach dem Zwecke, dem sie dienen. Das in Abb. 3 auf Tafel 54 wiedergegebene, aus Embira geflochtene Netz (lödé) hat bei 10 cm Breite eine Länge von 10,35 m. Abb. 85 zeigt die Knotenbildung eines Piraracúfangnetzes (dăölălú); es hat eine Maschendehnung von 25 cm bei einer Fadenstärke von 1/2 cm. Das größte Netz, das ich gesehen habe, lag auf einer Sandbank am Tapirapé, nahe einer Seemündung; es war 6 m breit und 160 m (!) lang.

Die Art der Montierung solcher Stellnetze zeigen die Nachbildungen, mit denen die Kinder spielen (hădĕkĕ). Sie sind an zwei längeren Endstäben befestigt, das Netz wird durch mehrere Sperrhölzer gespannt (Abb. 86). Diese Pfähle werden vor den Seemündungen eingerammt, und durch Aufspannen des Netzes an ihnen wird der Eingang zu den Seen abgesperrt. Vom Boot aus schlagen die Indianer ins Wasser und jagen die dadurch erschreckten Fische des Sees dem Eingange zu ins Netz, wo sie dann gefangen werden.

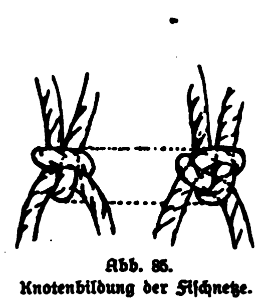

Abb. 85.
Knotenbildung der Fischnetze.


Abb. 86.
Fischsperrnetz. Kinderspielzeug.

(Eine derartige Vorrichtung für den Piraracúfang heißt dăölălú; siehe oben Piraracúnetz.) Andere Netze (händükú[šī]) werden angeblich längs der Sandbänke aufgestellt; der Carfisch, der nachts gegen die Sandbänke schwimmt, verfängt sich darin und wird morgens herausgeholt. Doch habe ich aufgestellte Netze dieser Art nie gesehen; wahrscheinlich werden die schmalen Netze dazu verwendet.

Die größten Massenfänge werden durch Vergiften des Wassers der Seen gemacht; es ist dies aber zugleich die schlimmste Raubwirtschaft. Die Seen werden durch Zäune (liklö) abgesperrt, die aus eingerammten Pfählen bestehen, an denen Palmblätter befestigt sind. Die Stengel des Giftsipo (Timbo: anzí) werden auf ein Gabelholz gelegt und mit einem anderen Knüppel weich geschlagen, darauf werden sie über dem See ausgeschwenkt, wobei ein feiner Staub herausfällt. Sie werden darauf noch ein zweites Mal geklopft und ausgeschwenkt. Ein zweiter Mann rührt vom Boote aus das Wasser, das eine schwarze Färbung annimmt. Die Fische werden dadurch betäubt

oder sterben, kommen infolgedessen an die Oberfläche und können dann bequem abgesammelt werden. Der Zaun verhindert das Entweichen der Fische in den Fluß. Den Menschen schadet der Genuß dieser Fische nicht, auch der Genuß des Wassers erregt nur Leibschmerzen. Die Karajá behaupten, diese Art des Fischens, die besonders in der Regenzeit bei trübem Wasser geübt wird, von den Chavánte gelernt zu haben (siehe aber auch den Fischzaun der Tapirapé).

Von Reusen für kleine Fische (adžuriă), von denen Ehrenreich berichtet, sowie von sonstigem Fischereigerät habe ich nichts gesehen noch gehört.

C. Aufbewahrung und Zubereitung der Nahrungsmittel.

Der Ertrag der Pflanzung sowie der Jagd- und Fischzüge wird meist sofort verzehrt. Das Anlegen größerer Vorräte verbietet das heiße Klima; vor allem die Konservierung des Fleisches ist bei dem Mangel an Salz völlig ausgeschlossen. Ist doch der Indianer gezwungen, nachmittags nochmals fischen zu fahren, da die am Morgen gefangenen Fische fürs Abendbrot bereits verdorben sein würden. Länger als einen viertel Tag ist es unmöglich, frisches Fleisch aufzuheben, und selbst gebratenes Fleisch wird am nächsten Tag ungenießbar.

So haben die Indianer harte Arbeit und beständig für Nahrung zu sorgen, besonders in der Trockenzeit, wo die Erträgnisse der Pflanzung immer gering sind. Einigermaßen helfen sie sich bei den Schildkröten, die sie, wie oben erwähnt, lebend aufbewahren; Schildkröteneier halten sich gekocht und getrocknet sehr lange Zeit. Aber selbst pflanzliche Erträgnisse stapeln die Indianer nicht in großen Mengen auf; sie haben nur für zwei bis drei Tage Vorräte an Mandioka auf ihren Vorratsgerüsten oder an Maiskörnern in großen Kürbissen mit seitlicher Öffnung liegen. Wasser bewahren sie ebenfalls in Vollkürbissen auf.

Alle Speisen werden zubereitet genossen; roh werden nur Früchte sowie Schildkröteneier verzehrt; alles andere wird gekocht oder geröstet.

Der Herd liegt außerhalb der Häuser, meist im Schatten von Mattenwänden oder in deren Nähe. In der Regenzeit wird er in die Rundbauten der Häuser verlegt. Er wird auf zwei Arten hergestellt: entweder werden drei abgestumpfte Kegel, die Spitzen von Termitenhügeln [ă(ū)dŏ, kĕdŏ] im Dreieck in den Sand gestellt, zwischen denen das Feuer angemacht wird (Tafel 12, Abb. 1), oder es werden drei zerbrochene Topfböden (wădjīwiūlă), die hochkant gestellt sind, statt dessen verwendet. Auf diese Unterlagen werden die großen Kochtöpfe gesetzt. Zum Rösten benutzt man niedrige Röstherde (kōbĭūdŏ) aus Zweigen: Vier Gabelhölzer werden im Viereck in den Boden gesteckt, zwei Längshölzer hindurchgelegt und darüber Querhölzer gelegt. Das Feuer, das darunter angebrannt wird, verkohlt allmählich die Hölzer (Tafel 61, Abb. 1, Šavajé; siehe auch unten S. 253). Auch Braten am Spieß ist üblich: eine Rute wird vom Gebüsch geschnitten, zugespitzt und mit mehreren darauf gereihten Piranhas schräg in den Sand gesteckt, so daß das obere Ende mit den Fischen über dem Feuer schwebt. Die Fische werden

erst von der einen, später durch eine Drehung auch von der anderen Seite geröstet.

Als Brennholz (hăắ) dient trockenes Holz, wie es überall auf den Sandbänken an angeschwemmten Bäumen, sowie im Walde reichlich zu finden ist.

Das **Feuer** (Herdfeuer: hăötḗ) wird durch Quirlen erzeugt. Unterlage und Quirl können aus demselben Holz bestehen; meist wird aütḗ (brasilianisch sarão, die Wurzel einer Goyabaart) verwendet, doch soll auch ăndōḷōkó (brasilianisch mürīẓí) brauchbar sein[1]. Nach Ehrenreich (Berlin 3937) besteht der Bohrstab aus Taquara, die Unterlage aus Bixa Orellana. Bei dem in Abb. 87 wiedergegebenen Feuerquirl weist die Unterlage drei Bohrlöcher auf; jedes Loch ist durch eine Kerbe seitlich geöffnet, so daß die Luft zutreten kann. Der Quirl besteht aus einem Holzstab, an dem unten ein anderes, 3 cm langes Stück Holz als eigentliches Bohrstück angebunden ist. Zunder wird nicht verwendet, zum Beleben der Flamme dienen trockene Palmblätter.

Das Feuer läßt man nie ausgehen, sondern sorgt dafür, daß es dauernd



Abb. 87. Feuerquirl.

Abb. 88. Glimmbast.

Abb. 89. Kochtopf, gewöhnliche Form.

brennt. Auf Bootsreisen führen die Indianer Glimmbast (hăödḗ; Abb. 88) oder Stücken langsam glimmenden Holzes (hădĕkḗ) auf einer Sandunterlage im Boot mit sich, desgleichen, wenn sie in die Pflanzung gehen. Anscheinend bohren sie also nur ungern neues Feuer, sondern übertragen lieber das Feuer nach der neuen Stelle. Ich habe mir das Feuerbohren öfter vormachen lassen; doch ist es den Leuten nie gelungen, über eine starke Rauchentwickelung hinaus zu kommen. Allerdings fanden diese Versuche zufällig alle bei nasser Witterung statt.

Zum Anfachen des Feuers dienen Fächer (kōḷí), die aus Palmwedeln in einfacher Weise geflochten sind. Die Kühlwedel (Tafel 21, Abb. 2) unterscheiden sich von ihnen nur dadurch, daß sie Musterung besitzen.

[1] Die brasilianischen Namen sind in indianischer Aussprache wiedergegebeu.

Fleisch wird nur geröstet, Fische und Vegetabilien werden geröstet und gekocht genossen. Die Zubereitung der Nahrung ist Aufgabe der Frauen; diese sind den ganzen Tag damit beschäftigt. Doch verstehen es auch die Männer, und sie rösten und kochen sich auf Reisen gegebenenfalls ihre Nahrung selbst. In den Dörfern habe ich nie Röstherde gesehen, nur auf Sandbänken mit Lagerspuren fanden sich solche. Wandernde Truppen benutzten sie zuweilen. Meine Karajá bauten auf der Šavajéreise stets derartige Röstherde. Offenbar werden sie mehr von den Männern zum Braten der Fische benutzt; doch verstehen die Männer auch das Kochen.

Das Rösten geschieht auf den Röstherden oder am Spieß. Fleisch und Fische werden so lange geröstet, bis die äußere Schicht verkohlt ist. Dieser scharfe Brand ersetzt bis zu einem gewissen Grade das Fehlen des Salzes. Desgleichen werden Palmnüsse und andere Früchte im Feuer geröstet, später dann aufgeknackt und verzehrt. In flachen Schüsseln (?) geröstet werden

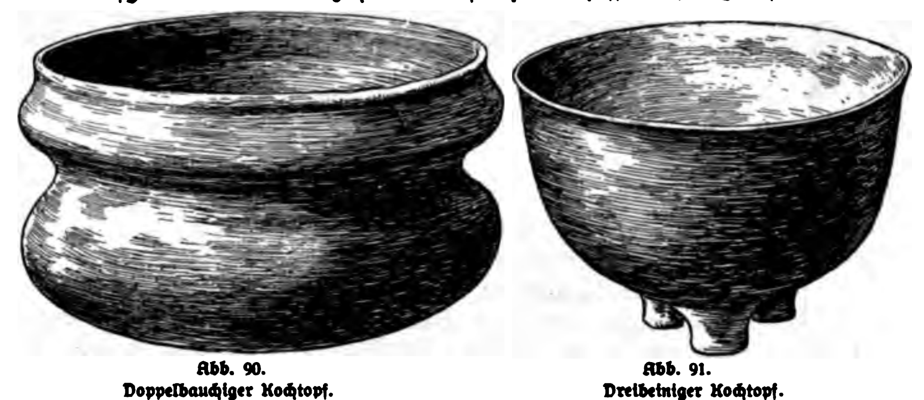


Abb. 90. Doppelbauchiger Kochtopf. Abb. 91. Dreibeiniger Kochtopf.

von Oktober an die Fruchtkerne der Coceiro (hǫlẹ̄nǐ). Diese Kerne werden dann zerstampft, mit dem Fleisch der Nuß vermengt und dies dann zusammen geröstet.

Bei weitem überwiegt aber das Kochen in großen Kochtöpfen. Die Kochtöpfe (wädjīwí, wädšīwí) sind aus grauem Ton hergestellt, ihre typische Form ist in Abb. 89 wiedergegeben. Sie sind durchgängig unverziert. Ihr Durchmesser ist oft ein gewaltiger, bis 80 cm messend; die Höhe bleibt sich aber im allgemeinen gleich (11—14 cm), so daß derartige riesige Töpfe mehr schüsselförmig aussehen. Zuweilen werden sie mit Tontellern bedeckt. Gefäße besonderer Art sind das doppelbauchige Gefäß (Abb. 90), sowie der dreibeinige Kochtopf (Abb. 91); beide wurden ebenfalls wädjīwí genannt.

Gekocht werden einmal die Fische, die ausgenommen und entschuppt, in Stücke geschnitten und so gekocht werden. Zur Zeit der Pikifrüchte werden sie mit diesen zusammen gekocht. Desgleichen wird das Chamäleon abgehäutet und gekocht. Vor allem wird die Mandioka auf diese Weise zubereitet. Sie bildet das Hauptnahrungsmittel. Die Zubereitung der giftigen Mandioka geschieht folgendermaßen: Die Wurzel wird mit Einschnitten versehen mehrere

Tage lang ins Wasser gelegt, dann mit einer geschärften Muschelschale abgeschabt und darauf auf dem Reibholz [(k)ölänå] gerieben. Das länglich-rechteckige flache Holz trägt auf der Mitte der einen Seite mehrere Querreihen eingesetzter Spitzen aus Prejauvaholz (Abb. 92). Die Frau kniet beim Reiben und hält das Holz gegen den Leib und gegen den Boden gestemmt. Als Reiber dienen auch die bekannten Gaumen des Pirarucúfisches. Danach wird die Masse mit Wasser versetzt und auf das Stäbchensieb gelegt [bülëldjú, gesprochen: brë(l)djé]. Dieses besteht aus feinen, nebeneinander geordneten Rohrstäbchen, die in größeren Zwischenräumen mit je zwei Schnüren in gleicher Weise wie die Netzdecken durchflochten sind (Tafel 55, Abb. 1). Der-

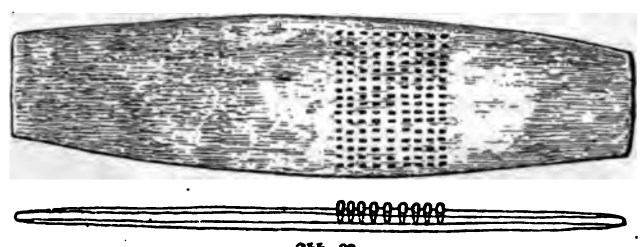


Abb. 92.
Mandiokareiber.

artige Stäbchensiebe dienen einmal als Siebe für gestampfte Mandioka und für Töpferton, sodann als Mandiokapresse und schließlich als Unterlage beim Töpfern. Auf solchen Sieben also wird die Mandiokamasse gereinigt, grobe Stücke werden herausgelesen, dann wird das Sieb mitsamt der Masse zusammengerollt und dabei mit den Händen stark gepreßt, so daß der Giftsaft abfließt. Das so entstehende grobe Mehl (kënödé) wird gekocht zu Mandiokabrei, dem gewöhnlichen Nahrungsmittel der Indianer. Etwas anders wird die zahme Mandioka (Aipim) behandelt. Sie wird zerschnitten und zerbröckelt und dann im Mörser (köwó), der etwa 50 cm hoch und 26 cm breit aus einem Baumstamm mit 3 cm dicker Wandung herausgearbeitet ist, mit der etwa 1½ m langen dicken Holzkeule (haó) zerstoßen (Tafel 40, Abb. 3). Diese zerstoßene Masse wird auf ein Sieb getan, das über einer Schale oder einem Topfe liegt. Als derartige Siebe dienen einmal aus starkem Rutengeflecht gewölbt oder halbkuglig geflochtene Korbsiebe (wålllisí) oder flache runde Siebteller (ültjú ödå-mödí; Tafel 55, Abb. 2, 3). In Schischá wird schon moderne Ware hergestellt: Siebe mit 5 cm hohem Holzspanrand und feinem gemusterten Bastgeflecht, die im wesentlichen für den Gebrauch der Brasilianer hergestellt werden (ültjón(ä), Tafel 55, Abb. 4). Auf diesen Sieben werden zunächst mit der Hand Unreinlichkeiten herausgelesen, dann wird das Sieb in die linke Hand genommen und durch rasches Klopfen mit der rechten Hand von oben darauf die Masse hindurchgesiebt. Größere zurückbleibende Stücke wandern wieder in den Mörser zurück, werden nochmals gestampft und dann

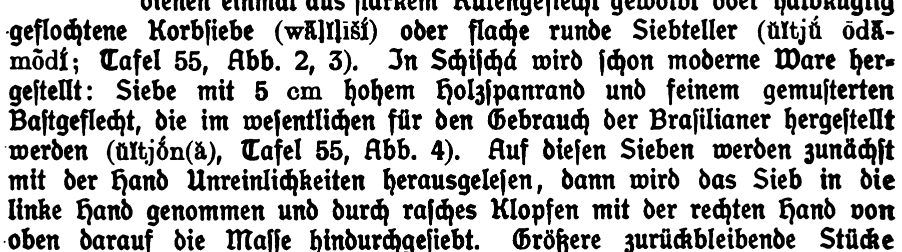


Abb. 93.
Rührlöffel.

wieder gesiebt. Ist genügend Mehl beisammen, so wird es in den großen Kochtopf getan, aus einer Wassercuye wird Wasser darauf gegeben und der Topf aufs Feuer gesetzt.

Zum Umrühren dienen lange, flache Holzlöffel (hăḷădắŏ) aus Tarumáholz (Abb. 93).

Ehrenreich berichtet, daß die Indianer dieses Mehl in flachen Töpfen dörren, also Farinha d'agua herstellen, die sehr lange haltbar ist; daß sie die getrocknete Masse (Puva: beero, nach meiner Aufnahme băḷó) mehrfach auslaugen und dicke Laibe daraus backen; daß sie aus frischer Wurzel in kleinen Töpfen kleine geröstete Fladen herstellen (Beiju: ibreϑeko). Von all diesem habe ich nichts gesehen noch gehört.

Früchte werden gern noch unreif abgenommen und im Sande vergraben, wo sie nachreifen. Erst dann werden sie verzehrt.

Von Gewürzen wird nur Pfeffer (kăšĭwērắ; rundkörnige Art) verwendet. Er wird in der Pflanzung gezogen; man zerstößt die Schoten, versetzt sie mit Wasser und tunkt in diese Sauce die gebratenen Fische.

Salz (ĭnătŭ́, nŏtăkắnă) fehlt; nur in Dorf 6 hatten sie von der Saline bei São José stammendes bitteres Salz, das mit roter Erde vermischt war, und das sie in São José eingetauscht hatten. Ihr Salzhunger scheint äußerst stark zu sein; beständig bettelten sie um dieses Gewürz. Eigentümlich ist dabei aber, daß die Frauen gesalzene Speisen meist zurückwiesen. Dafür aßen sie aber sämtlich ganze Hände voll Sand. Auch Kohle und Asche wird gegessen, doch soll dies alles stark verstopfend wirken. Auch sollen sie aus Ton kleine Kugeln machen, die gegessen werden; ihr Genuß soll Gelbsucht erzeugen.

D. Das Essen.

Eßgeräte sind nur ganz gering an Zahl. Geröstete Sachen sowie gekochte Fische werden mit den Fingern gegessen, Brei usw. wird ausgelöffelt aus der großen Kochschüssel oder aus kleinen Eßschüsseln. Als solche dienen Halbcuyen, die durchgängig an den Außenseiten mit Schnitzornamenten verziert sind (Abb. 94). Auch flache Tonschalen sind üblich (Abb. 95). Ovale Tonschalen mit Scheidewand (Berlin 3866), sowie runde und elliptische Tonteller (Berlin 3863—3865), wie sie Ehrenreich beschreibt, habe ich nicht gesehen. Nur in Schischá wurden hohe Tonschüsseln mit roter Randverzierung hergestellt [1], offenbar unter brasilianischem Einfluß (Abb. 96). Als Löffel dienen einmal Muschelschalen, und zwar die drei Arten kădāḷắ (Tafel 55, Abb. 5[a]), kădaḷắ ḷiŏḷĕ́ (Abb. 5[b]) und wălăbōkădaḷắ (Abb. 5[c]); sodann kleine Halbcuyen (išắ lĭŏḷĕ́, kaĭsŏ́, ŭăḷŭ́), die durchgängig mit Brandmalerei verziert sind und verschiedene Formen aufweisen (Abb. 97, 98). Die von Ehrenreich angegebenen Löffel (katară) aus Holz (Berlin 3934, 35) und Ton (Berlin 3870) habe ich nirgends angetroffen.

[1] Siehe auch meinen Aufsatz über „Die Kunst der Karajá-Indianer" im Bäßler-Archiv, Bd. 2, Heft 1, 1911.

Zum Aufknacken der gerösteten Palmnüsse dienen Schlagsteine. Es gehören ziemlich kräftige Schläge dazu, um die Schalen der Nüsse zu sprengen. Als Unterlage dienen flache Steine, als Schlägel faustgroße Quarzrundlinge, geschliffene Kegelsteine oder alte Steinbeile. Diese Steine stammen sämtlich aus den Gebieten nördlich der Tapirapémündung. Als Name für alle Schlagsteine wurde maná (Stein) genannt. Abb. 99a—c stellt einen spitzkegel-

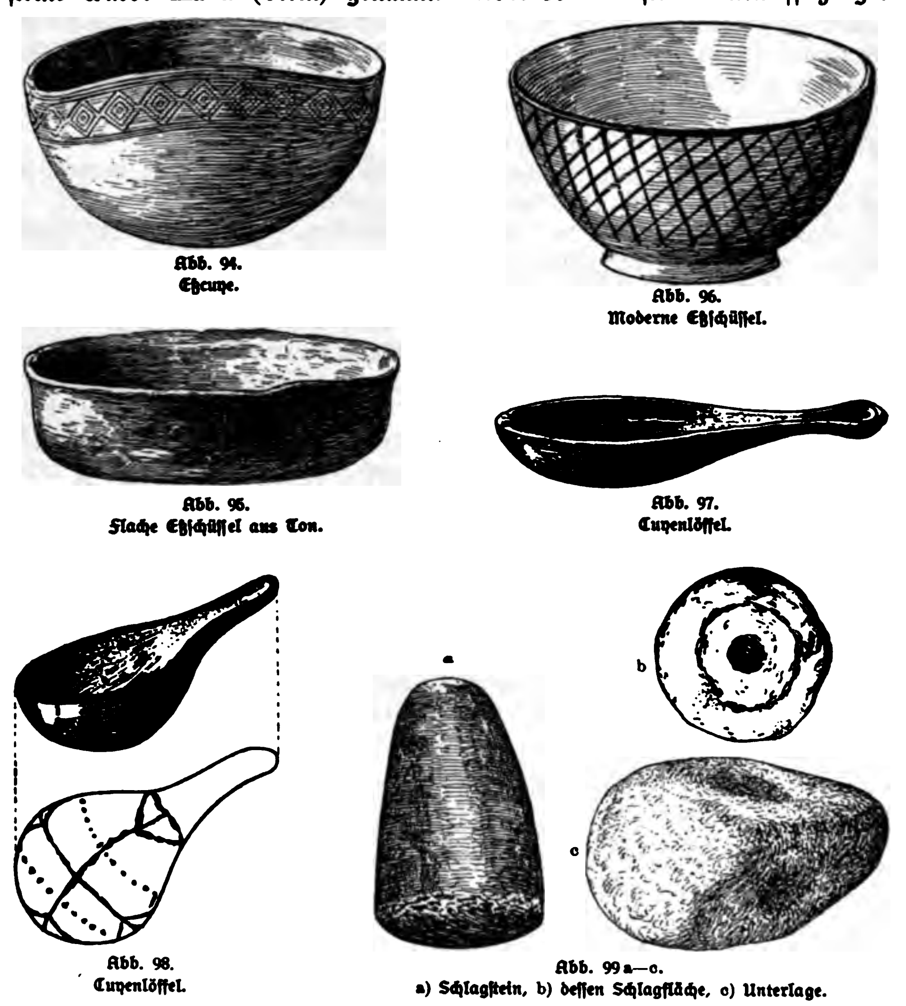


Abb. 94. Eßcuye.

Abb. 96. Moderne Eßschüssel.

Abb. 95. Flache Eßschüssel aus Ton.

Abb. 97. Cuyenlöffel.

Abb. 98. Cuyenlöffel.

Abb. 99a—c. a) Schlagstein, b) dessen Schlagfläche, c) Unterlage.

förmigen Schlagstein mit ausgehöhlter Schlagstelle und mit flacher Unterlage dar, Abb. 100—102 drei Steinbeile, und zwar ein langes Flachbeil, ein kurzes Flachbeil und ein Beil mit ringsumlaufender Schaftriefe, dessen Schneide durch das Klopfen schon stark mitgenommen ist.

Mahlzeiten finden zwei statt, das Frühstück (ändǫldöhó), etwa 8—9

Uhr, und das Abendbrot (lirošík) etwa 5—6 Uhr. Dazwischen wird aber dieses und jenes geknabbert, Früchte, Nüsse usw.; mittags ißt man gern gebratene Piranhas (Fischjacuba: djuděá). Das Menu besteht meist aus gekochtem Mandiokabrei und Fischen. Gegessen wird viel, trotzdem werden die Leute aber nicht fett. Beim Essen hocken sie um den Topf herum und löffeln ihren Brei aus. Ich habe nicht beobachten können, daß sie abgewendet voneinander gegessen hätten, wie Ehrenreich und Königswald angeben, nur die Frauen schämen sich zumeist, in Gegenwart der Fremden zu essen;



Abb. 100.
Langes Flachbeil.



Abb. 101.
Kurzes Flachbeil.

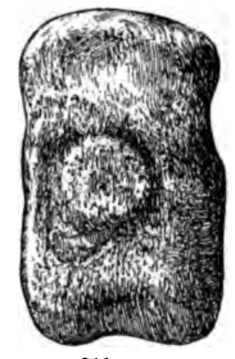


Abb. 102.
Steinbeil mit Schaftrille.

und die Indianer, die ich als Camaraden mithatte, aßen, wenn sie mit mir in ein fremdes Dorf kamen, nicht mit aus meiner Küche, sondern hungerten die ganze Zeit, wenn sie nicht im Dorfe Verwandte hatten, die ihnen zu essen gaben. Auch arbeiteten sie während des Aufenthaltes im Dorfe nicht. Sie schämten sich, wie sie das nannten.

E. Die Getränke.

Im Trinken ist der Indianer verständigerweise sehr mäßig; als gewöhnlicher Trank dient Wasser. Doch verstehen sie es auch, sich andere Getränke zu bereiten, die indes meist nicht berauschen.

Burityfrüchte (äděhó) werden gestoßen und mit Wasser versetzt; man läßt die Flüssigkeit absetzen, schöpft die klare Flüssigkeit in einen hohen Topf ab, kocht sie, läßt sie erkalten und trinkt sie dann. Die Flüssigkeit soll dunkelrot aussehen, sehr süß sein, aber nicht berauschen. An Festtagen sollen große Mengen davon vertilgt werden.

Pikifrüchte werden gekocht, zerquetscht und mit Wasser verrührt in einen Topf getan. Die Flüssigkeit bleibt die Nacht über stehen und wird am nächsten Morgen kalt getrunken. Die Kerne werden getrocknet und später gegessen.

Aus Mais machen sie angeblich ein Getränk känuá, dessen Zubereitung ich indessen nicht kenne.

Das gewöhnlichste Festgetränk, das bei allen Besuchen und sonstigen

Gelegenheiten getrunken wird, wird aus Mandiokabrei hergestellt (iūărúk). Seine Herstellungsart ist bei Ehrenreich beschrieben (Beiträge, S. 16—17). Die leichte Gärung wird durch Kauen des Bodensatzes des erkalteten Breies erzeugt. Die Indianer, Männer wie Frauen, löffeln das Getränk in Unmengen aus. Es berauscht leicht, die Leute bekommen rasch aufgedunsene Gesichter, wässrige Augen und neigen zum Schwatzen. Es schmeckt wie ungewürzte Kartoffelstückchensuppe.

Zuckerrohrschnaps (cachaça: ıbuăļé) dringt auch hier schon durch die Brasilianer ein. Doch gibt es nur ein Dorf, Schischá, in dem der Schnaps von allen getrunken wird, vermutlich weil eine Schnapsfabrik in der Nähe und das Getränk daher billig zu haben ist. Sonst habe ich nur ganz wenige Indianer gefunden, die Schnaps annahmen (z. B. Häuptling Ilk); Frauen tranken nie welchen, außer in Schischá. Meist wurde er auch von Männern und jungen Leuten zurückgewiesen.

F. Speiseverbote.

Schon oben wurde erwähnt, daß die Möglichkeiten der Nahrung nicht voll ausgenützt werden, daß manche Nahrungsmittel verschmäht werden. Der Grund dafür ist schwer zu finden. Ich glaubte bereits, totemistischen Einrichtungen auf der Spur zu sein; es gelang mir aber nicht, sie nachzuweisen. Anscheinend spielt neben abergläubischen Vorstellungen auch der persönliche Geschmack eine Rolle dabei.

Nicht gegessen werden ganz allgemein: das Fleisch der Haustiere, Eier, Brüllaffen, Kapivaras, Delphine, Krebse und Muscheln. Die Tracajá-Schildkröte und ihre Eier essen nur alte Leute; die Jugend verschmäht sie, weil ihr Genuß von schlechter Wirkung sei. Häuptlinge sollen angeblich kein Hirschfleisch essen. Für Kranke gilt gebratene Piranha als einziges Nahrungsmittel; auch schwangeren Frauen sind viele Nahrungsmittel untersagt. Einzelne Personen aßen bestimmte Sachen nicht: so verschmähte Pedro Hirschfleisch und Tracajá-Eier; andere wieder aßen diese Sachen. Aufgeklärte (zivilisierte) Indianer, die sonst noch fest an alles Zauberwesen glaubten, aßen alles.

G. Die Genußmittel.

Die Indianer kennen nur **ein** Genußmittel: den Tabak (kō̠tı́). Sie behaupten, den Tabaksgenuß erst von den Brasilianern übernommen zu haben, und zwar etwa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie bekamen damals Samen (kō̠tı̆ļătı́) oder Stecklinge; zuerst pflanzten sie diese in den Schlamm, da wuchsen nur kleine Pflanzen; darauf versuchten sie es in der Pflanzung, da wuchsen große Pflanzen. Die Sitte des Rauchens selbst aber ist älter. Fonseca berichtet aus 1773, daß sie aus ihrer tönernen Friedenspfeife nach Osten hin rauchten, offenbar einer Zeremonie folgend[1]. Jedenfalls haben sie durch die Brasilianer nur ein anderes Gewächs erhalten.

[1] Rev. trim. 8, S. 378 und 387.

Heute wird der Tabak in der Pflanzung gezogen, und zwar wird er in der Regenzeit von den Männern durch Einlegen von Samenkörnern in die Erde gepflanzt. Die Ernte beginnt, „wenn die Blätter anfangen zu hängen" (bereits im Juli sah ich frische Tabakblätter zum Trocknen aufgehängt). Die Blätter werden gepflückt und ins Haus geschafft, wo sie zum Trocknen aufgehängt werden. Sind sie halbtrocken, so werden sie zwischen den Händen gerieben („damit der Tabak schwarz wird"), dann außerhalb des Hauses auf eine Stange oder ein besonderes schräges Gerüst gehängt und völlig getrocknet. Aufbewahrt wird er in den länglichen, lalá genannten Körben, und zwar von der Südhorde wulstförmig gerollt (ịlulậü), von der Nordhorde in Zöpfe geflochten (kö(ü)zá). (Siehe Abb. 194, Savajé.)

Die Sorte ist scheinbar sehr leicht, ihr Duft ist wenig angenehm; doch rauchen ihn die Indianer leidenschaftlich. Sie finden den Tabak der Savajé für besser und beziehen von ihnen Stecklinge, um ihre Bestände zu verbessern. So begleitete mich auf der Rückreise von den Savajé



Abb. 103.
Frucht des Jequitibabaumes, aus der die Tabakspfeifen hergestellt werden.



Abb. 104 a—c.
Tabakspfeifen aus Jequitibafrucht. a) Rohe Form.
b) Fein zugearbeitet, ohne Riefe. c) Fein zugearbeitet, mit Riefe.

ein Karajá, der dort Tabakstecklinge gegen Pfeile eingetauscht hatte; seine Kiepe war voll beladen mit den Paketen, in denen die Pflanzen verpackt waren. Die Stecklinge waren gut eingewickelt in Blätter und Bast zu einem großen zylinderförmigen Bündel, das ringsum durch senkrechte Bambusstäbe versteift und fest verschnürt war.

Auf den schweren Goyaner Tabak waren sie ganz besonders versessen.

Geraucht wird von alt und jung, von Männern und Frauen. Selbst Säuglingen läßt man zuweilen schon diesen Genuß zuteil werden. Es wird durchweg aus Pfeifen geraucht, Maisblattzigaretten sind nicht üblich.

Die Pfeife (in Männersprache: wăllōná, wăllkŏkó; in Frauensprache: wăllkŏkó) wird aus der Frucht (ărlkŏkó) des Jequitibabaumes (Hymenea sp.) hergestellt (Abb. 103). Die etwa 7 cm lange Frucht ist durch einen Stöpsel verschlossen. Ist sie reif, so fällt der Stöpsel heraus, und die Fruchtkerne fallen zur Erde. Das leere Gehäuse wird mit dem Messer völlig gereinigt, außen glatt geschnitten und dann meist rot bemalt. Es gibt zwei Sorten von Pfeifen: eine ohne und eine mit Riefe am oberen Rande. Verzierte Pfeifen habe ich nur in einem einzigen Exemplar gesehen. In Abb. 104 a—c sind alle Stufen von der roh zugeschnittenen bis zur geglätteten, lang-

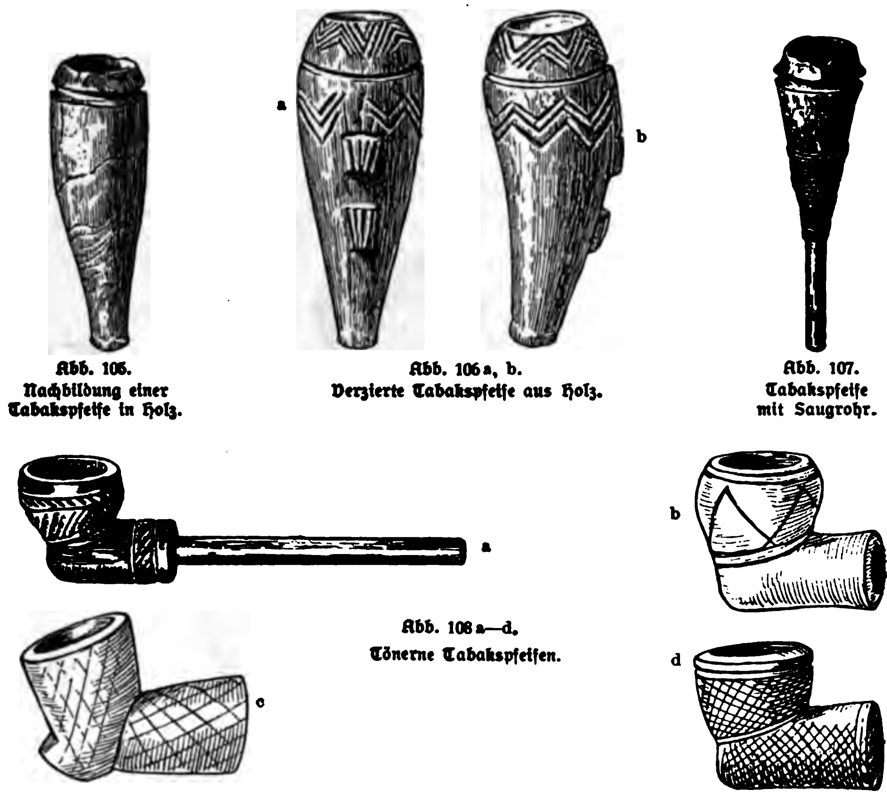


Abb. 105. Nachbildung einer Tabakspfeife in Holz.

Abb. 106 a, b. Verzierte Tabakspfeife aus Holz.

Abb. 107. Tabakspfeife mit Saugrohr.

Abb. 108 a—d. Tönerne Tabakspfeifen.

gebrauchten Pfeife dargestellt. Abb. 105 bringt die Nachbildung einer Pfeife in Holz, wie sie ebenfalls zuweilen üblich ist. Abb. 106 a b zeigt die durch erhabene Schnitzereien verzierte, schwarz gefärbte Pfeife aus einem Dorfe der Nordhorde. Die Pfeife in Abb. 107 weist ein kurzes Saugrohr auf, das mit der Pfeife durch schwarze Umwickelung verbunden ist.

Diese Pfeifen haben „die Alten erfunden, als sie den Tabak von den Brasilianern übernahmen" (?). In der Südhorde und zum Teil in der Nordhorde werden sie jetzt schon in Holz nachgebildet (Abb. 105, 106); in den obersten Dörfern, die mit den Brasilianern in Verbindung stehen, benutzt man

bereits auf Rohrstücke gesetzte Tonköpfe[1], die im allgemeinen den brasilianischen gleichen und nur durch die Abplattung der Unterseite von ihnen abweichen. Sie sind meist mit Ritzverzierungen versehen, und der an sich helle Ton (z̧ōú) hat durch den Brand eine schwarze Farbe angenommen (Abb. 108 a—d). Aufbewahrt wird der tägliche Vorrat sowie die Pfeife in kleinen Körbchen (mõdí, Tafel 55, Abb. 6 a) oder in kleinen geflochtenen Täschchen, die von rechteckiger Form aus einfachem Bastgeflecht (sähú) oder aus einem den Sitzmatten ähnlichen Bastgeflecht (mãši) hergestellt sind (Tafel 55, Abb. 6 b c).

Geraucht wird folgendermaßen: Der Tabak wird fest in die Pfeife gedrückt, bis diese etwa drei Viertel voll ist; dann wird ein glimmendes Holzstück vom Feuer darauf gelegt und die Öffnung mit der Hand oder einem Finger verschlossen. Nun wird rasch vielmals hintereinander gesaugt, bis der Tabak brennt; die Kohle wird darauf meist, aber nicht immer, herausgetan. Beim Rauchen ziehen sie den Rauch vielmals rasch hintereinander ein: es sieht aus, als ob sie saugen oder trinken (Tafel 11, Abb. 3); erst dann setzen sie die Pfeife ab und stoßen den Rauch aus.

Auffällig erscheint, daß die Kaŋapó den Namen wŏlĭkökó, also in der Form der Frauensprache, anwenden. Sie benutzen ebenfalls Pfeifen aus der Frucht des Jequitibabaumes; als Unikum sah ich eine in gleicher Form nachgebildete Pfeife aus Ton. Doch benutzen sie durchweg bereits Saugrohre, die von der Seite her in die Pfeife gesteckt werden. Derartige Pfeifen waren nur in geringer Anzahl vorhanden, und die Kaŋapó verlangten beständig welche von mir. Offenbar ist das Gerät und damit der Name zu ihnen von den Karajá- oder Šambioá durch Vermittelung der Brasilianer übertragen worden. Das Frauenwort erklärt sich daraus, daß auch die Männer meist diese Form den Fremden gegenüber anwenden.

7. Waffen für Krieg, Jagd, Fischfang.

Um die Übersicht über die mannigfaltigen Formen dieser Geräte nicht durch Unterordnung in die einzelnen Gebrauchsgruppen zu zerreißen, will ich sie hier gemeinsam behandeln. Schon oben ist bei Jagd und Fischfang hierher verwiesen worden. Eine kurze Übersicht der Verteilung je nach dem Zweck möge vorausgehen.

Als Kriegswaffen dienen die Keulen sowie Bogen und Pfeile mit Bambusblattspitzen. Der Jagd dienen Lanzen, Bogen und Pfeile mit Holzspitzen und mit Bambusblattspitzen. Zum Fischfang werden ausschließlich Bogen und Pfeile mit angesetzten kleinen Knochenspitzen verwendet. Sport wird betrieben mit Bogen und Pfeilen und dem Wurfbrett mit Pfeilen. Sonstige, vielleicht ehemals übliche Waffen sind der Kugelbogen, die Schleuder (?), der Bumerang (?). Die Hauptrolle also spielen Bogen und Pfeile. Alle übrigen treten dagegen ganz zurück.

---

[1] Vergl. hierzu, daß Fonseca 1773 bereits tönerne Friedenspfeifen erwähnt, ohne jedoch ihre Form zu beschreiben.. Rev. trim. 8, S. 378.

Bogen [w(ă)š(ĭ)ʊhădẽ] **und Pfeil** (ʊŏhŭ) werden meist von jedem selbst hergestellt. Sie werden auf Bootsfahrten stets mitgeführt, und zwar werden die verschiedensten Pfeilarten (Kriegs-, Jagd- und Fischpfeile) mitgenommen.

Beim Schuß wird der Bogen senkrecht gehalten (Tafel 56, Abb. 1). Der Pfeil ruht am Bogen zwischen ihm und dem zweiten Finger der linken Hand, an der Sehne zwischen erstem und zweitem Finger der rechten Hand, während die übrigen Finger die Sehne zurückziehen. Der Pfeil wird beim Spannen gegen die Schulter gezogen.

Als Sport betreiben sie das Abschießen von den Füßen aus. Ich habe es nicht selbst beobachtet, beschrieben wurde es mir folgendermaßen: Die Leute liegen am Boden und strecken die Beine geschlossen in die Höhe. Der Bogen liegt über den Fußsohlen, die Sehne wird mit den Händen gegen die Brust gezogen. So schießen sie in die Höhe. Der Bogen fliegt natürlich ebenfalls von den Füßen ab, die zurückschnellende Sehne soll heftigen Schmerz an den Füßen verursachen[1].

Schon frühzeitig lernen die Knaben Bogenschießen; ich sah schon 3—4 jährige Knaben mit kleinen Waffen hantieren. Diese Waffen (siehe unter Spielzeug) dienen zur Übung im Schießen. Zunächst wird nach einem festen Ziel geschossen, einer weichen, zylindrisch geformten Wurzel von etwa 30 cm Höhe und 10 cm Dicke, die in den Sand gestellt wird (Abb. 109). Später geht der Vater zum Unterricht im beweglichen Ziel über: der Vater rollt einen Bastring auf der Erde entlang. Der Knabe steht etwa 10 m vom Vater entfernt und schießt aus immer weiterem Abstand in den laufenden Ring. Der Pfeil muß im Bast hängen bleiben. Einem kleinen Knaben von vier Jahren gelang das auf eine Entfernung von 2 m beim dritten Schusse. Dieser Bastring [(wă)šiŏḷōḷó] ist eine ringförmige Bastwulst von 3½ cm Dicke und 18½ cm Durchmesser, die mit Bast eng umwickelt ist (Tafel 56, Abb. 2). Ehrenreich (Berlin 3960) bezeichnet sie fälschlicherweise als einen Ring zum Tragen von Gegenständen auf dem Kopfe, eine Sitte, die bei den Karajá-Indianern nicht üblich ist. Später wird dann aufs fliegende Ziel geschossen, indem grüne Kürbisse in die Luft geworfen werden. So lernen die Knaben schon frühzeitig Bogenschießen und erlangen im allgemeinen eine große Treffsicherheit. Es gab Indianer, die beim Fischen fast keinen Fehlschuß taten; doch waren andere hinwiederum weniger geschickt veranlagt.

Der Bogen besteht aus Palmholz. Dieses Holz (ŏlōtŏ, wŏaluŏ) wächst angeblich nur im Tapirapégebiet. Jedenfalls beziehen die Indianer der Südhorde nach übereinstimmender Aussage ihre Bogen oder das Material dazu von den Karajá der Nordhorde oder von den Tapirapé selbst. Infolgedessen konnte ich Bogen nur bei der Nordhorde erwerben, bei der Südhorde waren sie kostbare Besitztümer.

Der Bogen ist rund, auf der Vorderseite oft leicht abgeflacht, verjüngt

---

[1] Vergl. hierzu dieselbe Sitte bei den Indianern nahe Rio de Janeiro, bei Debret, Voyage pittoresque et historique du Brésil, Bd. 1, Paris 1836, Tafel 5.

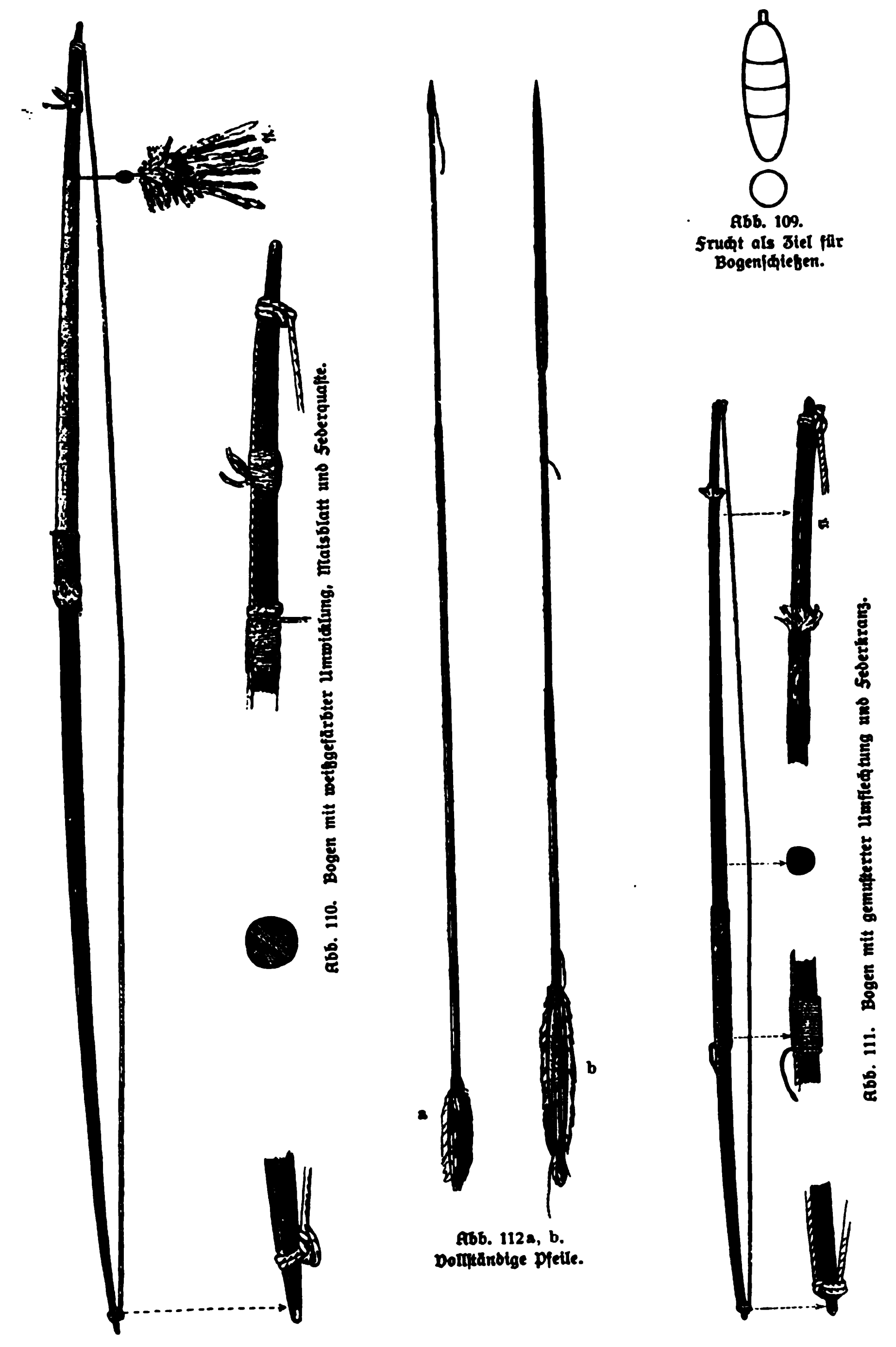


Abb. 109. Frucht als Ziel für Bogenschießen.

Abb. 110. Bogen mit weißgefärbter Umwicklung, Maisblatt und Federquaste.

Abb. 111. Bogen mit gemusterter Umflechtung und Federkranz.

Abb. 112a, b. Vollständige Pfeile.

sich nach beiden Enden und läuft in abgesetzte Dornfortsätze aus. Die Sehnenlänge beträgt bei meinen Exemplaren 184—204 cm.

Die Sehne (änẓú, mbäú, nach Ehrenreich mahúga) wird von jedem selbst hergestellt durch Zusammendrehen dreier gedrehter Imbauva-Faserschnuren. Ihre Stärke nimmt von einem dickeren Ende bis zum anderen beständig ab, und sie läuft schließlich in eine dünne Schnur aus. Ihre Montierung zeigt Abb. 110. Die eigentliche Sehne bildet der starke Teil, der am einen Ende abhebbar angebracht ist. Der schwächere Teil wird vom festen Bogenende aus an der Vorderseite des Bogenholzes bis etwa zur Bogenmitte geführt, dort befestigt und dann zurück nach dem Bogenende zu um den Bogen eng herumgewickelt. Das letzte Endchen hängt frei herab, es trägt oft eine Federquaste. Diese Umwickelung wird meist mit weißer Erdfarbe eingerieben. In der Bogenmitte, wo sie beginnt, ist ein Maisblatt mittelst schwarzer Baumwollumwickelung als Schmuck befestigt. Der nichtumwickelte Teil des Bogens trägt zuweilen eine schwarzgelbe Umflechtung (Abb. 111).

Die Pfeile. Um eine Übersicht über die Pfeile geben zu können, empfiehlt es sich, sie zunächst nach den Spitzenformen zu gruppieren; denn die Ausgestaltung dieses Teiles des Pfeiles hängt ja von der Verwendungsbestimmung ab, die schließlich das wichtigste am Pfeile ist. Daneben will ich aber auch auf die anderen variierenden Merkmale hinweisen, die zum Teil Eigentums- und Stammesmarken darzustellen scheinen.

Vorweg sei bemerkt, daß jeder sich seine Pfeile selbst herstellt. Aber bei der Sitte, Pfeile als Zahlungsmittel zu benutzen und bei Besuch in fremden Dörfern mit dem Häuptling zu tauschen, wie anderseits von ihm welche geschenkt zu erhalten, sind Pfeile der verschiedensten Herkunft in der Hand des einzelnen vereinigt; doch überwiegen bei der kurzen Lebensdauer der Pfeile die von jedem selbst hergestellten. Vergiftung ist nicht üblich.

Vor dem Schuß werden die Pfeile auf ihre Rundung geprüft, indem sie zwischen der zur rechten Schulter emporgehobenen rechten Hand und der weit abwärts gestreckten linken gedreht werden. Bilden Schaft und Spitze nicht eine gerade Linie, sondern stehen sie in leichtem Winkel zueinander, wie das ja sehr leicht vorkommen kann, so wird diese Abweichung durch leichtes Biegen beseitigt. Erst dann wird geschossen.

Wir unterscheiden am Pfeile Spitze und Schaft, den letzteren mit der Fiederung (Abb. 112 a b). Pfeile, bei denen Spitze und Schaft aus einem Rohr bestehen, kommen nur bei Kindern vor (für Vogeljagd, siehe Kinderspielzeug); bei Erwachsenen ist die Spitze stets besonders eingesetzt.

Die Spitze besteht aus einem Holzstab (ühähúnl), der entweder selbst spitz zuläuft oder an seinem Vorderende eine Spitze aus Bambusblatt oder kleinem Knochen trägt.

Pfeile mit einfacher Holzspitze dienen zur Jagd auf Großwild (Jaguar, Hirsch, Tapir, Affe). Die Spitze ist drehrund, flach oder drei- bis vierkantig und hat zuweilen eine oben abgesetzte Spitze. Ihre Länge beträgt 38—50 cm. Zuweilen ist sie schwarz gefärbt (Abb. 113 a—f). Eine Abart solcher Pfeile

trägt gekerbte Holzspitzen (hădŭbĭrādădắ, adĕdế). Die Kerben sind entweder an den Kanten der dreikantigen Holzspitze eingeschnitten oder an der einen Kante flacher Holzspitzen. Zahl und Anordnung der Kerben ist sehr verschieden (Abb. 113 g—i).

Ehrenreich erwähnt Pfeile mit eingesetzter, stumpfer Holzklobenspitze für die Jagd auf Vögel und kleinere Tiere. Derartige Pfeile habe ich bei den Karajá nicht gesehen, wohl aber bei den Šavajé (siehe dort).

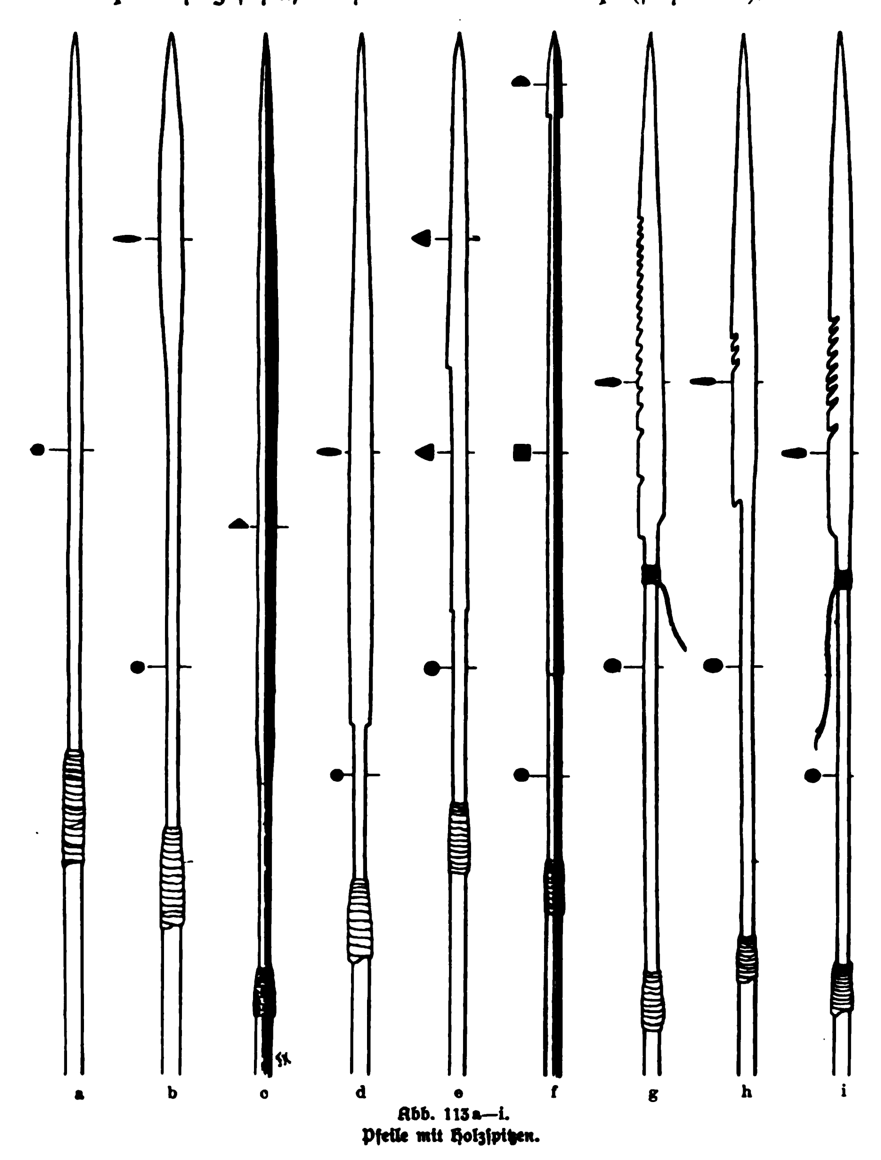


Abb. 113 a—i.
Pfeile mit Holzspitzen.

Pfeile mit aufgesetzten Bambusmessern (di(ü)adá) dienen zur Jagd auf Großwild, vornehmlich aber als Kriegspfeile. Da sie leicht abbrechen und große Wunden reißen, so sind sie sehr gefährlich und führen meist den Tod herbei. Das Bambusmesser ist meist flach, nur selten stark gewölbt; mit dem Holzstiel ist es durch eine feine Bastumwickelung verbunden. Oft sind die Messer auf der Rückseite mit schwarzen Querstreifen bemalt. Messer und Holzstiel haben meist annähernd gleiche Länge (30—40 cm), beide zu-

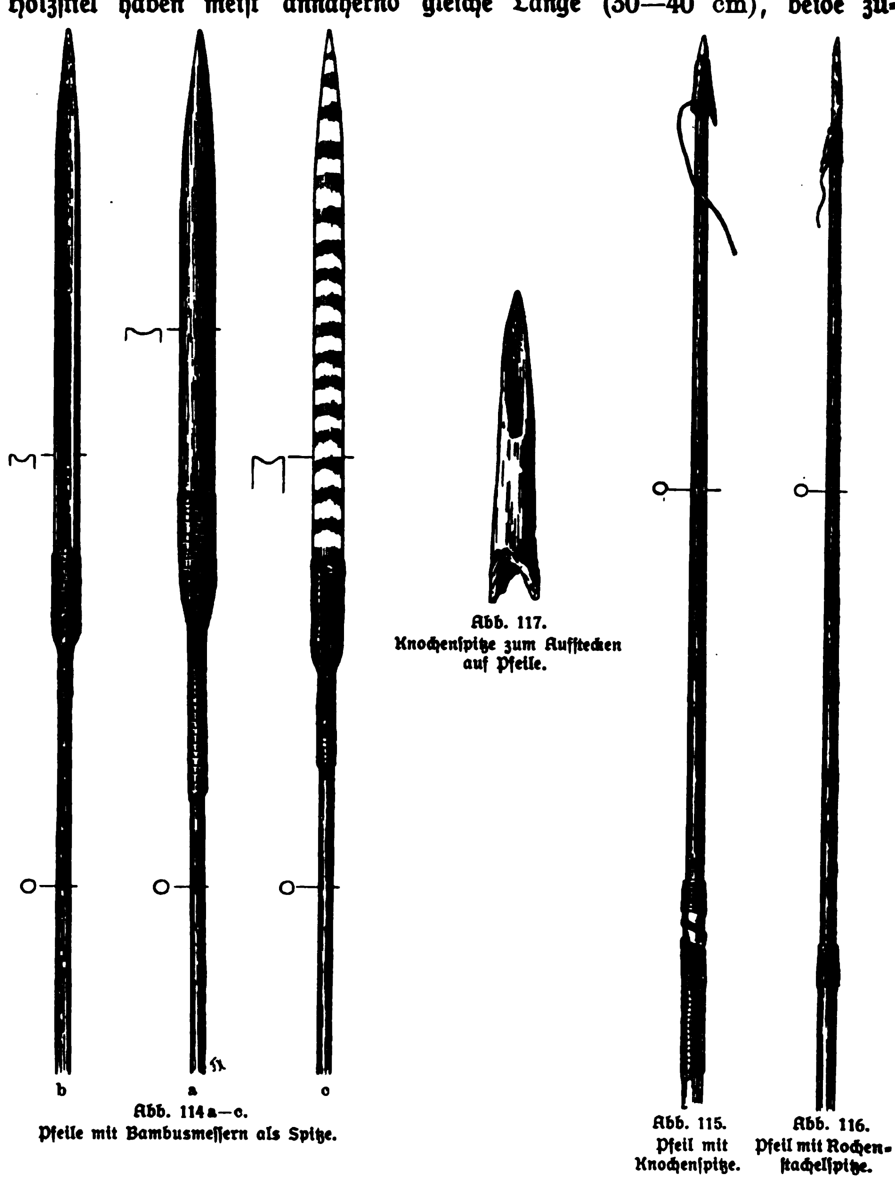


Abb. 114 a—c. Pfeile mit Bambusmessern als Spitze.

Abb. 117. Knochenspitze zum Aufstecken auf Pfeile.

Abb. 115. Pfeil mit Knochenspitze.

Abb. 116. Pfeil mit Rochenstachelspitze.

sammen sind so lang wie der eigentliche Rohrschaft (60—80 cm) (Abb. 114 a—c).

Die Pfeile mit angesetzter Knochenspitze dienen ausschließlich dem Fischfang. Die Knochenspitze ist so angesetzt, daß ihr hinteres Ende seitlich hervorsteht und so einen kleinen Widerhaken bildet. Sie ist 4—6 cm lang und am Holzstiel durch feine Bastumwickelung und Überharzung mit schwarzem Harz befestigt (Abb. 115). Bei meinen Exemplaren ist diese Knochenspitze überall **rund**, während Ehrenreich eine zweite Art solcher Pfeile mit **flacher** Knochenspitze (Berlin 4008)[1] und eine dritte Art mit **aufgesetztem Röhrenknochen** als Spitze mitbrachte (Berlin 4009). Der Stiel ist bei diesen Pfeilen 40—50 cm lang, zuweilen naturfarben oder rot bemalt, meist aber schwarz gefärbt; der Schaft hat eine Länge von 100—120 cm. Als Spitze für einen Pfeil mit aufgestecktem Affenknochen (ahldó, dürölẽnldí) sollte wohl die in Abb. 117 wiedergegebene benutzt werden.

Ein einziger Pfeil trägt statt der Knochenspitze eine solche aus Rochenstachel (Abb. 116); er stammt aus dem Dorfe an der Tapirapémündung.

Der Spitzenstiel hat außer schwarzer oder roter Bemalung keine weitere Verzierung. Er ist in den Schaft eingelassen und mit Harz darin befestigt. Um ihn aus dem zerbrochenen Schafte zu lösen und auf einen neuen zu stecken, erwärmt man das Rohr über dem Feuer, bis das Harz geschmolzen ist und man den Stiel herausziehen kann. Das Schaftende ist am Einsatz des Stieles zugeschnitten, so daß der Übergang in den Stiel allmählich erfolgt. Wenn der Stiel in den Schaft eingesetzt wird, springt dieser häufig; die Risse werden mit schwarzem Harz verklebt.

Über die Ansatzstelle wird schwarzer schmaler Embirastreifen gewickelt; er wird mit hellem Harze am Schafte befestigt. Diese Umwickelung (dõdḗ) ist verschiedenartig ausgestaltet; sie überzieht entweder Stiel und Schaft in einem Zuge, oder von der kurzen Ansatzumwickelung ist eine längere Schaftumwickelung getrennt, deren Zwischenraum zuweilen durch spiralig gewundene oder gekreuzte Umwickelung überbrückt wird. Ein Pfeil trägt an dieser Stelle spiralige Schnittornamente (ŭõhulădí, lladí), an anderer ein schwarzgelbes Geflecht. Dreiteilige Ansatzumwickelung ist sehr selten (Abb. 118).

Der Schaft (b'dõlḗ) besteht aus Taquararohr. Dieses Rohr scheint südlich des Rio Tapirapé nur im Gebiete der Südhorde vorzukommen. Am Südende der Insel Bananal traf ich ein Dorf, das auf der Wanderung nach Süden begriffen war, um bei Leopoldina Taquara für ihre Pfeile zu holen. Der Schaft ist durchschnittlich 0,8—1,0 cm dick, seine Länge schwankt je nach der Art der Spitzen (siehe oben). Schaftverzierungen habe ich nie beobachtet.

Die Fiederung ist im Durchschnitt 17—22 cm lang. Meine sämtlichen Pfeile zeigen nur zwei Ausnahmen, von denen die eine 15, die andere 31 cm lang ist. Die Fiederung ist direkt am unteren Ende des Schaftes angebracht. Ehrenreich berichtet, daß das Fiederende oft besonders in den Schaft eingesetzt sei. Seine Vermutung, daß es sich hierbei um reparierte Pfeile handelte,

[1] Pfeile mit flachen Knochenspitzen habe ich nur von den Kayapó erhalten.

bestätigt sich durch ein derartig ergänztes Exemplar in meiner Sammlung (Abb. 119 a).

Auf die Ausgestaltung der Fiederung wird große Sorgfalt verwendet. Sie besteht aus zwei einander gegenüberstehenden Federn, deren obere Spitzen durch die Kerbumwickelung festgehalten werden, und deren Innenfahnen kurz verschnitten sind. An der Stelle, wo die Federkiele befestigt werden sollen, wird der Schaft mit Harz eingerieben, die halbierten Kielenden werden darauf gedrückt, sodann die Fahnen senkrecht zum Schaft gerichtet und ihnen die

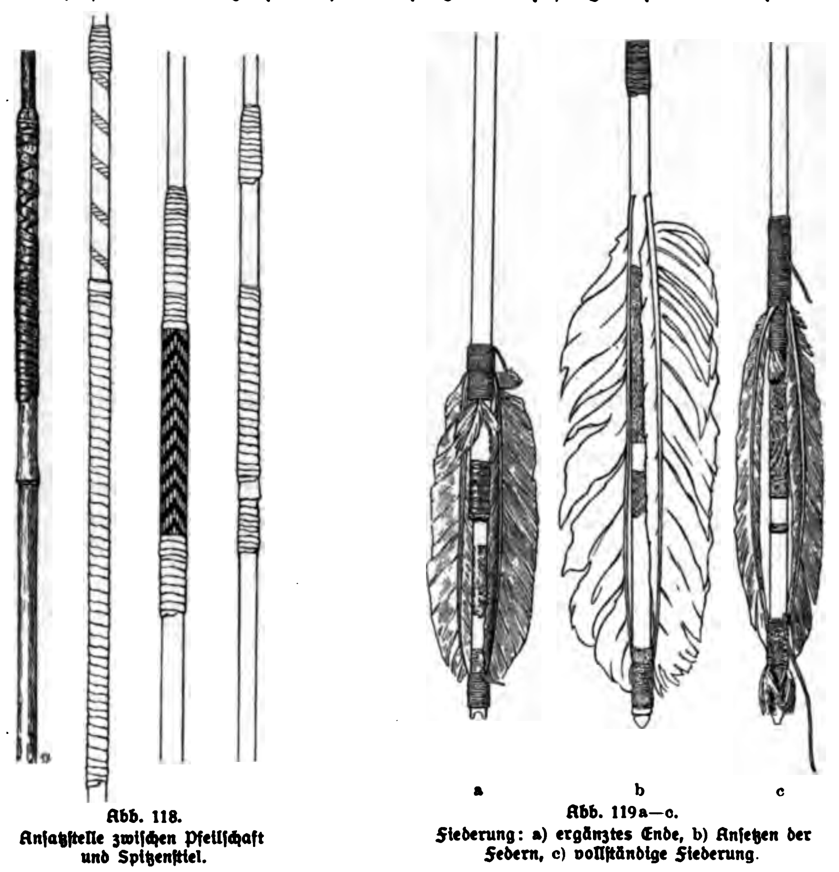


Abb. 118.
Ansatzstelle zwischen Pfeilschaft und Spitzenstiel.

a b c
Abb. 119 a—c.
Fiederung: a) ergänztes Ende, b) Ansetzen der Federn, c) vollständige Fiederung.

Drehung (ein Achtel bis ein Viertel des Schaftumfanges) gegeben (Abb. 119 b). Dann werden die Kielenden mit schwarzem Baumwollfaden (äsödĕbé) fest umwickelt, sodann die Außenfahnen zugeschnitten (Abb. 119 c). Früher wurden die Federn durch Absengen in die gewünschte Form gebracht, seit Einführung von Eisenscheren werden sie zugeschnitten. Erst nachdem die Fiederung fertig ist, wird die Spitze eingesetzt.

Eine abweichende Befiederung (Spiralwicklung durch die zwei halbierten

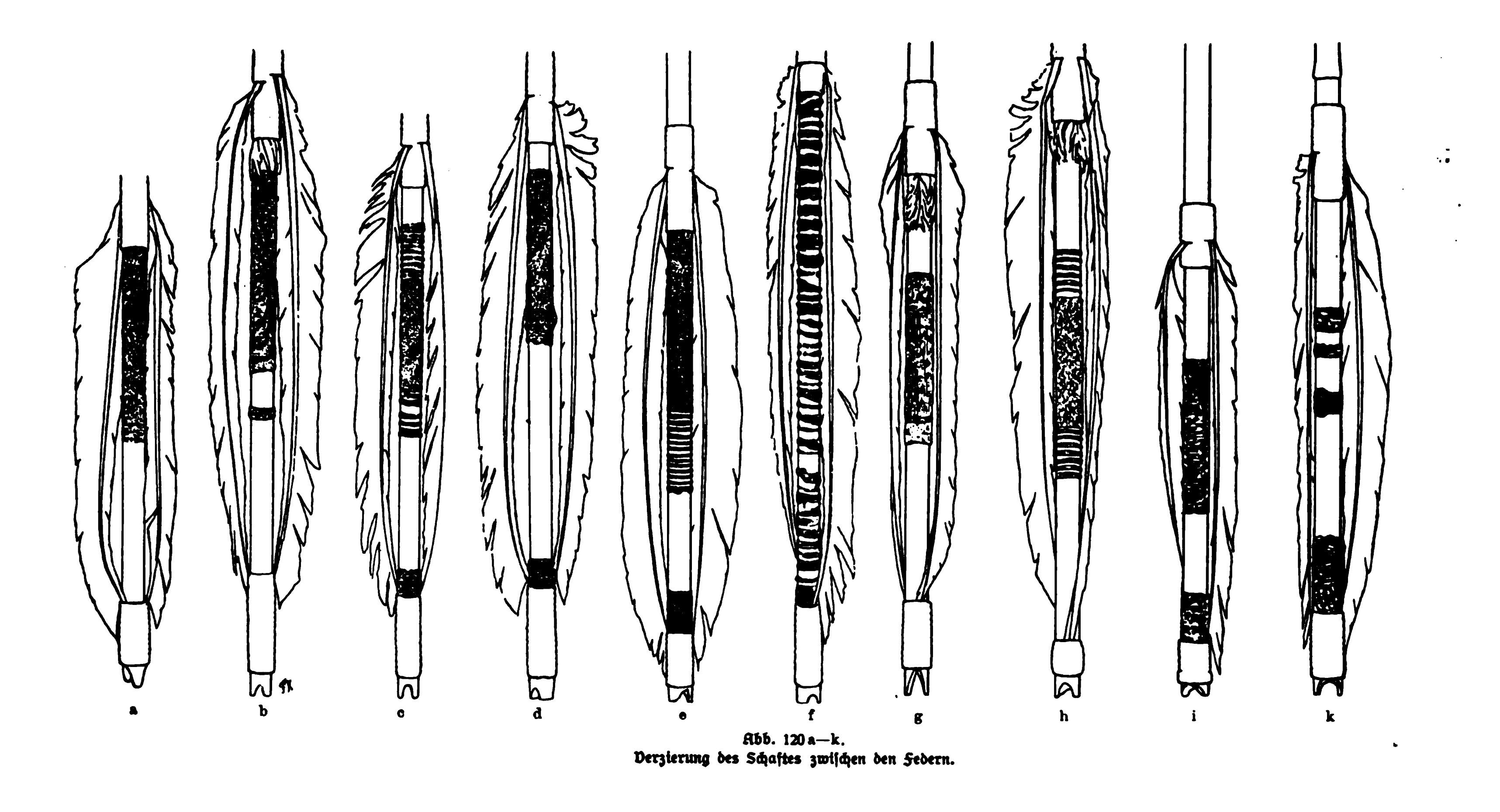


Abb. 120 a—k.
Verzierung des Schaftes zwischen den Federn.

Federn hindurch) findet sich bei einigen Kinderpfeilen der Nordhorde (siehe Kinderspielzeug). Ob es sich hierbei um eine alte, den Erwachsenen verloren gegangene Befiederung handelt, steht noch nicht fest.

In die Baumwollumwickelung an den Kielenden sind meist rote, seltener gelbe Federchen eingebunden, die nach dem Innern der Fiederung hereinragen.

Der Schaftteil zwischen den Federn ist meist verziert durch Bänder oder Ringe aus rotem oder gelbem Lack (Abb. 120 a—k). Diese Verzierung wird nur des schönen Aussehens wegen angebracht.

Die Kerbumwickelung besteht aus feinem weißen Baumwollfaden. Sie reicht bei den Pfeilen der Karajá bis an die Kerbe heran. Hierin liegt nach Kuriší das Charakteristikum der Karajá-Pfeile; die Šavajé-Pfeile sollen einen kleinen Zwischenraum zwischen Kerbe und Umwickelung aufweisen. Nun habe ich bei den Šavajé auch Pfeile mit Karajá-Umwickelung erhalten; es geht dies vielleicht auf den lebhaften Austausch zwischen den beiden Völkern zurück.

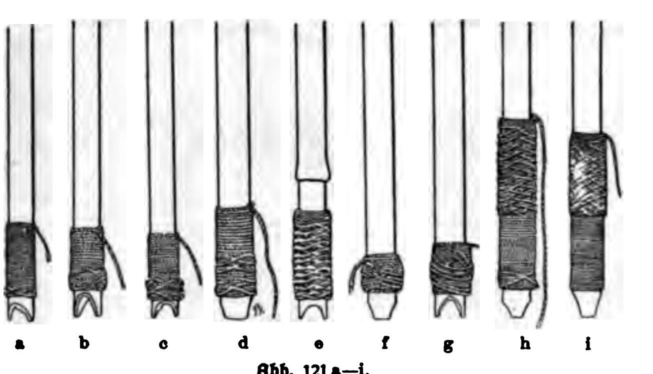


Abb. 121 a—i.
Kerbwicklungen der Pfeile.

Abb. 122.
Keulenriefler.

Die Umwicklung besteht aus parallelen Umgängen; nur die obersten Schichten zeigen Abweichungen durch Kreuzen der Fäden (Abb. 120 a—i). Charakteristisch sollen nach Kuriší für die Karajá vier Kreuzfäden sein, für die Tapirapé zwei Kreuzfäden. Diese Bemerkung habe ich nicht bestätigt gefunden, es herrschte vielmehr eine geradezu großartige Fülle der verschiedensten Kreuzungen. Allerdings kommen auf das Dorf an der Tapirapémündung die Pfeile mit den zwei Kreuzfäden (Abb. 121 b) und die verschiedenartig geführten Kerbumwicklungen in Abb. 121 h i. Anscheinend sind diese Wicklungen die Abzeichen der Hersteller der Pfeile; denn bei Befragen nach diesen sahen fremde Karajá stets nach dem Kerbende. Genaueres konnte ich aber darüber nicht erfahren, so besonders nicht, ob jeder einzelne seine besondere Marke hat, oder ob Familien (oder Totemgruppen?) bestimmte, für alle Mitglieder gleiche Marken führen.

Die Kerbe (dönäwüdülönå) ist nur wenig tief und leicht geschrägt eingeschnitten. Bei einigen Pfeilen sind in die Kerbumwicklung zwei rote

Federchen eingebunden, die hinten über das Ende herausstehen (Abb. 119c). Sie dienen nach Mitteilung der Indianer dazu, den Pfeil leichter abfahren und die Hand nicht so stark ermüden zu lassen.

Die **Keule** (gŏhördĕ) ist die eigentliche Kriegswaffe der Indianer. Die Karajá unternehmen keine Bootsfahrt, ohne neben Pfeilen und Bogen auch die Keule im Boot liegen zu haben, und auf Landreisen ist sie meist ihr einziger Begleiter. Auch in den Dörfern sieht man die Indianer, wenn sie überhaupt bewaffnet sind, mit Keulen einherlaufen.

Die Keulen sind aus schwerem Holz (wŏâlnŏ́) hergestellt. Sie sind drehrund, verdicken sich nach dem Schlagende zu und laufen mit scharfem Rand in einen spitzen Buckel aus. Das Griffende endigt in einem Knauf, der durch ein dickeres Zwischenstück mit zwei bis drei tiefen Riefen von der Keule getrennt ist. Bei Ehrenreich schwankt die Zahl der Riefen zwischen einer tiefen und vier bis fünf flachen Riefen, während seine Šambioá-Keulen durchweg drei Riefen aufweisen. Die Art der Keulen (und Rudergriffe), die Ehrenreich von den Šambioá mitgebracht hat, bei der das Zwischenstück durch ein längeres, dünnes glattes Stück geteilt ist, wobei die breiten, dicken Stücke dieses an beiden Enden überragen und je eine Riefe tragen (3979 u. a.), kommt bei den Karajá nicht vor.

Die Keule ist in der oberen Hälfte (vom Schlagende aus) mit Längsriefen versehen. Glatte Keulen, wie sie Ehrenreich mitgebracht hat, habe ich nirgends gesehen. Hergestellt wird diese Längsriefelung durch den Zahn eines Nagetieres (Cutia: hāulí; nach Ehrenreich auch Agutí oder Capivara), der an einem Holzstab befestigt ist (Abb. 122). Dieses Riefelinstrument, hāulidjú (= Cutiazahn) genannt, dient also nicht zur Pfeilherstellung, wie Ehrenreich angenommen hat.

Bisweilen sind in der Längsriefelung zwei diametral gelegene glatte Streifen von etwa 1 cm Breite stehen geblieben, die der ganzen Länge nach mit Schnitzornamenten verziert sind (Abb. 123).

Nur selten findet man Keulen, die eine bemusterte Umflechtung aus gelbem Taquararohr und schwarzer Embira tragen (Abb. 124).

Diese Umflechtung ist immer vorhanden bei den kleinen **Keulenstöcken**, die ich nie in Gebrauch gesehen habe, und die Königswald als Tanzkeulen bezeichnet. Sie sind entweder von der Gestalt der Keulen, ohne jedoch einen besonderen Handgriff zu besitzen, oder aber sie laufen in ein breiteres Blatt aus und haben einen abgesetzten Handgriff (Tafel 56, Abb. 3a—c). Die erstere Art ist gegen 70 cm, die zweite gegen 50 cm lang.

Ehrenreich teilt noch einen zweiten Keulentypus mit: flache, schaufelartige Keulen, die vierseitiges prismatisches Blatt mit scharfen Kanten und lanzettförmiger Spitze besitzen. Der Stiel ist umflochten, an beiden Enden des Geflechtes hängen Baumwollquasten herab (Beiträge, Tafel VI, Abb. 11). Er erhielt zwei derartige Keulen von dem Šambioá (Berlin 3980), während er eine rohere Form bei den Karajá sah. Es fragt sich, ob diese Keulenform den Karajá ursprünglich zukommt. Denn ich traf derartige Formen weder bei den Karajá noch bei den Šavajé an, wohl aber bei den Kayapó,

bei denen breite Schneidekeulen überhaupt zu Hause zu sein scheinen. Es mag sein, daß die Sambioá diese Form von den Kayapó übernommen haben. Nur eine kleine Kinderkeule der Karajá (Abb. 125) zeigt einen ähnlichen Typus[1], doch stammt sie aus dem Dorf an der Tapirapémündung, so daß auch hier nicht sicher ist, ob eine alte, jetzt erloschene Keulenform sich in diesem Kinderspielzeug noch erhalten hat, oder ob nicht eher eine Beeinflussung seitens der Tapirapé oder der Kayapó vorliegt.

Eine geringere Rolle spielen die Lanzen (dōnōlí; Abb. 126). Sie sind eine den Karajá eigentümliche Waffe. Heute dienen sie wohl nur noch als Prunkwaffe bei Festen, Besuchen usw. Früher haben sie auf der Jagd des Jaguars Verwendung gefunden: die Federbüschel an der Spitze sollten das Tier scheu und unsicher machen, so daß der Indianer im günstigsten Augenblick

Abb. 123. Keule.

Abb. 124. Keule mit umflochtenem Griffende.

Abb. 125. Kinderkeule. Karajá.

Abb. 126. Lanze.

den Todesstoß führen konnte (nach Mitteilung der Indianer). Daß sie je im Krieg verwendet wurden, habe ich nie gehört.

Der Schaft besteht aus schwerem Palmholz (Aruera); er ist fast durchgängig 240—260 cm lang und etwa 3 cm dick, nur zwei Exemplare meiner Sammlung sind wenig über 200 cm lang.

Die Spitze wird durch einen zugeschärften Schenkelknochen des Jaguars

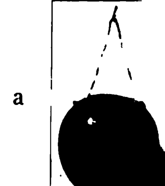
[1] Vgl. aber auch oben den Keulenstock (Tafel 56, Abb. 3c).



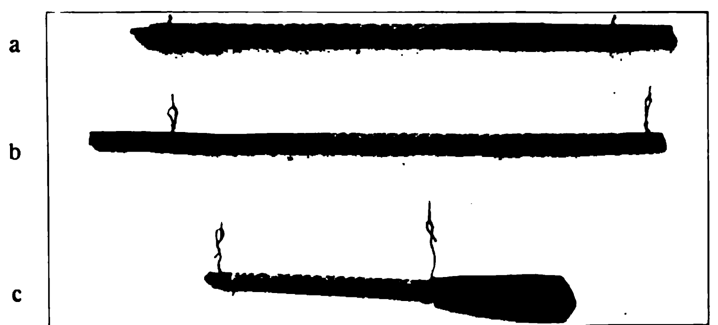
1. Bogenschütze.



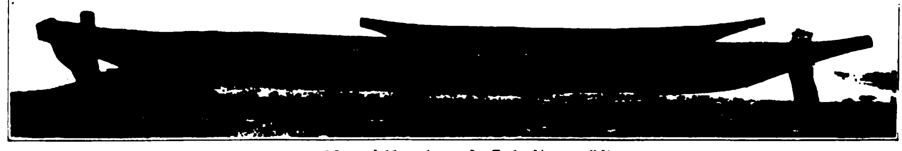
2. Zielring.

a  b   c 

4a—c. Kleine Tragkürbisse.



3a—c. Keulenstöcke.



5. Karajáboot auf Arbeitsgerüst.

gebildet; sie ist etwa 20 cm lang. Wo sie dem Schafte aufsitzt, ist dieser auf etwa 10 cm mit roter Baumwollschnur umwickelt, von deren oberen Umgängen lange Quasten aus Ararafedern herabhängen. An diese Umwickelung schließt sich unterhalb ein gemustertes Geflecht an, das aus gelben Taquara-Längsstreifen besteht, die mit ringsumgeführten Embirastreifen quer durchflochten sind. Die Umflechtung ist 50—80 cm lang, ihre Ornamente sind die gewöhnlichen Flechtornamente[1].

Ehrenreich gibt noch an, daß dieses Geflecht oben und unten mit kleinen Federkränzen verziert sei; das ist bei meinen Exemplaren nicht der Fall.

Nach Mitteilung der Indianer haben ihre Speere in alten Zeiten keine Knochenspitzen gehabt, sondern sie liefen vorn in den zugespitzten Schaft aus; im übrigen waren sie wie die heutigen Speere ausgestattet.

Die nachfolgenden Waffen dienen keinem ernsten Zwecke mehr. Entweder sind sie, wie die Pfeilschleuder, zur Sportwaffe geworden oder zum Kinderspielzeug (Kugelbogen), oder sie sind ausgestorben.

Die Pfeilschleuder (äübí, öbirú; Abb. 127a) erinnert in ihrer Form an die Pfeilschleudern der Xingustämme, nur daß sie wesentlich größer ist (67 cm lang). Der Haken am oberen Ende besteht aus Knochen und ist mittels weißer Baumwollumschnürung befestigt (Abb. 127b). Der dazu gehörige Pfeil (köhulå) soll eigentlich aus hĕdžiwå-Rohr (Canna brava) hergestellt sein. Bei meinem Modellexemplar besteht der Schaft aus Cambayuvarohr und ist etwa 1½ m lang, er trägt vorn eine kolbige Spitze aus schwerem Palmholz (Abb. 127c). Andere Pfeile sollen Spitzen aus Stein haben, die mit Wachs befestigt werden; doch habe ich derartige Exemplare nicht gesehen. Der Schaft ist ungefiedert, er besitzt keine Kerbe. Ehrenreichs Pfeile aus Ubárohr hingegen haben am Ende einen ausgeschnittenen Absatz, der das Kerbloch trägt. Das hier abgebildete Exemplar von Wurfholz und Pfeil wurde von den Indianern auf meinen Wunsch angefertigt.

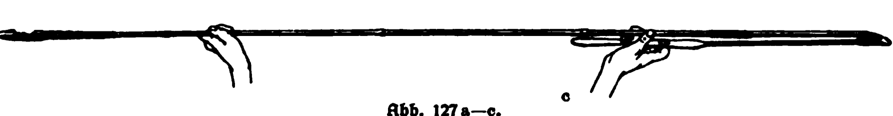


Abb. 127a—c.
a) Pfeilschleuder, b) Detail des Hakens, c) Handhabung der Pfeilschleuder.

Die Art der Handhabung ergibt sich aus Abb. 127c. Die Schleuder wird in der rechten Hand gehalten, der Pfeil mit dem hinteren hohlen Ende in den Zapfen eingehakt, aufs Brett gelegt und hier mit der rechten Hand in folgender Weise festgehalten: der Daumen liegt an der rechten Kante des

[1] Siehe meinen Aufsatz: Die Kunst der Karajá-Indianer, Bäßler Archiv, Bd. II, Heft 1, 1911.

Wurfholzes, der zweite Finger steckt im Loch des Handgriffes, der dritte Finger greift vom linken Rand her über den Pfeil hinweg, der vierte kommt vom linken Rand her unter den Pfeil, also zwischen diesen und das Brett zu liegen, während der fünfte Finger an der linken Kante liegt. Mit der ausgestreckten linken Hand wird das vordere Ende des Pfeiles unterstützt. Abgeschleudert wird der Pfeil mit derselben Bewegung, mit der man einen Speer wirft. Man kann Horizontal-, Hoch- und Tiefwürfe (letztere zum Fischfang) damit ausführen.

Bei den Karajá traf ich dieses Gerät nicht mehr an; sie kannten es zwar, doch gab es in der Südhorde Leute mittleren Alters, die vorgaben, noch keins gesehen zu haben. Die Anwendung jedoch war noch bekannt, und allgemein wurde erzählt, daß die Šavajé viele Wurfhölzer hätten und noch anwendeten.

Bei den Karajá wird es nur noch als Sportwaffe bei dem ӑnarkántĕd-ūŏhú (Spiel der Tapirapé) genannten Spiele verwendet, das zur Zeit der Blüte des Pau d'Arco stattfinden soll. Nach Beschreibungen geht das Spiel folgendermaßen vor sich: Zwei Jünglinge stehen einander gegenüber, beide mit Pfeilschleuder und Pfeilen bewaffnet. Der eine fordert zum Kampfe auf, indem er singt: wōhúḷāḷăkudjé, wōhúḷaḷăkudjé: wirf mit dem Pfeil, du triffst mich doch nicht. Der andere antwortet: djŏbĭdjŏbĭkó, djŏbĭkó dĕhōf: ich treffe dich doch. Darauf beginnen sie, sich gegenseitig mit den Pfeilen nach den Oberschenkeln oder den Knöcheln zu werfen, und jeder sucht seine Geschicklichkeit im Werfen wie im Ausweichen des Pfeiles zu zeigen. Wird nicht geschickt ausgewichen, so soll der Pfeil ziemlich tief ins Fleisch eindringen und nur durch Anschlagen mit dem Wurfholz von beiden Seiten her herausgewuchtet werden können. Böse Wunden sollen die Folge sein.

Auffällig ist der Name des Spieles: Spiel der Tapirapé. Die Karajá berichteten, daß die Tapirapé das Wurfholz und auch dieses Spiel besäßen. Es liegt der Gedanke nahe, daß die Karajá es von da überkommen haben, wenn wir an das Vorkommen dieses Gerätes im Xingu-Quellgebiet denken. Welche Umstände das Erlöschen dieses Gerätes bei den Karajá, sein Weiterblühen bei den Šavajé bedingten, entzieht sich unserer Kenntnis.

Den Kugelbogen (bŏdókĕ) habe ich bei den Karajá nicht gesehen. Doch wurde mir bei der Südhorde mitgeteilt, daß sie ihn anzufertigen verständen, und daß die Kinder Steine damit zum Töten kleiner Vögel würfen. Wahrscheinlich haben die Indianer ihn von den Brasilianern übernommen, deren Kinder in Leopoldina ihn vielfach als Spielgerät benutzten. Das Fehlen eines einheimischen Wortes für das Instrument läßt wenigstens schließen, daß auch das Gerät nicht einheimisch ist.

Anm. Anhangsweise muß ich hier zwei Geräte behandeln, über die mir die Indianer nur ganz unkontrollierbare Mitteilungen machten. Es war mein Prinzip, systematisch nach allem zu fragen, was überhaupt vorkommen konnte; und wo die Beschreibung nicht ausreichte, fertigte ich Modelle an. So führte ich den Indianern auch eine Steinschleuder vor. Darauf erklärten sie mir in verschiedenen Dörfern übereinstimmend, daß dieses Instrument (nĕrŭdí) ihnen bekannt sei, daß sie es aber nicht gebrauchten aus Mangel an Steinen. Angeblich hätten sie es von den Brasilianern übernommen. Es

war mir unmöglich, die Indianer dazu zu bringen, ein derartiges Instrument anzufertigen.

Noch unsicherer sind die Mitteilungen betreffs des Bumerangs. Mein Gewährsmann Kurisi, den ich nach meinen sonstigen Erfahrungen für glaubwürdig halten muß, teilte mir mit: seine Mutter habe ihm in seiner Jugend erzählt, daß die Karajá der Nordhorde ein Holz (iädēzē) hatten, das wieder zurückkam, wenn es geworfen wurde. Gesehen habe er ein derartiges Gerät nicht; es müßte also schon längst abgekommen sein. Bestätigungen dieser beiden Mitteilungen konnte ich nicht erlangen, ich gebe sie daher nur mit allem Vorbehalt wieder.

Schutzwaffen haben die Indianer nicht. Gegen Schläge schützen sie sich nur mit der Hand und dem Arm. Fliegende Pfeile wehren sie mit der Keule ab; sie mit dem Speer, mit Bogen oder Pfeil abzulenken, verstehen sie nicht. Gegen den Rückschlag der Bogensehne haben sie keinen eigentlichen Schutz; der Rückschlag soll sogar sehr weh tun. Etwas gemildert wird er durch die Armstulpe (dēšī); wer keine Stulpen trägt, wie die verheirateten Männer, wickelt sich wohl auch Bast um den Unterarm; doch tritt dies anscheinend nur im Kriege ein, denn beim Fischfang habe ich etwas derartiges nicht beobachtet.

Amulette fehlen; nur ein Zaubermittel wenden sie gegen Pfeilschuß an: aus geschabten Stücken der Bogensehne wird auf beide Brüste eine Scheibe von 10 cm Durchmesser mittels Harz aufgeklebt. Sie glauben, daß dann kein Pfeil die Brust treffen könne.

8. Transport- und Verkehrsmittel.

Zu Lande reisen die Indianer nicht gern. Die Nord-Süderstreckung ihres Wohngebietes längs des Stromes bedingt ja im wesentlichen Bootsfahrten von Dorf zu Dorf. Nur um die Pflanzung oder fremde Stämme zu besuchen, werden Landmärsche unternommen. Für beide Zwecke existieren Wege.

Die Wege sind etwa 20—25 cm breit, durch Niedertreten oder Ausrupfen der Grasbüschel entstanden; sie führen nicht geradeaus, sondern machen leichte Schlangenwindungen. Die Indianer laufen darauf in einer Linie hintereinander. Die Füße werden nicht, wie öfter angegeben wird, gerade voreinander gesetzt, sondern die Indianer laufen, wie ich auf tagelangen Märschen dauernd beobachten konnte, genau wie wir, die Zehen auswärts gerichtet; höchstens daß sie zuweilen den Fuß etwas einwärts kehrten, wenn ein größeres Grasbüschel an der Seite dazu zwang. Es läuft sich auch barfuß sehr angenehm auf diesen Pfaden; sie sind sehr sauber und glatt gehalten.

Für kurze Märsche, wie zur Pflanzung, gibt es keine weiteren Vorrichtungen; anders bei Wegen, die tageweit über Land führen und häufiger begangen werden. Sie sind mit Unterkunftshütten in Abständen von Tagemärschen, Kochplätzen, Fährbooten und Wassertransportgefäßen an beiden Seiten der Gewässer versehen. Einen solchen Verkehrsweg bereiste ich, als ich quer durch die Insel Bananal marschierte, um zu den Šavajé zu gelangen.

Als Transportmittel zu Land dienen im wesentlichen die Kiepen (bēhūlé), die an Schulter- und Stirnband getragen werden, und in denen

ganz ungeheure Lasten transportiert werden können (Tafel 57, Abb. 1 und 2). Auch alle sonstigen schwereren Lasten werden am Tragband aus braunem Bast (ōūná) getragen, das um die Stirn oder um die Brust gelegt wird; so z. B. die großen Tragkörbe (wăḷiḷí, Tafel 57, Abb. 3). Für meine Rucksäcke machten sich die Indianer ebenfalls Stirnbänder. Große Schlafmatten werden zusammengerollt und quer über den Kopf gelegt transportiert.

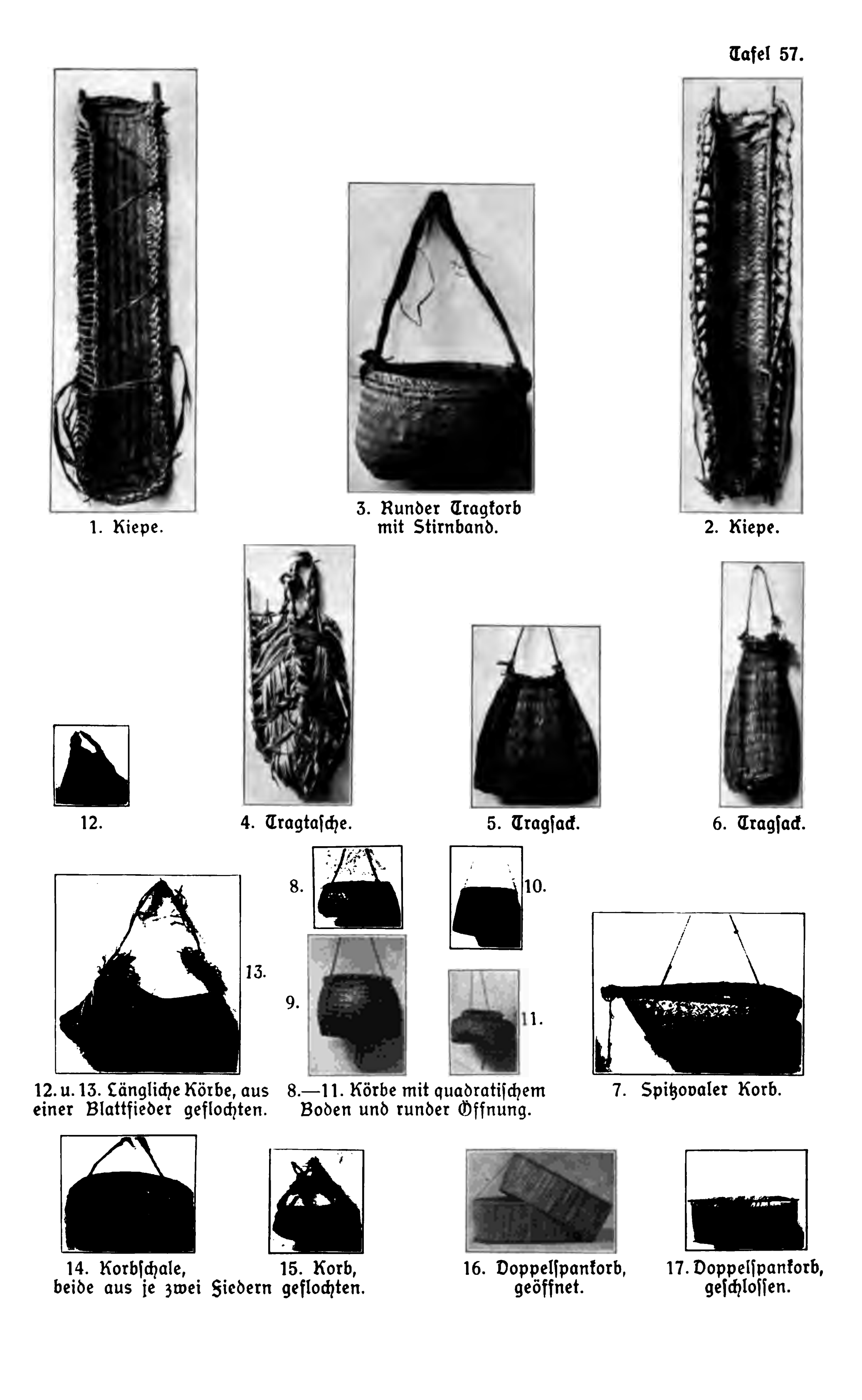
Kleinere Lasten trägt man in Behältern am Handriemen, z. B. in Tragsäcken (mā̆ší; Tafel 57, Abb. 5 und 6), Tragtaschen (lōḷú; Tafel 57, Abb. 4), Doppelspankörben (wrābāhí; Tafel 57, Abb. 16 und 17), kleinen Täschchen (Tafel 55, Abb. 6 a—c) oder in kleinen Tuyen, deren durchbohrter Rand das Tragband hält, oder die entweder mit Bast eingeflochten sind (dălīlĭkú) oder in ein Netz aus schwarzem Baumwollgeflecht gesetzt sind (wäläbūkú; Tafel 56, Abb. 4 a—c).

Kinder reiten auf der Hüfte und werden dort mit der Hand festgehalten (Tafel 12, Abb. 4; Tafel 37, Abb. 2; Tafel 42, Abb. 2, 3).

Ihre Hauptreisen finden zu Wasser im Boot statt. Das Boot (awó), deren es in jeder Familie eins oder mehrere gibt, besteht aus einem Einbaum von 6—10 m Länge und 40—60 cm Breite. Die beiden Enden sind lang ausgezogen und von unten her abgeschrägt, sodaß dadurch ein leichtes Auf- und Abfahren von den Sandbänken bewirkt wird (Tafel 56, Abb. 5). Die Boote haben keine Sitze; man hockt oder sitzt auf dem schmalen Boden. Zuweilen werden Querstäbe angebracht, auf die die Ladung zum Schutze vor dem Kielwasser gelegt wird. An einer Stelle im Boot befindet sich häufig eine Lehmschicht, auf der glimmendes Holz liegt zum Übertragen des Feuers.

Fortbewegt werden die Boote mit Rudern und Stangen; beide werden bei Tal- und Bergfahrt benutzt, die Stangen natürlich nur im flachen Wasser. Die Ruder (nalĭhí) werden frei, als Paddel gehandhabt, und zwar knien oder sitzen die Ruderer im Boot, das Gesicht in der Fahrtrichtung. Wird das Boot von einem Mann bewegt, so sitzt er am hinteren Ende und steuert gleichzeitig; bei zwei Mann Besatzung sitzt einer am vorderen und einer am hinteren Ende; mehrere Ruderer verteilen sich über das ganze Boot. Der Rudertakt ergibt sich im letzteren Falle ganz von selbst, da sich die hinteren nach dem Vordermann richten müssen. Der Gesang, den die jungen Leute gern beim Rudern anstimmen, hat mit dem taktmäßigen Rudern nichts zu tun. Es gibt verschiedene Arten, die Ruder einzusetzen: kurze Schläge mit Pausen nach jedem Schlag; lange, gleichmäßig sich folgende Schläge; langsame Schläge mit Hochheben der Schaufel am Ende, so daß das Wasser in breitem Schwall von der Schaufel herabfällt, gelten als besonders elegante Art des Ruderns. Die Indianer sind sehr ausdauernd, sie rudern viele Stunden lang ohne Unterbrechung.

Die Ruder sind etwa 130 cm lang, haben eine 18—19 cm breite Schaufel von etwa 70 cm Länge, die in eine abgesetzte, langausgezogene Spitze ausläuft. Das Blatt ist zuweilen schwarz bemalt, ein Mittelquerband ist ausgespart und rot angestrichen. Das Handende ist eine kurze, geschweifte



1. Kiepe.

3. Runder Tragkorb mit Stirnband.

2. Kiepe.

12.

4. Tragtasche.

5. Tragsack.

6. Tragsack.

12. u. 13. Längliche Körbe, aus einer Blattfieder geflochten.

8.—11. Körbe mit quadratischem Boden und runder Öffnung.

7. Spitzovaler Korb.

14. Korbschale, 15. Korb, beide aus je zwei Fiedern geflochten.

16. Doppelspankorb, geöffnet.

17. Doppelspankorb, geschlossen.



Krücke. Unterhalb dieser befinden sich am Stiel drei erhabene Ringe, die durch zwei eingeschnittene Riefen hervorgebracht sind; sie sind charakteristisch für die Karajá[1] (Abb. 128 a b).

Das Steuer ist dem Ruder gleich, es wird ebenfalls frei gehandhabt.

Stangen (hödjú, wälötó, aus Meijúholz) sind etwa 4—5 m lang; sie werden aus schlanken, dünnen Bäumen geschnitten, unter deren weißer Rinde ein roter Bast liegt, der frisch abgezogen wie Kresse riecht. Wird die Stange nicht benutzt, so wird sie in eine kurze Schlinge, die vorn durch die Bootswand gezogen ist, gesteckt und schwimmt nun längsseits mit. Das Staken geschieht vom Vorderende des Bootes aus, mag der Indianer nun allein das Boot bewegen oder noch einen Steuermann bei sich haben. Er setzt die Stange bald an dieser, bald an jener Seite ein, je nach der Richtung der Fahrt, dreht sich dann herum, drückt das Ende gegen die Brust und schiebt, 5—6 Schritte nach der Bootmitte zu gehend, nach der Mitte weiter. Dann läuft er wieder nach vorn und beginnt von neuem (Tafel 1).



Abb. 128 a, b. Karajáruder.

Dieses Laufen verursacht ein heftiges Schwanken des Bootes; doch sind die Indianer sehr geschickt, so daß kein Wasser hereinschlägt. Schieben mehrere Indianer mit den Stangen, so stehen sie abwechselnd nach rechts und nach links gewendet und bewegen die Stangen von der Stelle aus. Sie heben beim Vorziehen die Stange so weit vom Boote ab, daß kein Wasser hereinkommen kann.

Während das Rudern von Männern und Frauen gleichmäßig ausgeübt wird, habe ich nie Frauen mit der Stange fahren sehen.

Über seichte Stellen wird das Boot hinweggeschoben, über querziehende, bloßliegende Sandbänke werden Rollhölzer gelegt, auf denen das Boot hinübergerollt wird (Abb. 9).

Anker zum Befestigen der Boote gibt es nicht; umflochtene Steine dienen nur den Schildkrötengrundangeln als Anker. Die Boote werden leicht aufs Ufer gezogen, und die Bootsstange wird durch die Schleife in den Sand gesteckt; das ist die ganze Befestigung.

Zum Ausschöpfen des eindringenden Wassers dienen Halbkürbisse.

Verzierte Boote habe ich nur im Dorf Nr. 20 gesehen. Hier befanden sich an der Innenwand eines Bootes hellfarbige menschliche Figuren; ein anderes Boot trug am Rand 36 Einschnitte, die als die Zahl der für eine Reise zu den Sambioá nötigen Nächte bezeichnet wurden.

Solche wochenlange Fahrten werden meist in größerer Gesellschaft unternommen; oft zieht das ganze Dorf in einer großen Anzahl hochgepackter Boote. Allein fahren die Indianer nur ein bis zwei Tagereisen weit. An



[1] Vgl. oben Keulengriffe.

Proviant nehmen sie nur wenig mit: Mandioka, Mais und den Kochtopf; die Fische werden unterwegs zweimal täglich zusammengefischt. Ruderer und Steuerer wechseln sich bei größeren Reisen tageweise ab, besonders wenn nur zwei Mann im Boote fahren.

Schiffbrüche kommen zuweilen vor, besonders beim Überqueren des Flusses bei Sturm. Derartige Unglücksfälle, bei denen Indianer ums Leben kamen, und von denen mir mehrere Beispiele erzählt wurden, sind bei den hohen Wellen, die die Stürme auf dem Fluß erzeugen, und den schmalen, niedrigen Booten der Indianer leicht erklärlich. War ich doch selbst mit meinen Booten (Einbäume mit ein bis zwei aufgesetzten Seitenplanken) öfter gezwungen, vor Wind und Wellen stundenlang Zuflucht am Hochufer oder an Sandbänken zu suchen.

Unwetter überstehen die Indianer auf der Reise ziemlich einfach. Sie bauen sich rasch aus Stangen und bearbeiteten Palmblättern, die sie bei längeren Reisen stets mit sich führen, kleine Schutzwände, oder sie ziehen das Boot ans Land, stülpen es um und legen sich in ihre Decken gehüllt darunter neben ein Feuer, das sie in der Mitte entzünden. In dieser Weise bringen sie die schlimmsten Sturm- und Regennächte zu.

9. Handel, Geld, Maße.

Ihre Bootsfahrten und Landreisen führen die Karajá fast nur des Fischfangs und der Besorgung von Rohmaterialien wegen aus. Handel unter sich wird nur bei gelegentlichen Besuchen getrieben. So nahm Pedro aus Dorf 19 Unmengen von Urukúkörnern mit in seine Heimat (Dorf 2); als Grund gab er an, daß es oberhalb des Rio Tapirapé kein Urukú gäbe, wahrscheinlich meinte er nicht die eine bestimmte, sehr hochgeschätzte, rote Farbe gebende Sorte. In den Dörfern nördlich der Tapirapémündung gab es auch in Rollen oder Fladenform gepreßte Urukúfarbmasse, die in solchen Packungen verkauft wurde. Die Südhorde scheint auch sonst in verschiedenen Hinsichten von der Nordhorde abhängig zu sein: Bogenholz, rote Farbe zum Bemalen der Töpfe, Steine für Steinbeile, Netzdecken, Steinlippenpflöcke, gezähmte Araras beziehen oder bezogen sie von der Nordhorde, die diese entweder selbst produzieren oder von den Tapirapé oder Šavajé erwerben.

Von den Šavajé, die für sehr reich gelten, kaufen sie Tabakstecklinge, Mandiokawurzeln, Pfeile, Netzdecken usw.

Mit den Brasilianern treiben sie Handel teils bei der Vorüberfahrt brasilianischer Boote, denen sie Wachs in großen Kugeln zum Dichten der Boote, sowie Mandioka, Hühner und Fische gegen Tabak, Salz, Farinha, Perlen und Messer anbieten, teils auf großen Handelszügen, die sie selbst im August und September nach Santa Maria und zuweilen auch nach Conceição unternehmen. Sie sammeln dazu vorher auf ihren Fischzügen im Rio Tapirapé und den zahlreichen Seen des Flusses große Mengen von Schildkröten, Schildkröteneiern, getrockneten Fischen usw., um diese in den großen brasilianischen Orten gegen Erzeugnisse der europäischen Kultur ein-

zutauschen, besonders Eisenwerkzeuge, Stoffe für Decken für die kalten Nächte, Schmuckperlen, Tabak und Salz.

Besondere Wertmesser gibt es nicht beim Handel, es findet noch einfacher Tausch statt. Unter sich aber haben sie feste Preise: ein Boot kostet ein Beil oder zwei Kapivarazähne usw.

Im Verkehr mit uns galt es erst, besondere Werte zu schaffen. Sie kennen ungefähr erfahrungsgemäß den Wert von Perlenketten, Messern, Scheren, Beilen und setzen selbst in ihren Forderungen diesen in bestimmte Beziehungen zum Werte des betreffenden Handelsobjektes. Im allgemeinen schätzen sie ihre Gegenstände gut ab, wissen geringwertige von brauchbaren Stücken zu unterscheiden und fordern demgemäß variierende Preise. Nur anfangs hatte man in jedem Dorf Schwierigkeiten, bis die gegenseitige Wertabschätzung geglückt war.

Das einfachste Tauschmittel war Goyaner Rollentabak; ein Stück von drei Fingern Länge galt als Zahlungseinheit für Fingerringe, Lippenpflöcke, Ton- und Wachsfiguren, einmaliges Photographieren usw. Für größere Objekte dienten Glasperlen als gewöhnlichstes Tauschmittel. Die Scheidemünze sozusagen war eine Kette von etwa 100 Stück. Farbe und Größe der Perlen änderten natürlich den Wert, doch war dieser je nach der gerade im Dorfe herrschenden Mode ganz verschieden, so daß in einem Dorfe kleine weiße, im anderen große blaue Perlen am höchsten bewertet wurden. Genommen wurden alle Farben; ungern nahmen sie grüne, sowie durchsichtige Perlen, gern dagegen weiße und blaue, am liebsten gelbe und rote. Mit solchen Perlenketten wurden kleinere Schmucksachen, Pfeile und dergleichen eingehandelt. Höher im Wert standen kleine Messer, Spiegel, Scheren, Angelhaken (möglichst starke und große) für größere Schmucksachen, Gebrauchsgegenstände, Medikamente, Spielsachen u. dgl. Am höchsten wurden Waldmesser (façâo), Beile (besonders nordamerikanische mit blauem Oberteil), Baumwollstoffe (ein Stück = 4 m) gewertet. Für eines dieser Stücke bekam man ein Boot oder eine Lanze, einen Bogen mit Pfeilen, ein Kopffederrad, eine Reisebegleitung für 8--10 Tage bei freier Station. Von ihren Gegenständen werteten sie am höchsten Netzdecken, Steinlippenpflöcke und Kapivarazähne. Dafür mußte man schon Waren im Werte von 30—50 Mark geben. Ganz unverkäuflich waren Tanzmasken.

Beim Handel ging es sehr ruhig zu. Die Indianer brachten ihre Gegenstände und sagten ihre Forderung; ich gab nach genauer Untersuchung des Gegenstandes mein Angebot, eventuell wurde der Gegenstand zurückgewiesen. Regelmäßig verlangten sie das betreffende Objekt zu sehen, sei es Perlenkette, Spiegel, Messer, Schere usw. Dann wurde es einem Sachverständigen zur Begutachtung übergeben; sie haben derartige Leute für Perlen, Eisengeräte, Stoffe usw. Erst wenn dieser sich zustimmend geäußert hatte, wurde der Kauf perfekt. Andernfalls mußte ich andere Sachen vorlegen. Der getauschte Gegenstand ging darauf von Hand zu Hand, wurde von jedem probiert oder angelegt und gelangte erst spät in die Hände des Besitzers. Eisengeräte wurden der Nagelprobe, Perlen der Zahnprobe unterworfen. Stumpfe

Eisengeräte, zerbrechende Perlen, gebrauchte Gegenstände wurden nicht genommen. Jeder ließ im übrigen den anderen selbst handeln, mischte sich nicht hinein und gab nur auf Befragen sein Urteil ab, eine sehr angenehm wirkende Sitte.

Besondere Maße existieren nicht. Messer und Scheren wollen sie möglichst groß haben, auf die Güte kommt es weniger an. Sonst habe ich nur noch gesehen, wie Boote gemessen wurden. Gewöhnliche Boote reichen vom Fuß bis zum Knie, höhere Boote bis eine Hand breit übers Knie; für solche Boote zahlt der Indianer zwei Kapivarazähne. Als Hohlmaße dienten beim Tausch mit uns die hohle Hand oder kleine Kürbisse und Muschelschalen.

10. Technik.

Anscheinend stellt sich ein jeder seine Geräte und Werkzeuge selbst her. Nur zuweilen habe ich beobachtet, daß einzelne Personen gewisse Sachen in größeren Mengen anfertigten; so z. B. wurden in Schischá Töpfe und Siebe wohl für brasilianischen Gebrauch, im Dorfe Josés Hüte, im Dorfe Alfredos Matten in Mengen hergestellt. Dies und die Angaben über den Kaufwert bestimmter Gegenstände scheint auf einen Handel unter sich und demnach wohl auch auf Herstellung durch bestimmte Personen über den eigenen Bedarf hinaus zu deuten.

A. Die Arbeitsteilung nach Geschlecht und Alter ist derart, daß die männliche Jugend eigentlich nichts tut, als sich im Waffenhandwerk zu üben und gelegentlich auf Fischfang zu fahren. Daneben stellt sie sich ihre eigenen Waffen sowie die Federschmuckstücke und die baumwollenen Tanzgürtel her. Die verheirateten Männer dagegen sind meistens beschäftigt; entweder arbeiten sie in der Pflanzung, oder sie fahren, täglich zweimal, auf Fischfang für ihre Familie, gehen jagen, flechten Körbe und Hüte, bauen die Häuser und schaffen die Ernte herein. Im allgemeinen haben die Männer, wenn sie verheiratet sind, viel Arbeit, und deshalb wollen die jungen Leute nicht mehr heiraten, angesteckt durch einige ältere Hagestolze, die das Junggesellenideal predigen: im Maskenhaus faulenzen, rauchen und schwatzen.

Die Frauen lernen schon von Jugend auf ihre Handfertigkeiten, wie Spinnen und Weben. Verheiratete Frauen besorgen die Pflanzung, die Ernte, pflegen die Kinder, kochen, töpfern, spinnen und weben und flechten Matten. Im allgemeinen haben sie zwar den ganzen Tag über zu arbeiten, so daß man sie nie untätig sieht, doch haben sie im allgemeinen ein gutes Los; schwere Arbeit wird ihnen nie zugemutet, sondern stets von den Männern abgenommen.

B. Von ihren alten Werkzeugen sind einige bereits verschwunden[1] oder werden in anderer Weise verwendet; doch benutzen sie noch Steinbeile

[1] Die Eisenwerkzeuge scheinen in der vorigen Generation eingedrungen zu sein. Ein 40jähriger Indianer der Südhorde erzählte mir, daß er nicht mehr mit Steinbeilen hätte arbeiten sehen, daß ihm nur seine Mutter davon erzählt hätte.

als Schlagsteine, Steinmesserchen zum Tätowieren, Knochennadeln zum Nähen, Muschelschalen als Schaber und Löffel, Piranhagebisse zum Zuschneiden der Korbflechtstreifen. Immer mehr aber dringen Eisengeräte ein: Beile, Buschmesser, kleinere Messer, Scheren sind überall gebräuchlich, ebenso eiserne Häkelnadeln. Trotz dieser fremden Hilfsmittel hat aber die Technik erfreulicherweise ihren alten Charakter bewahrt, und nur zuweilen lassen sich Neubildungen unter dem Einfluß der brasilianischen Anwohner bemerken. Es zeigt uns das, wie zäh die Karajá an ihrem Volkstum festhalten trotz des langen Verkehrs mit ihren zivilisierten Nachbarn.

C. Die Ausnützung des Naturreiches ist eine verschieden starke; am geringsten wird das Mineralreich ausgenutzt, am stärksten das Pflanzenreich, das ja dem Indianer die reichsten Hilfsmittel bieten kann.

Das Mineralreich wird noch wenig ausgebeutet. Steine sind in dem Schwemmtal des Araguaya selten, höchstens kleine Gerölle finden sich auf einigen Sandbänken; sonst bedeckt feiner Sand das Flußtal. An den senkrechten Steilufern steht Canga an, ein eisenhaltiger Sandstein, der nicht ausbeutbar ist außer etwa in größeren Stücken, die umflochten als Anker für Schildkrötenangeln dienen. Steine stehen erst nördlich vom Tapirapé an, und alle die wenigen Steingeräte, die vorhanden waren, stammen von da.

Ausgiebiger wird der graue Ton verwendet, der häufig in schmalen Schichten in den Sandstein der Hochufer eingelagert ist. Er wird zur Töpferei verwendet. Doch ist diese Kunst in ihrer Technik und Formengebung noch sehr primitiv, Verzierung fehlt völlig. Die Gefäße sind alle auf den praktischen Gebrauch zugeschnitten; sie werden von den Frauen hergestellt. Anscheinend sind die Frauen praktischer und weniger künstlerisch veranlagt als die Männer; denn wir finden überall, daß die von den Frauen hergestellten Sachen einfach und praktisch sind, die von den Männern dagegen gefällige Formen und Verzierungen aufweisen.

Auch Erden als Farben werden nur wenig ausgenutzt.

Etwas stärker wird das Tierreich von den Indianern für technische Zwecke verwertet. Knochen und Zähne von Säugetieren werden zu Werkzeugen und Schmucksachen verarbeitet, Muschelschalen dienen als Geräte. Am reichlichsten wird die Vogelwelt herangezogen: ihre farbenprächtigen Federn werden zu herrlichen Schmucksachen verwendet, wie sie kaum ein anderer Indianerstamm in dieser Fülle aufweist. Um das Material dazu immer zur Hand zu haben, halten die Indianer jung dem Neste entnommene Vögel gezähmt in ihren Hütten, um sie von Zeit zu Zeit zu rupfen. Das Wachs der Bienen spielt als Klebemittel eine große Rolle.

Am stärksten beutet der Indianer das Pflanzenreich aus, und hier ist er auch zur Kultivierung ihm nützlicher Pflanzen übergegangen. Es stehen ihm ja viele Nutzpflanzen an Bäumen (Laubbäumen, Palmen), Sträuchern, Rohrarten usw. bereits wild zur Verfügung.

Es werden so ziemlich alle Teile der Pflanzen ausgenutzt, bei jeder natürlich nur bestimmte: Holz, Rinde, Blätter, Stengel, Bast, Blüte. Von Pflanzen, deren Früchte technisch verwendet werden, werden angepflanzt:

Kürbisse, Baumwolle, Urukú. Die Klebstoffe werden außer Wachs ausschließlich Pflanzenharzen entnommen.

Im folgenden soll die Bearbeitung und Verwendung der einzelnen Rohmaterialien geschildert werden.

D. Steine werden vor allem als Steinbeile verwendet. Das Material dafür ist vorwiegend körniger Diabas oder Diorit. Über die Art der Herstellung ist nichts bekannt. Gegenwärtig dienen sie nur noch als Schlagsteine für die Rindenstoffbearbeitung und zum Nüsseaufknacken. Anscheinend stammen sie sämtlich vom Rio Tapirapé sowie aus den Gebirgen nördlich davon und sind vielleicht überhaupt nicht von den Karajá selbst verfertigt, sondern durch Handel von den Tapirapé erworben worden. An Formen existieren Flachbeile und Beile mit Schaftrille (Abb. 100—102). Als Nußknacker fand ich einen Steinapparat aus Steinunterlage und Fäustel bestehend, der sich seiner Form nach ganz einzigartig dazu eignet. Durch den langen Gebrauch ist in der leichtgewölbten Schlagfläche des Fäustels eine glatte runde Höhlung entstanden (Abb. 99). Solche Steine sollen aus der Cachoeira bei St. Maria stammen. Die Steinmesserchen, die zum Tätowieren verwendet werden, werden jedesmal aus Kieselgeröllen der Sandbänke neu gefertigt, indem mit einem Stein oder Eisenbeil der Kiesel zersprengt wird und die schärfsten Splitter ohne weitere Nacharbeit verwendet werden (Abb. 52 b). Über die Herstellung der langen Steinlippenpflöcke (Abb. 62) ist nichts bekannt. Angeblich werden sie mit Steinen zugeschlagen. Die Karajá fertigen sie nicht selbst an, sondern handeln sie von den Tapirapé ein.

E. Erden werden außer als Farben (siehe unter Farbstoffen) nur noch in der Töpferei verwendet, die von den Frauen betrieben wird. Als Material dient der grauweiße Ton (zöú), der an den steilen Uferwänden in Schichten ansteht und in Kugelform haufenweise in den Dörfern aufbewahrt wird. Zum Gebrauch wird er zunächst ganz fein zerrieben und dann mit einigen Zusätzen vermengt. Das wichtigste Zusatzmittel ist mäüzi (Tafel 58, Abb. 1), ein von den brasilianisch redenden Indianern als Nest der cupim d'agua bezeichnetes Gebilde, das sich in Unmengen als Umkleidung der Wurzeln und unteren Zweige der am Ufer stehenden Bäume findet. In großen Haufen trifft man es bei den Dörfern aufgestapelt an. Es wird im Feuer gebrannt, dann zerstampft und mit Wasser vermischt dem Töpferton zugesetzt.

Ein anderer Zusatz wird aus der violetten Blüte (ädēná) eines Baumes gewonnen; die Blüten werden verbrannt, ihre Asche dem Ton beigemischt. Diese Mitteilung Pedros scheint mit der von Ehrenreich nach C. de Magalhäes berichteten Sitte (Beiträge S. 19) übereinzustimmen, durch den Kieselgehalt der Asche gewisser Schlingpflanzen den Ton widerstandsfähiger zu gestalten.

Das Formen der Gefäße geschieht folgendermaßen: Der Boden wird aus einem flachen Kuchen gebildet, an dem ein niedriger Rand gleich mit herausgearbeitet wird. Eine Drehscheibe fehlt, als Unterlage dient ein alter Topfboden oder meist ein Stäbchensieb, dessen Struktur sich in dem weichen Ton abdrückt (Tafel 58, Abb. 2). Kleinere Gefäße werden auf der Hand

geformt. Die Töpferin mischt dann grauen Ton mit Wasser, quirlt ihn zwischen den flachen Händen zu einer Wulst aus, legt diese auf den linken Unterarm und drückt mit dem rechten Zeigefinger eine Längsriefe ein (Abb. 129). Die Wulst wird nun mit der Riefe auf die Kante des Bodenstückes gelegt und dann nach oben flach verdrückt (Abb. 130). Es wird so eingerichtet, daß die Wulst gerade den Umfang des Gefäßes ausmacht. Auf diese Weise wird Wulst über Wulst gelegt und dann mit der Hand oder auch mit einem Glättstein verstrichen, bis das Gefäß fertig ist.

Danach werden die Gefäße in der Sonne leicht getrocknet und darauf gebrannt. Dies geschieht auf einem gewöhnlichen Herde. Ich beobachtete, wie ein großer Kochtopf mit der Öffnung nach unten auf drei Herdscherben stand und durch ein Feuer darunter von ihnen her gebrannt wurde (Abb. 131).

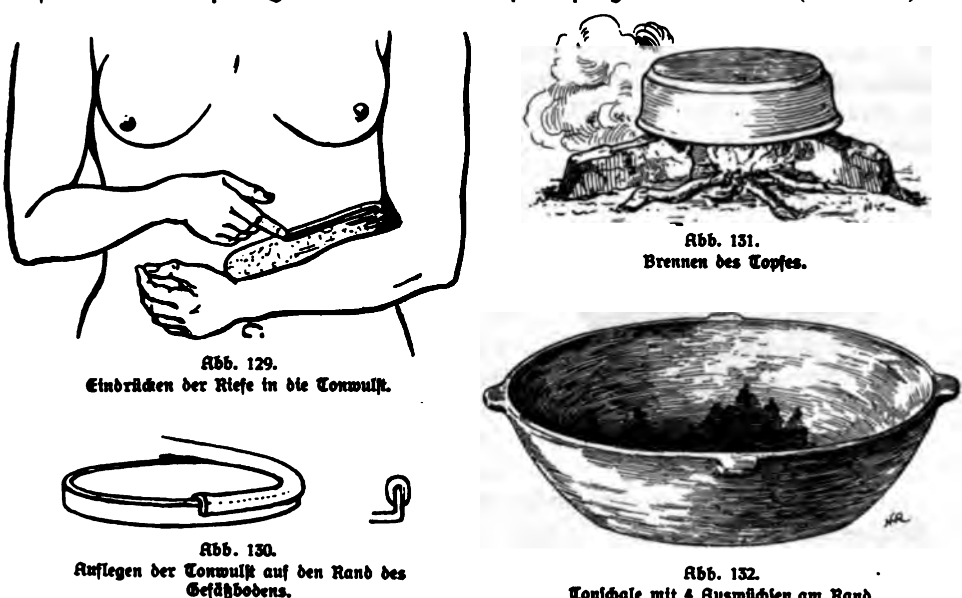


Abb. 129.
Eindrücken der Riefe in die Tonwulst.

Abb. 130.
Auflegen der Tonwulst auf den Rand des Gefäßbodens.

Abb. 131.
Brennen des Topfes.

Abb. 132.
Tonschale mit 4 Auswüchsen am Rand.

Ob auch ein Brennen von außen stattfindet, vermag ich nicht zu sagen. Die Anwendung des Termitenhaufens als Brennofen, wie sie Ehrenreich nach Magalhäes berichtet (Beiträge S. 19), habe ich während der Trockenzeit nirgends gesehen; das Formen und Brennen fand stets auf den Sandbänken statt auf gewöhnlichem Herd.

Hergestellt werden große Kochtöpfe, Graburnen, die nichts weiter sind als riesige Kochtöpfe mit einem Deckel, dreibeinige Kochtöpfe und Schalen. Alle diese Geschirre werden wädjiwí genannt. Über die an der Sonne getrockneten Tonpuppen als Kinderspielzeug siehe S. 309.

Die Formen sind sehr einfach; der gewöhnlichste Typus ist die leichtgeschweifte doppelkonische Form (Abb. 89), selten ist der doppelbauchige Topf (Abb. 90), und der dreibeinige Kochtopf (Abb. 91) ist auch nicht allzu

häufig. Schüsseln sind selten, am häufigsten sind noch die flachen Schalen (siehe Abb. 95). Ganz eigentümlich ist die Eßschüssel mit den vier Randauswüchsen (Abb. 132); vielleicht ist sie brasilianischem Einfluß zu verdanken, der sich in den Dörfern von Leopoldina bis São José in der Töpferei stark geltend macht. Diese Dörfer liefern nämlich den Brasilianern das Koch- und Eßgeschirr, so daß man in São José und Leopoldina selbst fast nur indianisches Geschirr antrifft. Es ist aber bereits dem Geschmack der Brasilianer angepaßt: die kleinen Eßschüsseln haben die typische Napfform und tragen am Rande eine Verzierung in roter Farbe (Abb. 96). Auch die Wasserkühlgefäße, die die Indianer in den erwähnten Dörfern für die Brasilianer herstellen, weisen rein brasilianischen Typus und rote Verzierung auf. Die roten Muster werden mit einer Erdfarbe hergestellt. Die rote Erde dazu (ẓüẓó, ẓöübulé) stammt von der Barreira do Veado und wird von den wegen Pfeilrohr nach Süden reisenden Indianern der Nordhorde mit nach São José und Schischá genommen, um sie dort an die Indianer zu verkaufen. Sie wird mit Wasser vermischt aufgetragen. Die eigentlichen indianischen Gefäße sind unverziert.

Ein ganz eigentümliches Gefäß, dessen Herkunft unbekannt ist, erhielt ich in Schischá (Abb. 133). Es ist unregelmäßig dunkelrot und schwarz gefleckt infolge ungleichmäßigen Brandes, anscheinend aus sehr rohem Ton und in sehr primitiver Weise gearbeitet. Auffällig sind die beiden Knäufe am Rande, die oben leicht ausgehöhlt sind. Das Gefäß ist von den Indianern aus Schischá bei einer Wanderung flußabwärts im Sande einer Sandbank vor mehreren Jahrzehnten gefunden worden. Die Indianer selbst konnten sich nicht erklären, wo das Gefäß herstammen könnte.


Abb. 133.
Altes Tongefäß.

Die von Ehrenreich mitgebrachten Topf- und Schalenformen: flache runde Schüsseln (Berlin 3862), flache runde Teller (3863 und 3864), flache ovale Teller (3865), niedrige elliptische Doppelnäpfe mit längslaufender Scheidewand (3866), Zylindertopf mit umgebogenem Rand und Basthängeband (3861), doppelkonischer Topf mit Hängeband (3858) und tönerne Löffel (3878) habe ich nirgends gesehen.

Die Ausnutzung des Tierreiches für technische Zwecke hält sich ebenfalls in engen Grenzen.

F. Knochen finden zugespitzt vielfache Verwendung. Die Schenkelknochen des Jaguars werden abgeschrägt und zugespitzt als Speerspitzen verwendet; Schnittflächen und Ränder sind fein geglättet. Die stärkste Verwendung finden Brüllaffenknochen (äẓödí) als Lippenpflöcke, Bohrer für Lippen- und Ohrloch und Spitzen für die Fischpfeile. Welche Knochen zur Herstellung der kleinen Hutnähnadeln, die vorn rund sind und im flachen Endstück ein kleines Ör tragen (Abb. 140), ist nicht bekannt. Alle diese

Knochenwerkzeuge sind fein geglättet. Über die Art ihrer Herstellung konnte ich leider nichts erfahren.

Ein Stück Brustschild der Tartaruga wird zu flachen Spindelscheiben verarbeitet (Abb. 144[a]).

Roh verwendet werden der harte Gaumen des Pirarucúfisches als Reiber, sowie Zähne als Schmuckstücke und Werkzeuge. Die Schneidezähne des Kapivara werden als höchster Schmuck auf den Perlmutterscheiben der Ohrrosetten kleiner Kinder befestigt. Diese Zähne sind mit die wertvollsten Gegenstände der Indianer, da die scheuen Tiere nur sehr schwer zu jagen sind. Man bewahrt sie in Paaren gleicher Größe auf, meist sind ein paar kleinere und ein paar größere aufeinandergelegt, mit Wachs verklebt und mit Baumwollfäden umwickelt (kuwá̆, Abb. 64). Der Zahn des Cutia wird an einem Holzstiel mit Baumwollfäden angebunden und dient in dieser Weise montiert zum Riefeln der Keulen (Abb. 122).

Muscheln werden teils roh, teils bearbeitet verwendet. Die wichtigsten Arten sind (Tafel 45, Abb. 1[a]—[c]): die dreikantige Muschel (bulú), die Perlmuttermuschel (ŏzīnŏhṓ), die zweispitzige Muschel (dālá̆, īdjḗ). Lippenpflöcke werden aus der feinen zweispitzigen oder aus der dicken dreikantigen Muschel hergestellt, aus letzterer so, daß das freiragende gebogene Ende aus dem dicken Schloßteil der Muschel genommen wird. Über die Art der Herstellung ist nichts bekannt; die Ränder sind gut abgeschliffen. Zu kleinen runden Scheiben werden Perlmuttermuscheln auf Stein zugeschliffen für Ohrrosetten und Schemelaugen. Rohe, rechteckige Muschelstücke mit zwei Löchern in der Mitte werden an die Gurte der langen Mädchenschnurröcke (Abb. 69), sowie an die Zylinderbänder der Tanzmasken genäht. Als Löffel und Schaber dienen Perlmuttermuschelschalen, die teilweise nur leicht bearbeitet werden, meist aber roh Verwendung finden.

Über die Federtechnik siehe unten im Anschluß an die Binde-, Knüpf- und Flechttechnik.

Die Nutzbarmachung des Pflanzenreiches ist eine sehr weitgehende. Auffallend wenig werden Rohrarten verwendet, offenbar ist das Gebiet arm daran.

G. Das Holz von Bäumen wird zu Booten, Stangen, Rudern, Mörsern und Mörserkeulen, Schemeln, Lanzen, Bogen, Wurfbrettern, Pfeilspitzen, Mandiokareibhölzern, Lippenpflöcken, Kammzinken usw. verarbeitet. Je nach dem Zweck werden weiche oder harte Hölzer verwendet. Ich habe nicht immer erfahren können, welche Holzarten für die einzelnen Geräte benutzt werden. Speere bestehen aus sogenanntem Aruerahholz, Bogen aus hartem Palmholz, Bootsstangen aus langen, schlanken Bäumen mit sehr leichtem Holze. Weiches Holz wird für Schemel, Lippenpflöcke und Mandiokareibhölzer verwendet, alle übrigen Geräte bestehen aus hartem Holz. Von Rohrarten findet Taquara Verwendung als Pfeilrohr, Gibade und ähnliche Arten als Ohrstäbe.

Am eingehendsten bin ich über den Bootsbau unterrichtet. Die Boote werden von den Männern gebaut. Alle verstehen diese Kunst, wenn sich auch viele darauf beschränken, Boote von anderen gegen eine Eisenaxt zu

kaufen. Anscheinend arbeiten gewisse Leute Boote in größeren Mengen fürs Dorf und verkaufen sie dann. So traf ich wenige Stunden abwärts von Schischá zwei Familien aus diesem Dorfe an, die sich hier in der Wildnis vorübergehend Hütten errichtet hatten, um in der Nähe Boote zu bauen. Die Herstellung eines kleinen Bootes soll vier Tage, die eines großen acht Tage dauern. Doch erscheinen mir diese Zeitangaben sehr niedrig bemessen. Als Material für die Boote dient der Stamm des Lantimbaumes (Calophyllum: dă̆liŏ); Ehrenreich gibt Pau d'arco und Jatoba, Königswald noch Jatahy u. a. an. Die Bäume werden im Walde gefällt und roh bearbeitet; zunächst wird die Außenform mit dem Beile zugeschlagen, dann der Innenraum ebenfalls mit dem Beile ausgehöhlt. In dieser rohen Form wird das Boot ins Dorf gebracht und auf zwei etwa 1/2 m hohe Gabelpfosten gelegt (Tafel 56, Abb. 5). Mit Oaguassu-Palmwedeln, die in die Höhlung gelegt werden, wird der Innenraum völlig ausgebrannt und geschwärzt, wobei das Durchbrennen der Wandung durch rasches Herausreißen des Feuers verhindert wird. Danach werden, solange das Holz noch warm ist, etwa 20 je 3 cm dicke Querhölzer von Wand zu Wand gespannt, sodann ringsum Palmwedel gegen das Boot gelehnt und auf jeder Seite von je einem Mann rasch an 4—5 Stellen entzündet. Nach etwa fünf Minuten ist der Außenbrand und die Schwärzung des Bootes vollendet. Die Spreizhölzer bleiben bis zum nächsten Tage im Boot, sie biegen sich stark durch. Danach wird das Boot einer Revision unterzogen, wobei etwaige Unebenheiten, besonders des Bodens, die Gleichgewichtsstörungen hervorrufen könnten, mit der Axt beseitigt werden. Am vorderen, schmal zulaufenden Ende wird in die rechte Wand dicht unter dem Rande ein Loch eingeschlagen, für die Schleife, in die die Bootsstange während des Ruderns oder beim Stilliegen am Ufer gesteckt wird. Dieses Loch wird angeblich mit einem spitzen Messer unter Anwendung eines Holzschlegels eingeschlagen.

Holzgefäße habe ich nicht gesehen. Ehrenreich hat einige mitgebracht: ein aus einer Baumwurzel ausgehöhltes rundes Gefäß mit Tragschnur (Berlin 3875) und zwei Löffel, von denen der Stiel des einen in einen Tucanokopf ausläuft (3934, 3935). Bei Feuerhölzern besteht nach ihm der Bohrstab aus Taquara, die Unterlage aus Bixa Orellana.

An größeren Früchten werden nur Kürbisse verwendet. Sie werden sorgfältig getrocknet, indem sie auf Stöcke gesteckt werden, die in der prallen Sonne und im Sand der Sandbänke stehen. Später werden sie zusammengebunden an einem senkrechten Stock aufgehängt (Abb. 26 a b). Ausgehöhlt dienen sie als Ölbehälter, als Hängebehälter für weiße Flaumfederchen mit Bastpfropfen (Tafel 58, Abb. 3 a) oder Wachsverschluß (das Hängeband ist mit Sperrhölzern befestigt; Tafel 58, Abb. 3 b c), halbiert als Farbnäpfe und Eßschüsseln, kleinere als Löffel. Die Vollcuyen und größeren Halbcuyen sind meist mit Schnitzornamenten verziert, die kleineren Halbcuyen mit Brandmalerei. Von sonstigen Früchten wird Jequitiba zu Tabakspfeifen verwendet, ausgehöhlt und außen roh zugeschnitten (Abb. 103 und 104); Thevetia zu Halsketten oder Anhängern an Gürteln usw. Diese tragen meist ein kleines

Federbüschel in der Höhlung. Andere kleine weißliche Früchte werden durchbohrt und zu Ketten aufgereiht. In Ehrenreichs Sammlung befindet sich ein aus einer Timbofrucht gearbeitetes Schälchen zum Aufbewahren der Urukúfarbe (Berlin 3876).

Die Rinde der Bäume wird zu Frauenschurzen verarbeitet. Es wird vor allem die Rinde der Gameleira verwendet, die rötliche Schurze liefert (ändähúlĕ). Andere Arten (auch Gameleira?) liefern rote Stoffe (ämbüödå) oder weiße glänzende Stoffe (hĭdĕŭlĕ). Ehrenreich nennt außerdem noch Apeiba Jangada (Berlin 3696). Die Bearbeitung geschieht folgendermaßen: Dicke Zweige der betreffenden Bäume werden in der nötigen Länge (1 1/2—2 m) abgeschlagen und ins Haus gebracht. Hier schlagen die Männer mit einem kantigen Stein die festen Rindenstücke ab, schlitzen die Rinde längshin auf und ziehen sie ab. Die Weiterbearbeitung liegt den Frauen ob: die Rindenstücken werden eingeweicht, zusammengefaltet auf den umgestürzten Mandiokamörser gelegt und nun mit einem flachen Steine, meist einem alten Steinbeile, geschlagen, bis sie völlig geschmeidig sind.

H. Bast wird in breiter Lage als Schmuckbindemittel, in feinen Strähnen als Material für Schnüre sowie zum Mattenknüpfen verwendet.

Als Schmuckbindemittel wird vor allem der Bast von Malvaceen (Embira: dōdé usw.) benutzt. Es gibt hellrote, rote und schwarze Sorten. Er wird in allen Breiten aufbewahrt: die feinsten (0,3 cm breit) werden auf Stäbe gewickelt (Abb. 134 a), breitere (2,5—4 cm breit) zu starken Rollen so aufgerollt, daß die farbige, glänzende Seite nach innen kommt (Abb. 134 b). Sie dienen zur schmückenden Umwickelung von Pfeilrohren, Speerschäften, Gerätestielen usw. Eine 4 cm breite Art schwarzen Bastes (öüná, aäwú) dient ausschließlich zur Verzierung des Randes der spitzovalen Körbe (Tafel 57, Abb. 7); sie ist mit schwarzem Lehm gefärbt.

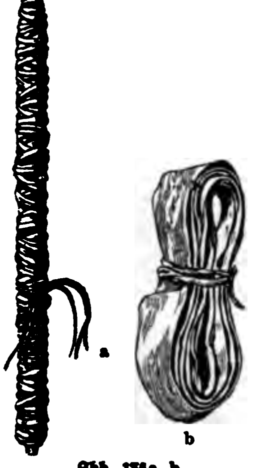


Abb. 134a, b.
Embira: a) auf Stab gewickelt, b) aufgerollt.

Als Material für Seilerei und Mattenknüpfen dienen feingespaltene Bastfasern von Imbauva und Burity. Die Herstellungsart der Imbauvafaser ist mir nicht bekannt. Die Buritybastfasern (cedo de burity: lädĕhöwú) werden folgendermaßen gewonnen: Die noch unentfalteten Blätter der Buritypalme (sogenannte olhos de burity), die in Haufen in den Häusern der Flechter aufgeschichtet liegen, werden mit dem einen Ende mehrere Male gegen den Boden geschlagen, bis der Stengel genügend weit in viele schmale Längsteile zersprungen ist. Von diesen Längsteilen wird dann der feine weiche Binnenbast (iú) von den gröberen äußeren Blattstreifen (lädĕhŏdĕhé) getrennt. Letztere werden als Blattstreifen bei der Hutfabrikation verwendet, erstere zum Drehen und Knüpfen weiter verarbeitet. Aufbewahrt werden die Imbauva- (Tafel 58, Abb. 4 a) wie Buritybastfasern (Tafel 58, Abb. 4 b;

Abb. 135) in größeren Bunden, die aus dünnen Bündeln bestehen (nach Ehrenreich in Zopfgeflechten, Berlin 3996).

Die Schnüre werden daraus durch Drehen zwischen Oberschenkel und flacher Hand hergestellt. Stärkere Schnüre werden aus zwei und mehr solcher feinen Schnüre mit der Spindel verfertigt. Sie dienen als Bindfaden aller Art, als Bogensehne, als Stricke für starke Fischnetze, Angelschnuren usw.



Abb. 135. Burityfaserbündel.

Abb. 136 a, b. Netzknüpfen.

Zum Knüpfen der Federhaubennetze dienen feine, gedrehte Bastschnuren. In gleicher Weise wie diese Netze werden die großen Fischnetze hergestellt; es ist reine Filetarbeit. Geräte werden dabei nicht verwendet: ich habe keine in Anwendung gesehen, ihr Vorhandensein wurde mir von den Indianern in Abrede gestellt; doch befindet sich in Ehrenreichs Sammlung ein angefangenes Netz aus feinen Bastfäden (Berlin 3938), das zwei Holzstäbchen am oberen Rande trägt, die Ehrenreich als Stricknadeln anzusehen geneigt ist. Die Herstellung der Haubennetze geschieht folgendermaßen: Aus einer auf dem Oberschenkel gedrehten Schnur wird eine Schlinge geknotet, die über die große Zehe des sitzenden Arbeiters gehängt wird. Ein zweiter Faden wird daran angeknotet und mit ihm die erste Reihe der Maschen geknüpft in der Art, daß die Knoten auf die Mitte der Maschenlänge zu liegen kommen. Die Maschen der zweiten und späteren Reihen werden in die der vorhergehenden eingehakt und an deren unterem Ende verknotet. Die Art der Knotenbildung geht aus Abb. 136[a b] hervor.

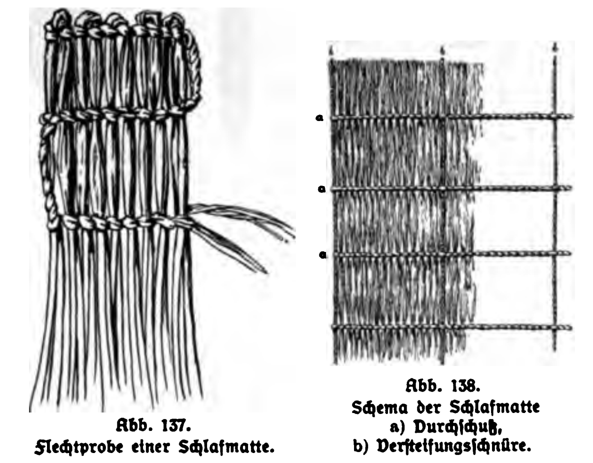
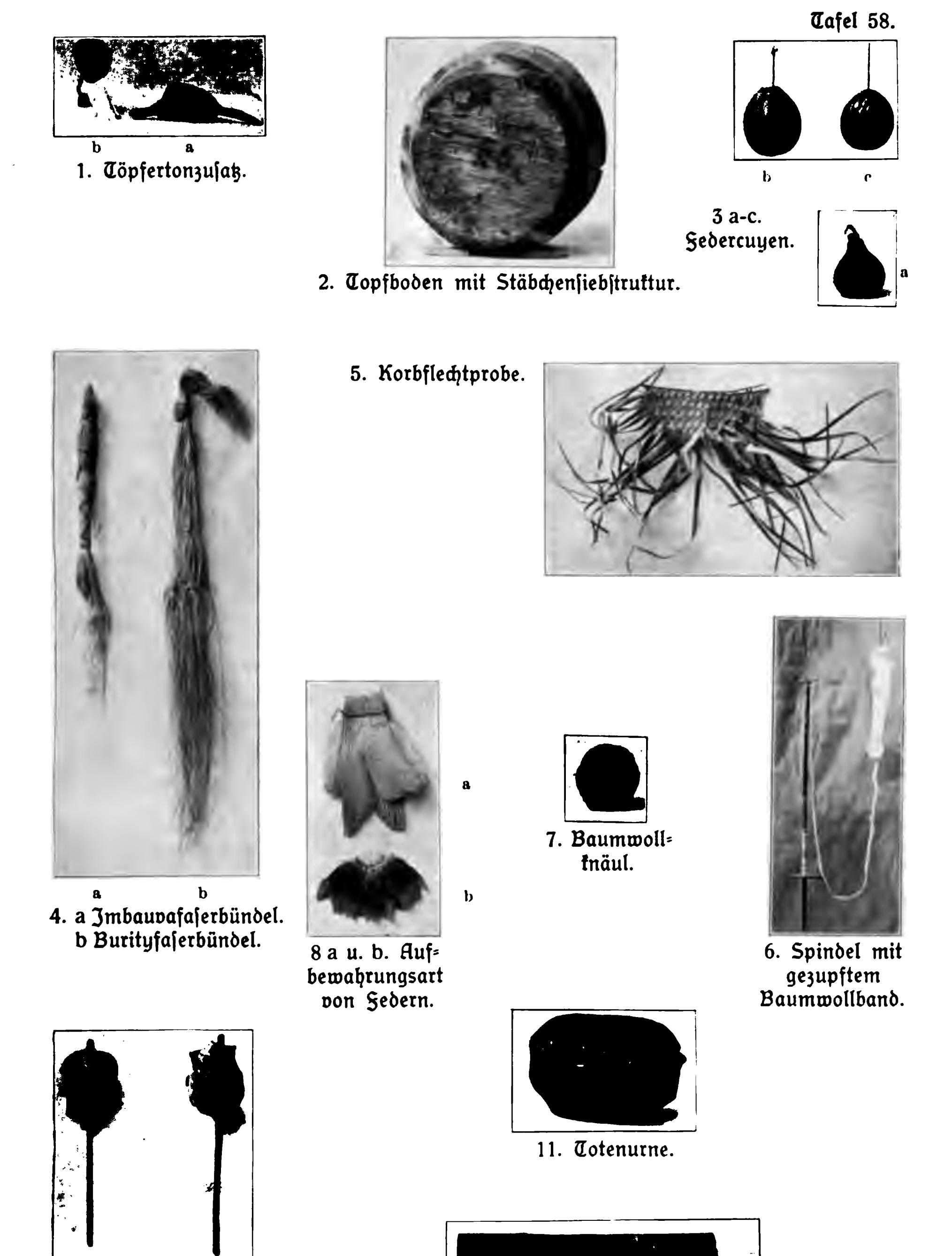


Abb. 137. Flechtprobe einer Schlafmatte.

Abb. 138. Schema der Schlafmatte a) Durchschuß, b) Versteifungsschnüre.

Zum Knüpfen der großen Schlaf- und Sitzmatten dienen ungedrehte Burityastfasern. Diese werden in Bündeln nebeneinandergelegt, und diese Bündel werden mit zwei gedrehten Bastfaserschnüren wechselweise umschlungen, so daß ein fortlaufender Durchschuß von Seite zu Seite läuft. An der Kante werden beide Schnüre zusammengedreht, etwa 3,5 cm am Rande entlang geführt und dann wiederum durch die Bündel hindurchgeflochten. So geht ein



1. Töpfertonzusatz.

2. Topfboden mit Stäbchensiebstruktur.

3 a-c. Federcuyen.

4. a Imbauvafaserbündel.
b Burityfaserbündel.

5. Korbflechtprobe.

6. Spindel mit gezupftem Baumwollband.

7. Baumwollknäul.

8 a u. b. Aufbewahrungsart von Federn.

9. Bambustrompete.

10. Affenschädelrasseln.

11. Totenurne.



Durchschuß durch die ganze Matte. (Siehe die Flechtprobe Abb. 137.) In größeren Zwischenräumen, alle 10—20 cm läuft zwischen den Bündeln diesen parallel eine gedrehte Bastschnur, um der Matte größeren Halt zu geben (b in Abb. 138). Der Durchschuß beginnt nicht am Ende der Matte und wird auch nicht bis zum anderen Ende hindurchgeführt, sondern es bleiben an beiden Schmalseiten die Enden der Bündel frei als Fransen stehen. Solche Matten dienen in großem Ausmaß zur Herstellung der Schutzwände und Schutzdächer, sowie als Schlaf- und Sitzmatten. Kleinere Matten werden von schwangeren Frauen mit sich geführt, sie werden um den Unterkörper gelegt und vorn mit den Händen zusammengehalten. Kleine, mit schwarzen Embirafäden gemusterte Matten als Unterlage für die Füße bei längerem Stillstehen auf den heißen Sandbänken, wie sie Ehrenreich beschreibt (Berlin 3907; Beiträge, S. 21), habe ich nie gesehen. Doch erhielt ich eine gemusterte Schlafmatte, deren Muster durch Einflechten schwarzgefärbter Baststreifen hergestellt war (Abb. 22).

In derselben Art wie diese Matten werden kleine Tragsäcke angefertigt (mãšĩ), deren Boden zuweilen kreuzförmig geflochten ist (Tafel 57, Abb. 5, 6). Der Rand ist verfestigt, das Tragband besteht ebenfalls aus Buritybastfasern.

Die Arbeitsteilung bei Seilerei und Knüpferei ist derart, daß die Herstellung des Fasermaterials meist den Frauen obliegt, während das Drehen der Schnüre von Männern und Frauen geübt wird, meist aber erst im Bedarfsfalle erfolgt. Das Knüpfen der Netze ist Aufgabe der Männer, das der Matten Aufgabe der Frauen. Meist arbeiten mehrere Frauen gemeinsam an einer Matte; es ist das keine schwere Arbeit, aber das feste Anziehen und das beständige Drehen der Durchschußschnüre (sie werden erst beim Durchflechten gedreht) greift die Finger stark an, so daß tiefe, verhornte Riefen quer über die Fingerspitzen der Flechterinnen ziehen. Anscheinend gibt es in den Dörfern Frauen, die das ganze Dorf mit Matten versehen; wenigstens fanden sich in einzelnen Häusern große Vorräte davon, und ich wurde beim Einkauf in bestimmte Hütten geschickt, wo Matten angefertigt wurden.

Zum Flechten, das von den Männern betrieben wird, dienen Buritybaststreifen und die Blattfieder der Oaguassupalme. Die Buritybaststreifen werden nur bei der Hutfabrikation verwendet. Anscheinend ist die Art, Hüte herzustellen, den benachbarten Brasilianern abgesehen. Die Form ist wenigstens dieselbe; ob aber auch alle Arten von Geflechtstreifen, die spiralig zum Hut zusammengenäht werden, mit brasilianischen Mustern übereinstimmen, oder ob hier Neubildungen vorliegen, ist mir nicht bekannt. Das gewöhnlichste Muster, aus vierteiligen Streifen mit gezacktem Rand bestehend, scheint brasilianisch zu sein, die beiden anderen, der elfteilige Streifen mit glattem Rand und der neunteilige Streifen mit glattem, verdoppeltem Rand können bei dem Flechtgeschick der Indianer wohl Eigenbildungen sein (Abb. 139a—c). Diese Streifen werden mit feinen Bastfäden und einer 4 cm langen Knochennadel (Abb. 140) zusammengenäht.

Für alle anderen Flechtereien werden die Blattfiedern der Oaguassupalme verwendet. Das Material dazu wird in den Häusern in großen

Mengen, meist unter Matten am Boden liegend, aufbewahrt; in Schíschá lag es auch auf besonderen Gabelgestellen an den Längsseiten und in den Rundungen der Häuser.

In gleicher Weise wie für die Hausbedeckung zwei Oaguassuwedel mit den Rippen aufeinandergelegt werden, geschieht dies bei Herstellung von Wänden, Fächern und Augenschirmen; nur daß hier die einzelnen Fieder

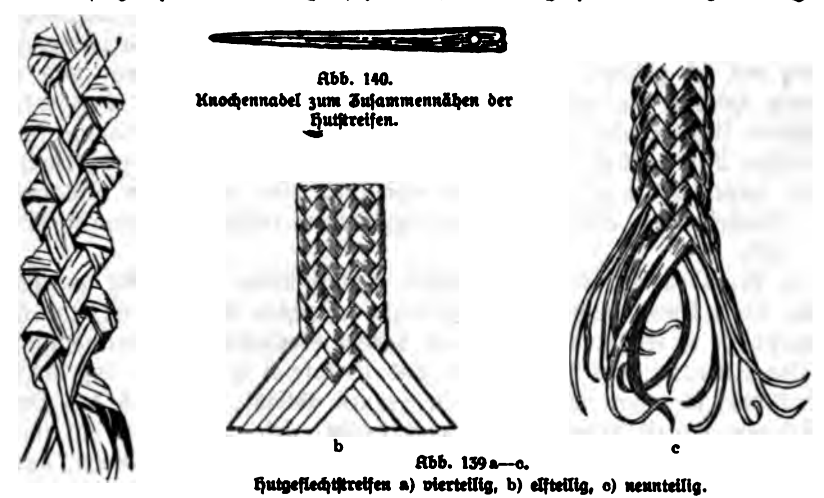


Abb. 140.
Knochennadel zum Zusammennähen der Hutstreifen.

Abb. 139 a—c.
Hutgeflechtstreifen a) vierteilig, b) elfteilig, c) neunteilig.

dann miteinander verflochten werden. Siehe das angefangene Geflecht in Abb. 5 auf Tafel 58.

Die Körbe weisen eine große Mannigfaltigkeit auf. Die einzelnen Typen sind den von Max Schmidt beschriebenen ähnlich, so daß ich mich auf ganz kurze Beschreibungen beschränken kann.

Bei großen Rundkörben (wā̆lilí, Ehrenreich rorā̆; Tafel 57, Abb. 3) mit Stirntragband, die zum Mandiokatransport dienen, besteht der Rand aus der gespaltenen Palmrippe. Die Fieder sind verflochten und ergeben ein mäanderartiges Muster. Der Boden ist verstärkt, indem eine zweite Lage von Einzelfiedern, die mit Piranhazähnen in der bestimmten Länge zugeschnitten sind, eingeflochten wird. Ein dicker, an einem Ende zugespitzter Jaburúfederkiel von 16,5 cm Länge dient dazu, die Geflechtstreifen der ersten Lage emporzuheben und die Fieder der zweiten Lager darunter hindurchzuschieben. Diese Federkielflechtnadel wird wā̆lislū̆dósónā̆ genannt (Abb. 141).

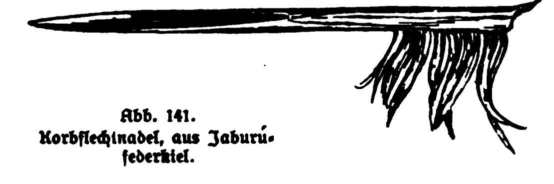


Abb. 141.
Korbflechtnadel, aus Jaburúfederkiel.

Kiepen (bĕhūlé) bestehen aus zwei Oaguassuwedeln, deren Rippen die beiden Längssteifen bilden. Die inneren Hälften der Fieder sind kreuzweise zum Boden verflochten, die äußeren Fieder zum durchbrochenen Rand ver-

arbeitet, indem mehrere Fieder zu einer Säule zusammengedreht und die Enden dieser Säulen zu einem Längsrand miteinander verbunden sind. Bei einem Exemplar ist der untere Rand ebenfalls dicht verflochten (Tafel 57, Abb. 1 und 2).

Bei spitzovalen (lälá; Tafel 57, Abb. 7) und kahnförmigen Körben (dalldún) mit breitem Boden, die oben schmal zulaufen, wird der Rand von zwei übereinander gelegten Palmblattrippen gebildet, während die Seiten und der Boden durch die gemustert verflochtenen Fieder hergestellt sind; der Boden ist doppelt. Zuweilen ist der obere Rand durch einen aufgenähten breiten Streifen schwarzer Embira verziert.

Kleine Körbe mit viereckigem Boden und runder Öffnung (mōdí; Tafel 57, Abb. 8—11) haben meist gemusterte Wände, deren Muster zuweilen durch schwarze Bemalung hervorgehoben ist. Solche Körbchen dienen kleinen Mädchen zur Aufbewahrung von Baumwolle, Häkelnadeln, Häkelarbeiten, Fäden usw. In gleicher Weise werden solche Körbchen auch aus gespaltenem Rohr geflochten. Bei diesen dienen als Tragband vier schwarze Baumwollschnüre, die rings um das Körbchen geführt sind.

Aus einer Palmblattfieder hergestellte Körbe und Taschen. Längliche Körbe (lōülé) sind nur zur Hälfte diagonal verflochten, während die andere Hälfte von den starken Unterteilen der Fieder gebildet werden, die von dem im Innern des Korbes aufragenden Stiele nach außen gebogen sind (Tafel 57, Abb. 12 und 13).

Den Rand der länglichen, sackartigen Tragtasche (lōlú; Tafel 57, Abb. 4) bildet die ringsum gebogene Rippe, während die Wände durch die in der Wandmitte verflochtenen Fieder gebildet werden, deren Enden noch den Henkel abgeben. Jederseits der Mittelverflechtung ist durch die Fieder je ein Palmblatt zur Dichtung der Wände längs hindurchgezogen.

Eine ähnliche Tragtasche brachte Ehrenreich mit (Berlin 3886); doch bildet die Rippe hier nur die eine Längsseite, während die Fieder an der zweiten Längsseite miteinander verflochten sind. Diese Ehrenreichsche Tasche entspricht der von mir von den Šavajé mitgebrachten Tasche (siehe Šavajé).

Den einfiedrigen länglichen Körben entsprechen solche aus zwei Fiedern geflochtene; bei ihnen ragen die beiden Stiele im Innern der Körbe nahe den Schmalseiten aus dem Boden empor (Tafel 57, Abb. 14 und 15).

Abweichend von all diesen Körben sind zwei Arten hergestellt: die Doppelkörbe und die Siebkörbe.

Die länglichen Doppelkörbe [wräbă(h)í], in denen die Indianer, Männer wie Frauen, ihr kleineres persönliches Eigentum aufbewahren, bestehen aus zwei gleichartig gearbeiteten Körben, von denen der eine etwas größer ist und den Deckel bildet. Als Material dienen die Fieder der Oaguassupalme; sie werden in bestimmter Länge zugeschnitten (40—45 cm lang bei 2—2½ cm Breite), längshin zusammengefaltet, sodann zur Hälfte geknickt (Abb. 142 b) und so vielfach übereinandergelegt und zusammengebunden in großen Vorräten aufbewahrt (Abb. 142 a). Meist sind hier auch schon die der Rippenkante gegenüberliegenden geknickten Ecken abgeschrägt, um beim Aufeinander-

legen starkes Auftragen zu vermeiden. Aus diesen Blättern nun werden die Körbe in folgender Weise hergestellt: Ein gespaltenes Rohrstäbchen wird so zusammengebunden, daß es ein der Größe des Korbes entsprechendes Oval bildet; durch zwei bis drei leichte vorläufige Bastbinden wird die ovale Form bis zur Vollendung des Korbes bewahrt (Abb. 142c). Über dieses Oval nun werden die Blattstreifen derart gehängt, daß sie sich etwa zur Hälfte überdecken, wobei die Rippenkanten nach oben zu liegen kommen (Abb. 142d). Mit einer Nadel und Baumwollfaden werden sie dicht unter dem Stäbchen miteinander vernäht. Darauf wird ein zweites, fast gleichgroßes Oval hergestellt und in diesen ovalen Blätterzylinder bis auf etwa zwei Drittel der Höhe emporgeschoben. Nun wird ein drittes,

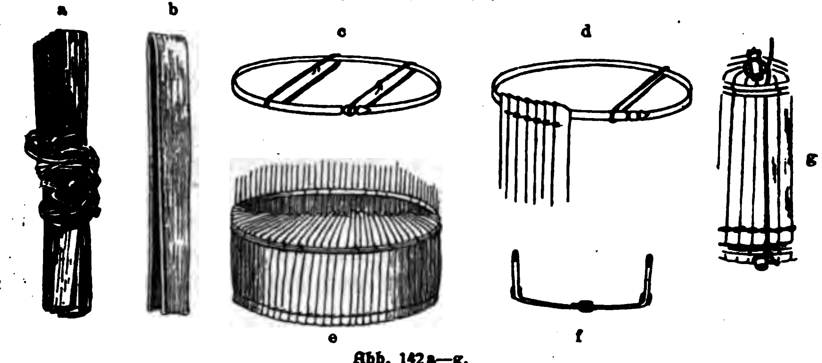


Abb. 142a—g.
Herstellung der ovalen Doppelspankörbe.
a) Verpackung der Flechtstreifen. b) Einzelner Flechtstreifen. c) Inneres Oval. d) Vernähen der Streifen am Oval. e) Das Umknicken der Streifen zur Bodenbildung. f) Querschnitt. g) Schnurverschluß.

etwas größeres Oval hergestellt und außen über die Stelle, unter der das zweite Oval liegt, geschoben. Beide werden dann durch die Blätter hindurch miteinander vernäht. Darauf werden die überstehenden Enden der Fieder der Reihe nach über das innere Oval hinweg nach der Mitte hereingebogen und soweit verkürzt, daß sie sich dort noch 1—2 cm überdecken (Abb. 142e). Darauf werden diese Enden miteinander vernäht. Nun werden zwei gespaltene Rohrstäbchen genommen, von denen das eine unter dem zweiten und dritten Oval hinweg durch die Wand gesteckt, unter dem Boden durchgezogen und jenseits wieder herausgestoßen wird. Seine Länge ist so eingerichtet, daß es beiderseits etwa 1/2 cm übersteht. Das zweite Stäbchen wird in gleicher Richtung auf die Außenseite des Bodens gelegt und dann mit dem ersten Stäbchen hindurch vernäht (Tafel 57, Abb. 17; Abb. 142f). Durch sie erhält der Boden eine feste Versteifung. In genau der gleichen Weise wird die andere Hälfte des Korbes hergestellt, die als Deckel dient; sie hat etwas größere Dimensionen, damit sie über die Bodenhälfte gestülpt werden kann. Eigenartig ist der Verschluß dieser Körbe. An den Bodenstäbchen der unteren Hälfte wird ein Baumwollfaden befestigt, der am Rande der Deckelhälfte emporführt, durch das äußere Oval dieser Hälfte von unten nach oben hindurchgezogen ist, über dem Deckel ein großes Trag-

band bildet und an der anderen Seite in gleicher Weise zu den Bodenstäbchen hinabführt. Will man den Korb öffnen, so schiebt sich die Deckelhälfte an dem Faden empor (Tafel 57, Abb. 16). Gleichzeitig dient der Faden aber auch zum Verschluß beim Transport: man bildet beiderseits eine Schleife, die man über die Enden der Stäbchen der Deckelhälfte steckt und fest anzieht (Abb. 142 g).

Völlig anders gearbeitet sind Siebe und Siebkörbe (wǎlĭlĭšĭ; Tafel 55, Abb. 2 und 3). Sie sind aus Spänen elastischer Schlingpflanzen (nach Ehrenreich Arimbamba) hergestellt. Die Späne laufen radial und sind konzentrisch mit ähnlichen Ruten (je zwei) durchflochten. Auf dem Boden kreuzen sie sich in vier Gruppen. Bei Ehrenreichs Exemplaren ist das Geflecht zum Teil so dicht (Berlin 3898), daß das Gerät zum Sieben unbrauchbar ist. Derartige dichte Körbchen dienen als Behälter für die Rohbaumwolle beim Spinnen.

Stäbchensiebe bestehen aus parallelgelegten feinen Stäbchen, die in größeren Abständen mit je zwei Schnüren durchschossen sind (Tafel 55, Abb. 1).

Die übrigen von Ehrenreich angegebenen Korb- und Taschenarten: kleine Palmblattkörbe mit rechteckigem Boden, viereckige Körbe, kleine Täschchen mit Klappdeckel aus Carandasinhapalmfaser, flaschenartige elastische Körbe (moti), Hängekörbe (Berlin 3879) und Deckelkörbe (Berlin 3900) aus elastischem Sipogeflecht habe ich bei den Karajá nicht gesehen.

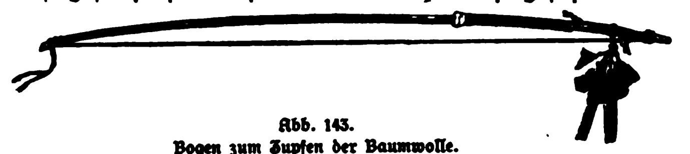


Abb. 143.
Bogen zum Zupfen der Baumwolle.

I. Ebenso vielseitig und geschickt ist die Bearbeitung und Verwendung der Baumwolle, die den Frauen obliegt. Die Baumwolle wird in der Pflanzung gezogen; ihre Besorgung ist Aufgabe der Frau. Die geerntete Baumwolle wird in Körben aufbewahrt. Ehe sie versponnen wird, wird sie zunächst gereinigt und gezupft. Diesem Zwecke dient ein kleiner Bogen (wǎšihŭǎtǎ; Abb. 143). Man legt die Baumwolle vor sich auf eine Matte, hält den Bogen dicht daran und läßt die Sehne hineinschnappen. Auf diese Weise wird die Baumwolle gelockert, werden Unreinheiten herausgenommen, und wird sie zu einem etwa 4 cm breiten dünnen Bande auseinandergezupft. Dieses Band wird dann an einem Ende zusammengedreht und oben an der Spindel befestigt (Tafel 58, Abb. 6).

Das Spinnen. Der Faden wird mit der flachen Hand auf dem Schenkel gedreht; danach läßt man die Spindel tanzen, um die Drehung zu verfestigen. Hat man auf diese Weise einen etwa 1 m langen Faden hergestellt, so hält man die Spindel an, gleicht etwaige Unebenheiten des Fadens durch Auseinanderziehen und Nachdrehen aus, wickelt den Faden auf die Spindel auf, befestigt ihn oben wieder am Knopf und beginnt von neuem zu drehen. Auf diese Weise werden auch dickere Fäden aus zwei gesponnenen Fäden zu-

sammengedreht. Das Spinnen ist Aufgabe der Frauen, besonders der Mädchen, die sich schon frühzeitig diese Fertigkeit aneignen.

Die Spindeln bestehen aus einem 32—44 cm langen schwarzen Holzstiel (ǟsötắ), der oben einen kleinen Knauf trägt und unten eine langgestreckte Verdickung aufweist. Auf diese ist der Spinnwirtel [(kü)dǟwắ] aufgeschoben, der aus Knochen, Ton, weißer Erdmasse oder Wachs besteht. Spinnwirtel aus Rinde, wie sie Ehrenreich mitgebracht hat (Berlin 3939), habe ich nur noch bei Kinderspindeln (siehe Spielzeug) angetroffen. Knochenwirtel sind planparallel von $4^{1}/_{2}$—$6^{1}/_{2}$ cm Durchmesser (Abb. 144 a). Meist werden Brustschildknochen der Tartarugaschildkröte dazu verwendet. Tonwirtel bestehen aus rohgebranntem, grauem Töpferton und werden meist mit Wachs am Stabe

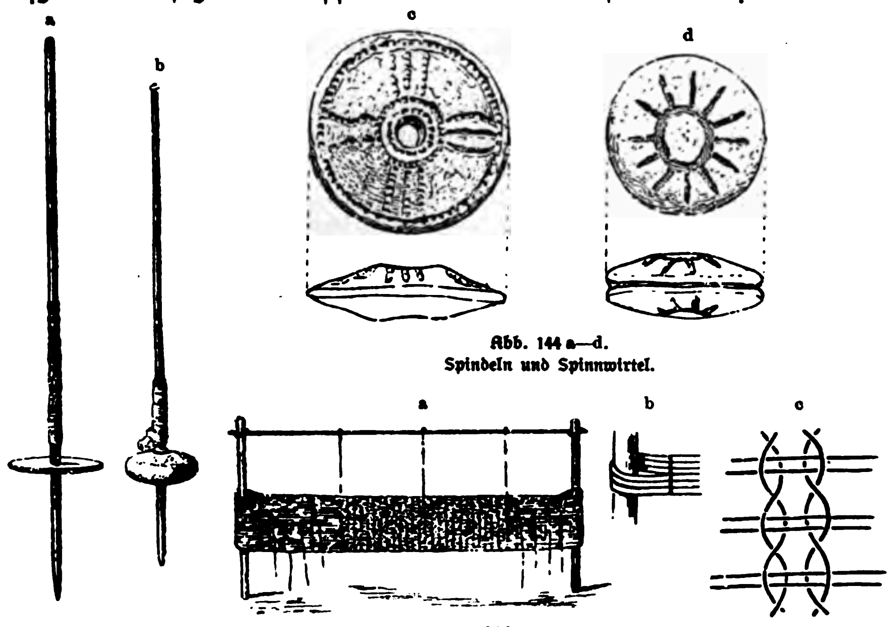

Abb. 144 a—d.
Spindeln und Spinnwirtel.

Abb. 145 a—c.
Flechten der Netzdecken.
a) Flechtapparat. b) Aufwicklung der Kette. c) Durchflechten des Durchschusses.

befestigt. Ihre Gestalt ist flach oder leicht doppelkonisch. Nur selten sind sie verziert; einmal beobachtete ich eine kreuzartige Verzierung (Abb. 144 c), ein anderer Wirtel trägt Ritzverzierungen auf der rotgefärbten Fläche. Wirtel aus weißer Erde [māŭḷḗ, mănā(k)ŭḷắ] sind meist leicht doppelkonisch gestaltet (Abb. 144 b). Ich erhielt im Dorf an der Tapirapémündung zwei wirtelähnliche Gegenstände aus solch weißer Erde, die aber nicht durchbohrt sind. Sie tragen auf beiden Seiten eingeritzt einen Kreis mit Strahlen; die Riefen sind rot und schwarz ausgezogen (Abb. 144 d). Wirtel aus Wachs von doppelkonischer Gestalt sind sehr gebräuchlich. Zufällig habe ich von den Karajá keine erworben; sie sind aber den von den Savajé mitgebrachten gleich (siehe unten).

Der Faden (ăsõtăkẽ) wird zu Knäueln gewickelt aufbewahrt (Tafel 58, Abb. 7). Diese Knäuel sind anscheinend eine indianische Erfindung; jedenfalls waren die Karajá äußerst erstaunt, als sie meine Bindfadenknäuel sahen. Ihre Knäuel sind etwa würfelförmig von 9—10 cm Seitenlänge.

Die Verarbeitung der Baumwollfäden, die entweder ihre natürliche Farbe behalten oder mit Erdfarbe geschwärzt werden, geschieht durch Flechten, Häkeln und Knüpfen.

Das Flechten ist die Arbeit der Männer, Häkeln und Knüpfen die der Frauen. Verflochten werden die Baumwollfäden zu vierkantigen Schnüren, z. B. Hüftschnüren.

Eigentliches Weben gibt es nicht; die Indianer sind über das Flechten noch nicht hinausgekommen. Sie benutzen ganz einfache Apparate dazu, um ihre Netzdecken, Tanz- und Mädchengürtel herzustellen.

Zur Anfertigung der Netzdecken [rī(I)ŏ́, rīŭ́] werden zwei dicke Pfosten im Abstand der Länge der Decke senkrecht in den Boden geschlagen. Um beide ist die Kette fortlaufend herumgeschlungen und zwar so, daß die hintere Fadenlage beim Verarbeiten in die vordere hineingeschoben wird, so daß nur eine Lage entsteht. Ermöglicht wird das dadurch, daß aller vier bis acht Umgänge ein neuer Faden genommen wird und die hinteren Fäden des ersten Bundes über dessen vordere geschoben werden (Abb. 145[b]). An vier bis fünf Stellen werden nun Einschläge emporgeknüpft und an einem besonderen, an den oberen Enden der beiden Pfosten befestigten Querstab oder auch an den untersten Blattrippen der Dachbedeckung angebunden. Danach werden die übrigen Einschläge hindurchgeknüpft, etwa in 2,5 cm Abstand voneinander (Abb. 145[a]). Die Einschläge bestehen aus vier Baumwollschnüren, die am untersten Kettenfaden verknotet werden. Zwei Einschlagfäden befinden sich vor, zwei hinter der Kettenlage. Über dem zweiten Kettenfaden wird das vordere Paar nach hinten, das hintere Paar nach vorn geführt, wobei das von hinten kommende Fädenpaar das vordere umfaßt. Dasselbe geschieht über dem vierten, sechsten, achten usw. Kettenfaden (Abb. 145[c]). Instrumente werden dabei nicht benutzt, das Durchknüpfen geschieht nur mit den Fingern. Am obersten Kettenfadenpaar werden die Einschlagfäden verknotet, ihre Enden werden abgeschnitten. Ist die Decke fertig, so wird sie von den Pfosten abgehoben; durch die Endschlingen der Kettenfäden jeder Seite wird eine dicke Schnur gezogen und fest zusammengebunden, ihre Enden werden abgeschnitten. Auf diese Weise entstehen die beiden Zipfel der Decke.

Die Netzdecken der Karajá sind einfarbig, meist gelbbraun. Zuweilen kommen auch weiße vor. Es ist mir nicht bekannt, ob die gelbbraune Farbe nur durch das lange Tragen auf dem geölten Körper entsteht, doch möchte ich dies als wahrscheinlich annehmen. Durch Einflechten schwarzer oder roter Einschläge gemusterte Netzdecken gibt es bei den Karajá nicht. Sie fertigen überhaupt sehr wenige an (ich sah im ganzen nur dreimal solche Flechtapparate), sondern kaufen sie lieber bei den Šavajé und Tapirapé, die bessere und, was die Tapirapé anlangt, gemusterte, dichtere Decken herstellen[1].

[1] Erwähnt werden die Netzdecken zum ersten Male 1791 bei den Šambioá.

Ehrenreich (Beiträge, Seite 12) nimmt an, daß die Karajá diese Technik von den Brasilianern gelernt haben. Fonseca soll 1773 den Šavajé auf Bananal das Weben beigebracht haben. Darin, daß die Šavajé noch heute bessere Decken herstellen, glaubt Ehrenreich diese Angaben stützen zu können. Meiner Meinung nach ist das keine Stütze für diese Annahme; denn die Tapirapé stellen noch bessere Decken als die Šavajé her, und von ihnen kauften die Karajá in den früheren friedlichen Zeiten sehr viele Decken. Demnach könnten die Karajá diese Technik ebensogut von den Tapirapé übernommen haben. Nun habe ich in den Häusern der Tapirapé und an ihren großen Fischplätzen keine Lagerspuren getroffen, so daß ich annehmen muß, daß die Tapirapé in Hängematten schlafen. Dann wäre es eigenartig, daß die Karajá sich die Hängematten (denn der Form nach sind ja die Decken nichts anderes) kauften, aber die Hängestricke entfernten und die Decken als Umhang und Zudecken benutzten. Weiter stammt die taftartig gewebte Decke, die Ehrenreich als wahrscheinlich den Šavajé zugehörig beschreibt, wohl sicher nicht von den Šavajé, sondern von den Tapirapé; denn die Šavajé benutzen und stellen Decken her, die genau denen der Karajá gleich sind, während die Tapirapé das taftartige Gewebe anfertigen. Demnach können die Karajá, die doch den Tapirapé näher wohnen als die Šavajé und die Vermittler zwischen diesen beiden Völkern spielen, dieses Gewebe nicht von den Šavajé übernommen haben. Fonseca berichtet allerdings, daß er den Karajá einen Webstuhl gebaut und ihnen die erste Anleitung im Weben gegeben habe (Rev. trim. 8, Seite 387). Mir scheint, daß sich diese Notiz eher auf die Herstellung der Mädchen- und der Tanzgürtel beziehen kann, die tatsächlich eine Art Weberei aufweisen. Die Technik, in der die Decken hergestellt sind, ist keine Weberei, sondern Knüpferei, und sie ist eine rein indianische Technik, die wir über einen großen Teil Südamerikas verbreitet finden. Schließlich wird in der Schöpfungssage der Frau vom Urubu-re gezeigt, wie man die Netzdecken macht. Der Urubu-re lehrt in der Sage die Indianer die Gespinstpflanzen kennen, das Spinnen und Anfertigen der Netzdecken, sodann Anfertigung und Gebrauch von Bogen und Pfeilen. Das weist darauf hin, daß diese Technik den Karajá seit alters bekannt ist. Demnach glaube ich, daß sie eine uralte Kunst ist, die die Karajá aus ihrer früheren Heimat nördlich oder nordwestlich ihres heutigen Gebietes mitgebracht haben, wo sie wahrscheinlich Hängematten benutzten. In ihrem jetzigen Gebiet haben sie eine andere Schlafart angenommen, vielleicht unter dem Einfluß der umwohnenden Gesvölker. Weist ja doch ihre ganze Kultur einen starken Einschlag von Elementen der Geskulturen auf. Die eigentlichen Karajá haben allmählich die Art der Herstellung verlernt, da sie mit den von den Brasilianern eingehandelten Eisensachen sich mühelos gute Decken bei ihren Nachbarn einhandeln konnten. Deshalb ist ihre Technik heute so gering und die der Šavajé, die noch unberührt von der Kultur leben, um so vieles besser.

Ähnliche, aber kleinere Apparate dienen zur Herstellung der Tanz- und Mädchengürtel und der Stirnbänder. Die Kette ist entgegen den Netzdecken

fortlaufend zwischen den kurzen Stäben eines länglichen Rohrrahmens gespannt (Abb. 146). Bei einem Apparat vertraten die Stelle der langen Seitenstäbe ein Bogen und eine Lanze (Abb. 147). Der Rahmen wird wagerecht oder leicht schräg nach oben gehalten. Die Kettenfäden werden mit der Hand aufgehoben, der Durchschlag wird mit der Hand hindurchgezogen, eine mühselige Arbeit besonders bei den Tanzgürteln, die schwarz und weiß

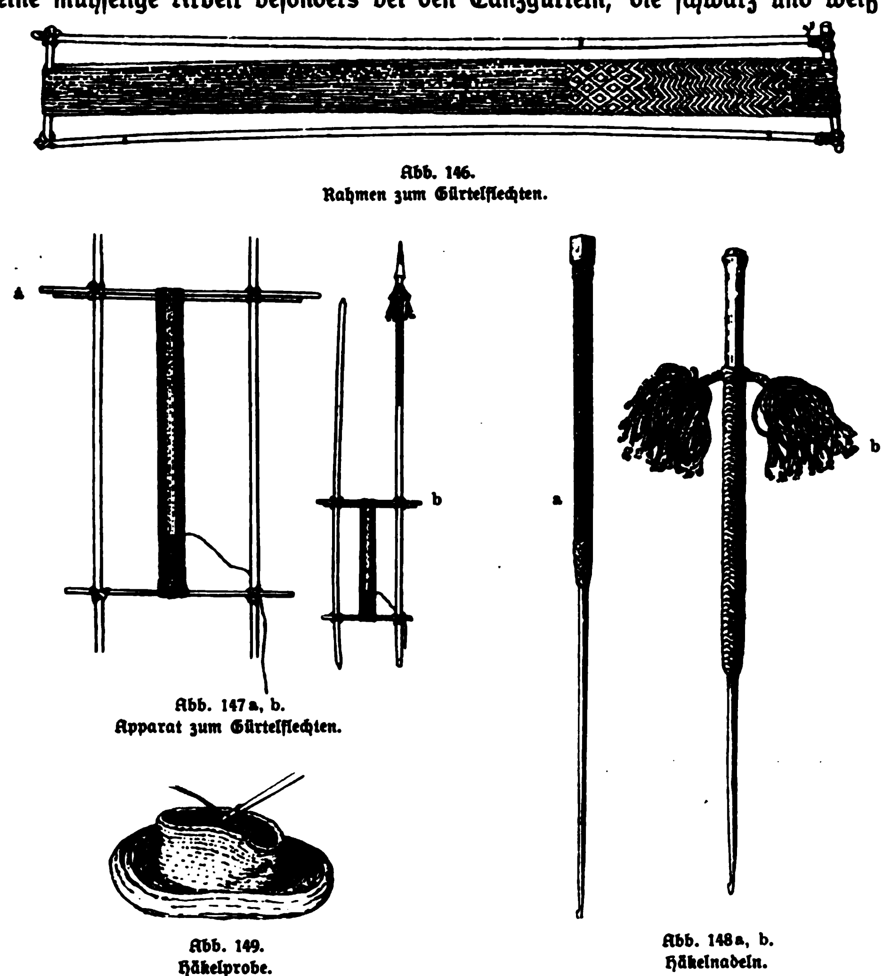


Abb. 146.
Rahmen zum Gürtelflechten.

Abb. 147 a, b.
Apparat zum Gürtelflechten.

Abb. 149.
Häkelprobe.

Abb. 148 a, b.
Häkelnadeln.

gemustert sind. Der Durchschlag besteht nur aus einem Faden, mit dem ein Kettenfaden um den anderen aufgehoben wird. Diese Art der Flechterei kommt der Weberei schon sehr nahe.

Die Kunst des Häkelns ist den Frauen eigen, sie wird von ihnen schon von früh auf geübt. Gehäkelt werden Armstulpen, Waden- und Knöchelbänder. Als Häkelnadel (dĕšĭdúnă) dient jetzt eine etwa 12—16 cm lange

Eisennadel mit Widerhaken, die in einem 17—23 cm langen Rohrstiel eingelassen und darin mit Harz befestigt ist. Der Stiel ist meist verziert: beide Enden sind mit roten Baumwollfäden umwickelt, zwischen denen sich ein gemustertes Geflecht aus gelben, mit schwarzen Streifen durchschossenen Längsstreifen befindet (Abb. 148[a]). Zuweilen ist auch der ganze Stiel rot umwickelt und trägt ein paar Quasten am Ende (Abb. 148[b]). Die Muster entsprechen den übrigen Flechtmustern, wie wir sie an Bogen, Lanzen, auf Körben, Fächern usw. finden. Die Armstulpen werden über der Keule oder dem Mörserstampfer gehäkelt; Häkelklötze, wie sie Ehrenreich beschreibt und Beiträge, Tafel VII, Fig. 9 abbildet, habe ich nie gesehen. In welcher Weise der verdickte Rand hergestellt wird, habe ich nicht beobachten oder erfahren können. Die Häkelprobe (Abb. 149) ist schon weiter vorgeschritten

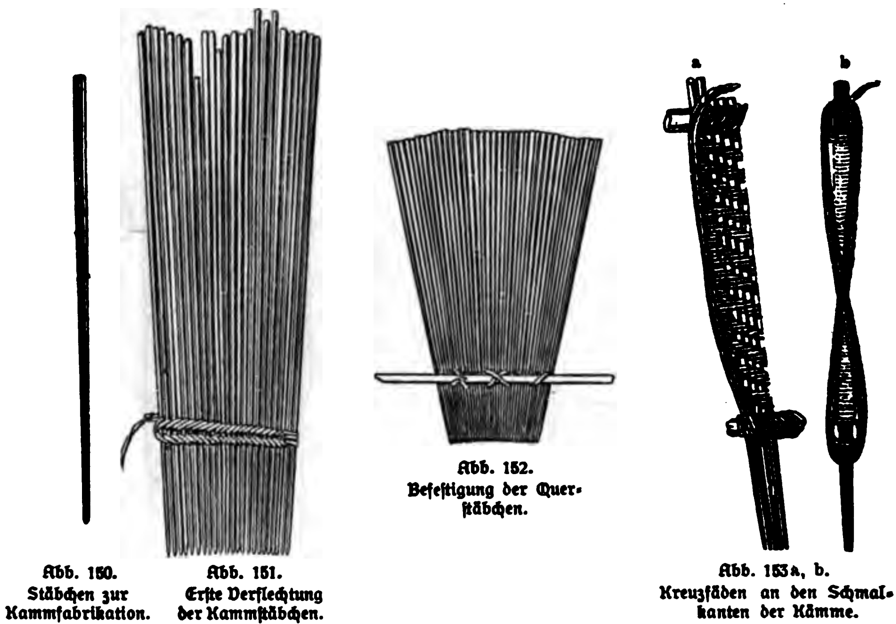


Abb. 150. Stäbchen zur Kammfabrikation.

Abb. 151. Erste Verflechtung der Kammstäbchen.

Abb. 152. Befestigung der Querstäbchen.

Abb. 153a, b. Kreuzfäden an den Schmalkanten der Kämme.

und zeigt nur die Art der Maschenbildung. Waden- und Knöchelbänder werden am Körper selbst angehäkelt. Sie bleiben so lange daran, bis sie zu eng werden; dann werden sie vorsichtig abgeschnitten, indem man flache Hölzchen unterschiebt, um sich nicht zu verletzen. Zum Anhäkeln legt sich der Betreffende in der Hütte auf die Matte, läßt sich ein Bündel Decken unter die Knie schieben und von weiblichen Verwandten die Bänder anhäkeln.

Die verschiedenen Arten der Verknüpfung von Baumwollfäden zu Fransen und Quasten geht aus den Abb. 4 u. 6 auf Tafel 45 (Armstulpen, Wadengehänge) und Abb. 68 (Nackenquasten) hervor.

K. Schließlich ist hier noch die Kammfabrikation zu erwähnen. Als Material dienen etwa 15 cm lange, feine, einseitig zugespitzte Holz-

stäbchen (Abb. 150). Sie werden nebeneinandergelegt und an der Stelle, wo das untere Querstabpaar befestigt wird, leicht mit Baumwollfaden durchflochten (Abb. 151). Danach werden die beiden unteren Querstäbe darüber befestigt, zunächst lose mit feinem Bastfaden (Abb. 152), dann dauerhaft durch feste Überwickelung mit Baumwollfaden. Darauf wird das Flächengeflecht angebracht; es wird ebenfalls nur mit der Hand hergestellt. Schließlich werden die beiden oberen Querstäbe angebracht und in derselben Weise wie die unteren überflochten. Die Muster der Flächen sind die üblichen Flechtmuster. An der Schmalkante sind oft Kreuzfäden angebracht (Abb. 153).

L. Die Federtechnik. In Befestigung, Anordnung und Farbenzusammenstellung der Federn weist der Federschmuck der Karajá eine reiche Mannigfaltigkeit auf, so reich, wie wohl selten wieder bei einem anderen Indianerstamm. Als Material dienen weiße Flaumfedern von Enten und Tauchervögeln, feine rote Federchen, Körperfederchen von Papageien aller Art, Flügel- und Schwanzfedern von Araras, Geiern, Eulen und Reihern. Färben der Federn, worüber Ehrenreich, Beiträge, Seite 14 berichtet, habe ich nicht beobachtet und auch nichts darüber erfahren können. Aufbewahrt werden die Flaumfederchen in besonderen kleinen Kürbissen, die mit einem Wachsknopf oder einem Baststöpsel verschlossen werden (Tafel 58, Abb. 3[a]—[c]). Die feinen roten Federchen werden nebeneinander an eine Schnur gebunden und spiralig auf einen Stab gewickelt. Papageifedern werden als kleine Bündelchen in die Körbe gelegt oder fächerartig nebeneinander angeordnet (Tafel 58, Abb. 8[b]). Flügel- und Schwanzfedern werden in Flügeln angeordnet, und zwar in abnehmender Länge. Meist sind zwei solcher Flügel so aufeinandergelegt, daß die Federreihen in entgegengesetzter Richtung absteigen (Tafel 58, Abb. 8[a]). Diese Art der Anordnung ist sehr dauerhaft, sie ermöglicht zugleich das leichte Auffinden der gerade nötigen Federn.

Meist werden die Federn in voller Form verwendet. Zuweilen werden sie aber auch zugestutzt, und zwar in der Längsrichtung bei der Pfeilbefiederung, querab dagegen bei Federschmuck aller Art. Während dieses Zustutzen jetzt mit der Schere geschieht, wurden die Federn früher abgesengt, um die gewünschte Form zu erhalten.

Befestigung der Federn an der Unterlage. Flaumfederchen werden durchgängig aufgeklebt, und zwar mit hellem Harz. Alle übrigen Federn werden je nach der Unterlage verschieden befestigt.

An Stäben. Lange Federn werden entweder mit dem Federkiel oben auf den Holzstab aufgesteckt (Federräder), oder mit dem halbierten Kiel flach auf den Holzstab gelegt, wobei Kiel und Stab an mehreren Stellen mit feinem Bast verbunden werden (Abb. 154). Über die Pfeilbefiederung siehe oben unter Waffen.

Um kleine Federchen zu befestigen, werden breite Rohrstreifen mit feinem Faden spiralig umwunden, wobei die Federchen nach einer Richtung hin eingebunden werden (Federstab; Abb. 155[a]). Rundstäbe werden ebenfalls spiralig umwickelt und dabei Federn fortlaufend nach allen Seiten eingebunden

(Rosettenstab; Abb. 155 b). Das gleiche Prinzig ist bei den Ohrrosetten nnd Ohrtulpen angewendet, nur daß da die Wickelung sehr eng ist und die Federn sehr dicht stehen, diese auch durch die oben aufgepreßte Muschelscheibe gespreizt werden; ferner bei den kleinen Rosetten, die in die Federhauben eingeknüpft sind, nur daß hier alles im kleinsten Maßstabe hergestellt ist.

Bei der Befestigung **an Fäden** müssen wir senkrecht stehende und hängende

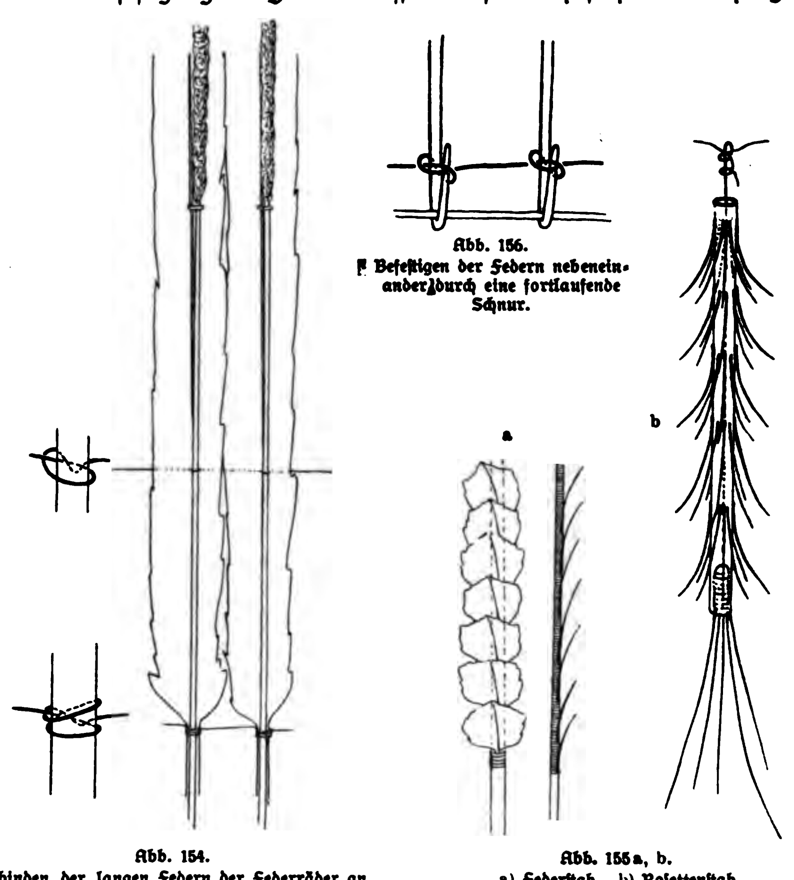


Abb. 156.
Befestigen der Federn nebeneinander durch eine fortlaufende Schnur.

Abb. 154.
Anbinden der langen Federn der Federräder an den Holzstäben.

Abb. 155 a, b.
a) Federstab. b) Rosettenstab.

Federn unterscheiden. Um Federn senkrecht stehend an einer Schnur zu befestigen, werden die Kiele unten um eine dickere Schnur gebogen und dann das umgebogene Ende und der Kiel mit einem Baumwollfaden umwickelt. Unterschiede finden sich nur in der Art dieser Umwickelung. Entweder ist jede Feder für sich befestigt (bei den Federhauben, Abb. 77), oder ein Faden verbindet fortlaufend die Federn miteinander, indem er entweder je einmal um jede Feder herumgewickelt oder um jede Feder herumgebunden ist

(Abb. 156) oder schließlich, indem der Faden fortlaufend je zweimal um die Federn geschlungen oder gebunden ist (Abb. 154).

Hängende Federn werden in gleicher Weise wie die stehenden Federn am Faden befestigt; die gegenseitige Verbindung der einzelnen Federn erfolgt durchgängig durch einen fortlaufenden Faden, der um die Federn geschlungen ist.

Entsprechend den Rosettenstäben werden auch zuweilen dicke Baumwollschnüre spiralig umwickelt und darein fortlaufend Federn eingebunden.

Eigenartig ist die Befestigung der Federn untereinander. Gleichgroße Federn werden entweder zu Büscheln vereinigt, die dadurch hergestellt sind, daß zwei Federn unten mit den Kielen verbunden und die Fäden einer Anzahl solcher Federpaare zu einem Büschel zusammengebunden

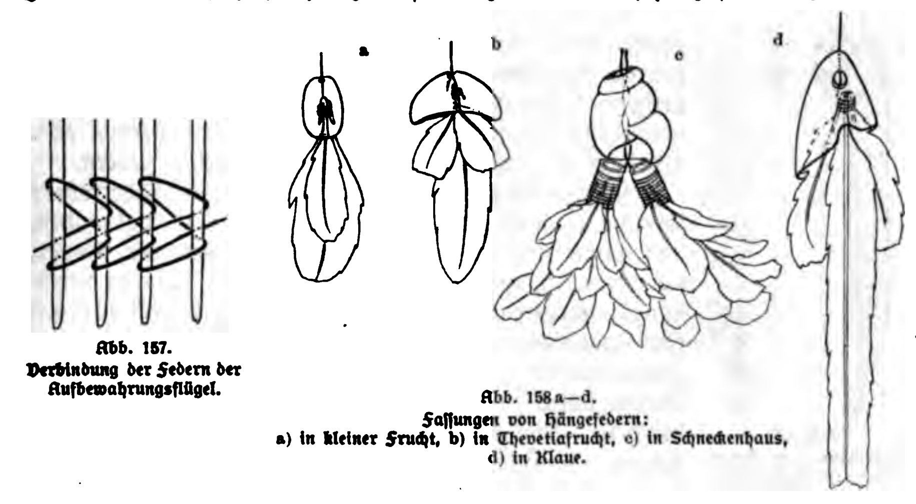


Abb. 157.
Verbindung der Federn der Aufbewahrungsflügel.

Abb. 158 a—d.
Fassungen von Hängefedern:
a) in kleiner Frucht, b) in Thevetiafrucht, c) in Schneckenhaus, d) in Klaue.

werden, oder nebeneinander angeordnet sind (siehe oben an Fäden befestigte Federn, sowie in Abb. 157 die Verbindung der Federn der Aufbewahrungsflügel [Tafel 58, Abb. 8 a b]). Zuweilen werden diese Federn in halber Höhe durch einen Faden verbunden, der von Kiel zu Kiel gezogen ist (Abb. 154).

Gern werden kleinere Federn an größeren befestigt. An dem oberen Ende der großen Feder werden sie angebracht, indem die obere Fahne entfernt wird, so daß ein Stück des Kieles stehenbleibt; dieses Kielende wird überharzt, die Federchen werden darauf geklebt und umwickelt. Oft wird diese Umwickelung noch durch aufgeklebte weiße Flaumfedern oder durch darum geschlungene weiße Rohbaumwolle verdeckt. Besonders gern werden die unteren Kielenden senkrecht stehender hoher Federn durch kleinere Federn verdeckt. In diesem Falle werden die Enden der Kiele spiralig umwickelt, wobei die Deckfederchen an der Vorderseite mit eingebunden werden.

Vielfach werden Federn in Früchten, Klauen usw. gefaßt, indem ein Faden durch diese hindurchgezogen wird, an dessen Ende die Federchen als kleines Büschel angebunden sind (Abb. 158 a—d).

Verstärkt werden Federn (an Federhauben) zuweilen durch Aneinandernähen zweier halbierter Federn durch spiralige Umwickelung mit feinen Fäden, wobei aber die oberen Enden der Federn in voller Form erhalten werden und sich überdecken. Die Naht ist dabei von der Vorderseite aus nicht sichtbar (Abb. 159).

Was die Gruppierung der Federn anlangt, so ist die allgemeine Regel, daß die unteren Enden verdeckt werden müssen. Demnach finden wir fast überall Deckschichten in Gestalt kleinerer Federn, die vor die großen Federn gebunden werden, oder von Flaumfederchen, die mit Harz aufgeklebt werden. Bei den Federrädern z. B. sind ganze Federbänder als Deckschichten vor die Hauptlage des Rades gebunden, und zwar sind es bei den Karajá stets zwei Lagen verschieden langer und verschiedenfarbiger Federn.

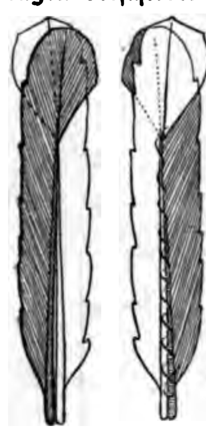


Abb. 159. Verstärken von Federn durch Aneinandernähen zweier halbierter Federn.

Die Farbenzusammenstellungen spielen eine große Rolle bei flächenhaftem Federschmuck, sei er nun stehend oder hängend, eine geringere dagegen bei büschelartigem Schmuck. Beliebt sind vor allem folgende Zusammenstellungen: gelbe und rote Federn neben- oder aufeinander; schwarzgrüne, weiße und gelbe Federn.

Flächenhafter Federschmuck. Bei den Federrädern sind die Deckschichten nur an der Vorderseite vorhanden, und zwar sind es stets zwei, von denen die oberste, kürzere weiß, grün oder bunt, die zweite, längere durchgängig schwarzgrün ist. Die Hauptschicht besteht bis auf eine Ausnahme (Federn des rosa Löffelreiher) aus weißen Jaburúfedern. Bei einem Exemplar sind diese an drei Stellen durch je drei eingefügte blaue Ararafedern unterbrochen. Die Endfederchen, die am oberen Ende der Federn der Hauptlage angebracht sind, sind gelb oder bunt und tragen meist kleine rote Deckfederchen.

Diademe bestehen aus bunten Federn verschiedener Vögel oder aus grünen und roten Federn, die gruppenweise miteinander abwechseln. Beim festen Diadem (Tafel 48, Abb. 7) sind auf den weißumwickelten Stäben rote, auf den schwarzumwickelten Stäben gelbe Federchen befestigt.

Stirnfedern bestehen meist aus langen, schwarzgrünen Federn, deren Kiele von gelbgrünen Papageifedern verdeckt sind. Abweichend davon trägt ein Stutz eine rote und eine grüne Feder, die unten mit einem roten und gelben Federstab bedeckt sind, ein anderer zwei blaue Federn, die eine rote Feder einschließen, und deren Kiele durch gelbe Federchen verdeckt sind.

Stutze auf Stirnreifen bestehen aus langen, blauen Ararafedern. Die Stirnreife selbst sind aus roten oder gelben Federn angefertigt (Stirnreife ohne Federstutze durchgängig nur aus roten Federn). Ein solcher Federstutz trägt unten Deckfedern, die nach Art der Federstäbe angebunden sind, und zwar von unten an erst gelbe, dann rote Federchen. Am oberen Ende tragen die langen Stutzfedern gelbe Endfedern mit kleinen roten Deckfederchen.

Flache Ohrrosetten bestehen, wenn sie einfarbig sind, stets aus roten Federchen, wenn sie mehrfarbig sind, aus roten und gelben Federn, und zwar kommen gelbe Außen- und rote Innenlage sowie das Gegenteil davon vor. Ohrtulpen bestehen aus gelben, rötlichen oder bunten Papageifedern und tragen im Innern einen roten Federkranz, wenn sie überhaupt einen haben.

Sehr abwechslungsreich ist der hängende Federschmuck an den Leibgürteln ausgestaltet. An ihnen sind meist Rosettenstäbe befestigt, die im wesentlichen aus gelben Federn bestehen. Bei einem Gürtel werden die unteren Enden dieser gelben Rosettenstäbe durch bläuliche Federn gebildet, bei einem anderen tragen die beiden mittelsten Stäbe lange rote Ararafedern als Schlußstück. Bei einem dritten Gürtel sind die Federstäbchen in der oberen Hälfte rot, in der unteren gelb, bei einem letzten Gürtel schließlich tragen die gelben Federstäbchen am unteren Ende abwechselnd weiße lange Federn oder rote Baumwollschnüre. Mit diesen Federstäben nun wechseln andere Gehänge am unteren Rand der Gürtel ab: je 3—4 Thevetiagehänge, kleine Muschelchen, Muschel- und Thevetiagehänge gemeinsam. Ein Gürtel trägt abwechselnd je zwei Thevetiafrüchte mit bunten Endfederchen und dazwischen je eine direkt an den Gürtelrand angesetzte rote Feder.

Armbänder tragen entweder Rosettenstäbe, die oben kurze, unten lange Federn führen (oben gelb, unten rot, oder umgekehrt) oder Lagen von Federn, die meist gleichfarbig bunt sind, bei einem Exemplar aber aus einer roten Decklage auf gelber Hauptlage bestehen.

Den Übergang zum büschelartigen Federschmuck bilden die Federhauben, die entweder einzeln eingebundene Federn oder kleine Rosetten besitzen, die oft in Zonen gleicher Farbe angeordnet sind. Einfarbige Federhauben bestehen aus gelben, rotgelben, bunten und weißen Federn, eine Haube trägt als Seltenheit lange weiße Reiherfedern. Bei mehrfarbigen Federhauben unterscheiden wir die Randfedern von denen des Deckels. Die Deckelfedern sind meist einfarbig (rot, selten weiß), selten mehrfarbig (rote und blaue Ararafedern, desgleichen mit Geierfedern, oder auch mit rosa Reiherfedern vermischt). Die Randfedern bestehen entweder aus einer Zone roter oder rot und gelb gemischter Federn, oder rosa Reiherfedern, oder aus zwei Zonen, die von unten nach oben zartblau und grün sind, oder aus einem gelben Reif und roten Rosetten, oder aus weißen Federn und roten und zartblauen Rosetten bestehen. Nur ein Exemplar weist drei Randzonen auf, nämlich unten einen gelben Reif, darüber rote und darüber gelbe Federn.

Wenig abwechselungsreich ist der büschelartige Federschmuck. Federquasten in Früchten, Schneckenhäusern u. dgl. sind durchgängig rot, ganz gleich, ob sie sich an Armbändern, Ohrgehängen, Kämmen oder dergleichen befinden. Federquasten als Armbänder bestehen aus roten Rosettenstäben oder bunten Federn; als Schopffedern tragen sie lange, bunte Papageifedern an roten Rosetten. An Bogen bestehen sie aus roten Rosetten, aus denen meist lange rote oder gelbe Federbüschel heraushängen; an Speeren setzen sie sich aus roten oder rotgelben Rosetten mit langen Büscheln bunter Arara- und Papageifedern zusammen, und an Kürbisrasseln bestehen sie entweder in

Einzelfedern oder in Büscheln gelber oder bunter Federn oder aus Rosettenstäben mit Büscheln langer Ararafedern.

M. Farb- und Klebstoffe. An Farbstoffen kommen neben Urukúrot (Bixa Orellana) und Genipaposchwarz (Genipa brasilensis), die im wesentlichen als Körperfarben verwendet werden, als technische Farben nur noch Schwarz und Weiß vor. Als Weiß dient die weiße Erde (mänaülá = weißer Stein); sie wird zerstampft und vor allem zur Bemalung der Bogenholzumwickelung benutzt. Daneben dient sie zur Herstellung von Spinnwirteln. Zum Schwarzfärben dient schwarzer Lehm (zöüblulú). Embira färbt man damit, indem man über den Bast nassen schwarzen Lehm aufhäuft und eine Nacht lang so liegen läßt. Baumwolle wird in kochendes Wasser getaucht und dann durch den Lehm, den man in einem Topfe nebenan stehen hat, gezogen. Dies wird mehrmals wiederholt, bis die Fäden genügend geschwärzt sind. Rot gefärbt wird die Baumwolle erst nach Vollendung des betreffenden Gegenstandes mit Urukúölfarbe. Über die Aufbewahrung und Handelsform des Urukúrots siehe S. 212 und Abb. 40.

Das Universalklebmittel ist Bienenwachs (täbōlá), das in Kugelform aufbewahrt und den Vorüberfahrenden massenhaft als Material zum Bootdichten angeboten wird. Viel verwendet wird auch Jatobáharz (kūwäó), ein helles, durchsichtiges, hartes Harz. Aus ihm wird das rote, lackartige Harz (daumalé), wie es zur Verzierung des Fiederendes der Pfeile benutzt wird, folgendermaßen hergestellt: Man erweicht das Harz in einem Topf über dem Herdfeuer, schüttet Urukúfarbe hinein, vermischt beides und läßt das Ganze erstarren. Das schwarze, lackähnliche Harz (döwödalá), das dem gleichen Zwecke dient, scheint auf ähnliche Weise durch Beimischen schwarzen Farbstoffes hergestellt zu werden. Beide Sorten werden in großen Klumpen, die nur selten bestimmte Formen tragen, aufbewahrt. Zum Befestigen der Perlmutteraugen an den Stühlen, der Flaumfederchen am Körper der Kinder usw. dient ein weiches, gelbes Harz (köödí), das in einem Stück zusammengebogenen Palmblattes aufbewahrt wird.

11. Spiel und Sport.

Kinderspielzeug.

Die Kinder ahmen schon frühzeitig die Tätigkeiten der Erwachsenen nach: die Knaben üben sich im Schießen, Rudern, Fischen und Flechten, die Mädchen im Spinnen und Kochen; dabei werden verkleinerte Geräte der Erwachsenen benutzt. Daneben gibt es aber einige Geräte, die zu reiner Spielerei dienen, wie kleine Boote, Nachbildungen der Gewehre, Kreisel, Tonpuppen. Andere Spiele bedürfen keiner weiteren Vorrichtungen, wie Bälle, Fadenspiel usw., oder sind auf die erwachsenen Männer beschränkt, wie Brummkreisel, Schwirrscheibe und Vexierschnitzerei.

An verkleinerten Nachbildungen von Geräten Erwachsener benutzen die Knaben kleine Bogen und Pfeile, Netze, Ruder, die

Mädchen kleine Spindeln und Tongeschirr. Merkwürdigerweise fehlen kleine Lanzen vollkommen.

Die Bogen schwanken in ihrer Länge. Die kleinsten haben nur 27 bis 32 cm Sehnenlänge und einen ganz rohen Aufbau, der dem der großen Bogen nicht entspricht. Mit ihnen werden kleine, ungefiederte Pfeile aus gespaltenem Rohr geschossen (Abb. 160 a b). Sie dienen den ersten Schießversuchen der kleinen Knaben. Größere Bogen, für Knaben von 3—4 Jahren an bestimmt, schwanken je nach dem Alter der Knaben zwischen 60 und 120 cm Länge. Ihr Aufbau entspricht denen der unverzierten Bogen der Erwachsenen; nur ein einziger Bogen trägt als Verzierung eine weißgefärbte Baumwollumwickelung mit Maisblatt in der Mitte und Federquaste am oberen Ende

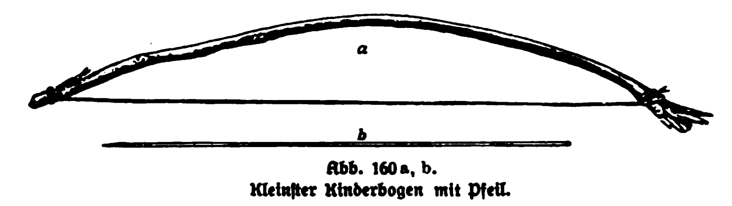
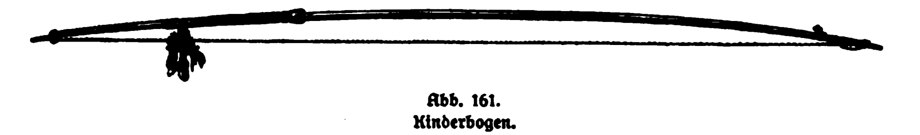


Abb. 160 a, b.
Kleinster Kinderbogen mit Pfeil.

(Abb. 161). Die Pfeile für diese Bogen weisen zum Teil andere Typen auf als die der Erwachsenen. Pfeile mit Widerhaken (Fischpfeile), desgleichen solche mit gezahnter Holzspitze fehlen. Sehr selten sind Pfeile mit Bambusblattspitzen (Abb. 162c), häufig dagegen solche mit drehrunder Holzspitze,


Abb. 161.
Kinderbogen.

die bei etwa 80 cm Schaftlänge 25—40 cm lang ist (Abb. 162 a b). Bemerkenswert ist, daß die Fiederung solcher Pfeile bei drei meiner Exemplare einen vom allgemeinen Typ abweichenden Charakter besitzt. Die Federn sind halbiert und durch fortlaufende Spiralwickelung am Schafte befestigt (Abb. 162d); ähnlich der Pechfiederung, nur daß die Pichung fehlt (siehe auch oben S. 268). Häufig sind Vogelpfeile, die zum Töten der Vögel dienen und aus einem vorn zugespitzten Rohrschaft bestehen (malól; Abb. 163). Ob die stumpfen Pfeile zur Vogeljagd verwendet werden, oder ob sie bei den Übungen Verletzungen verhindern sollen oder für senkrechten Hochschuß dienen, ist mir nicht bekannt. Bei ihnen ist entweder vorn ein Wachsklumpen angebracht (Abb. 164a), oder der ganze Pfeil besteht aus einem Stück Rohr, dessen rundgeschnittener Wurzelknauf als stumpfe Spitze dient (Abb. 164b). Eingesetzte Holzknaufspitzen fehlen auch hier (siehe aber Savajé). Für senkrechten oder schrägen Hochschuß werden Pfeile benutzt, auf deren Holzspitze eine kleine Nuß mit seitlichem Loch geschoben ist (Abb. 165). Die Beschwerung durch die Frucht bewirkt, daß der Pfeil sich am Wendepunkt

mit der Spitze nach unten kehrt; einen pfeifenden Ton habe ich beim Schießen mit diesen Pfeilen nicht gehört.

Ziele für Schießübungen sind zunächst längliche Früchte, die in den Sand gesteckt werden, später laufende Bastringe (wăšiòlòló), schließlich emporgeworfene Kürbisse.

Um Rudern zu lernen, benutzen die Knaben kleine Ruder, die im allgemeinen in der Gestalt denen der Erwachsenen ähnlich sind, zuweilen aber in der Form des Blattes abweichen (Abb. 166a). Sie sind 64—96 cm lang. Nur ein Exemplar

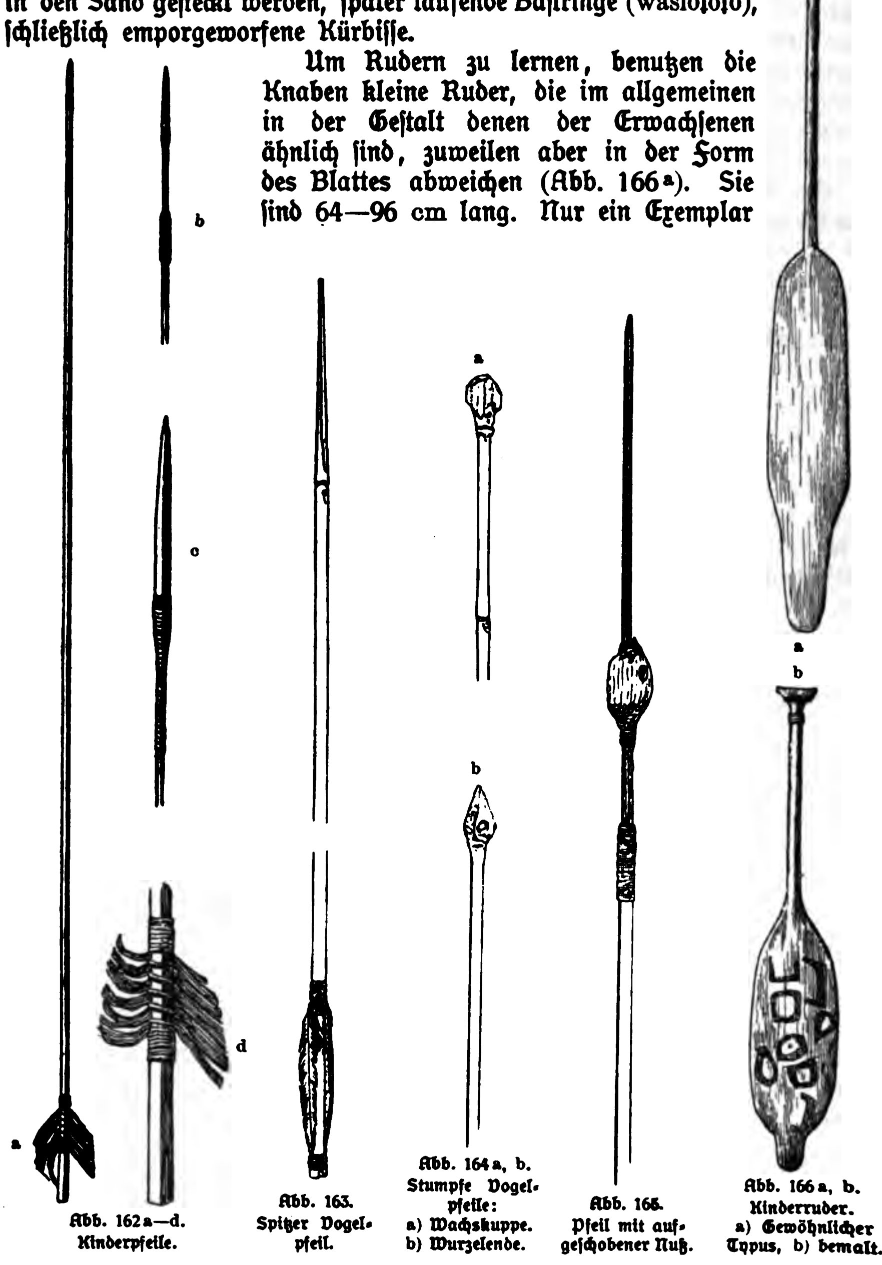


Abb. 162a—d. Kinderpfeile.

Abb. 163. Spitzer Vogelpfeil.

Abb. 164a, b. Stumpfe Vogelpfeile: a) Wachskuppe. b) Wurzelende.

Abb. 165. Pfeil mit aufgeschobener Nuß.

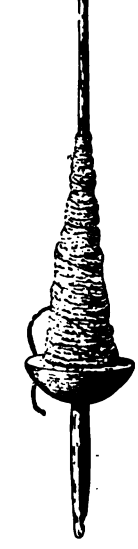
Abb. 166a, b. Kinderruder. a) Gewöhnlicher Typus, b) bemalt.

zeigte Bemalung mit roten und schwarzen Vierecken (Abb. 166 b). Auch sie haben zwei Riefen in der Griffrolle.

Zum Fischenlernen verwenden die Knaben kleine aus Bast geknüpfte Stellnetze (hädëkë, lähölë), die sie am Ufer der Sandbänke im Wasser aufstellen; sie sind an zwei langen Seitenstäben montiert und werden durch mehrere senkrechte Spreizhölzer gestreckt erhalten (Abb. 86).

Die Mädchen lernen spinnen und kochen. Sie besitzen kleine Spindeln, auf denen sie schon frühzeitig gebrauchsfähige Fäden drehen. Schon von 6—7 Jahren an sieht man die Mädchen fast immer spinnend. Die Spinnwirtel sind entweder doppelkonische Tonwirtel oder einseitiggewölbte Holzwirtel (Abb. 167). Diese primitive Form hat sich also in der Hand der Kinder noch erhalten, während sie den Erwachsenen verloren gegangen zu sein scheint.

Kleines Tongeschirr ist in allen Größen vorhanden; das größere kann wirklich zum Kochen verwendet werden, während das kleinere nur zum Spielen dient. Das eigentliche Kochgeschirr ist teilweise außen rußgeschwärzt, also dem Feuer ausgesetzt gewesen. Neben den gewöhnlichen Formen (Topf, Abb. 168 a) und Schale (Abb. 168 b c) treten auch andere Formen auf: Schale mit gewölbtem Boden (Abb. 168 d), Schüssel (Abb. 168 e f); eine vierteilige Schüssel (Abb. 168 g), deren Verwendung mir trotz der langen indianischen Auseinandersetzung der betreffenden Mutter nicht klar geworden ist, scheint zu einem ganz besonderen Zwecke benutzt zu werden.


Abb. 167.
Kinderspindel mit Holzwirtel.

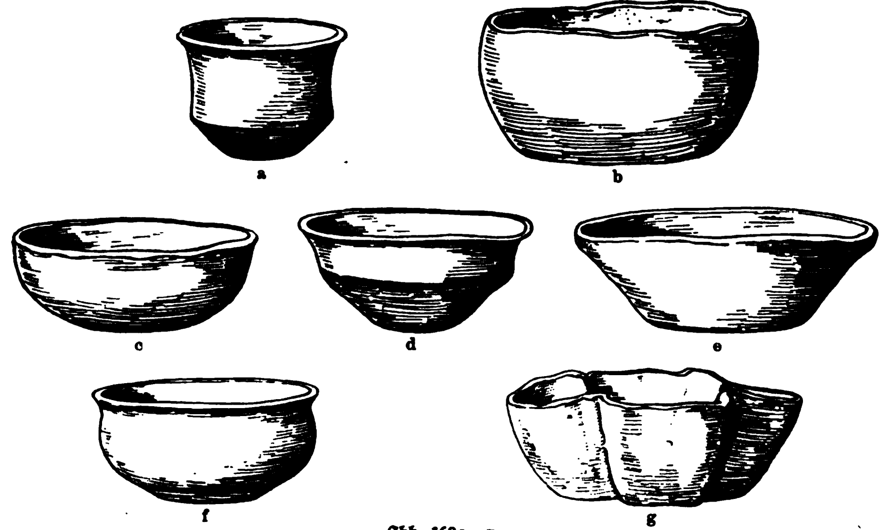


Abb. 168 a—g.
Kleines Tongeschirr für Kinder.

Alles übrige Geschirr dient nur zum Spielen; es ist zum Teil ungebrannt und so klein, daß das Kochen damit unmöglich wird. Überraschend ist hier neben den gewöhnlichen Typen die Unmenge abweichender, fast europäisch aussehender Gefäße, die merkwürdigerweise alle aus dem Dorfe an der Tapirapémündung stammen. In anderen Dörfern habe ich diese eigentümlichen Formen

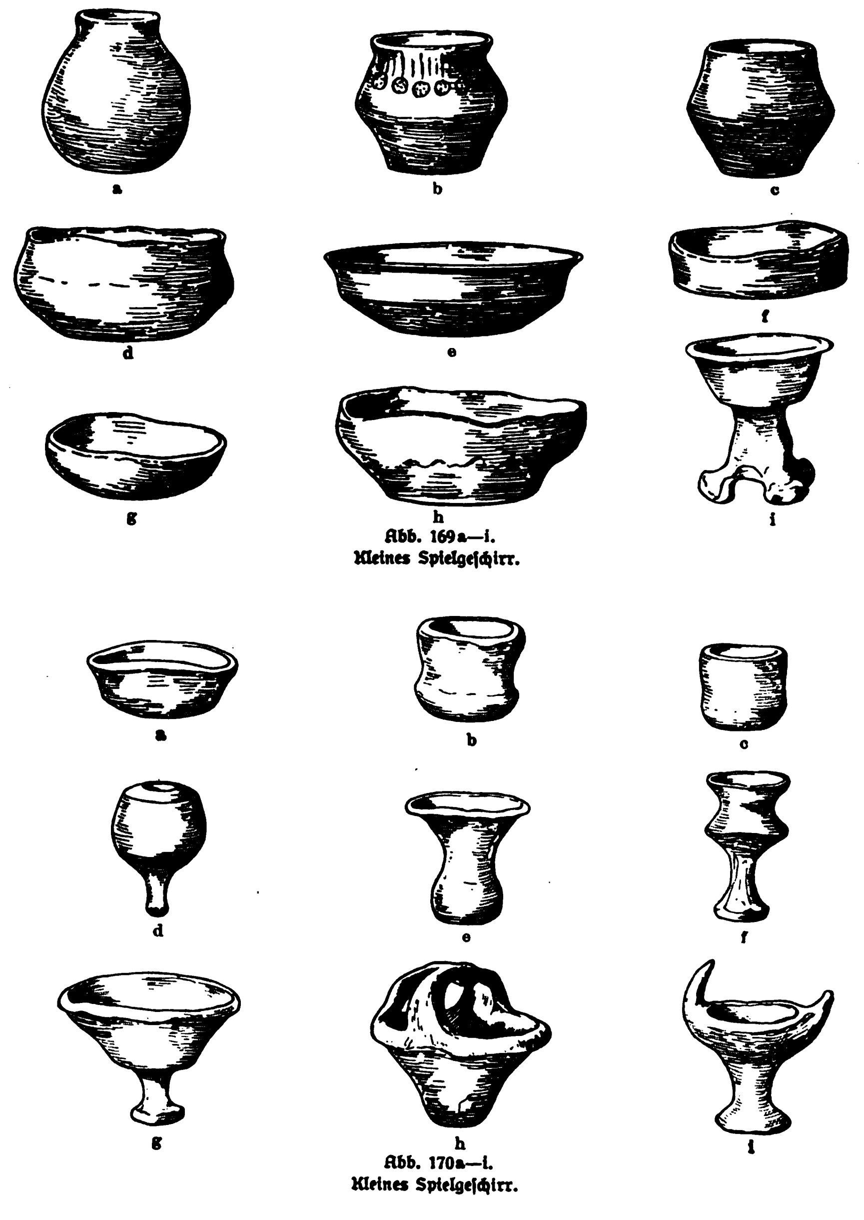


Abb. 169a—i.
Kleines Spielgeschirr.

Abb. 170a—i.
Kleines Spielgeschirr.

nicht gesehen. Sollte hier Einfluß der Tapirapéindianer vorliegen? Einige Exemplare scheinen nur ungeschickte Ausführungen echter Karajátypen zu sein. Von den gewöhnlichen Formen sind zu erwähnen: wasserkrugartige Gefäße (Abb. 169 a b), hohe geschweifte Töpfe (Abb. 169 c), doppelkonische Töpfe (Abb. 169 d), flache Kochtöpfe (Abb. 169 e), flache Schüsseln mit geraden oder gewölbten Seiten (Abb. 169 f—h), dreibeiniger Topf (Abb. 169 i). Die abweichenden Formen bestehen in ovalen Schalen (Abb. 170 a), kleinen Töpfen mit minimaler Öffnung (Abb. 170 b c), deren Boden zum Teil in eine Spitze ausläuft (Abb. 170 d), vasenähnliche Töpfe (Abb. 170 e), gestielte Töpfe (Abb. 170 f), Pokale (Abb. 170 g), blumenkorbartige Schalen mit dreiteiligem Henkel (Abb. 170 h) und lampenähnliche Schalen mit zwei Spitzen am oberen Rande (Abb. 170 i).

Diese kleinsten Gefäße leiten uns schon zu den eigentlichen Spielsachen.

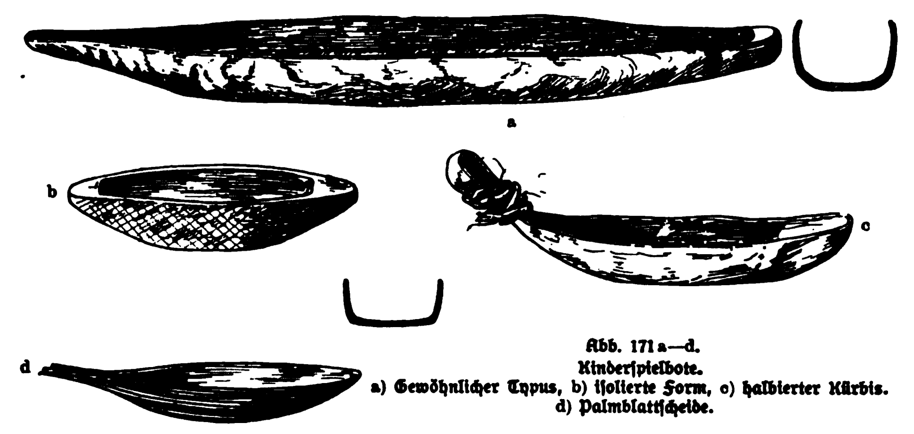


Abb. 171 a—d.
Kinderspielbote.
a) Gewöhnlicher Typus, b) isolierte Form, c) halbierter Kürbis.
d) Palmblattscheide.

Kleine Boote (hāwŏllŏlé) mit Rudern werden von den Kindern, besonders den Knaben, in den Lachen am Rande der Sandbänke schwimmen gelassen. Ihre Form weicht insofern von der der großen Boote ab, als das Hinterteil quer abgeschnitten ist und nicht in eine lange Spitze ausläuft. Den gewöhnlichen Typus stellt das Boot in Abb. 171 a dar, zu dem zwei bemalte Ruder und eine Tonpuppe (Mädchen mit langem Schnurschurz und Federstutz) gehören. Einen abweichenden Typus zeigt das Boot in Abb. 171 b; es ist von Kurišĭ geschnitzt, der schon in Rio und São Paulo war und aus eigenem Antriebe bemerkte, daß diese Form seiner eigenen Fantasie entsprungen sei. Als Ersatz für diese Nachbildungen wurden halbierte Kürbisschalen (išá, Abb. 171 c) oder Palmblattscheiden (ēlüdăẓí, Abb. 171 d) benutzt, die an Stricken im Sand entlang gezogen wurden; sie wurden nur im Dorfe an der Tapirapémündung beobachtet. Die kleinen Ruder, die zu diesen Bootmodellen gehören, weichen in der Griffbildung und zum Teil auch im Blatt von den großen Rudern ab (Abb. 172 a—d). Einige zeigen die typische Bemalung: rotes Mittelquerband auf dem schwarz gefärbten Blatte.

Die Gewehrnachbildung (mähãuá = Gewehr) wird von den kleinen Knaben gehandhabt. Der Lauf ist durch ein Stück Rohr dargestellt, in das nahe dem einen Ende ein kürzerer, nahe dem anderen ein längerer Querschnitt eingeschnitten ist. In beide Schnitte ist ein feiner Bügel aus gespaltenem Rohr gespannt (Abb. 173 a). Man hält das Gewehr in der linken Hand, mit dem längeren Querschnitt von sich ab, zieht den Bügel darin mit dem Zeigefinger der rechten Hand zurück und läßt ihn wieder vorschnellen. Der Ton, der beim Anschlagen vorn erzeugt wird, stellt den Schuß dar. Das Rohr ist sorgfältig ausgehöhlt; zum Reinigen dient ein kleines Instrument aus Bambus mit kurzem Griff und dünner, schmaler Klinge (Abb. 173 c). Auch Doppellaufgewehre sind üblich. Die beiden Rohre sind mit hellem Harz aneinandergeklebt und mit zwei Baumwollumwickelungen verbunden (Abb. 173 b). Das Schießen von kleinen Steinchen, das doch mit diesem Instrument möglich ist, wurde nicht geübt. Erst als ich ihnen das vorgemacht hatte, schossen sie eifrig mit Steinchen gegen kleine Wachsschweinchen, die sie im Sande aufstellten. Zur Untersuchung darüber, ob es sich hierbei tatsächlich nur um eine Nachbildung der Gewehre oder etwa um ein altes Spielzeug handelt, auf das nur dieser Name übertragen wurde, muß noch mehr Vergleichsmaterial bei anderen Indianerstämmen beigebracht werden, als bisher vorliegt.

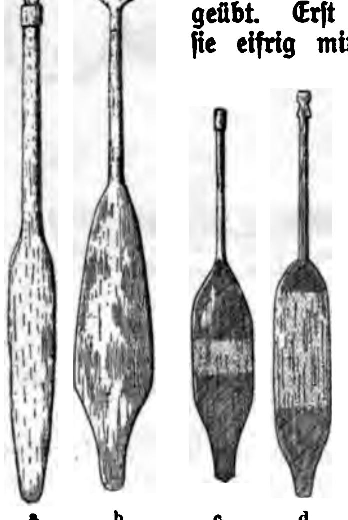


Abb. 172 a—d.
Kinderspielruder (c und d bemalt).

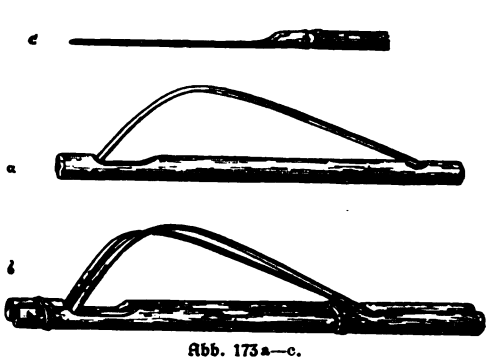


Abb. 173 a—c.
Gewehrnachbildungen. Karajá.
a) Einfach, b) Doppellaufgewehr, c) Instrument zum Reinigen der Rohre.

Kreisel sind sehr gebräuchlich (küdãué). Sie bestehen aus einer doppelkonischen Wachsscheibe von 3½—6 cm Durchmesser und 1—2 cm Dicke, durch die ein Holzstäbchen von 5—18½ cm Länge so gesteckt ist, daß es unten nur ganz wenig hervorragt (Abb. 174 a—d). Kreisel mit planparallelen Tonscheiben, die beiderseits mit hohen Wachsschichten belegt sind, wie sie Ehrenreich mitbrachte, habe ich nirgends gesehen, dagegen fehlen in Ehrenreichs Sammlung die Kreisel mit Wachsscheibe. Meist sind die

Scheiben mit roten und gelben Federchen und roten Holzstückchen belegt, die beim Tanzen Kreisfiguren erzeugen. Gequirlt wird der Kreisel zwischen den flachen Händen in der Luft und dann fallen gelassen. Die erwünschte Drehungsgeschwindigkeit hat er erst dann erreicht, wenn er summt.

Auch Brummkreisel (Inaulná) sind gebräuchlich. Der Körper besteht aus einem Kürbis, der zwei seitliche, einander gegenübergelegene, verschieden große Löcher trägt. Der Stiel geht von oben bis unten durch und ragt unten noch 14½ cm hervor. Er ist mit Wachs im Kürbis befestigt (Abb. 175). Zum Aufziehen dient eine Schnur, die am Ende ein kleines Griffholz trägt. Offenbar fehlt ein Ring oder dergleichen, um das Aufziehen ohne Beschädigung

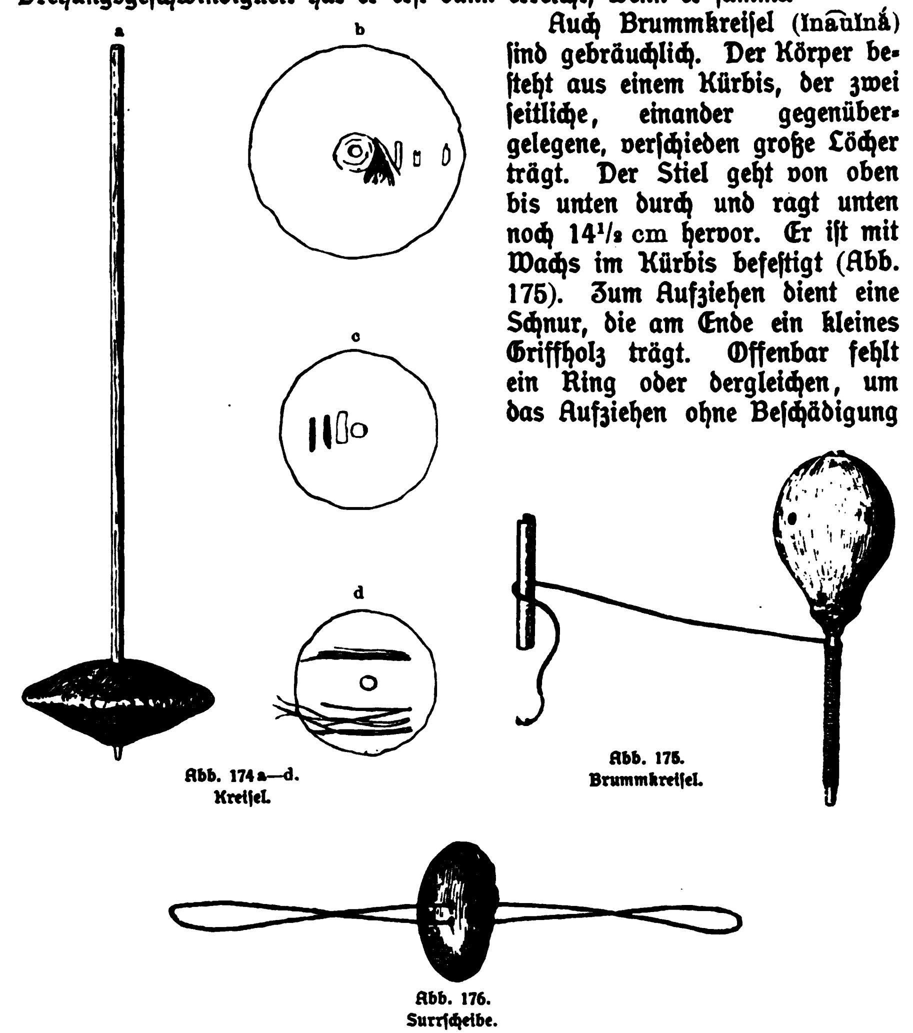


Abb. 174 a—d. Kreisel.

Abb. 175. Brummkreisel.

Abb. 176. Surrscheibe.

der linken Hand zu ermöglichen. Koch-Grünberg bildet in seinem Buch: „Zwei Jahre unter den Indianern" (Berlin 1910), Bd. 1, Seite 121, einen Brummkreisel vom Rio Aiary ab, der ganz ähnlich ist, und bei dem ein geflochtener Ring die Hand schützt. Vielleicht benutzen auch die Karajá derartige Ringe. Benutzt werden kann der Brummkreisel nur auf festem Boden, also wohl nur in der Regenzeit auf den Hochufern. Angeblich soll er allgemein ge-

bräuchlich sein, doch sah ich nur dies eine Exemplar (in dem Indianerhaus in São José). Auffällig ist der Name, der mit dem der Tanzmaske Inaûinî fast übereinstimmt.

Die Surrscheibe [(ži)žädĕké] besteht aus einer flachen Kürbisscheibe von 7 cm Durchmesser, die in der Mitte zwei Löcher trägt, durch die eine in sich zurückgeführte Schnur gezogen ist (Abb. 176). Die beiden Schlingen werden über die Daumen gesteckt, durch Schleudern wird der Faden zusammengedreht, und dann bringt man durch Abrollenlassen, Ziehen und Nachlassen die Scheibe in Rotation, wobei sie einen surrenden Ton von sich gibt. Die Indianer hatten kein derartiges Gerät da, kannten es aber alle; das in Abb. 176 wiedergegebene stellt ein Modell dar, das mir ein Indianer aus freien Stücken anfertigte. Mein Gewährsmann teilte mir mit, daß nur die Männer diese Instrumente benutzen, Frauen und Kinder dagegen nicht. Auch brachte er es in Verbindung mit dem

Schwirrholz (nöllnölí). Dieses wird an einer Stange gebunden gehandhabt. Ich habe nie ein Schwirrholz gesehen, noch sonst diese Mitteilung bestätigen können. Zu sprechen kam der betreffende Indianer darauf beim Besichtigen des Bildes in Steinens zweitem Reisewerk, Seite 498. Da diese Mitteilung im ersten Dorf erlangt wurde, wo ich mit der Ausdrucksweise der Indianer noch nicht völlig vertraut war, liegt vielleicht ein Mißverständnis vor. Immerhin wäre eine spätere Nachprüfung nötig. Sollte das Schwirrholz existieren, so tritt es wohl in Verbindung mit den Maskentänzen auf. Auch die Surrscheibe, die ja auf die

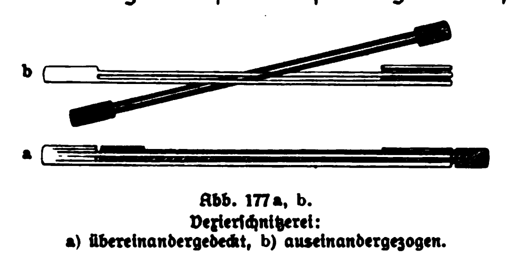


Abb. 177 a, b.
Vexierschnitzerei:
a) übereinandergedeckt, b) auseinandergezogen.

Männer beschränkt sein soll, scheint mit ihnen in Beziehung zu stehen.

Das Fadenspiel (lăļú) habe ich mehrmals ausführen sehen, ohne daß es mir gelungen ist, die schwierigen Bewegungen festzuhalten. Vor allem Kinder beschäftigen sich damit, Erwachsene nur zuweilen. Es gibt einige, die viele Figuren beherrschen, während andere keine fertig bringen sollen. Sie haben Figuren, die nur von einer Person hergestellt werden, und solche, bei denen eine zweite Person durch Abheben usw. mitwirkt. Die Figuren haben jede einen besonderen Namen, vorgeführt wurden mir Wind, Sterne, Hirsch. Im allgemeinen gilt das Fadenspiel als ein sehr schweres Spiel.

Bälle habe ich nicht gesehen, doch wurde mir erzählt, daß sie sich Bälle aus Maisblättern machen (dökí). Sie wollen deren Anfertigung von den Brasilianern gelernt haben. Auch die Federbälle aus Maiskolben mit ringförmiger Einlage, die Ehrenreich erwähnt, habe ich nirgends gesehen.

Schließlich ist noch ein Vexierspiel zu erwähnen, das von den Jünglingen und Männern gern geübt wird. Die Aufgabe ist, zwei ineinanderhängende Rohrfächer aus einem Stück herzustellen. Es kommt dabei nur auf die geschickte Art der Herstellung an. Man spaltet ein Stück Rohr von

etwa 15 cm Länge und 1/2 cm Breite der Länge nach auf, schneidet in der Oberschicht durch parallele Schnitte die beiden Fächer aus, kratzt die Innenmasse bis auf zwei Kolben an den Enden ab, und das Spielzeug ist fertig (Abb. 177 a b).

Sport und körperliche Fähigkeiten.

An Tierkämpfen soll es Hahnenkämpfe geben, die sie, wie die Hühner, von den Brasilianern übernommen haben. Gesehen habe ich keine, beschrieben wurden sie mir folgendermaßen: Kinder verstecken eine Henne unter einer Matte; dann bringen sie nacheinander zwei Hähne dahin, um sie zu reizen.

Klettern wird viel geübt. Sie sind sehr geschickt im Erklettern hoher Bäume; zuweilen sollen sie sich dabei einen Strick um beide Füße als Kletterschlinge binden.

Wettlaufen ist sehr beliebt bei der männlichen Jugend; auch Frauen und Kinder sollen sich daran beteiligen. Anscheinend gibt es Zeiten, wo größere Wettlaufspiele veranstaltet werden (Regenzeit). Sonst laufen die jungen Leute zur Übung auf der Sandbank; der vordere hält oft beide Arme seitwärts gestreckt, um den andern nicht vorüber zu lassen. Eigentümlich ist ihre Ausruhestellung: sie ziehen stehend das eine Bein empor und legen seine Sohle gegen die Innenseite des Knies des anderen (Tafel 30, Abb. 4).

Tauchen wird viel geübt; sie sind sehr geschickt darin, tauchen sehr lange und bringen verlorene Gegenstände fast mit Sicherheit wieder herauf. Es sollen Übungen im Wettauchen stattfinden, wobei der Gewinner einen Pfeil bekommt. Ebenso geschickt sind sie im

Schwimmen. Angeblich werden die Kinder nicht angelernt, sondern lernen es durch Nachahmen und Probieren (ebenso wie das Gehen). Sie schwimmen rasch und ausdauernd. In einem Dorfe schwammen meinen Booten sämtliche junge Leute nach. Auf meine Bitte machten sie mir die verschiedenen Schwimmarten vor: die Männer werfen abwechselnd den rechten und den linken Arm vor, wobei sie sich auf die betreffende Seite legen; die Frauen paddeln wie die Hunde, aber gleichzeitig mit beiden Armen, d. h. sie stoßen beide Arme geschlossen nach vorn und unten; die Mädchen sollen sich gern auf den Rucken legen und beide Arme gestreckt mit einem Ruck nach hinten schlagen. Nach anderer Mitteilung aber sollen die Frauen nicht zu schwimmen verstehen (?). Beim Wettschwimmen dient die Entfernung von einem Flußufer zum anderen (6—800 m) als Bahn.

Die beliebteste körperliche Übung ist das Ringen. Bei jeder Gelegenheit üben sich die jungen Leute darin; es geht dann ganz zwanglos dabei zu. Die Griffe sind die unsrigen, doch scheint Einhaken der Beine üblich zu sein. Verletzungen an Armen und Beinen sollen vorkommen, tödliche nur, wenn der Betreffende auf den Penis fällt. Dem Gegner wird keine Schuld dafür angerechnet.

Wenn die Tracajá Eier legt (August bis September), sollen Ringkämpfe (Idjĭ̃zó), wenn man in den Lagunen die Tartaruga fischt (September bis

Oktober) ganztägige Ringkampffeste (änärkán) stattfinden. Dabei ringt die gesamte Jungmannschaft. Wer die meisten wirft, heißt dērīdṓ (= Häuptling); er bekommt von den anderen Geschenke, wie Pfeile und dergleichen. Wer nie im Ringkampf geworfen wird, heißt īdjā̈ẓúdü; er darf auch als verheirateter Mann die Armstulpen sowie Federschmuck tragen. Auffällig ist die Bezeichnung īdjā̈ẓṓ und īdjā̈ẓúdü; sollte zwischen den Ringkämpfen und den īdjā̈ẓṓ-Maskentänzen etwa irgendeine Beziehung bestehen?

Kommen Karajá in ein fremdes Dorf, so müssen sie offiziell zum Ringkampf mit der Jugend des Dorfes antreten, ehe sie als aufgenommen gelten[1]. Schon sobald das Dorf in Sicht kommt, hört man von da das Herausforderungsgeschrei zum Ringkampf herübertönen: lange und kurze, in verschiedenster Weise miteinander abwechselnde, hundegebellartige kjü-Rufe. Die Fremden verhalten sich ganz ruhig; meist beobachtete ich, daß meine Indianer, die doch dann beim Kampfe gut bestanden, vor Furcht zitterten. Das kjü-Geschrei dauert an, bis die Fremden gelandet sind und der Häuptling ihnen den Kampf befohlen hat. Dann ziehen sie zum Ringplatz, meist bei der Maskenhütte, wo die Jungmannschaft aufgestellt steht, sonst dorthin, wo fester Sand vorhanden ist. Die beiden Parteien treten einander gegenüber, der Häuptling steht auf der Seite der Fremden. Die Einheimischen fordern zuerst heraus: zwei Jünglinge tanzen nebeneinander aus der Reihe vor, indem sie stampfend etwa acht Schrittchen halbrechts vorwärts tanzen, dann eine Vierteldrehung ausführen und in gleicher Weise halblinks vortanzen und so abwechselnd weiter. Dabei schlenkern sie in ganz eigentümlicher Art die herabhängenden Arme, und der jeweils Vordere stößt ein heulendes Geschrei in hoher Tonlage aus, indem er bei jedem Schritte einmal hü schreit (Abb. 10, 11. Ringkampf zwischen Šavajé und Karajá). Sind sie vor der Gegenreihe angelangt, so halten sie inne, drehen auf dem linken Fuße um, wobei sie die rechten Arme weit herumschleudern und beide ein langgezogenes absteigendes hu ausstoßen; dann laufen sie in ihre Reihe zurück. Die Gegenpartei erwidert in gleicher Weise diese Herausforderung. Erst dann tanzen von den Einheimischen zwei Mann auf dieselbe Art vor, aber nur bis zur Mitte, ein Paar der Fremden kommt ihnen tanzend entgegen, und dann beginnt ohne weiteres das Ringen, bis einer der Gegner liegt. Meist dauern die Kämpfe nur ein bis zwei Minuten.

[1] Es ist das eine uralte Sitte, die schon Fonseca aus dem Jahre 1773 berichtet (Rev. trim. 8, 384/85). Danach statteten die Šavajé den Karajá einen Besuch ab; sie kamen in einer großen Anzahl Boote, geschmückt und bewaffnet, schrien und bliesen auf Trompeten. Die Karajá antworteten in gleicher Weise, und während sie ihnen bewaffnet in einem Boote entgegenfuhren, stellten sich die anderen am Ufer hinter dem Häuptling, der eine große Lanze trug, auf. Die Šavajé landeten und stellten sich ebenfalls auf. Beide Volkshaufen gingen dann dreimal vor und zurück, wobei sie schrien und einen Kreis schlossen, in dessen Mitte sich dann die Häuptlinge begrüßten. Darauf begann ein Ringkampf: von jeder Seite ging ein Krieger vor, beide rangen, angefeuert von den Häuptlingen. Die siegende Nation wurde allemal mit drei lauten Schreien begrüßt. Erst nach dieser Zeremonie führte der Karajá-Häuptling den der Šavajé zu Fonseca ins Lager.

Sind die Gegner gleich gewandt und können sie sich nicht zu Fall bringen, so wird der Kampf abgebrochen. Besiegt ist, wer auf den Rücken zu liegen kommt. Er bleibt liegen, der Sieger tanzt, hü schreiend, um ihn herum und steigt zum Schluß über ihn hinweg, oder der Sieger umtanzt mit erhobener Hand in gleicher Weise schreiend den gesenkten Hauptes dastehenden Gegner. Dann gehen beide ab in ihre Reihen. Der Häuptling tanzt darauf mit dem Sieger mit über den Schultern verschränkten Armen, hu schreiend, einmal um den Ringplatz herum. Jeder weitere Kampf wird in gleicher Weise eingeleitet; die große Zeremonie findet jedoch nur vor dem ersten Kampfe statt. Nur einmal sah ich, daß ein einzelner Mann vortanzte, sonst gingen sie immer paarweise vor. Zuweilen wurde die Herausforderung nicht angenommen; dann tanzten die Herausforderer bis zur Gegenseite, drehten dort um und gingen zurück. Darüber, ob die einzelnen sich bestimmte Gegner heraussuchen, oder ob jeder Beliebige auf die Herausforderung eingehen kann, habe ich nichts erfahren können. Nach dem Kampfe nehmen sie eine bestimmte Ausruhstellung ein: sie beugen sich stehend nach vorn und stützen die gestreckten Arme auf die Knie. In dieser Haltung verharren sie, bis sie wieder ringen. Über den Ringkampf zwischen Karajá und Šavajé siehe Šavajé.

Tänze, außer Maskentänze, die religiöser Art zu sein scheinen, habe ich nicht beobachtet. Ehrenreich und Castelnau berichten solche von den Šambioá.

Schießen als Sport war nicht zu beobachten. Ob Wettschießen vorkommen, vermag ich nicht zu sagen. Zuweilen sollen sie zur Übung grüne Kürbisse in die Höhe werfen und mit Pfeilen danach schießen. Das Schießen aus der Rückenlage, wobei sie den Bogen mit den Füßen festhalten, ist ein Sport, dem sie sich zuweilen, aber wegen der großen Schmerzen, die der Sehnenrückschlag an den Füßen erzeugt, nicht zu häufig hingeben. Gesehen habe ich es selbst nicht.

Von Keulenwerfen, von dem Königswald berichtet, habe ich nie etwas gehört noch gesehen.

12. Musik.

An Musikinstrumenten sind die Karajá sehr arm. Sie haben nur Signaltrompeten, kleine Pfeifen und Schildkrötenkratzer; als Begleitinstrument für Gesänge dienen Rasseln. Das ist alles. Es erscheint dieser Mangel sehr verwunderlich, da die Karajá sehr gerne und gut singen und anscheinend musikalisch gut veranlagt sind[1].

An Signaltrompeten haben sie drei Arten.

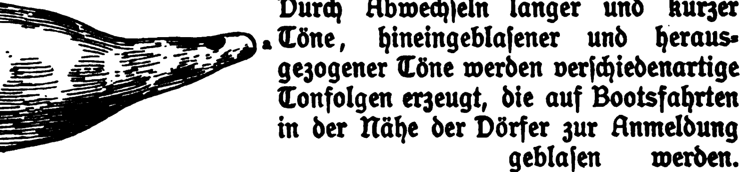
Die Bambustrompete (ühühük) besteht aus einem 44 cm langen Bambuszylinder von 7 cm Durchmesser, dessen Mundende durch einen Knoten gebildet wird, dessen Zentrum durchbohrt ist. Das offene Schallende ist reich beschnitzt (Tafel 58, Abb. 9).

[1] Über die Musikliebe der Karajá siehe Teil I, S. 52.

Die Kürbistrompete besteht aus einem gebogenen Flaschenkürbis von 26 cm Länge, der am schmäleren Ende das seitliche Blasloch, am stärkeren Ende das zentrale Schalloch trägt (Abb. 178 a).

Am häufigsten sind Taquaraflöten mit Kürbisresonnanz [(h)ă(n)djŭ̱lōnā̍]. Die Flöten bestehen aus einem 44—46 cm langen und etwa $3^1/_2$ cm dicken Taquararohr, dessen eines Ende geschlossen, das andere offen ist. Nahe dem geschlossenen Ende befindet sich das seitliche Blasloch. Als Resonanz dient ein Kürbis von 33—38 cm Länge und 16—24 cm Dicke, der beiderseits offen ist, und in dessen größere Öffnung die Flöte schräg hineingesteckt wird. Diese Resonanzkürbisse sind meist mit Brandmalerei verziert (Abb. 178 b).

Diesen Trompeten werden dumpfe Töne entlockt, die sehr weit tragen. Durch Abwechseln langer und kurzer Töne, hineingeblasener und herausgezogener Töne werden verschiedenartige Tonfolgen erzeugt, die auf Bootsfahrten in der Nähe der Dörfer zur Anmeldung geblasen werden. Eine eigentliche Signalsprache scheint aber noch nicht ausgebildet zu sein. Jetzt finden schon Ochsenhorntrompeten, wie sie die brasilianischen Schifferknechte bei sich führen, Eingang.



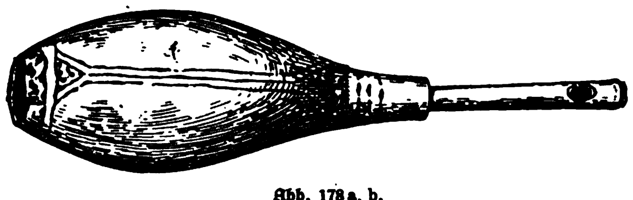


Abb. 178 a, b. Kürbistrompeten.

Sonstige Flöten habe ich nicht gesehen, besonders nicht die von Ehrenreich erwähnten Pansflöten aus Taquara.

Ein kleines Horn aus Kürbisschale, das anscheinend bei Maskentänzen geblasen wird, sah ich in Dorf 8. In Gegenwart der Frauen durfte es nicht angeblasen werden, so daß ich Gebrauch und Tonart nicht kennen lernen konnte. Auch erwerben konnte ich das Gerät nicht; anderswo habe ich es nicht wieder gesehen.

Pfeifen gibt es verschiedener Art.

Die Kürbispfeife (wŏlăwŭ́k ădjŭ̱lōnā̍, lăkŭ́) besteht aus einem kleinen, doppelbauchigen Flaschenkürbis von 8,2 cm Länge, dessen kleinerer Bauch quer abgeschnitten ist (Abb. 179 a). An dieser Querschnittfläche wird der Kürbis von der Seite her angeblasen und gibt dann einen scharfen, hellen Ton.

Buritiblattpfeifen (ădjŭ̱lōnā̍) bestehen aus einem schmalem Buritiblattstreifen, der spiralig aufgewickelt und dann flach gedrückt ist. Durch ein darum geschlungenes schmales Bastband wird die Pfeife in ihrer Form erhalten. Solche Pfeifen sind etwa 3 cm breit und $1—2^1/_2$ cm hoch und haben zuweilen eine Mittelzunge, während diese anderen Exemplaren fehlt (Abb. 179 b). Angeblasen werden sie, indem man die Pfeife mit dem einen Ende flach in den Mund steckt.

Der **Kratzer** aus der Schale der kōdú-Schildkröte (hūlĭ-hūlí) ist aus der 8 cm langen und 3 cm breiten Schale derartig hergestellt, daß das Schwanzende der Höhlung völlig mit Wachs verklebt ist, während der Halszapfen des Bauchschildes mit einer dicken Wachsschicht umgeben ist (Abb. 180 a). Man nimmt die Schale in die rechte Hand, setzt sie mit dem Wachszapfen leicht

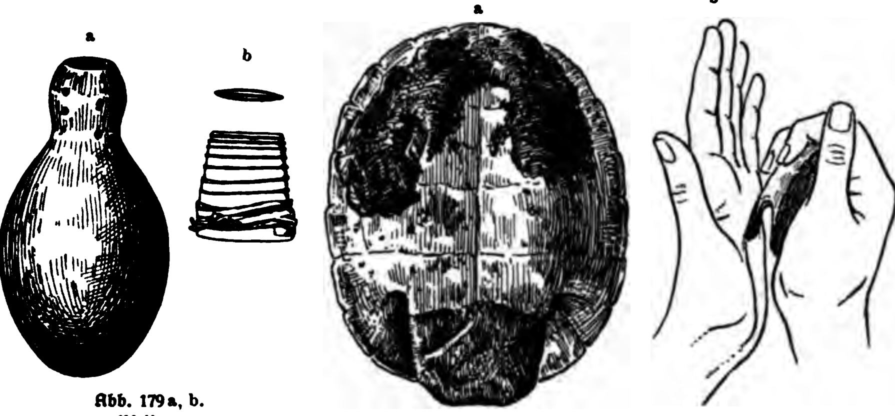


Abb. 179 a, b.
Pfeifen:
a) Kürbis, b) Blatt.

Abb. 180 a, b.
Schildkrötenkratzer und dessen Handhabung.

schräg geneigt auf die straffgespannte linke Handfläche und streicht den Zapfen über die schweißige Handfläche kräftig nach unten (Abb. 180 b), wodurch ein knarrender dumpfer Ton entsteht. Nach Angaben der Indianer soll das Instrument benutzt werden, wenn die Knaben aus dem Walde kommen. Ob hierin ein Hinweis auf Knabenerziehung, Weihen usw. im Walde liegt, gelang mir nicht festzustellen.

Als einziges Begleitinstrument zu ihren Gesängen dienen **Rasseln**. Bei allen Rasseln ist der Stiel durch den ganzen Rasselkörper hindurchgeführt und an beiden Enden

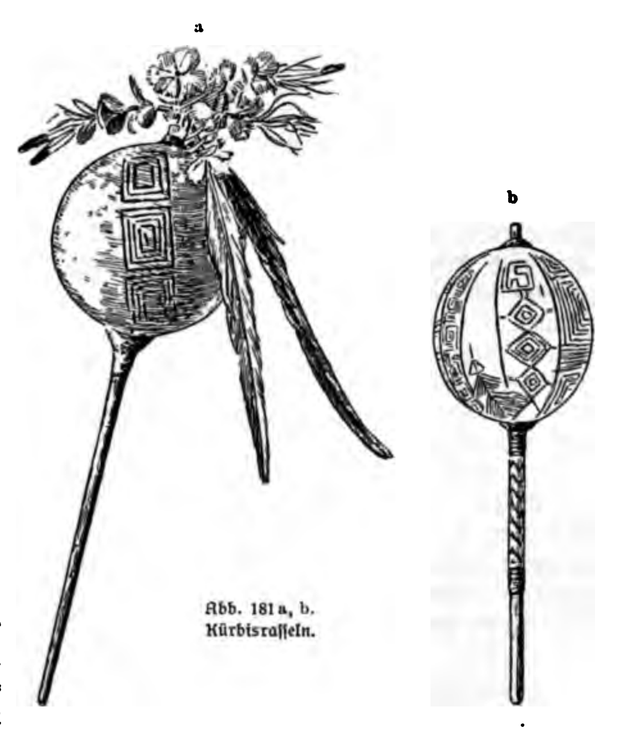


Abb. 181 a, b.
Kürbisrasseln.

mit Wachs befestigt. Er ist einfach gehalten und nur selten ein Stück umflochten. Seine Länge schwankt unterhalb des Rasselkörpers zwischen 9 und 16 cm. Sehr selten sind Affenschädelrasseln, zu denen 7 cm lange und 4—5½ cm breite Affenschädel benutzt werden. Ich traf nur zwei dieser Exemplare an (Tafel 58, Abb. 10 a b). Sonst werden allgemein Kürbisse (ūk̄lū) als Rasselkörper benutzt, die meist 12—15,5 cm lang und 5,5—13 cm dick sind (eine kleine Rassel ist 6,5 cm lang bei 6 cm Dicke). Die meisten dieser Kürbisrasseln sind mit den üblichen Mustern[1] beschnitzt, viele tragen an dem oben aus dem Kürbis hervorragenden Stielende Federschmuck (Abb. 181 a b). Diese Rasseln werden von den Maskentänzern taktmäßig in der Hand geschwungen.

Eine wesentlich größere Rolle spielt der Gesang. Nur die Männer singen, die Frauen lassen nur wie die Männer während der Trauerzeit eintönige Klagegesänge in hoher Stimmlage ertönen. Der Gesang ist einstimmig, Massengesänge kommen selten vor, nur einmal hörte ich einen a-Capellagesang. Bei Tänzen singen zwei Mann gleichzeitig dasselbe, sonst singen sie einzeln, besonders auf dem Fischfang. Anscheinend sind die Karajá sehr musikalisch; sie singen gern und gut. Die meisten ihrer Gesänge sind Maskentanzlieder; doch scheint es, als ob gewisse Leute bestimmte Lieder erfänden und vererbten. Oft wurde mir gesagt: das ist der Gesang dieses Knaben da oder jenes Jünglings dort. Gewisse Tänze und Gesänge scheinen sich nur in bestimmten Familien durch Tradition zu vererben, die anderen kennen sie wohl, führen sie aber nicht aus. Die meisten Gesänge kannte 1908 Häuptling Ilk in Dorf 13, dicht unterhalb von Izabel do Morro. Er war fast unerschöpflich. Der wõrīzõ-Tanz und -Gesang vererbte sich in seiner Familie. Er kannte nicht nur Karajálieder, sondern sang auch solche der Savajé und Tapirapé. In allen Dörfern war er als Sänger bekannt, und überall begehrte man von mir die Wiedergabe der mit ihm aufgenommenen Phonogramme. Im ganzen habe ich 44 Walzen mit Gesängen phonographisch aufgenommen. Die Indianer sangen gern in den Apparat, sobald einmal die erste Scheu überwunden war. Dazu benutzte ich europäische Musik, die sie stark in Erstaunen setzte. Sie lachten laut verwundert, viele hielten sich dabei die gespreizte Hand vors Gesicht; die Frauen schnalzten meist erstaunt mit der Zunge. Heiterkeit erregte vor allem die den Gesängen und Musikstücken vorangehende sprachliche Ankündigung. Instrumentalmusik standen sie völlig fremd gegenüber, Vogelstimmen erkannten sie als solche; Gesänge hörten sie am liebsten und freuten sich über die Tonfülle besonders bei Frauenstimmen. Damit war ihre Scheu überwunden, meist drängten sie selbst herbei zur Aufnahme. Dazu benutzte ich zuerst den Trichter, später den Schlauch, in den sie unbefangener hineinsangen. Waren mehrere Indianer anwesend, so berieten sie erst lange, wer singen sollte, überlegten dann gemeinsam den Text, sangen das Lied erst leise zur Probe

[1] Siehe meinen Aufsatz über „Die Kunst der Karajáindianer", Bäßler Archiv, Bd. II, Heft 1.

vor sich hin, und dann erst setzte sich der Auserwählte vor den Apparat zurecht. Auch Ilk memorierte stets vor der Aufnahme das betreffende Lied. Nach der Aufnahme gab ich sofort das Lied wieder. Ihre eigene Stimme zu hören, löste zunächst stets große Heiterkeit aus, dann sangen sie regelmäßig leise mit zur Kontrolle und lachten zum Schluß äußerst befriedigt, weil alles genau stimmte. Auch bei Wiedergabe von Gesängen aus anderen Dörfern wurden Text und Melodie genau kontrolliert. Auffällig war, daß Ilks Gesänge stets erkannt wurden, auch wenn ich seinen Namen nicht vorher genannt hatte, und obwohl er auch Lieder sang, die ich noch von anderer Seite hörte, die also nicht ihm allein zukamen. Erklären konnten sich die Indianer den Phonographen nicht. Sie schauten bei der Wiedergabe ihrer Lieder stets in den Trichter, „um zu sehen, wer darin sänge". Ilk sprach nach einer Aufnahme noch lange in den Apparat hinein; auf mein Befragen erwiderte er, er habe mit dem Ilk, der da drinnen wäre, gesprochen.

Leider haben sich die Walzen durch die Einflüsse der Feuchtigkeit und Hitze verzogen, so daß sie an dem einen Ende oval geworden sind; ihre Bearbeitung ist daher bisher noch nicht gelungen. Über die Melodien kann ich nur folgendes sagen: „Das Lied, das man alle Tage singt" beginnt mit hohen Kopftönen, geht dann mit wenig Tönen herab und endet in einem langen Satze tiefer Brusttöne. Die hohen Kopftöne und das Umschlagen der Stimme klingen besonders bei älteren Männern nicht gut, während von Knaben und Jünglingen die Töne rein gesungen wurden. Dieses Lied wurde besonders bei der Rückkehr vom Fischfang gesungen. Dann wurden an bestimmter Stelle die Namen der gefangenen Fische eingefügt. In einzelnen Liedern werden Tierlaute nachgeahmt, so z. B. die Töne, die der Pirarara von sich gibt, wenn er aus dem Wasser gezogen wird. Dieses Lied löste stets allgemeine Heiterkeit aus.

Texte habe ich nur wenige erlangt; siehe Anhang II, Texte. Von Tanzgesängen wurden sie mir nicht mitgeteilt, solange Frauen dabei waren. Sodann stieß die Übersetzung bei den geringen brasilianischen Sprachkenntnissen der Indianer auf die größten Schwierigkeiten.

Außerdem erhielt ich noch folgende Gesänge:

Maskentanzlieder der Karajá: aruana[1] (S, N)
djā̆lhēnf (N)
dšēwēliā̆ (N)
īdjā̆ẓố (S, N)
īkŏnā̆ (N)
ūĭjú (S)
wŏrĭẓố (N), 5 Lieder, sowie 9 Tanzgesänge ohne Namen, sodann das Maskengeschrei: kjū.

---

[1] Auf Karajá: ıdjā̆ẓố. Hierin ist mit inbegriffen: „Das Lied, das man alle Tage singt".

Lieder der Karajá: djaûhḷ (S)
hīdăhŏ́ (N)
īōbĕẓé (N)
makanditä (S)
Pakugesang (N)
Pirararagesang (S, N)

sowie 10 Gesänge ohne Namen.

Tanzlieder der Šavajé: īdjaḷhēní (N)

Lied des Šavajé: dēsoî, dĕsoî (N), angeblich gesungen, wenn ein Jaguar getötet wurde.

Lied der Tapirapé: ăkḷiḷí (N).

Die Tapirapé sollen auch ein djăḷhēní-Maskenlied kennen.

13. Politische Verhältnisse.

Kriege scheinen nur des Frauenraubes wegen stattgefunden zu haben; denn stets wurde berichtet, daß die Männer der Feinde erschlagen, Frauen und Kinder dagegen mit ins Dorf gebracht würden. Die Stellung der Karajá zu ihren Nachbarn ist in dieser Hinsicht folgende: mit Bororo und südlichen Kayapó scheinen sie nicht in Berührung zu kommen. Mit Chavánte sind Kämpfe vorgefallen, bei denen die Karajá stets die größeren Verluste hatten. Mit den Šavajé der Insel Bananal leben sie in freundschaftlichem Verkehr, während die Canoeiros, ebenfalls auf Bananal, gegenwärtig ihre gefürchtetsten Feinde sind. Mit den Tapirapé standen die Karajá früher in friedlichem Tauschverkehr; die Karajá lieferten Eisenwaren und erhielten dafür Netzdecken, Bogen, Steinlippenpflöcke, Nahrungsmittel, Araras usw. Die Gelegenheit dieses Tauschverkehrs auf einer Sandbank im Tapirapéfluß, weit ab vom Dorfe, benutzten die Karaja, um inzwischen Frauen und Kinder, die in der Pflanzung tätig waren, wegzuführen. Die Tapirapé wußten lange nicht, wer ihnen die Frauen raubte. Vor jetzt etwa 6—7 Jahren nun hatten die Karajá wiederum 5—6 Frauen geraubt; auf der Heimfahrt entflohen diese, die Karajá verfolgten sie und töteten alle bis auf eine, die zu den Tapirapé zurückkam und berichtete, daß die Karajá die Frauenräuber seien. Als im Jahre darauf die Karajá wiederum ihre Handelsfahrt zu den Tapirapé unternahmen, gingen diese scheinbar auf den Handel ein, überfielen dann aber die Karajá und töteten mehrere Männer. Seitdem ist jeder Verkehr zwischen beiden Stämmen abgebrochen; die Karajá fahren nicht mehr bis zum Handelsplatz, und auch die Tapirapé haben sich weiter flußaufwärts gezogen.

Mit den nördlichen Kayapó scheinen die Karajá ebenfalls auf gespanntem Fuße zu leben. Über frühere Kämpfe habe ich nichts berichten hören. Auffällig aber war das feindlich abweisende Verhalten, das meine Karajá den Missionskayapó in Conceição gegenüber an den Tag legten.

Natürlich rauben nicht nur die Karajá Frauen der Feinde, sondern werden in gleicher Weise von diesen ausgebeutet.

Erschlagene Feinde werden liegen gelassen. Über Anthropophagie habe ich nichts erfahren können. Verwundete Stammesgenossen werden ins Dorf zurückgeschafft und vom Arzt in Behandlung genommen. Gefangene Frauen und Kinder werden als Arbeitssklaven benutzt; gefangene Knaben, die nicht arbeiten wollen, werden, wenn sie nicht selbst ausreißen, ausgesetzt. In beiden Fällen gehen sie wohl ihrem Untergange entgegen.

Der Nutzen an der Arbeit der Kriegsgefangenen kommt dem betreffenden Besitzer (ihrem Erbeuter) zugute. Er gibt ihnen dafür Nahrung und Kleidung. Kriegsgefangene Frauen werden außerdem als Dorfdirnen benutzt. Gegen Zahlung eines Pfeiles werden sie der Jungmannschaft des Dorfes sowie fremder Dörfer zur Verfügung gestellt. Dauernde Ansprüche erwirbt man durch Zahlung einer Netzdecke an den Besitzer. Gegenwärtig haben die Karajá nur Tapirapéfrauen als Dirnen; ich traf im ganzen nur fünf solcher Frauen und Jungfrauen, sowie zwei kleine Knaben bei ihnen an. Auch Šavajéfrauen sollen gelegentlich diese Rolle spielen; es sind dies aber nicht geraubte Frauen, sondern solche, die bei Handelszügen sich den Karajá angeschlossen haben oder wegen Vergehungen mit ihnen ausgestoßen wurden (?). Ein Fall, den ich mir nur auf diese Weise erklären kann, ereignete sich bei meinem Besuche der Šavajé, wo ein offenbar schwangeres Šavajémädchen meinen Karajá mitgegeben wurde, um es mit in ihre Dörfer zu nehmen.

Geleitet werden die Karajá durch Häuptlinge (ɩdjā̆ó, dērɩdő, ɩtrí). Sie tragen als äußeres Abzeichen die Kinntätowierung, ihre Frauen den großen Thevetia-Halsschmuck (siehe oben). Sonst haben sie keinerlei Kennzeichen; „man erkennt sie an ihrem würdevollen Benehmen", sagte Kurišǐ.

Die Aufgaben des Häuptlings sind folgende: Er bestimmt und leitet die Arbeiten in der Pflanzung, die Maskenfeste samt ihren Vorbereitungen (Anfertigen der Tanzmasken); er hält auf Ordnung im Dorfe, schlichtet Streitigkeiten, entscheidet Rechtsfälle und unterstützt Arme, Witwen und Waisen. Er bestimmt die Fisch- und Handelszüge, er entscheidet über Kriegsfahrten. Außerdem nimmt er die Fremden in seinem Hause auf und verpflegt sie, und repräsentiert das Dorf den Fremden gegenüber. Diese seine Aufgaben verrichtet er persönlich, ohne Mittelspersonen. Seine Anordnungen gibt er nicht in Beratungen der Männer kund (derartige Einrichtungen fehlen), sondern indem er von Haus zu Haus geht. Nachrichten in andere Dörfer übermittelt er durch Abgesandte, die aber nicht weiter legitimiert werden.

Seine Macht ist indessen nur eine beschränkte; sie beruht völlig auf dem guten Willen der Dorfbewohner. Sind diese aus irgendwelchen Ursachen mit ihm unzufrieden, so ziehen sie einfach weg und lassen ihn allein. Einen solchen Fall berichtete bereits Souza Villa Real 1792[1]. Er traf auf der Fahrt durch den Ostarm fünf Tage unterhalb des Nordendes der Insel Bananal auf einer Sandbank Indianer an, die angaben, aus ihrem Dorf wegen Streitigkeiten mit ihrem Häuptling, den sie für einen bösen Zauberer hielten, abgewandert zu sein.

[1] Rev. trim. 11, 1848, S. 416.

Früher scheint es eine ganze Anzahl Stammes-Häuptlinge gegeben zu haben. 1908 wurden nur vier Häuptlinge genannt[1], während eine ganze Menge Dörfer ohne Häuptlinge lebten (siehe Nachfolge). Der südlichste Häuptling war Fotuna in Dorf Nr. 14, die übrigen Cyriäki in Dorf 18, Cumanakú in Dorf 21 und Crisote in Dorf 22. Es scheint, als ob ihre Macht zunächst nur auf das betreffende Dorf beschränkt sei. Doch scheinen sich um sie die jungen Leute auch aus anderen Dörfern zu versammeln; wenigstens traf ich in den Dörfern mit Häuptlingen regelmäßig eine ungewöhnlich große Anzahl von Jünglingen an. Auch meine Karajáruderer gehorchten willig den Befehlen dieser Häuptlinge. Die von den brasilianischen Bootsleuten capitão genannten Leute der einzelnen Dörfer sind keine indianischen Häuptlinge, sondern meist Leute, die etwas brasilianisch verstehen und infolgedessen den Verkehr mit den Bootsleuten vermitteln (z. B. Ilk).

Daß es auch zu Rivalitäten zwischen Häuptlingen kommen kann, beobachtete ich bei meinem Aufenthalte an der Tapirapémündung. Auf der Talfahrt traf ich in Dorf Nr. 18 zwei Häuptlinge an, den gutmütigen alten Stammeshäuptling Cyriäki und einen sogenannten Capitão, den tatkräftigen, gefürchteten Chico Cadete. Von ihnen hatte Cyriäki das würdevollere Auftreten, obwohl er keinen Anhang im Dorfe besaß; Cadete herrschte dort unbedingt, so daß Cyriäki völlig in den Hintergrund trat. Auf der Bergfahrt traf ich das Dorf auf einer Handelsfahrt nach Santa Maria begriffen. Als ich von der Befahrung des Tapirapé zurückkam, fand ich Cyriäki im Dorf an der Tapirapémündung vor. Er war wegen Streitigkeiten mit Cadete von Dorf 18 weggezogen und hierher nach Dorf 17 übergesiedelt.

An Vorrechten genießen die Häuptlinge für ihre Amtsführung folgende: Sie arbeiten nicht in der Pflanzung, jagen nicht und fischen neben Tartaruga und Tracajá nur Tokunaré, Pintado und Pirarucú. In der Nahrung sind sie keinen Beschränkungen unterworfen. Sie dürfen mehrere Frauen haben, die gemeinsam in ihren Häusern wohnen; eine Hauptfrau gibt es nicht. Ihre Häuser werden von den Dorfbewohnern gebaut; sie sind zuweilen größer und höher als die anderen Häuser.

Ist der Häuptling abwesend, so überträgt er die Leitung seiner Frau; auch sein Sohn scheint ihn oft zu vertreten.

Zu seinem Amte wird der Häuptling schon von klein auf erzogen. Nach einer Waschung mit heißem Wasser lebt er vier Jahre lang abgeschlossen in einer besonderen Hütte; hier lernt er von seinem Vater die Tänze und Tanzgesänge, lernt Rechtsprechen und was sonst zu seinem Amte nötig ist. Er darf auch schon Entscheidungen fällen, die durch seinen Vater kundgegeben werden. Dafür erhält er Pfeile, Steine für Lippenpflöcke und dergleichen geschenkt. Die Lehrzeit schließt mit einem großen Feste ab.

Nachfolger des Häuptlings ist sein Sohn. Hat er nur Töchter, so wird eine von ihnen Häuptling (ha͡uěké děrōdí). Heiratet diese, so bleibt die

---

[1] Souza Villa Real erwähnt 1792 von den Karajahi auch nur vier Häuptlinge, allerdings nur dem Hörensagen nach; Rev. trim. 11 (1848), S. 432.

Würde bei ihr, sie geht nicht auf den Mann über. Hat der Häuptling keine Nachkommen, so bleibt das Dorf ohne Oberhaupt; es muß dann erst ein Knabe von klein auf zu diesem Amte erzogen werden. Dann beraten sich die Männer des Dorfes, wählen ein Kind aus, gehen zu dessen Mutter und fragen sie, ob sie ihr Kind Häuptling werden lassen wolle. Gibt sie ihre Einwilligung, so wird der Knabe zu seinem Amte erzogen, anscheinend von seinem Vater. So z. B. war der Häuptling des Dorfes 7 längst gestorben. Sein Sohn hieß Cadete; dieser hatte drei Töchter und einen Sohn. Der Sohn starb vorzeitig, die Töchter wollten die Regierung nicht annehmen, also gab es keinen Häuptling in diesem Dorfe. „Es müßte erst wieder einer dazu erzogen werden."

Fremde werden vom Häuptling aufgenommen und bewirtet. Der gute Ton verlangt, daß der Fremde allerlei Geschenke (Kokosnüsse, Honig, Bataten, Töpfe, Matten usw.) erhält, in der Erwartung, daß er dafür reichlich wiedergibt. In meinem Lager nahe den Dörfern blieb ich nie allein, sondern es war ununterbrochen, Tag und Nacht, eine Wache von 2—3 Jünglingen, manchmal auch von mehreren, im Lager anwesend. Nachts schliefen sie am Herdfeuer. Offenbar ist diese Maßregel einem Mißtrauen gegen die Fremden entsprungen. Jetzt aber wird das Stellen der Wache gerade von den Indianern, die noch auf alte Formen halten, als eine Ehrung angesehen, die dem Fremden erwiesen wird, und besonders hoch ist die Ehre, wenn der Häuptling selbst nachts im Lager des Fremden bleibt.

Rechtsverhältnisse. Persönliches Eigentum ist schon stark ausgebildet. Als solches gelten: Haus und Boot (beide der Frau gehörig), Waffen, Geräte, Schmucksachen und Kleidungsstücke. Die Nahrungsmittel aus der Pflanzung sind Familieneigentum, große Ausbeuten bei Jagd und Fischfang werden unter das gesamte Dorf verteilt. Auch kleine Kinder besitzen schon als Eigentum ihren Schmuck und Spielsachen. Über den Verkauf entscheidet nur der jeweilige Besitzer, wenn es ein Kind ist, dessen Eltern, meist die Mutter. Fremde mischen sich nie in die persönlichen Angelegenheiten der anderen ein.

Eigentumsverletzungen kommen nur selten vor. Mir gegenüber beobachtete ich nur einmal einen Diebstahlsversuch. Diebstähle scheinen sich im wesentlichen auf Pflanzungsprodukte zu erstrecken und bleiben anscheinend nicht lange verborgen. Der Geschädigte beschwert sich beim Häuptling; dieser schickt ihn zum Dieb mit der Anweisung, von diesem Entschädigung zu verlangen. Weigert sich aber der Dieb, das zu tun, so beschwert sich der Geschädigte wiederum beim Häuptling und darf, falls dieser einwilligt, „Streit" mit jenem beginnen, d. h. also, sich gewaltsam sein Recht verschaffen.

Totschläge scheinen, wenn auch selten, vorzukommen. Dabei herrscht die Sitte der Blutrache: die Verwandten des Getöteten verfolgen den Mörder überallhin, auch in andere Dörfer, bis sie ihn erschlagen haben.

Soziales Leben. Mißliebige Elemente (Prahler, Schwätzer, Zankhähne) werden bei Gelegenheit verprügelt. So soll mein Camarada Pedro II, in Dorf 17 fast wöchentlich seine Prügel beziehen wegen seiner unglaublichen prahlerischen Aufschneiderei.

Bösartige Elemente, die mit ihren Streitereien das Dorf nie zur Ruhe kommen lassen, werden schließlich, wie Kuriší berichtete, auf Befehl des Häuptlings von den anderen getötet; ihre Verwandten haben dann keine Rechte auf Blutrache.

Standesunterschiede fehlen. Kriegsgefangene Frauen und Kinder dienen als eine Art Sklaven. Dagegen gibt es Vermögensunterschiede; es gibt reiche und arme Leute. „Der Reiche hat alles, Äxte, Messer, Töpfe; der Arme hat nichts. Er geht zum Reichen und sagt: Gib mir einen Topf, eine Axt. Der Reiche muß es ihm geben." (Kuriší.)

Als reich gelten besonders die Häuptlinge, die ja von ihrem Überfluß an Gegenständen den Armen mitteilen müssen. Als besonders reich galten Ilk in Dorf 13 und Crisote in Dorf 22. Die Indianer der Südhorde gelten als arm, und sie sind es auch im Vergleich zur Nordhorde, die selbst wieder den Šavajé gegenüber als arm zu bezeichnen ist.

Grußformen. Kommt jemand in ein fremdes Dorf, so verharrt er gesenkten Hauptes im Boote (sta sem vergonha, d. h. ohne Scham, wie die Indianer fälschlich statt com v., d. h. voller Scham sagten), bis die anderen kommen, ihn begrüßen und einladen, mit ins Dorf zu kommen. Dann erst gehen sie ans Land. Diese Sitte war besonders bei den Indianern zu beobachten, die sich im Dienste von Weißen befanden. Kam ich in ein Dorf, so saßen meine Indianer unbeweglich, mit gesenktem Haupte und betretenen Gesichtern im Boot, bis der Häuptling des Dorfes sie angesprochen hatte. Sie taten in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes im Dorf keinen Handgriff, aßen auch nicht aus meiner Küche, sondern hungerten, falls sie keine Verwandten im Dorfe hatten, die sie verpflegten. Sie waren eben sem vergonha.

Bei der Rückkehr von der Reise wurden sie von ihren weiblichen Verwandten und Angehörigen mit tränenreichen Reden empfangen[1]. Dabei sehen sich beide Teile selten an, oft stehen sie hintereinander. Die Klagen finden in weinerlichem Tone statt. Plötzlich hören sie auf und unterhalten sich ganz freundschaftlich mit dem Zurückgekehrten. Offenbar ist das Ganze bloß Zeremonie, deren Übertreibung seitens einzelner Frauen selbst bei den übrigen Indianern spöttisches Lächeln hervorrief.

14. Ehe, Geburt, Erziehung, Tod.

Ehe. Ein Verlöbnis oder eine Hochzeit habe ich nicht mit erlebt, so daß sich meine Mitteilungen hierüber nur auf die Angaben der Indianer stützen.

Das Alter, in dem die Heirat stattfindet, war schwer zu bestimmen. Männer heiraten anscheinend zwischen 17 und 20 Jahren, die Frauen zeitiger, mit 14—16 Jahren. Als Ehehindernis gilt nur die direkte Verwandtschaft zwischen Geschwistern; Vettern und Basen dagegen dürfen einander heiraten. Anklänge an Eheverbote, die vielleicht auf Totemismus zurückgehen könnten,

[1] Auch diese Art der Begrüßung lange nicht gesehener Verwandter durch weibliche Angehörige wird bereits von Fonseca 1773 (Rev. trim. 8, S. 379) erwähnt.

habe ich nirgends getroffen. Der Freier wirbt zunächst bei der Mutter und den übrigen Verwandten des Mädchens. Die Entscheidung aber liegt dem Mädchen selbst ob. Die Antwort gibt die Mutter dem Freier. Nach Pedro erhält der Schwiegervater vom Vater des Freiers Geschenke, auch muß der Freier für den Schwiegervater mit arbeiten (?). Während der Brautzeit baut der Bräutigam mit der Jungmannschaft das Haus. Dieses wird später Eigentum der Frau, die nach der Hochzeit die Bauleute auszahlt. Die Braut besorgt indessen anscheinend das Hausgerät, die Schlafmatten, Töpfe usw.

Über die Hochzeitszeremonien habe ich nur unklare Nachrichten erhalten. So soll der Großvater den Bräutigam bemalt und geschmückt ins Haus der Braut tragen und wieder zurück. In Begleitung der Jungmannschaft holt der Freier die Frau ab und führt sie ins neue Haus. Dort schneiden sie sich gegenseitig die Beinbänder ab und legen für die Dauer der Ehe die Armstulpen ab. Nach einer anderen Nachricht schneidet dagegen die Braut die Wadenbänder des Mannes ab, die Mutter des Mannes aber die der Braut. Die Brautfahrt findet ohne Gepäck statt. Erst wenn das Paar im Haus angekommen ist, läßt der Mann das Eigentum der Braut herbeibringen und nimmt es in Verwahrung.

Im allgemeinen haben die Karajá nur eine Frau zur selben Zeit; nur der Häuptling kann gleichzeitig mehrere Frauen haben, die gemeinsam in seinem Hause leben. Wie schon oben gesagt ist, gibt es keine Hauptfrau, doch sollen viele Streitigkeiten unter ihnen vorkommen. Wird die Frau alt, so kann der Mann sie wegschicken und eine zweite, jüngere Frau heiraten. Es geht das darauf zurück, daß den jungen Leuten nur die älteren Mädchen übrig gelassen werden, und daß sie, wenn diese zu alt werden, sich dann an die jungen Mädchen halten.

Die Stellung der Frau ist sehr gut. Ihr gehört das Haus, das Hausgerät, das Boot; der Mann wohnt nur bei ihr. In allen Angelegenheiten gibt sie ihr Urteil mit ab. Alle schwere Arbeit übernimmt der Mann: Anlegen der Pflanzung, Heimtransport der Ernte, Jagd und Fischfang. Die Frau hat die leichteren Pflanz- und Erntearbeiten zu verrichten und den Haushalt zu besorgen. Beide sind selten untätig. Die schwere Arbeit wird von den Männern nicht gern verrichtet. Jedenfalls wollen die jungen Leute aus Scheu davor nicht heiraten und schieben die Heirat möglichst weit hinaus, verleitet vor allem durch einige ältere Junggesellen. Das sorglose Junggesellenleben ist ja frei von jeglicher Arbeit; man tut nur, was man will, ein Muß gibt es nicht. Auch Witwer heiraten meist nur aus Rücksicht auf ihre Kinder noch einmal. Haben sie keine Kinder, oder können sie die Heirat irgendwie umgehen, so tun sie das nur zu gern.

Die Mahlzeiten nehmen beide Geschlechter gemeinsam ein. Im allgemeinen ist das Eheleben sehr friedlich, Zank und Streit sind selten. Dennoch beobachtete ich einige Eheszenen: In Dorf 17 erhob sich eines Abends lautes Geschrei und Kreischen einer Frau, dem eine halbe Stunde lang laute Schimpfreden der Frau folgten. Am nächsten Abend kam der Mann zu mir und bat mich um Essen, da ihm seine Frau wegen des gestrigen Streites nichts

zu essen gäbe. Die Ursache des Streites konnte ich nicht erfahren. In Dorf 13 schlug der Häuptling Ilk seine Frau, weil sie bei einem Besuche in Dorf 11 gestohlen habe. So sagte er; die anderen aber erzählten, daß die Frau ihn bös empfangen habe, als er von Dorf 11 zurückkam, weil er sich dort mit einer Frau abgegeben habe; erst darauf habe er sie geschlagen. Im Dorf 7 hatte Kurišĩ bereits die dritte Frau. Die erste war ihm weggelaufen, die zweite gestorben, die dritte, jetzige war viel älter als er und sehr eifersüchtig. Am ersten Abend meiner Anwesenheit beobachtete sie, wie er einem Mädchen auf dessen Bitte zweimal Tabak schenkte. Darauf soll es zu Haus zum Streit gekommen sein; sie zog ihn an den Haaren, er schlug sie. Das Resultat war, daß die Frau nachts mit den Kindern abfuhr, ich traf sie dann in Dorf Nr. 8 wieder. Der Mann war also nun Strohwitwer, hatte nichts zu essen und mußte ins Junggesellenhaus ziehen. Auf der Rückreise traf ich beide wieder vereinigt, sie lebten in Frieden und sprachen, leicht verlegen lachend, über das Ereignis.

Scheidung kommt in dem oben erwähnten Falle vor, daß die Frau zu alt wird. Der Mann schickt sie dann fort und heiratet meist ein junges Mädchen. So hatte in Dorf Nr. 5 der Mann seine alte Frau nach São José zu ihrem Bruder geschickt und eine jüngere geheiratet. Die Kinder hatte er behalten, die ältere Frau mußte er weiterhin noch mit Lebensmitteln versorgen. Die Trennung der Gatten leitet die Mutter der Frau; an sie wenden sich beide Teile, wenn eins das andere nicht mehr mag. Die Kinder bleiben in jedem Falle beim Vater. Die geschiedene Frau behält ihr Eigentum. Ehrenreich berichtet (Beiträge, S. 27), daß ein Mann, der seine Frau verstößt, nicht wieder heiraten, sondern nur eine Haushälterin annehmen darf. Nach meinen Beobachtungen ist der oben mitgeteilte Fall aus Dorf Nr. 5 ganz typisch. Ein solcher Mann verfällt durchaus nicht der Verachtung, wie Königswald berichtet[1].

Witwen und Waisen. Verwitwete legen ihre Bein- und Armbänder wieder an. Der Witwer lebt als Junggeselle; er darf wieder heiraten, tut das aber meist nur, wenn er Kinder hat, die der Mutter bedürfen. Sonst scheut er die Arbeit, die dem Ehegatten obliegt. Witwen bleiben im Hause wohnen, das ja ihr Eigentum ist. Sie dürfen wieder heiraten. Ihren Unterhalt empfangen sie vom Häuptling, falls keine erwachsenen Söhne da sind, die für sie sorgen können. Andernfalls bestimmt der Häuptling jemanden, der für sie pflanzen und fischen soll, und bezahlt ihn dafür. Waisenkinder werden vom Bruder der Mutter aufgezogen und unterhalten.

Außereheliches Geschlechtsleben. Die Mädchen suchen ihre Reinheit möglichst zu bewahren; so gehen sie nicht allein in den Wald, aus Furcht vor der Jungmannschaft. Hat ein Mädchen dennoch Unglück, so wird es, wenigstens in der Südhorde, nicht bestraft. Auch in diesem Fall wird es von anderer Seite geheiratet. Über die harten Strafen für vorehelichen Verkehr und Ehebruch, wie sie Ehrenreich und Königswald mitteilen, habe ich

[1] Globus, Bd. 94, S. 237.

nichts erfahren können. Die Männer genießen vor der Ehe volle Freiheit. In vielen Dörfen befinden sich Tapirapé- und Savajéfrauen, die als Prostituierte dienen und auch Fremden zur Verfügung gestellt werden. Doch scheinen sich die Karajá auch mit Stammesangehörigen zuweilen in Abenteuer einzulassen. Pedro schäkerte in vielen Dörfern mit jungen Mädchen, die er seine primas (Basen) nannte; im Lager Nr. 23 wurden ihm von zwei Frauen Anträge auf ein nächtliches Stelldichein gemacht, doch lehnte er sie ab. Über die Einrichtung der viri viduarum, von der Ehrenreich nach Magalhães berichtet (Beiträge, S. 28), habe ich nichts erfahren.

Geburt. Während der Schwangerschaft tragen die Frauen kleine geflochtene Matten um die Hüften, die sie vorn mit den Händen zusammenhalten. Die Schwangerschaft wird vorzeitig unterbrochen, indem die Frau Pulver aus zerstoßenem weißen Stein (mänäülá) ißt oder Blut trinkt. Künstlicher Abortus gilt nicht als verboten.

Die Geburt findet im Hause statt (nach einer isolierten Angabe auch in einem besonders dazu gebauten Hause); die nach Ehrenreich hockende Frau wird von ihrer Mutter unterstützt. Der Mann ist unbeteiligt (nach Ehrenreich hilft er dagegen seiner Frau). Es soll allerlei Medikamente zur Erleichterung der Geburt geben. Die Nabelschnur wird mit einem Taquaraspan abgeschnitten und Asche auf die Wunde getan. Die Nachgeburt wird im Walde vergraben.

Das Wochenbett ist sehr kurz. Die Mutter bleibt nur einen Tag in der Hütte liegen, am zweiten steht sie schon wieder auf. Nach Ablauf von vier Tagen, während der sie nur Honig und etwas Mandiokabrei zu sich nimmt, wäscht sie sich im Schatten mit heißem Wasser, das sie in einem Topfe neben sich stehen hat. Danach arbeitet sie wieder und darf alles wieder essen. Der Mann mußte in früherer Zeit ebenfalls eine gewisse Diät einhalten, während er das heute angeblich nicht mehr tut. In uralter Zeit, „als die Karajá noch unter Wasser wohnten", hielt er fünf Monate lang Diät. Später blieb der Mann nur sechs Tage im Hause; er aß weder Fische noch Mandioka — sie seien zu hart —, und leerte täglich den Magen durch Erbrechen, das er durch Essen von Honig mit Pfeffer oder von Ananas mit Pfeffer erzeugte.

Wie lange Zeit nach der Geburt der Mann der Frau fern bleibt, war nicht zu ermitteln; jedenfalls aber wird die Frau eine Zeit lang geschont.

Dem Neugeborenen schiebt der Vater der Mutter, nach anderer Mitteilung die Großmutter, den Schädel zurecht. Es wird dann mit warmem Wasser gewaschen, sodann mit Urukú- und Almesquaharz beschmiert, wodurch der rote Schleim heruntergeht und das Kind hell wird. Dann wird es offenbar nochmals gewaschen und wiederum eingerieben. Hierauf wird es in eine kleine Netzdecke gehüllt. Mißgestaltete Kinder (auch blinde) werden von der Mutter im Flusse ertränkt; es gilt das nicht als Unrecht. Nur wohlgestaltete Kinder werden aufgezogen, auch wenn es alles Mädchen sind. Über die Behandlung von Zwillingen war nichts zu erfahren; dieser Fall sei „noch nicht vorgekommen". Die Familien haben durchschnittlich zwei bis vier

Kinder; fünf gelten bereits als viel. Doch sollen auch noch mehr Kinder in einer Familie vorkommen. Gestillt wird das Kind mehrere Jahre lang, und selbst Kinder von fünf bis sechs Jahren laufen noch zur Mutter, um ihren Hunger zu stillen.

Die Kinder erhalten ihren Namen bei der Geburt von den Großeltern väterlicher und mütterlicher Seite. Diese Namen behalten sie ihr ganzes Leben lang. Viele Karajá trugen christliche Namen, die ihnen von den brasilianischen Bootsleuten beigelegt waren; wirklich getaufte Karajá soll es nur ein bis zwei in São José geben. An Eigennamen erhielt ich eine ganze Anzahl für Personen beider Geschlechter; leider ließ sich keine Übersetzung dafür erlangen. Nur bei folgenden männlichen Namen lassen sich bekannte Silben abtrennen: maüẓí = Töpfertonzusatz (siehe oben, Seite 282); kūḻí = Tapir; ăṅănlŏắ = Katze; ănlüăẓí = Jaguar-ẓi (ẓi = Ei; vielleicht verhört für ti = Knochen). Die übrigen Namen siehe im Sprachverzeichnis.

Bald nach der Geburt werden den Kindern die Ohrläppchen durchstochen zur Aufnahme der Ohrtulpen (kūădjú), die später durch die Ohrstäbe ersetzt werden; später erst wird den Knaben das Lippenloch eingestochen. Beide Maßnahmen finden ohne weitere Zeremonien statt.

Die Knaben laufen nackt umher, die Mädchen tragen einen schwarzen Schnurgürtel. Erst mit 9—12 Jahren schnüren die Knaben den Penis zusammen und hängen die Mädchen die Bastschürze über den Gürtel. Von da an wohnen auch die Knaben mit bei den Jünglingen. Als Abzeichen tragen die Kinder Armstulpen, Waden- und Knöchelbänder, welch letztere von den Knaben schon mit sechs bis acht Jahren wieder abgelegt werden.

Mit Eintritt der Pubertät werden beiden Geschlechtern die Stammesringe auf den Backen eingeschnitten; anscheinend finden dabei keine Zeremonien weiter statt. Von da an tragen die Jungfrauen volle Frauentracht und bekommt der Baumwollbehangschmuck rote Farbe statt der schwarzen, die den Kindern eigentümlich war. Die Jünglinge wohnen für sich; wo es ein Maskenhaus gibt, halten sie sich tagsüber darin auf und schlafen nachts darin oder an einem Feuer in seiner Nähe. Wo es keins gibt, schlafen sie an einem Feuer abseits vom Dorfe. In kleinen Siedlungen mit ein bis zwei Häusern wohnen sie mit im Hause.

Die Eltern lieben ihre Kinder sehr. Es ist rührend zu beobachten, mit welcher Zärtlichkeit sie an ihnen hängen und wie sie, fern von ihnen, beständig mit ihren Gedanken bei ihnen weilen. Als Pedro die (falsche) Nachricht erhielt, daß seine Kinder gestorben seien, war er stundenlang einsilbig und blieb auch von da an merklich stiller, als er sonst gewesen war. Mit kleinen Kindern spielen die Mütter; selbst Küssen der Kinder habe ich beobachtet. Aller erdenklicher Schmuck wird den Kleinen umgetan; je älter die Kinder werden, um so weniger Schmuck wird angelegt, bis endlich Verheiratete fast ganz darauf verzichten. Eine etwa 50jährige Frau lachte selbst über ihre Eitelkeit, als sie von mir dem Enkelkinde geschenkte Perlenketten sich um den Hals legte und wohlgefällig darauf herabsah. Diese Sucht, die

Kinder zu schmücken, geht so weit, daß sie ihnen große Stücke zerbrochener bunter Porzellanteller um den Hals hängen, ohne die Gefahr zu kennen[1]. „Beim Vater gelten die Knaben mehr, die Mutter will lieber Mädchen haben" (Kurišf). Der Vater lernt den Sohn an, die Mutter die Tochter. Entgegen anderweitigen Mitteilungen wurde mir versichert, daß auch Schläge als Strafe vorkommen. Sonst beobachtete ich nur Essenverweigerung als Strafmittel (in Dorf 17, weil der betreffende Knabe nicht gefischt, sondern sich bei mir im Lager herumgetrieben hatte). Ihren Eltern gehorchen die Kinder aufs Wort, und auch Erwachsene folgen noch unbedingt den Ratschlägen ihrer Mutter. So gab Pedros Mutter diesem folgende gute Lehren mit auf die Reise (Pedro war Witwer mit drei Kindern): Verborge kein Geld (Pedro schlug daher Borgversuche anderer Kameraden rundweg ab mit der Begründung, die Mutter habe es verboten); bringe keine Frau mit (auch hierin folgte Pedro seiner Mutter und schlug mehrere Vermittlungsversuche anderer ab); Leute, die den Frauen nachstellen, werden mager; wer aber viel ißt, wird dick.

Auch rechtlich scheinen die Eltern, besonders die Mutter, über ihre erwachsenen Söhne Macht zu behalten. Denn die abschließenden Verhandlungen wegen Pedros Mitnahme der Kinder mußte ich mit dessen Mutter führen. Mit Pedro selbst habe ich gar nicht verhandelt.

Die Folge dieser Erziehung ist, daß die Kinder nie ungezogen sind und sich selten streiten; sie sind heiter und lustig und dem Fremden gegenüber bald zutraulich, ohne sich plumpe Vertraulichkeiten zuschulden kommen zu lassen.

Auf würdevolles und höfliches Benehmen wird überhaupt viel Wert gelegt. In den Hütten wurden mir die Familienmitglieder einzeln vorgestellt. Wenn ich abends beim Feuer ihre Mitteilungen aufschreiben wollte, bliesen sie einen Holzkloben an und hielten ihn mir hin, um mir zu leuchten. Wurde unterwegs Honig gesucht, so brachten sie mir jedesmal einen Teil davon in einer Baumrinde.

Dezenz gehört zum Anstand der Indianer. Die Defäkation findet weit außerhalb des Ortes statt, möglichst versteckt vor den Blicken der anderen. Als ein Mädchen von etwa acht Jahren mir ihren Schnurgürtel verkaufen sollte, lief sie hinter die nächste Mattenwand, legte dort einen neuen an und brachte mir dann den alten. Nur gegen Farzen sind sie etwas nachsichtiger. Laute Töne werden lachend begrüßt oder mit Hundegebell begleitet. In einzelnen Orten schien das geradezu zum guten Ton zu gehören, und einer überbot den anderen. Hingegen wurden üble Gerüche übel vermerkt; alle blickten sich entrüstet nach dem vermeintlichen Übeltäter um und gaben ihrem Unwillen durch mißbilligende bw- und hm̃-Laute Ausdruck.

Tod und Bestattung[2]. Der Eintritt des Todes wird daran erkannt,

[1] Diese Sitte wird bereits von Rufino aus dem Jahre 1846 von den Šambioá berichtet (Rev. trim. X, S. 196).

[2] Ich habe selbst keinen Todesfall beobachtet; meine Mitteilungen hierüber beziehen sich auf übereinstimmende Angaben verschiedener Indianer.

daß man den Verstorbenen anruft und ihn schüttelt: gibt er keine Antwort, so gilt er als sicher gestorben.

Der Leichmann wird dann mit Harz (dömäjé) beschmiert, auf das weiße Flaumfederchen geklebt werden. Das Gesicht wird mit Urukú bemalt (vielleicht auch nur ein Stück vom Ohr übers Kinn zum anderen Ohr), der Lippenflock wird herausgenommen, in die Ohren werden Ararafedern gesteckt; auch sonst wird der übrige Schmuck angelegt (z. B. werden den Frauen die Perlenketten umgehängt). Dann wird der Körper in eine Schlafmatte gehüllt und an eine Stange angebunden, die zu einem abseits vom Dorfe senkrecht im Sande stehenden Pfahl geschafft wird. Ob sie dort angebunden wird, oder was sonst da mit ihr geschieht, konnte ich nicht feststellen. Hier finden die Klagen der Frauen und Verwandten statt. Die Jungmannschaft hält hier die Totenwache, sie bekommt dafür vom Bruder des Verstorbenen Essen geliefert. Ist der Tote abends gestorben, so wird er am nächsten Morgen begraben, ist er am Tag gestorben, so wird er möglichst rasch weggeschafft. Das Bestatten ist Aufgabe der Männer, die Frauen begnügen sich mit Weinen und Klagen. Alle Toten werden gleichmäßig behandelt und bestattet.

Bestattet werden die Toten auf dem Friedhofe. Es gibt mehrere große Sammelfriedhöfe (Urnenfriedhöfe), daneben scheint es noch kleinere Dorffriedhöfe für Bestattungen zu geben. Alle liegen auf Hochufern über der Hochwasserlinie, zum Teil Tagereisen weit vom Orte entfernt. Neu anzulegende Friedhöfe werden von den ältesten Karajá markiert. Die Karajá suchen durchaus, auf ihren Stammesfriedhöfen begraben zu werden. So brachte Kabišá aus Leopoldina sein totes Enkelkind auf den Friedhof nach Schischá (drei Tagereisen abwärts von Leopoldina), weil dort „ungeweihte Erde" sei. Große Friedhöfe befinden sich bei São José, S. Izabel do Morro[1]. Auf den kleineren Friedhöfen wird das Grab ausgehoben und der Leichnam an der Stange wagerecht hineingehängt. Dann werden Stangen über die Öffnung gelegt und das Ganze mit Erde bedeckt. Über die genauere Ausstattung dieser Gräber, deren ich leider keins zu Gesicht bekam, siehe bei Ehrenreich (Beiträge, S. 31). Sechs Tage lang wird auf das Grab eine Schüssel mit Lebensmitteln gestellt. Ist der Körper verwest, so wird das Grab wieder aufgegraben (nach Pedro nach einem Monat, nach Kuriší nach einem Jahr). Die Knochen werden gereinigt und in eine große Totenurne gesammelt. Dieses Reinigen der Knochen von noch anhaftenden Fleischteilen soll mittels eines Knochens wie des zum Ausbrennen der Wunden üblichen geschehen; der Knochen wird mit dem einen Ende ins Feuer gehalten und mit diesem erhitzten Ende dann das Fleisch abgeschabt. Besondere Zeremonien scheinen hierbei nicht mehr vorgenommen zu werden. Die Urnen werden auf den großen Friedhöfen unter Bäume gestellt, wo sie allmählich versanden (siehe Tafel 13, Abb. 2). Ihre Form entspricht der der Kochtöpfe, nur

[1] Offenbar ist das dieser Friedhof, den Rufino am 6. Dezember 1846 besuchte; Rev. trim. X, S. 206.

daß sie mit einem Deckel ausgestattet sind (Tafel 58, Abb. 11). Die größte derartige Urne, die ich sah, hatte einen Durchmesser von 80 cm. Leichen kleiner Kinder sollen angeblich gleich in solchen Urnen beigesetzt werden.

Die Hütte des Verstorbenen wird verlassen und dann verbrannt. Ist der Mann gestorben, so wird der Frau und der Mutter des Mannes das Haar kurz geschnitten bis auf einen ringsum laufenden Haarkranz (nàkùlàù), den Kindern wird das Haar aber nicht verschnitten. Beim Tode der Frau schneiden sich Mann, Mutter und Kinder die Haare nicht ab. Als weiteres Trauerzeichen tragen beide Geschlechter Bast- oder Baumwollbinden um den Kopf. Eine Frau trug außerdem einen schmalen Bastgürtel um den Leib, ein Knabe hatte sich auf die Wadenbänder Baststreifen gebunden. Aller Schmuck wird im übrigen abgelegt. Totenklagen werden von beiden Geschlechtern mit lauter, hoher Stimme in eintönigem Tonfall herausgeschrien; dazu werden Rasselkürbisse geschwungen. Es scheint, daß die Klagen stattfinden, sobald sie durch irgend etwas an den Verstorbenen erinnert werden. Bestimmte Zeiten am Tage ließen sich jedenfalls dafür nicht feststellen. Dabei sind die Leute aber aufrichtig betrübt, man sieht ihnen die Trauer an, wenigstens in der ersten Zeit. Um ein Kind klagt der Vater angeblich nur einen Tag, die Mutter vier Tage. Diese Mitteilung stimmt sicher nicht, da ich in Schischá Trauerklagen um ein Kind hörte, das schon vor etwa drei Wochen gestorben sein sollte. Um die Frau klagt der Mann nur geringe Zeit, um den Mann die Frau dagegen ein Jahr. Nach Ablauf dieser Zeit wird die Witwe auf Befehl des Häuptlings mit Urukú bemalt und mit Schmuck behängt. Darauf klagt sie noch einen Tag, und damit ist die Trauerzeit zu Ende.

15. Religion, Maskenwesen, Zauberei, Medizin.

Über r e l i g i ö s e A n s c h a u u n g e n der Karajá habe ich nur wenig ausfindig machen können. Dem Forscher begegnet nichts, was nur irgendwie an Geisterglauben und Kult gemahnen könnte, mit Ausnahme der M a s k e n t ä n z e.

Leider habe ich nur ganz wenige solcher Tänze gesehen, da ich von Juni bis Oktober im Karajágebiet reiste, während die Tanzzeit gerade von November bis April zu sein scheint. So kann ich nichts über den Sinn dieser Tänze berichten; alle meine Bemühungen, etwas darüber aus den Leuten herauszufragen, scheiterten an der geringen Verständigungsmöglichkeit oder an absichtlicher Verweigerung der Mitteilung. Ich nehme aber an, daß diese Tänze, die mit der Reifezeit bestimmter Feldfrüchte zusammenfallen und bei denen Masken verwendet werden, die Tiere darstellen, zum Teil Erntefesttänze sind, zum Teil aber Ideen entspringen, aus denen sich später der sogenannte Analogiezauber entwickelt hat. Mehr läßt sich nicht darüber aussagen, alles andere würde unnütze Spekulation sein. Einige der Masken sind nicht Tanz-, sondern Bettelmasken, die bei bestimmten Gelegenheiten umherreisen und Nahrungsmittel zusammenbetteln; andere scheinen mit dem

Totenkult in Zusammenhang zu stehen. Jedenfalls haben wir es hier noch mit ganz primitiven Formen zu tun; eine straffe Organisation der jungen Leute scheint völlig zu fehlen; nur die Altersklasse der unverheirateten Männer und das Männerhaus (Maskenhaus) hat sich herausgebildet[1]. Priester fehlen infolgedessen noch gänzlich, es kann noch jedermann an allen Tänzen gleichwertig teilnehmen. Die Anordnung liegt dem Häuptling ob. Vor den Frauen wird alles Maskenwesen geheimgehalten. Genaueres über das Maskenwesen siehe in meinem Aufsatz: Tanzmaskennachbildungen vom mittleren Araguaya (Zentralbrasilien)[2].

Nachholen möchte ich hier nur noch einige Bemerkungen über die Maskenhütten. Castelnau erwähnt und bildet ab (Vue et scènes, Paris 1853, Tafel 8, und Text, Seite 7) im ersten Šambioá-Dorf eine fast halbkreisförmige, senkrechte Palmblattwand, deren gewölbte Seite gegen das Dorf zu gewendet ist. Im offenen Raume stehen etwa zehn Tanzmasken. Daneben befindet sich ein Stangengerüst, das aus mehreren im Kreis gesteckten, schrägen Stangen besteht, aus deren Mitte eine lange Stange emporragt, die am Ende ein Blätterbüschel trägt. Auf Tafel 9 sind diese beiden Bauten etwas größer ausgeführt. Vor der Palmblattwand befinden sich zwei Tänzer, die die Masken auf den Kopf gesetzt haben. Die Art der Darstellung (das Fehlen der Blätterschurze und die Art des Umherspringens) beweist, daß Castelnau Tänzen nicht beigewohnt hat. Auch Ehrenreich berichtet von solchen halbkreisförmigen Verschlägen für Masken, und zwar auch bei den Karajá (Beiträge, Seite 34). Derartige Verschläge habe ich nie gesehen, sondern nur die von mir beschriebenen hausähnlichen Maskenhütten.

Über das Jenseits konnten die Karajá mir keine Auskunft geben. Angeblich kommen die Verstorbenen in den Himmel.

Träume, die sehr häufig sein sollen, werden für Wirklichkeit gehalten. Z. B.: „Wenn jemand träumt, daß ein Verwandter von ihm gestorben ist, so setzt er sich ins Boot und fährt hin, um zu sehen, ob es wahr ist." (Kurišʃ).

Zauber (lŏbūnī́) aller Art ist sehr verbreitet; an seine Wirkung wird auch von aufgeklärten Karajá noch fest geglaubt. Man glaubt, durch Hand-

---

[1] Dr. Walter Lehmann-München vermutet in einer Besprechung meines Maskenaufsatzes im Zentralblatt für Anthropologie, XVI. Jahrg. 1911, S. 100, daß die Tanzmasken ähnlich wie die in Zentralamerika zum Teil mit Totenkult zusammenhängen könnten, und daß sie mit totemistischen Vorstellungen in Kombinationen mit Pubertätsweihen verbunden sein könnten. Der Zusammenhang mit Totenkult scheint für die lŏdnĭ-Maske auch vorhanden zu sein, doch konnte ich leider zu wenig Aufschluß darüber erlangen (siehe Teil I, S. 78), als daß ich mit Sicherheit etwas darüber auszusagen vermöchte. Was den zweiten Punkt anlangt, so vermutete ich von Anfang an Totemismus bei den Karajáindianern, ich habe aber trotz aller Bemühungen nichts derartiges ausfindig machen können. Und mit den Pubertätsweihen ist es ebenso. Ich glaube mich daher im Recht, wenn ich derartige Kombinationen noch unterlasse. Aufgabe eines Forschers, der in der Regen-(Tanz)zeit die Karajá besucht, wird es einst noch sein müssen, diesem Problem seine Aufmerksamkeit zu widmen.

[2] Jahrbuch des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Bd. 3, Leipzig 1910, S. 97—122.

lungen auf natürliche Vorgänge (Regen) einwirken oder durch Zauberei anderen Menschen schaden zu können.

Regenzauber ist sehr gewöhnlich; jeder kann ihn anwenden, jeder hat den dazu nötigen Apparat. Deren habe ich mehrere erhalten:

hĕtjiwá. Zwei kleine Rohrstäbchen sind aneinandergebunden; am vorderen Ende sind auf eine Wachsschicht Federn aufgeklebt. Die Stäbchen sind abgeschnitten, ihre eigentliche Länge beträgt etwa 1 m (Abb. 182[a]). Mit

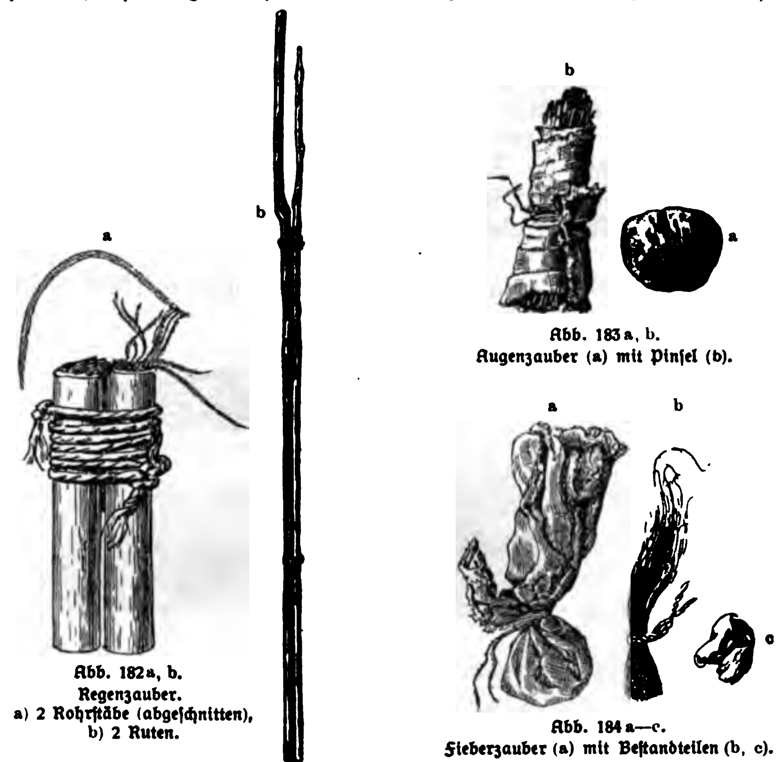


Abb. 182a, b.
Regenzauber.
a) 2 Rohrstäbe (abgeschnitten),
b) 2 Ruten.

Abb. 183a, b.
Augenzauber (a) mit Pinsel (b).

Abb. 184a—c.
Fieberzauber (a) mit Bestandteilen (b, c).

solchen Instrumenten schütteln die Leute gegen die Wolken, um den Regen zu vertreiben.

Ein zweiter Apparat besteht aus zwei etwa 50 cm langen Ruten, die miteinander verbunden sind (Abb. 182[b]). Die dicke schwarze Rute heißt kuŏluní, die schwache helle nŏhŏdāmúdá. Mit beiden schlägt man senkrecht gegen die Wolken.

hülālāhĕdó (kŏwŏlú) besteht aus einer einfachen Rute. Ihre Anwendung soll nur wenigen Eingeweihten bekannt sein. Kurisí führte mir bei drohendem Regen den Apparat vor: im Boote sitzend schlug er damit schweigend wagerecht flußabwärts, als ob er die Regenwolken ,dahin vertreiben wollte.

Um nachts sehen zu können, streicht man mit dem Pinsel (Abb. 183[b])

etwas von der aus der Jequitibafrucht gewonnenen Masse (Abb. 183 a) auf die Augenlider.

Als Schutz gegen Pfeilschüsse klebt man geschabte Bogensehne mittels Wachs als Scheiben von etwa 10 cm Durchmesser auf beide Brüste.

Um bei anderen Fieber zu erzeugen, zerreibt man von der Masse im Säckchen (Abb. 184 a) ein wenig in der Hand und streicht es beim Streit dem Gegner ins Haar. Sich selbst schützt man durch Abwaschen der Hand. Die Bestandteile, aus denen die Masse angefertigt wird, sind in Abb. 184 bc dargestellt; es sind einmal ein Bündel brauner Fasern, sodann eine gelbliche getrocknete Schale, die beide zerrieben und mit Kohle vermischt werden. Den Namen für dies Zaubermittel wollte man mir nicht mitteilen, wie man überhaupt Furcht hatte, mir die Sachen zu überlassen, da ich sie ja hätte gegen die Verkäufer selbst anwenden können. Ich mußte sie vor ihren Augen gleich wegpacken, anders waren sie nicht zu erhalten.

Um einen anderen zu töten, hat man verschiedene Mittel.

Abb. 185 a, b. Affenpenis. b) Rückseite der Eichel in a).

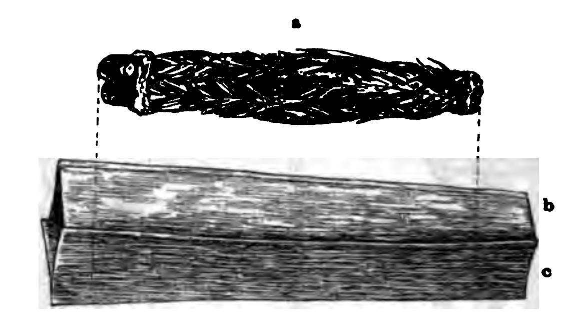


Abb. 186 a—c. Zitteral mit Schutzhülle.

Man flicht aus Bast den Affenpenis (nŏő kraŏbě́, Abb. 185 ab) und steckt ihn dem Feinde zu, der daraufhin sterben muß.

Der Zauberpfeil (bŏḷŏhě́) besteht aus einem 21 cm langen Holzstab, der mit einer Wachsschicht umgeben ist, die mit roten Federchen völlig bedeckt ist. Die Spitze wird von einem Knochenspan gebildet. Eigentlich soll der Pfeil aus Gibaterohr und die Spitze aus Rochenstachel bestehen. Offenbar änderten die Indianer das Instrument so ab, damit ich kein Unheil damit anrichten könnte. Mit einem kleinen Bogen wird der Pfeil gegen Vorübergehende geschossen; der, in dessen Richtung er zu liegen kommt, muß sterben (Abb. 16 ab). Es gibt kein Gegenmittel gegen diesen Zauber.

Der Zitteraal (knŏḷūní, hětjīwá) besteht aus einem Gemisch von zerstoßenen Knochen des Zitteraals, Kohle und Wachs, das in Fischform gebracht und mit roten Federchen beklebt ist. Als Augen dienen zwei Perlmutterscheibchen, den Hals ziert ein weißer Baumwollring (Abb. 186 a). Man hält das

hintere Ende des Zitteraales mit der rechten Hand gegen den Zeigefinger der linken und zielt so auf den Vorübergehenden. Dieser muß sterben, falls er sich nicht sofort vom Arzt behandeln läßt. Der Arzt saugt den Verzauberten am Bein, schlägt ihn mit einer Rute auf Rücken, Brust, Arme und Beine und zieht dadurch den Zauber aus dem Körper heraus. Darauf wälzt er sich selbst auf dem Boden, spukt aus usw., um seinerseits den Zauber loszuwerden. Aufbewahrt wird der Zitteraal in zwei Palmblattschalen (Abb. 186 b c).

Auffällig ist die Verwendung von Kohle als Träger des zauberkräftigen Mittels.

Medizin. Alle Krankheiten gelten als durch bösen Zauber anderer entstanden. Infolgedessen spielen Zauberärzte, denen die Anwendung von Gegenzauber obliegt, eine große Rolle. Daneben wird aber auch eine Menge von Medizinalpflanzen verwendet, die teilweise unfehlbar wirken sollen. Es ist mir geglückt, eine Reihe solcher Pflanzen zu erhalten samt den Mitteilungen über ihre Anwendungsweise.

Die Ärzte (kōḷú, kaûdüwādú, nach Ehrenreich kahötĕbädó) üben ihre Tätigkeit durch Zauberhandlungen aus: Singen, Rasselschwingen, Aussaugen des Krankheitserregers, Massieren, Schlagen mit Ruten, auf deren Enden Zitteraalknochen gesteckt sind, sowie durch Anwendung innerlich und äußerlich zu gebrauchender Medikamente. Ich habe im ganzen von sieben Ärzten gehört, doch mag ihre Zahl größer sein. Davon galt der eine, in Dorf 16, als böser Zauberarzt. Der kranke Häuptling dieses Dorfes war nicht bei ihm in Behandlung, sondern abwärts in Dorf 19 bei einem berühmten Arzt, zu dem von weither die Karajá kamen, um sich heilen zu lassen. Er hatte eine Art Krankenhaus aufgetan: mehrere Mattenwände waren gespannt, in deren Schatten die Kranken auf Matten lagen, gepflegt und unterhalten von ihren Angehörigen. Es mochten drei bis vier Kranke beiderlei Geschlechts hier liegen.

Heilungszeremonien habe ich nicht gesehen. In Dorf 14 hörte ich vom Westende des Dorfes Singen und Rasseln herübertönen, doch ließ man mich nicht hingehen, als ich die Absicht bekundete, den Häuptling Ilk aus Dorf 13 bei seiner Tätigkeit als Arzt zu beobachten.

Die Ärzte werden für ihre Tätigkeit bezahlt mit Booten, Töpfen, Nahrungsmitteln usw. Stirbt der Kranke, so erhalten sie angeblich keine Bezahlung.

In der Chirurgie weisen die Karajá ziemliche Kenntnisse auf.

Auf kleine Wunden streicht man den Absud einer roten Baumrinde (ōdüdĕwó), die in großen Mengen in Töpfen mit etwas Wasser aufbewahrt wird. Oder man streut Asche auf blutende Wunden (z. B. bei Abnabelung), oder streicht auf leichte Verletzungen etwas Urukúölfarbe, damit die Fliegen nicht daran gehen. Auch das Abbinden verletzter Glieder scheint bereits bekannt zu sein. Eiternde Beinwunden (durch Verletzung: kudjú) werden mit warmem Wasser gewaschen; sie heilen auf diese Weise von selbst wieder.

Tiefe Wunden, wie solche von Pfeilschüssen und dergleichen, werden

auch ausgebrannt. Dazu dient ein menschlicher Unterschenkelknochen (Abb. 187; dēī oder wōltsōtī), der mit Bast umwickelt ist. Sein unteres Ende ist durch das Feuer gebräunt. Bei Pfeilschüssen soll noch ein anderes Heilmittel verwendet werden, das in sehr kurzer Zeit, angeblich in einem Tag, die Heilung vollbringt (?).

Gebrochene Glieder werden nach Ehrenreich (Beiträge, S. 32) durch Schienenverbände geheilt. Der Häuptling aus Dorf 16, den ich im Krankenhaus antraf, hatte angeblich einen Beinbruch; ein Schienenverband war aber nicht vorhanden. Nach Kurišis Angabe verstehen sie es auch nicht, Arm- und Beinbrüche zu heilen.


Abb. 187. Knochen zum Ausbrennen von Wunden.

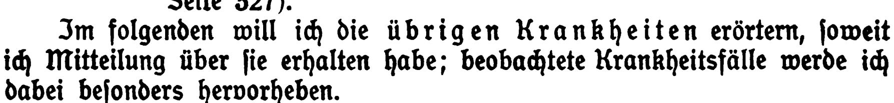
Nabelbrüche habe ich nur einmal bei einem Knaben beobachtet.

Über Aderlaß, von dem Ehrenreich berichtet, habe ich nichts erfahren.

Skarifizieren ist sehr gebräuchlich, fast alle Indianer tragen die Ritznarben davon an Oberarmen und Oberschenkeln. Über die Prozedur, die Ehrenreich (Beiträge, S. 33) beschreibt, konnte ich nichts beobachten. Über den dabei benutzten Apparat siehe oben Seite 218, Abb. 51.

Von Krankheiten, deren Heilung mir nicht bekannt ist, beobachtete ich ein blindes Mädchen, einen einseitig erblindeten Mann, einen wassersüchtigen Knaben, sowie einen Mann, dessen Beine bis zu den Knien vertrocknet waren und der nur durch Kriechen auf Händen und Knien sich fortbewegen konnte.

Ehrenreich berichtet (Beiträge, Seite 32), daß sie des Morgens durch Einführen eines angekohlten Taquarastabes in den Schlund Erbrechen erzeugen, um auf diese Weise den Magen zu entleeren. Er brachte derartige Stöcke auch mit (Berlin 3964). Ich habe diese Sitte nie beobachtet, sondern habe nur, wie oben berichtet, erzählen hören, daß die Männer während der Couvade künstlich Erbrechen hervorrufen (siehe Seite 327).


Im folgenden will ich die übrigen Krankheiten erörtern, soweit ich Mitteilung über sie erhalten habe; beobachtete Krankheitsfälle werde ich dabei besonders hervorheben.

Bei Schlangenbiß wird das betreffende Glied abgebunden und etwas zerschlagene dōähī-Wurzel aufgelegt.

Sehr viel Mittel hat man gegen Magen- und Darmbeschwerden. Gegen Magenbeschwerden benutzt man drei verschiedene Wurzeln. Entweder zerstößt man die mōnā-Wurzel (brasilianisch angeblich murizí), vermischt sie mit Wasser und trinkt die Flüssigkeit, oder man nimmt auf gleiche Weise mit kaltem Wasser angesetzte zerstoßene Wurzel einer Sipo-Pflanze [b(ü)dōiluļé] zu sich. Schließlich wird noch die Wurzel eines Strauches, der zu diesem Zwecke in der Pflanzung angebaut wird, bei Magenschmerzen mit den Zähnen zernagt. Bei Darmbeschwerden werden zwei Wurzeln (dīlūäkōẓē und bēdī)

kleingeschlagen, jede für sich abgekocht, beide Absude dann vermischt und so getrunken.

Auch Abführmittel sind mehrere vorhanden. Die Wurzel ălähĭnŏ (brasilianisch angeblich tiű) wird zerstampft, in Wasser gekocht und als Purgativ getrunken, oder man benutzt die Wurzel einer Schlingpflanze (hămbŭlādŏĕ), die zerstoßen und mit kaltem Wasser ausgezogen wird.

Gelb- und Bleichsucht der Jugend wird geheilt, indem die Blätter einer rotblühenden, auf der Goyaba wachsenden Schlingpflanze (dōwĭlĭzá) zerstoßen und der Körper damit eingerieben wird. Gelbsucht entsteht vor allem durch das Essen von Ton, der in Kugelform gebracht wird. Dies Tonessen geht wahrscheinlich auf das Fehlen des Salzes zurück. Statt des Tones wird auch Asche und Sand genossen, die verstopfend wirken sollen. Oft beobachtete ich, wie die Indianer den Sand der Sandbänke händeweise aßen.

Um dick zu werden, essen sie eine bestimmte kleine Frucht.

Zahnschmerzen scheinen trotz der guten Zähne, deren sich die Indianer erfreuen, doch häufiger vorzukommen, als man anzunehmen geneigt ist. Beobachtet habe ich zwar keinen Fall, doch besitzen sie eine ganze Anzahl Heilmittel dagegen. So benutzen sie die küší genannte Umkleidung von Wurzel- und Zweigstücken (brasilianisch sog. para tudo), sowie eine kleine, sĭbŭrĕ́ genannte Frucht. Die Zähne werden nicht herausgezogen; schmerzen sie, so verwendet man diese Mittel. Im übrigen läßt man sie von selbst ausfallen.

Schnupfen (wadŏwĕ́) habe ich nur einmal bei einem älteren Manne beobachtet. Als Gegenmittel hatte er sich eine Palmblattbinde um den Kopf gewickelt. Anscheinend hatte er einen stark benommenen Kopf, denn er hielt ihn vorn und hinten mit beiden Händen.

Husten (wadŏ́) beobachtete ich vielfach; viele Indianer hüstelten etwas, wohl infolge der kalten Nächte. Die Kinder in Dorf 17 hatten anscheinend den Keuchhusten; sie bekamen beim Husten Erstickungsanfälle, bis es ihnen gelang, einen Schleim auszubrechen. Die Mütter schlugen sie dabei auf den Rücken, ein anderes Gegenmittel war nicht bekannt. Erklärt wurde der Husten als Folge der kalten Nächte und des Mangels an Decken. Ein Mittel gegen Husten kennen sie nicht.

Tuberkulose habe ich nicht beobachtet. Ehrenreich berichtet (Beiträge, S. 32), daß die Karajá darunter zu leiden hätten, daß sie ihre Gefährlichkeit kannten und jeden Fremden mit der Frage begrüßten: „ahi catarrho não tem?“. Jetzt ist diese Sitte erloschen, wahrscheinlich mit dem Nachlassen der Krankheit.

Gegen Brustschmerzen wenden sie Ipipokama-Brechpulver (hădăŏ́) an.

Fieber sind anscheinend von Mai bis Oktober selten. Jedenfalls habe ich keinen Fieberanfall in den Dörfern beobachtet. Nur einer meiner Indianer-Ruderer lag drei Tage lang im August an schwerem Fieber darnieder. Doch sollen besonders in dem Sumpfgebiet zwischen São José und Rio das Mortes Fieber häufig sein am Ende der Regenzeit; diese Strecke wird denn auch nicht dauernd von Indianern bewohnt. Als Gegenmittel verwenden sie die

Pflanze ködulä̧zí; sie wird zerstampft, mit heißem Wasser angesetzt, und mit diesem Aufguß der Körper, besonders Arme, Schultern und Brust gewaschen. Hat man dies viermal an einem Tage getan, so soll das Fieber vorüber sein.

Pocken werden unfehlbar (wie mir mehrmals auf meine Frage versichert wurde) geheilt, und zwar tritt die Heilung am elften Tage der Krankheit ein. Sie geschieht folgendermaßen: Die vier Wurzeln: na͡uĕklĕdīzú, sīndăkálăndő, klaklá, lōlüő werden zerstoßen, mit Wasser vermischt und getrunken. Der Trank hat starke Schweißbildung zur Folge. Elf Tage lang nimmt man dreimal täglich ein, mittags, nachmittags und abends, und ißt während dieser Zeit nur ganz kleine, gekochte Fische. Am elften Tage ist die Krankheit behoben.

Masern können nicht geheilt werden. 1906/07 muß eine schwere Masern-Epidemie die Karajá heimgesucht haben. Viele Leute sollen hierbei dadurch gestorben sein, daß sie im Fieber im Fluß gebadet haben. Deshalb darf jetzt während jeder Krankheit nicht gebadet werden. Als Krankenspeise dienen gebratene Piranhas und Mandiokabrei; auch die Eltern der Erkrankten essen während der Krankheit der Kinder nur diese Speisen.

Geschlechtskrankheiten sind selten. Die Karajá halten sie sich systematisch fern, indem erkrankte Karajá, solange sie nicht geheilt sind, vom Verkehr mit den Frauen ausgeschlossen sind und eventuell überhaupt aus dem Stamme ausgestoßen werden. Pedro I, der sich in Conceição angesteckt hatte, sagte, wenn er so nach Hause käme, könne er nicht dort bleiben: er sei dann kein Karajá mehr. Gegen Syphilis scheinen sie ein Heilmittel zu haben, das aber nur in der Hand eines guten Arztes wirksam sein soll.

Leute mit ansteckenden Krankheiten werden allein gelassen; auch der Arzt kümmert sich nicht um sie. Man zieht einfach weg, läßt ihnen aber Nahrung zurück. Sterben sie, so kommen die anderen und begraben sie. Mit dem Tode gilt die Krankheit, auch die ansteckende, als erloschen.

Geisteskrankheiten scheinen sehr selten zu sein. Beobachtet habe ich nur einen epileptischen Jüngling. Aller Monate beim ersten Mondviertel soll er um sich schlagen und mit geschlossenen Augen umherlaufen. Er hatte einen eigentümlichen Blick und schwere Bewegungen. Ohne jegliche mir erkennbare Ursache wurde er plötzlich von den anderen gepackt, überwältigt und hingeworfen; nach einiger Zeit ließ man ihn wieder aufstehen und frei laufen, doch behielt man ihn immer unter Kontrolle.

Geisteskrankheit (ɪdjõdé) sitzt nach ihrer Ansicht im Kreuz.

Tobsucht (ăhăhá) ist unheilbar. Bei Anfällen wird der Kranke auf Befehl des Häuptlings an Knöcheln und Händen gebunden und auf eine Matte in den Schatten gelegt.

Eine merkwürdige Sitte, die wohl auf sadistische Neigung zurückgeht, beobachtete ich auf der Rückreise in Schischá. Nachts saßen der alte Junggeselle, Ma͡udɪhí und Maüzí bei mir am Zelt. Plötzlich sprang der Junggeselle Mā̆üzí an die Gurgel, drückte diese zusammen, wobei er sagte, ich will dich töten, und ließ dann endlich wieder los. Darauf probierten alle

drei dies an sich selbst. Sie warfen den Kopf zurück, legten die Hände von hinten her um den Hals, und indem sie den Atem anhielten, drückten sie den Kehlkopf von beiden Seiten her mit den Daumen zusammen. Nach einiger Zeit ließen sie wieder los, schluckten einige Male und holten tief Atem. Auf ihren Mienen spiegelte sich dabei äußerste Befriedigung.

16. Kenntnisse in Rechnen, Astronomie und Geographie.

Rechnen. Gezählt wird an Händen und Füßen, und zwar beginnt man am Daumen der rechten Hand, geht dann zu dem der linken über und behandelt die Füße in gleicher Weise. Zuweilen verwenden sie auch Steinchen als Zählmittel. Reisetage zählen sie durch Kerbschnitte in einem kleinen Holz oder in dem Bootsrand.

Das Zahlensystem ist das der 5 (vgl. Wörterverzeichnis, IX: Zahlworte). Auffällig ist: die Doppelbezeichnung der 5; das Nebenhergehen eines besonderen zweiten Wortes, lēül(j)ō̃, für 6, mit dem dann 7 als Handlēül(j)ō̃ gebildet ist; das Nebenhergehen besonderer Silben: lähü bei 10, lēdṓ bei 11, 15, 16, 17, (18?).

Bis 6 zählten die meisten glatt; von da an waren fast alle unsicher. Nur wenige konnten bis 10 oder gar bis 20 zählen; auch wurden mir für diese großen Zahlen abweichende Bezeichnungen gegeben. Über 20 hinaus war keine Zahl zu erlangen.

Bei Ausdrücken mit Zahlworten wird dieses nachgesetzt: ein Gewehrlauf: djīŏ-ẓŏhŏdí; zwei Gewehrläufe: djīō͡-lnätjí; zwei Hüte: šäpā̆(ŏ)lnätí.

Astronomisches. Daß das Jahr 13 Vollmonde hat, ist ihnen bekannt. Sie rechnen das Jahr von einem Fallen des Wassers bis zum anderen. Dabei unterscheiden sie zwei Jahreszeiten: die Trockenzeit (wōülá), wo man auf den Sandbänken lebt, und die Regenzeit (bīŭ́), wo man auf den Hochufern lebt.

Den Tag teilen sie nach dem Stand der Sonne ein. Zeitbestimmungen werden gemacht, indem man mit der Hand nach der Höhe der Sonne zu der betreffenden Zeit zeigt.

Beim Mond unterscheidet man anscheinend fünf Phasen; ich erhielt von einem Indianer folgende Namen dafür: Erste Sichel: āhăndü lŏftä; noch nicht ganz voller Mond: ahăndŭ́-lălā̆lī; Vollmond: djulŭ́m lā̆ălā̆lī; letzte Sichel: ahăndü-álülānă; Neumond: ikónă. Davon bedeutet ahăndŭ́-lălā̆lī eine Phase zwischen Halb- und Vollmond: „das seien eigentlich zwei Monde". Wahrscheinlich sind der helle und der dunkle Mond gemeint. Dies wurde mir auch von anderen Indianern bestätigt, ohne daß es aber möglich war, Genaueres darüber zu erfahren. Waren die Leute sich doch über die Reihenfolge der Phasen selbst nicht klar, gaben verschiedene Folgen an und verbesserten sich oft. Auf das erste Erscheinen der Mondsichel machten sie mich freudestrahlend aufmerksam. Die Mondgebirge werden als Kröte (kraōtḗ) bezeichnet.

Sonnenfinsternis (wūŏhülīwā́, tjūü-hólŏ-lălā̆rī) und Mondfinsternis (ahän-

dŭlŭḷú, ăhăndú-lădóḷă) erklärt man sich dadurch, daß ein böser Zauberer (ŏhōdĭwātú) Pfeile gegen das betreffende Gestirn schießt. Gegenwirkungen von seiten der Indianer sind unbekannt.

Einen riesigen Hofring um den Mond von etwa acht bis zwölf Mondbreiten Radius nannten sie djaŭḷá und kuăḷó, ohne genauer angeben zu können, was diese Erscheinung bedeute.

Der Regenbogen (kŭădí) ist der Schatten eines riesigen Zitteraales (dieser nach Ehrenreich koadžɪ genannt). Er gilt als böse; wenn man zu ihm hinkommt und ihn berührt, stirbt man; das Tier gibt einen „bum"-Laut von sich und ist verschwunden.

Sternbilder konnte ich mehrere von ihnen erfahren, einige zeichneten sie mir ins Skizzenbuch. Die Milchstraße besteht nicht aus Sternen, sondern aus Asche (bŭlĭbí). Das südliche Kreuz ist der schwarze Rochen (bōḷŏhŭá̆). Die zwei Sterne darüber (α u. β Centauri) stellen den Strauß (naŭĕkĭé) dar, der durch einen Jaguar (ănlōá̆; = unser Skorpion) angesprungen wird. Die Plejaden sind Periquittos (bōḷŏbĕdó). Ehrenreich gibt noch für den Orion die brennende Roça an.

Meteore heißen dăkĭnălăẓá; das Geräusch beim Zerspringen geht vom Stern aus.

Sternschnuppen heißen lēšĭwɪŭlán. Erklärt wurden sie mir von einem halbzivilisierten Karajá als Platzwechsel der Sterne, während sie nach Ehrenreich (Beiträge, S. 45) die ausgeworfene Angel mit dem Köder bedeuten. Den Indianern war bekannt, daß im November große Sternschnuppenfälle auftreten.

Geographisches. Der Flußlauf des Araguaya ist den Karajá gut bekannt. Entfernungen auf dem Fluß berechnen sie nach Steilufern und danach, wie oft man aufwärtsfahrend den Fluß kreuzen muß; größere Entfernungen nach Nachtlagern. Für Nebenflüsse, Seen, Steilufer, Gebirge haben sie besondere Eigennamen (siehe im Sprachverzeichnis).

Seitlich des Araguaya reicht ihre Kenntnis des Landes etwas über die Grenzen ihres Gebietes hinaus. So kennen sie den Wasserfall des Rio Tapirapé, der mehrere Stunden oberhalb der jetzigen Grenze liegt. Vom Furo (Ostarm der Insel Bananal) wissen sie, daß er während der Trockenzeit austrocknet, so daß nicht einmal Indianerboote ihn passieren können. Ein kleiner Furo soll quer durch die Insel Bananal vom Ostarm zum Westarm des Araguaya ziehen.

Auf Landmärschen sind sie ausdauernd; sie laufen sehr rasch. Um Wasser auf ödem Camp zu finden, halten sie das Gesicht in der Windrichtung: ist der Wind kühl, so kommt er von einer Stelle, wo Wasser vorhanden ist; ist er heiß, so ist in dieser Richtung kein Wasser zu vermuten. Ehe man an einer Stelle nach Wasser gräbt, stößt man einen Stock tief in die Erde; ist er feucht, so beginnt man zu graben. Unterwegs achten sie auf alle Spuren, und sie verstehen es meisterhaft, ihre Schlüsse zu ziehen. Als ich den Tapirapé herabfahrend die Sandbank erreichte, wo wir unser erstes Lager im Tapirapé gehabt hatten, erkannten meine Karajá ganz genau aus den Fußspuren; wer von ihren Angehörigen hier gewesen war, wie lange

sie sich etwa aufgehalten hatten, wo sie ihre Boote liegen hatten, seit wann sie etwa weg waren; alles Vermutungen, die sich nachher als der Wahrheit sehr nahe kommend erwiesen.

Was sich die Karajá über die benachbarten Indianerstämme erzählen[1].

Die **Chavánte** (kłĭnẓá, kŭlĭẓá) wohnen auf dem Westufer, am Rio das Mortes, auf Campgebiet; zwischen São José und Leopoldina kommen sie auch bis an den Araguaya heran. Sie sind groß, haben dicke Bäuche und helle Hautfarbe. Alte Männer tragen Bärte; das Haar wird vorn kurz geschnitten wie bei den Karajá, hinten sehr lang herabhängend getragen und mit rotem Faden zusammengebunden. Die Männer binden den Penis mit einer schwarzen Schnur vorn zusammen; in der Unterlippe tragen sie kleine Knöpfe aus Holz. Beliebt ist eine Genipapobemalung auf der Brust: je eine Linie von der Achselhöhle nach dem unteren Ende des Brustbeines. Die Chavánte fischen mit Giftsipo, und die Karajá behaupteten, diese Art des Fischens erst von ihnen gelernt zu haben. Die Chavánte sind ein echtes Campvolk, im Wald gehen sie ungern; sogar den Camp brennen sie noch ab, um besser gehen zu können. Ihre Vorräte transportieren sie in Tragkörben, die von den Männern getragen werden. An Waffen führen sie Lanzen, Keulen, Bogen und Pfeile. Die Pfeile sind wie die der Karajá, gelten aber für häßlich. Eine Sorte hat Spitzen aus Tukumholz; bei der Verwundung bleiben diese stecken und werden abgebrochen (während die Bambusplattspitzen der Karajápfeile herausgezogen werden können, dabei aber große Löcher reißen, so daß der Verwundete sich daran verblutet). Die Federn der Fiederung werden durch Brennen in ihre Form gebracht. Vergiftete Pfeile gibt es nicht. Die Chavánte sind die Feinde der Karajá. Sie haben schon viele Karajá getötet, während diese erst einen Chavánte getötet haben[2].

Über die **Cherénte** (ĭnölo̱tü) konnte ich nur die wenig glaubliche Mitteilung erlangen, daß sie Exkremente der Menschen, auch ihre eigenen, essen, indem sie sie mit einem pinselartig breitgeschlagenen Holz in den Mund führen. Vielleicht ist dies nur eine Erzählung, die der Feindschaft und Überhebung der Karajá entsprungen ist.

---

[1] Ihre Mitteilungen über Šavajé, Tapirapé und Kayapó siehe unter diesen Völkern.

[2] Dieses Feindschaftsverhältnis datiert aus alten Zeiten. Wie Fonseca berichtet (Rev. trim. 8, S. 382—388), pflegten die Chavánte, die zwischen Araguay und Tocantins wohnten, in der Trockenzeit den Furo zu durchschwimmen und die Pflanzungen der Karajá zu plündern. Sie brauchten nur die Trompeten zu blasen, und die Karajá entflohen schon. Infolgedessen wagten diese nicht, ihre Pflanzungen zu besuchen, und litten daher an Nahrungsmangel. Fonseca unternahm, als die Chavánte wieder in die Pflanzung eingebrochen waren, einen Zug gegen sie und überraschte sie; sie entflohen unter Zurücklassung der Waffen und ihrer Beute. Die Karajá hatten sich feig zurückgehalten, brüsteten sich nun aber als Sieger. Es war dies das erste Mal, daß die Chavánte vor ihnen flohen; bis dahin war immer das Gegenteil eingetreten. — Und so scheint es noch heute zu sein.

Die Canoeiros (tlăbĕẓắ)[1] wohnen auf dem Ostufer, schweifen aber auch auf der Insel Bananal, von der Rio das Mortesmündung bis zur Südspitze. Alle Rauchsäulen, die in diesem Gebiete auf Bananal gesichtet werden, werden ihnen zugeschrieben. Nach einer isolierten Angabe sollen sie auch ein Dorf landeinwärts vom Furo das Pedras besitzen, das in beständigem Kampfe mit den benachbarten Šavajé lebt. Sie sollen von dunklerer Hautfarbe sein als die Karajá. Das Haar wird in Topffrisur getragen. Die Männer tragen Bärte und große Holzscheiben, nach anderer Mitteilung breite Lippenpflöcke aus Muschel in den Unterlippen; die Ohren sind durchlocht und hängen weit herab. Sie sind ein echtes Campvolk, das keine Boote hat. Auch zu fischen verstehen sie nicht. Im Herbst kommen sie an den Araguaya, um auf den Sandbänken Schildkröteneier zu suchen. Dabei treffen sie wohl mit den Karajá zusammen, von denen sie wegen ihrer gefährlichen Pfeile sehr gefürchtet werden. Gelten sie doch als das stärkste (kriegerischste) Volk am Araguaya und spielen jetzt dort dieselbe Rolle, wie am Ende des 18. Jahrhunderts die Chavánte.

Die Völker des Xingugebietes waren den Karajá vollkommen unbekannt. Über die fremde Art der Kleidung (unbekleidete Männer mit langherabhängendem Penis, uluri der Frauen), sowie über allerlei Geräte debattierten sie lange, als ich ihnen Steinens Bilder zeigte. Offenbar sahen sie zum ersten Male dergleichen. Auch Sprachproben, die ich ihnen vorlas, waren ihnen fremd; nur bei den Suyáworten horchten sie auf und schienen verwandte Anklänge zu finden. Nur ein Häuptling, Chico Cadete in Dorf 18, dicht unterhalb der Tapirapémündung, gab vor, die Suyá mit ihren großen Lippenscheiben zu kennen. Man könne vom Tapirapé aus zu ihnen gelangen. Als ich genauer fragte, hüllte er sich in Schweigen. Vielleicht hatte er durch die Tapirapé Kenntnis von westlicher wohnenden Stämmen erhalten.

17. Die Sprache.

Sprachaufnahmen bei den Karajá zu machen ist sehr schwer, da diese Indianer ihre an nasalen Bildungen reiche Sprache äußerst undeutlich reden. Wesentlich klarer als die Männer sprechen die Frauen.

Die abgefragten Worte wurden gern gesagt, die Indianer waren unermüdlich, sie mir vorzusprechen, bis ich sie richtig nachsprechen konnte. Zur Übertragung bediente ich mich der Meinhofschen Transkription in Neumayers

[1] Nach Cunha Mattos sind die Canoeiros die Abkömmlinge der Carijos, die vom Entdecker von Goyaz, Bartholomão Bueno, aus São Paulo als Hilfstruppen und Arbeiter mitgebracht wurden, 1725 desertierten, die Chavánte verdrängten und sich in den hohen Gebirgen zwischen Maranhão, Santa Thereza und Amaro Leite auf dem linken Ufer des Tocantins oberhalb von Porto Real niederließen. Sie sollten nur 300 Krieger stark sein, aber wegen ihrer Grausamkeit gefürchtet werden (Rev. trim. Bd. 37, S. 370—379; Bd. 38, S. 19 und 83). Castelnau erwähnt sie vielfach und lokalisiert ihr Gebiet genauer (Bd. 2, S. 116). Dr. Couto de Magalhães (Viagem ao Araguaya) gibt die Angaben des Cunha Mattos wieder, sowie eine kurze Schilderung und ein Wörterverzeichnis ihrer Sprache.

Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, 3. Aufl., Seite 484. Das Fixieren der eigentümlichen Zwischenlaute, die der Sprache eigen sind, war oft schwer und ist nur als angenähert zu bezeichnen.

Ich habe versucht, dieselben Worte in möglichst vielen Orten zu erhalten. So habe ich für die Worte der Südhorde (S) 21, für die der Nordhorde (N) 29 Gewährsleute. Nicht alle Worte habe ich in beiden Gruppen erhalten. Die Vergleichung ergibt, daß die meisten Worte in beiden Gruppen gleich sind, daß aber doch auch eine Anzahl von Abweichungen vorkommen. Diese berechtigen uns meiner Meinung nach aber noch nicht, besondere Dialekte anzunehmen, da sie keine Gesetzmäßigkeiten aufweisen, und da nicht feststeht, wieviele auf Mißverständnis beruhen. Zum Teil erklären sie sich auch nur durch Auslassen von Vokalen bei schnellem Sprechen, hellerer oder dunklerer Vokalbildung, stärkerem Betonen des einen oder anderen Charakters bei Zwischenlauten (l oder r bei ł usw.). Bemerkenswert ist, daß die im Dorfe des José, der aus der Südhorde in die Nordhorde übergewandert war, erlangten Worte noch deutlich die größere Verwandtschaft mit der Südhorde aufweisen, während sich die des ins Innere von Bananal übergewanderten Häuptlings Korumaré enger an die der Nordhorde anschließen. Mit Ehrenreichs Karajá- und Castelnaus Šambioáworten und Coudreaus Karajáworten zeigen meine Aufnahmen sowohl Übereinstimmungen wie Abweichungen. Letztere gehen wohl auf beiden Seiten zum Teil auf Mißverständnisse zurück, wie bei einigen sich direkt nachweisen läßt. Gegen die Šavajésprache ergeben sich mehrere ganz auffällige Abweichungen, deren Ursache noch unbekannt ist.

Die Sprache der Karajá ist vorläufig noch als isoliert zu betrachten; die wenigen Anklänge an Ges-Sprachen berechtigen uns zunächst noch nicht, sie diesen zuzuzählen.

Den Unterschied zwischen Männer- und Frauendialekt, den Ehrenreich[1] entdeckt hat, habe ich von Anfang an verfolgt und eine große Menge von Frauenworten dadurch erhalten. Die der Südhorde wurden direkt von Frauen erhalten, die der Nordhorde von Männern. Diese konnten viele Worte sofort sagen, oft aber überlegten sie lange, ehe sie das Wort fanden. Es ist fraglich, ob sie immer das richtige Wort wiedergegeben haben; jedenfalls sind die Frauenworte der Nordhorde etwas mit Vorsicht aufzunehmen. Die Männer bezeichneten die Sprache der Frauen mit ıbınáłi = sehr schlecht. Sie behaupteten, daß beide Geschlechter sich nicht in allen Ausdrücken verständen, sondern daß es Worte gäbe, die dem anderen Geschlechte fremd seien. Meine Aufnahmen haben bisher diese Behauptung nicht bestätigt. Der Hauptunterschied beruht darin, daß in der Frauensprache ein k eingeschoben ist, wo bei den Männern zwei Vokale nebeneinander stehen; anlautendes k der Frauen wird bei den Männern weggelassen. Ehrenreich gibt noch einige weitere Umwandlungen[2]. Daß das Auslassen des k als Hauptmerkmal

[1] Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens. I. Die Sprache der Caraya (Goyaz). Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 26, 1894, S. 23.

[2] ibid., S. 24.

der Männersprache gilt, möge ein Scherzwort Pedros I. beleuchten. Pedro sagte eines Tages, mein Begleiter Adam sei eine Frau, denn er sage šăkúbă (= jacuba, der brasilianische Name für ein Getränk aus Farinha, Rapadura und Wasser); wenn er ein Mann wäre, müßte er šăúbă sagen. Wahrscheinlich stellt der volltönendere Frauendialekt eine ältere Form der Sprache dar. Denn um eine verschiedene Sprache, die durch die Aufnahme kriegsgefangener Frauen aus fremden Stämmen entstanden sein könnte, kann es sich hier nicht handeln. Einmal bleibt die Übernahme fremder Frauen (Tapirapé, Kaŋapó, Šavajé) in zu engen Grenzen, als daß deren Sprache von Einfluß sein könnte, andererseits sind die Abweichungen von der Männersprache zu gering, um die Frauensprache als fremden Ursprungs ansehen zu dürfen.

Beim Sprechen werden viele Silben, besonders am Ende der Worte, verschluckt; der Mund wird nur wenig geöffnet, so daß eine leise, undeutliche Sprache zustande kommt. Doch verstehen sie es, sich im Flüsterton weithin über das Wasser vernehmbar zu machen. Der Tonfall ist etwas singend, die Sprechweise ungleichmäßig. Bald werden die Silben rasch hintereinander herausgestoßen, dann wieder wird eine Silbe lang ausgedehnt, gerade als ob der Sprecher erst überlegte, wie er sich nun weiter ausdrücken solle. Und so geht das in buntem Wechsel fort; eine Art zu sprechen, die von den Brasilianern sehr gern nachgeahmt wird. Vielleicht geht hierauf auch die Sitte zurück, kurz auslautende Worte in Zusammensetzungen lang zu sprechen (mănắ — mănāūlắ, mănādjú usw.).

Bei Gesprächen unter sich begleitet der Zuhörende die Rede des anderen mit vielen nde, nde (= ja), hm̃, hm̃, oder er wiederholt das letzte Wort jeden Satzes. Im Verkehr mit den Brasilianern lieben sie es, die Sätze mit ăhf (= dort) zu beginnen und nach jeder Auseinandersetzung zu fragen: sắbĕ (= verstanden?). Brasilianische Worte sprechen sie im allgemeinen schlecht aus; f gelingt ihnen nur selten einmal richtig auszusprechen, meist sagen sie p dafür (păčŏ für facão, žfprĕ für chifre, părīnă für farinha, păsér für facer.)

Das Verzeichnis der von mir aufgenommenen Worte und Texte samt Übersetzung siehe im Anhang I und II.

18. Sagen.

Sagen wurden mir von zwei Personen erzählt: Häuptling Cadete Chico von Schischá erzählte mir die Schöpfungssage; eine zweite Version dieser sowie alle übrigen erhielt ich von Kuriší. Meist erzählte er sie das erstemal am lebhaftesten und ausführlichsten, bei Wiederholungen wesentlich einfacher. Manche Züge mußte man erst durch vieles Fragen wieder feststellen, wenn sie beim ersten Notieren übersehen worden waren. Auf Befragen teilte Kuriší mit, daß er die Sagen so erzähle, wie sie ihm seine Mutter erzählt habe. Demnach scheint sich bei den Karajá die Sage durch die Mutter zu überliefern. Auffällig war mir, daß er von den von Ehrenreich mitgeteilten

Sagen (Beiträge, S. 39—44) außer der Brüllaffensage keine kennen wollte. Anscheinend waren sie ihm wirklich fremd. Dies ist um so auffälliger, als er der Enkel Pedro Mancos, des Gewährsmannes Ehrenreichs ist, also wohl von dem Sagenschatz, der in dieser Familie lebte, hätte wissen müssen.

Als ihre Urheimat sehen die Karajá den Furo das Pedras an. Dort haben die alten Karajá unter Wasser gelebt. Die Šavajé und Šambioá betrachten sie als ihre Stammesverwandten. Tiere gelten als den Menschen gleiche Wesen, so daß Verwandlungen von Menschen in Tiere und umgekehrt eine große Rolle spielen. Die Gestirne denken sie sich von Wesen bewohnt, die zeitweilig zur Erde kamen und dort mit den Menschen in Verbindung traten.

Die Schöpfungssage.

(Nach Kuriší: wie sie seine Mutter erzählte.)

Ein Knabe sah ein Mädchen, heiratete es. Deren Base kam. Die eine schickte die andere in den Wald, ohne Netzdecke, ohne alles. Der Knabe sah das Mädchen von hinten, es gefiel ihm; von vorn, es gefiel ihm. Er heiratete es.

Ihre Mutter kam. Es war noch alles finster. Sie lebten von den Wurzeln und Früchten des Waldes, deren gab es so viele, wie in einer Pflanzung. Aber nur, wenn einmal ein Lichtstrahl aufleuchtete, konnten sie sie herausholen. Die Mutter zerschlug sich die Hände beim Herausholen. Da wurde das Weib böse: der Knabe solle etwas anderes schaffen.

Der Knabe aß „codo", nachdem er sie geschabt hatte. Er wurde ganz dick davon und legte sich hin; die Augen verfaulten.

Durch den Gestank seines Bauches kamen viele Urubú herbei und setzten sich ihm auf den Bauch. Er zitterte, sagten sie: er lebt noch. Dann setzten sie sich ihm in die Augen; er blinzelte, sagten sie: er lebt noch. Es kamen viele Urubú, setzten sich ringsum und versuchten immer wieder, aber er wackelte und blinzelte immer noch.

Der Karakará (ilēnī) kam, kreiste oben in der Luft. Der Mann blinzelte immer mit den Augen und sah den Vogel oben fliegen. Der Vogel kam in Kreisen herab, der Mann blinzelte immer noch. Der Karakará sah es, kam herab, setzte sich auf einen Ast daneben und schrie: er lebt. Die Urubú sagten, er ist tot. Der Vogel flog weg und kam mit dem Urubú-Re wieder. Der Streit ging weiter: er ist tot — er ist lebendig. Da kam ein Onkel des Urubú-Re, ein ganz alter Urubú; der sagte: er ist tot. Da flog der Urubú-Re herab auf den Bauch, da knallte es. Der Mann faßte mit den Händen zu und fing ihn.

Er sagte zum Urubú-Re (hatte roten Schnabel und ganz wenig Haare): ich will Schmuck (infeitos) haben. Jener sagte, er hätte welchen, aber er wäre überall zerstreut. Brachte einen Stern. Der andere war nicht zufrieden. Brachte den Mond. Der andere war noch nicht zufrieden. Dann brachte er die Sonne.

Der andere war zufrieden, sagte: Du kannst mich nun ausrupfen, so

wie du bist. Das tat er; dann hatte er lauter Haare. Ebenso alle übrigen Urubú. Daher haben die Urubú alle kahle Schädel. (?) Der Karakará kam wieder und wollte auch berupfen, er hat aber nur die Haare ringsum abgeschnitten.

Die Mutter kam und fragte, wie sie leben sollten. Der Urubú-Re zeigte Pflanzen, von denen sie spinnen könnten, und zeigte, wie sie ihre Netzdecken machen. Die Mutter wollte wissen, wie man Fische fängt; jener zeigte ein Rohr, zeigte, wie man Federn anbindet, wie man den Bogen macht, wie man spannt, wie man Fische schießt.

Da ließ der Mann den Urubú-Re los. Die Mutter sagte, er hätte noch fragen sollen, wie die alten Leute jung werden. Da schrie der Urubú-Re von oben eine Antwort; alle hörten sie, Bäume, Tiere, Fische, aber die Menschen nicht. Nur einer hat es gehört, der wohnt hinter Pará, der weiß es; jener große Mann, der das in die große Leinwand einrollt.

(Nach Cadete Chico.)

Der Vater der Karajá ist Gott (kĭnŏšĭwḗ).

Es war dunkel. Gott schluckte Luft, da bekam er einen dicken Bauch; er lag am Boden.

Der Jaburú kam. Danach kam der kleine Vogel, Karakará, und setzte sich daneben. Der eine sagte: komm wir wollen essen. Der andere sagte: warte, später. Der Jaburú flog oben rings im Kreise herum. Der kleine Vogel sagte: er ist tot; der Jaburú sagte: nein, er ist lebendig. Der Jaburú flog immer noch im Kreis herum. Dann setzte er sich dem Gott auf den Bauch.

Der Gott griff zu und war lebendig. Er verpflichtete den Jaburú, Licht zu bringen; denn es gab noch kein Licht. Der Jaburú brachte ein kleines Licht; Gott sagte: Nein, ich will ein anderes. Der Jaburú brachte ein größeres Licht, den Mond, fragte: ist es dieses? „Nein, ich will ein anderes." Dann brachte der Jaburú die Sonne selbst, da war alles taghell; fragte, ist es dieses? Gott sagte: Das ist es, das ich will. Dann flog der Jaburú fort; der kleine Vogel flog auch fort.

Die Karajá blieben da, es war Tag. Sie wohnten damals unter Wasser, ihre Heimat ist am Furo das Pedras (āhōdĭ́ă).

Wie die Karajá die Mandioka erwarben.

(Nach Kurišĭ).

Die Mandioka haben sie von Gott selbst.

Ein schönes Mädchen fischte. Ein Stern guckte herab, sagte: sie ist schön. Er kam herab und war ein schöner Jüngling, war weiß. Das Mädchen fragte: Wer bist du? — „Ich." — Ich kenne dich nicht; wer bist du? — „Ich selbst." — Sag mir doch deinen Namen. — „Den brauchst du ja nicht zu wissen; denn du hast ja gesehen, wie ich da oben mit den Sternen gespielt habe." — Ach, das bist du? — „Ich will dich heiraten, aber ich will

ins Haus deiner Mutter kommen, alt und häßlich, und will dich und deine Schwester heiraten."

Er kam hin als alter Mann, fragte, ob sie ihn heiraten wolle; sie sagte ja, die andere wollte ihn nicht. Die Mutter schimpfte auf die, die ihn wollte. Er heiratete, legte die erste Pflanzung an, pflanzte Cara, Bananen, Mais, Bohnen, Mandioka, Kürbis, Erdnüsse. Als alles gepflanzt war, ging er weg, da ihn die Schwester, als er sie nochmals fragte, immer noch nicht haben wollte.

Er kam wieder im Kanu als junger schöner Mann. Da sagte die andere Schwester: ja, den will ich. Da sagte er: „Nein, jetzt will ich nicht; ich bin der alte Mann, der Mann deiner Schwester." Dann verwandelte er sie in die kleine Eule (därütáu).

Er erzeugte rasch Kinder, schneller als gewöhnlich. Diese lehrte er den Mais usw. pflanzen und zubereiten, desgleichen alle pflanzlichen Nahrungsmittel. Die Mutter probierte immer erst ein wenig und aß dann das ganze Stück.

Jemand sagte einem der Kinder, wenn es dem Vater ein Stück Mais wegnimmt, merkt er es nicht, weil er nur das Fischen kennt. Wie aber der Mais gepflanzt war, wuchs kein Mais, sondern Moskitos. Dann ging er wieder weg zu den Sternen, die Familie ließ er hier, und diese hat es allen anderen gezeigt.

Die Brüllaffen (aző wōbŭrắ).

(Nach Kurisi.)

Ausführliche Fassung:

Zwei Brüder (hau͡ĕkŭbădű; ĭsăhắn) gingen in den Wald. Sie trafen eine Bande schreiender Affen mit Pfeilen. Sie sagten zu den Affen, sie sollten schießen. Die Affen sagten: er solle schießen. Da schoß der eine der beiden Brüder, traf nicht; da schoß der Affe und tötete ihn. Darauf schoß der andere Bruder, traf auch nicht; die Affen töteten auch ihn.

Die Mutter (šĭlĭkérŭ) wartete auf die zwei Knaben Tag und Nacht, sie kamen aber nicht. Da ging sie in den Wald, sie zu suchen; auch der Vater (ămbŭólă) ging suchen; sie fanden sie aber nicht. Die Mutter traf am Wege eine alte Frau (kraōtḗ)[1], die sagte, daß die Kinder tot wären, die Affen hätten sie getötet. Da ging die Mutter nach Hause, raufte sich das Haar und weinte Tag und Nacht.

Sie hatte noch einen dritten Sohn (ulắ)[2], klein und häßlich. Den gab sie dem Großvater (sabŭẓắ); denn da die anderen beiden tot waren, wollte sie ihn auch nicht mehr.

Eines Tages ging der Knabe in den Wald, Vögel zu schießen. Ein Pfeil ging ihm verloren, er suchte ihn; der Pfeil war gerade vor die Tür des Mannes im Loch (hŏkŭmálĭ) gefallen. Als er ihn aufheben wollte,

---

[1] = Frosch, Kröte.

[2] = weiß.

packte ihn der Mann und fragte: du bist jetzt bei deinem Großvater, gibt er dir auch zu essen? Da sagte der Knabe: nein, nur abgeschabte Mandiokarinde und Suppe aus Fischgräten. — Und hast du eine Decke? — Nein, nur diese, und zeigte auf ein altes Stück Netzdecke, das er auf der Schulter hatte. Der Mann sagte: Gut, komm morgen früh, wenn du Vögel fangen gehst, hierher. Die Kinder des Mannes wollten aber nicht, daß er wiederkomme; nur eins sagte: Komm wieder, wir wollen dich mit Medizin einschmieren. Der Mann sagte: Komm bestimmt, mein Freund.

Der Knabe ging nach Hause und erzählte es dem Großvater, und am anderen Tag ging er hin zum Mann. Der hatte einen großen Topf voll Medizin (wăwēní) gemacht und rieb ihn damit ein. Darauf schickte er ihn baden bis nachmittag. Dann rieb er ihn wieder ein, auch mit Holzkohle, denn seine Haut war voller Wunden (er hatte die Krankheit kuĕdjí)[1], und schickte ihn wieder baden, bis es dunkel war. Dann ging der Knabe nach Hause.

Am nächsten Tage geschah es ebenso. Da wurde der kleine Knabe groß, stark, hübsch und gesund und ging wieder zum Mann im Loch. Der gab ihm Pfeil und Bogen und sagte: Jetzt will ich dich anputzen. Da kamen alle Kinder des Mannes und wollten helfen. Der Knabe aber sagte: Nein, nur das eine, das mich zuerst behalten wollte. Darauf machten ihm der Mann und das Kind die Armstulpen, Waden- und Knöchelbänder an, gaben ihm Ohrschmuck (dŏhŏlūắ), salbten ihm das Haar, banden es und bemalten ihn mit Genipapo. Der Mann gab ihm einen steinernen Lippenpflock und sagte zu ihm: Gehe den Weg hier; du wirst am Wege ein altes häßliches Weib (krāōtḗ) finden, wie eine Kröte; die wird sich dir anbieten. Gebrauche sie und gehe weiter, dann findest du die Affen; schieße nicht zuerst, dann wirst du sie töten.

Er ging und traf das alte häßliche Weib am Wege sitzend. Sie zitterte und sagte: Komm zu mir und gebrauche mich. Er ging hin und gebrauchte sie tüchtig. Dann ging er weiter und hörte schon von ferne die Affen schreien. Sie sagten: Schieße; aber er schoß nicht, sondern sagte: Schieße du. Und die Affen schossen, trafen aber nicht. Und dann schoß er, da fielen sie vom Baum herab, und er schlug sie tot.

Dann ging er in den See baden und schlug ins Wasser. Da kamen zwei große Gaviões (dĕnĭdénĭ) nacheinander, er packte sie bei den Beinen und tötete sie. Darauf ging er zum Manne zurück, und der fragte ihn aus, und er sagte: Sie sind tot.

Da gab ihm der Mann den Stock (ōbīrű)[2] und sagte: Nun geh nach Hause zu deiner Mutter. Wenn sie dir zu essen gibt, so iß nicht, sondern iß nur, was dir der Großvater gibt! Und dann gab er ihm noch einen Zauberstock (hĕtšĭwắ[3]; zwei Stöcke aus Canna brava, mit Wachs verklebt

---

[1] = eiternde Beinwunden, siehe Wörterverzeichnis.

[2] = Wurfholz.

[3] Vergl. auch Zitteraalzauber; siehe Wörterverzeichnis, und Regenzauber, S. 333, Abb. 182a.

und mit schwarzen Federn am Ende). Wenn er damit schlägt, so wird der Wind alles mögliche bringen: Honig, Wildschweine usw.

Der Knabe ging nach Hause. Da kam ihm seine Mutter entgegen; und die anderen riefen: Da kommt dein Sohn! Er aber sagte: Du bist nicht meine Mutter. Und die Mutter brachte ihm Mandiokabrei zu essen, er aber aß nur vom Großvater Mandiokareste und Fischgrätensuppe. Sie legte ihm eine schöne Matte hin zum Daraufsetzen, er aber setzte sich auf eine kleine abgerissene des Großvaters.

Dann nahm er den ōbīrű und machte Wind. Da kamen Schlangen (ūōhű)[1], die krochen in den hĕtšīwá̆. Da kamen Honig, Fische, Wildschweine. Den Honig gab er allen zu kosten, das andere aß er mit seiner Mutter. Am Abend kam seine Tante und begehrte ihn zu heiraten; er heiratete sie.

Eines Tages ging er Tokunaré fischen. Da packte ein Kind nach dem ōbīrű, da kam der Wind und brachte Schlangen; das Kind aber verstand es nicht, die Schlangen in den hĕtšīwá̆ hineinzubringen, und die Schlangen bissen das Kind und alle Leute, so daß sie alle starben. Und jener im Walde hörte den Wind und dachte sich gleich, was passiert sei, und lief nach Hause. Unterwegs begegneten ihm die Schlangen; da er aber den ōbīrű nicht bei sich hatte, so bissen sie auch ihn, und er starb. Itúă̆rĕ.

Kürzere Fassung.

Zuerst waren die Affen da, die hatten Pfeile. Sie töteten die zwei Brüder.

Da blieb der kleine Bruder übrig, der war sehr häßlich. Den gab die Mutter dem Großvater, denn sie wollte ihn nicht mehr. Der Großvater zog ihn auf.

Der Knabe ging Vögel schießen, und ein Pfeil fiel vor die Tür des Mannes (ōkümärĕ). Der Mann wollte den Kleinen aufziehen. Seine Töchter wollten aber den häßlichen Knaben nicht, nur eine.

Da beschmierte der Mann den Knaben mit Medizin und befahl ihm, zu baden. Mittag kam er aus dem Wasser zurück. Er beschmierte ihn wieder. Danach schickte er ihn ein zweites Mal baden, frühmorgens. Als er aus dem Wasser kam gegen Mittag, war er schon ein Mann. Und er schmückte ihn: mit Armstulpen, Ohrstäben (dōhő), ölte ihm das Haar, bemalte ihn mit Genipapo usw.

Und befahl seinem Großvater: wenn die Mutter kommt und seine Sachen holen will, soll er sie nicht geben. Der Großvater ging und gab sie ihm. Da brachte die Mutter Essen, aber er wollte nicht essen. Da brachte der Großvater schlechtes Essen, wie Fischgräten und Mandiokareste, das aß er.

Und am anderen Tage ging er, um seine Brüder zu entdecken. Da sagte der Mann zu ihm: Auf dem Wege wirst du ein altes Weib treffen,

---

[1] = Wind; auch Pfeil.

die heißt Kröte (kräoté); die wird dich bitten, sie zu gebrauchen. Tue das, gehe zu ihr. Von da befahl er ihm, die Brüder zu suchen.

Der eine Affe schoß zuerst, traf nicht. Da schoß er mit dem ōbīrú, traf und tötete ihn. Da warf der andere; da traf er auch ihn. So tötete er die Affen.

Da ging er ins Wasser, um die Brüder zu suchen. Er schlug ins Wasser, tóü, tóü. Da kam ein Gavião, um den Knaben zu töten. Er faßte ihn mit der Hand. Da kam ein anderer, er tötete ihn auf dieselbe Weise.

Er hörte auf zu töten, ging fort und kam zum Haus des Mannes. Der sagte: Gib dein Zeug der Mutter; jetzt gehst du; deine Mutter kommt; gib ihr dein Zeug.

Er kam ins Haus seiner Mutter. Eine andere Frau bat ihn, sie zu heiraten; er heiratete sie sogleich. Da machte er Wind mit dem hĕtšīwá; schlug er, so kam der Wind. Der Wind trug Honig, Schlangen, Hirsch usw. herbei. Dann verbarg er die Schlange im hĕtšīwá.

Eines Tages war er im Walde. Das Kind griff nach dem hĕtšīwá, machte auch Wind. Es verstand es nicht. Die Schlange kam und räumte mit allem Volke auf. Der Knabe hörte den Wind und dachte, daß das Kind das getan hätte. Und die Schlange kam und biß ihn und tötete ihn. Da war es zu Ende. Nun gibt es keine Leute mehr.

Die Mutumsage siehe im Anhang II, Texte, Nr. VII.

II. Die Šavajé.

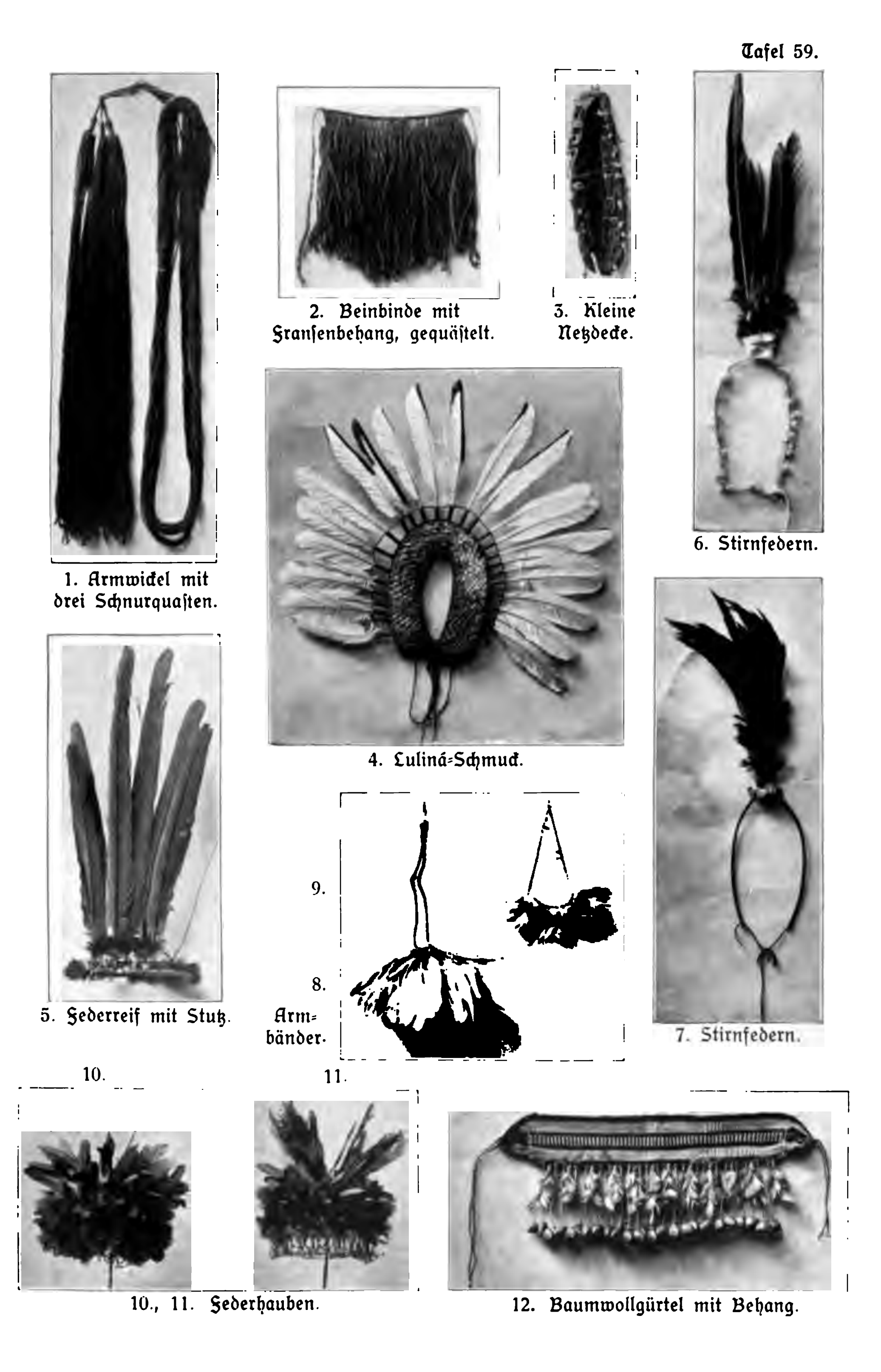
1. Historisches.

Die Šavajé sind bisher fast nur dem Namen nach bekannt geworden. Der erste, der die ganze Insel Bananal sah, ist Diogo Pinto da Gaia 1720 gewesen; doch habe ich seinen Bericht nicht erhalten können, so daß ich nicht angeben kann, ob er mit den Šavajé zusammengetroffen ist. Die älteste Nachricht besitzen wir von José Pinto da Fonseca, der 1773 den Araguaya befuhr und die Karajá pazifizierte. Er berichtete (Rev. trim. 8, S. 376 ff.), daß sie in drei Dörfern auf der Insel Bananal wohnten. Im Innern der Insel befände sich ein großer, fischreicher See[1].

Während seines Aufenthaltes bei den Karajá erhielten diese Besuch von den Šavajé; es fand zur Begrüßung ein Ringkampf statt. Nach seinen Mitteilungen lebten beide Völker in Frieden. Die Šavajé kamen in großer Anzahl in Booten angefahren, sie trugen Federschmuck auf dem Kopfe und mit Federn verzierte Lanzen in den Händen und bliesen auf Trompeten.

Vasconcellos war mit Fonseca 1774 am Araguaya, er legte ein Präsidio und das Aldeamendo Nova Beira am Ostarm von Bananal an, wo er Karajá und Šavajé ansiedelte. Die drei Dörfer der Šavajé benannte er Cunha, Mello und Ponte de Lima (Rev. trim. 37, S. 393). Das Präsidio und Aldeamendo gingen bald ein: 1782 wurden die Indianer des Aldeamendo in die neue Aldea von São José de Mossamedes übergesiedelt, wo sie allmählich zu Grunde gingen. Ob sich Šavajé auch auf der Aldea Pedro III (Carretão) befunden haben, steht nicht völlig fest. 1786 erhielt Miguel de Arrudo e Sá den Befehl, die Chavánte zu bekriegen und eine Aldea für sie anzulegen. 3500 Indianer siedelte er in Carretão an. Souza e Silva, 1812, spricht nur von Chavánte, die da untergebracht wurden, während Cunha Mattos auch Šavajé dieses Schicksal zuschreibt. Eine Masernepidemie vernichtete fast alle Indianer, die Reste wurden 1788 nach der Aldea Salinas übergeführt. Seitdem verschwinden die Šavajé aus dem Gesichtskreise; sie werden allmählich zu einem wilden, gefürchteten Volke, von dem nichts Genaueres bekannt ist. Cunha Mattos (Rev. trim. 38, S. 20) berichtet 1824 nur, daß sie auf der Insel Bananal wohnen, sehr hell und fast ausgestorben seien. Castelnau erklärte 1844 die Insel für unbewohnt; nach ihm

[1] ibid. S. 389. — Daß die Šavajé an diesem See wohnen, wie spätere Forscher ausgelegt haben (Ehrenreich, Beiträge S. 5. 7), geht aus diesem Berichte nicht hervor.



1. Armwickel mit drei Schnurquasten.

2. Beinbinde mit Fransenbehang, gequästelt.

3. Kleine Netzdecke.

4. Culiná-Schmuck.

5. Federreif mit Stutz.

6. Stirnfedern.

7. Stirnfedern.

9. 8. Armbänder.

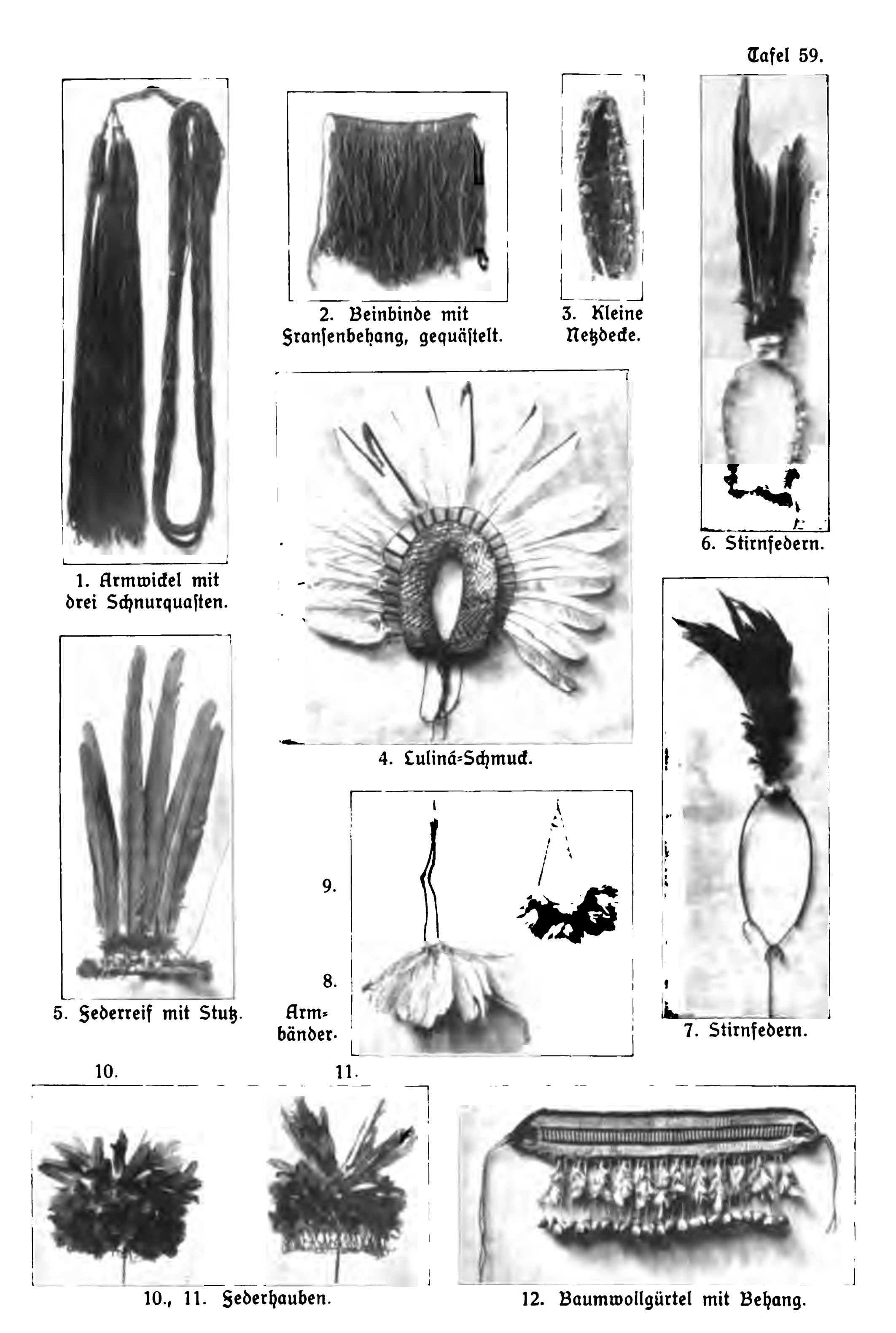
10., 11. Federhauben.

12. Baumwollgürtel mit Behang.

wohnen die Šavajé etwa 30—40 Meilen oberhalb des Nordendes der Insel Bananal und 3—4 Tagereisen östlich vom Furo, im Gebiet der Chavanté. Offenbar beruht diese Angabe auf mißverstandenen Erzählungen seiner Bootsleute (Band 2, Seite 115). In dem Werk O Rio Araguaya von Moraes Jardim aus dem Jahre 1880 wird berichtet, daß bei einem Karajádorf ein See existiere, der mit dem großen See im Innern der Insel Bananal in Verbindung stehe, und daß von diesem aus ein Kanal nach dem Furo hinüberführe bei einem Šavajédorf. Aus einer späteren Notiz geht hervor, daß die Dörfer der Šavajé sämtlich am Furo liegen sollen. Ehrenreich gibt Fonsecas Angaben wieder (Beiträge, Seite 5 und 7); zugleich berichtet er, daß die Šavajé am See in drei Dörfern wohnten und das letzte Mal 1888 an der Mündung des Abflusses des Sees in den Furo angesprochen worden seien. Sie gelten allgemein als ein den Karajá sprachlich verwandter Stamm. Coudreau schließlich gibt 1896 nur an (Araguaya-Tocantins, S. 110), daß sie auf Bananal wohnten und nur wenig bekannt seien, aber der stärkste der Karajástämme wären.

In Goyaz erfuhr ich, daß in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts der Bischof von Goyaz den Araguaya mit einem Dampfer befahren hätte. Dabei wären die Brasilianer von Norden her in den Furo eingefahren und hätten am Einfluß eines Baches ein riesiges Dorf der Šavajé angetroffen. Eine Bananenallee habe vom Fluß zum Dorfe geführt. Da sie in großer Anzahl (gegen 70 Mann) und alle bewaffnet gekommen seien, hätten die Šavajé sie bald wieder zum Abzug gezwungen, indem neben jedem Brasilianer beiderseits ein Šavajé einherging. Als der Dampfer bei der Abfahrt pfiff, seien viele Šavajé vor Schreck aus ihren Kanus in den Fluß gesprungen. Jedenfalls herrschte seitdem unter der brasilianischen Bevölkerung große Furcht vor den übergewaltigen Šavajé.

2. Wohnsitze. Nach meinen Erkundigungen bei den Karajá wohnen die Šavajé im Innern der Insel Bananal in 3—5 Dörfern, die sich über ein lang gestrecktes Gebiet verteilen. Das nördlichste, kleine Dorf soll 3—4 Tage oberhalb des Nordendes der Insel Bananal im Innern liegen. Das Hauptdorf liegt in der Trockenzeit etwa acht Tage oberhalb der Mündung des Furo auf einer Sandbank am Einflusse eines Baches (Abfluß des Binnensees?). Mitte August wird es landeinwärts verlegt. Es soll sehr groß sein: „wie eine Stadt"; Pedro zeichnete sechs Reihen mit je 20—25 Häusern in den Sand. In dem abseits gelegenen Maskenhaus sollen die Junggesellen schlafen. Weiter südlich, 1—2 Tage (?), liegen im Innern von Bananal 1—2 kleine Dörfer. Das eine davon habe ich vom Karajádorf Nr. 15 aus besucht, von dem es ziemlich genau östlich liegt. Man gelangt dahin auf einem gut eingerichteten Verkehrsweg: nach ½tägigem Marsch trifft man an einem Fluß das Karajádorf Korumarés. Entweder fährt man den Fluß 1½ Tage lang im Boot aufwärts, einen großen Bogen nach Süden und Osten beschreibend, oder man läuft einen Tag lang quer über den Camp nach Osten bis zum Hafen, von dem aus man noch 3—4 Stunden Marsch bis zum Dorfe hat. Das Dorf, das fünf Häuser mit etwa 100 150 Be-



1. Armwickel mit drei Schnurquasten.

2. Beinbinde mit Fransenbehang, gequästelt.

3. Kleine Netzdecke.

4. Culiná-Schmuck.

5. Federreif mit Stutz.

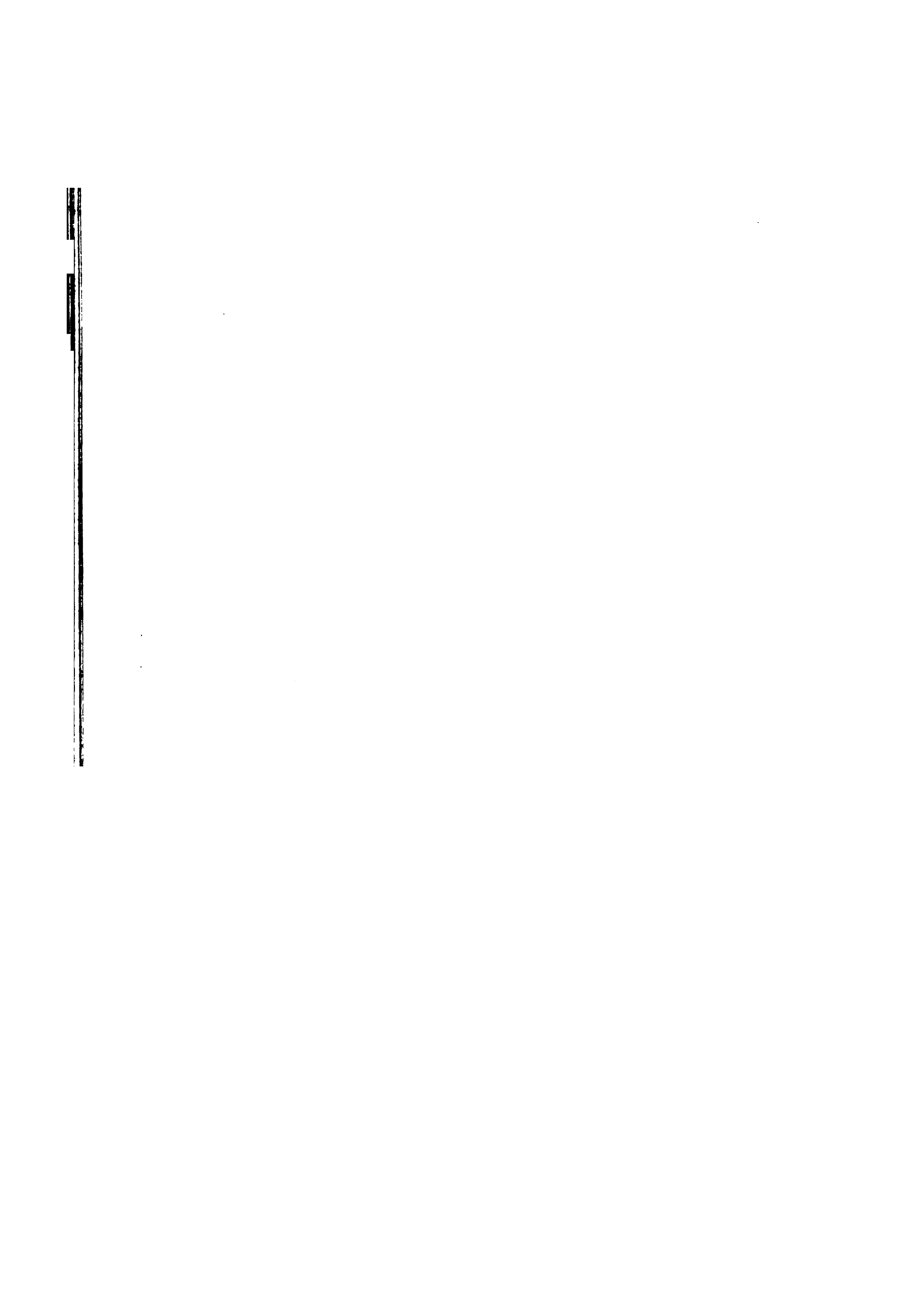
6. Stirnfedern.

7. Stirnfedern.

8., 9. Armbänder.

10., 11. Federhauben.

12. Baumwollgürtel mit Behang.



wohnern umfaßt, liegt an einem See; es wird im Laufe der Trockenzeit mehrmals verlegt. In der Regenzeit ist das gesamte Gebiet von Wasser überflutet; offenbar bildet dieser See dann einen Teil des großen Sees, von dem Fonseca erzählt. Wohin das Dorf in der Regenzeit verlegt wird, konnte ich nicht erfahren. Endlich soll es noch weiter südlich ein fünftes kleines Dorf geben, doch schwanken die Angaben darüber.

Dies ist der eine Zweig der Šavajé. Ein zweiter wohnt bei der Südhorde der Karajá und zwar in den beiden südlichsten Dörfern: Schischá und bei Leopoldina. Sie sind in der vorvorigen Generation hierher gewandert; denn der Häuptling Chico in Schischá, der verstorbene Häuptling Pedro Manco, die Mutter Joana aus dem Wanderlager Nr. 9, Leute von etwa 60—70 Jahren, gelten als Kinder der eingewanderten Šavajé. Neuerdings sind wiederum Šavajé von Bananal nach Schischá gekommen; sie wohnten im Oktober 1908 in einem besonderen Hause. Natürlich sind diese Šavajé vielfache Verbindungen mit den Karajá eingegangen.

Ein dritter Zweig soll sich, anscheinend in der vorigen Generation, von den Šavajé auf Bananal abgezweigt haben. Diese Horde hat den Araguaya überschritten und ist nach Westen abgezogen; bei den Karajá des Araguaya gelten sie als verschollen. Die Abzweigung geschah im Gebiete der Rio das Mortes-Mündung oder etwas südlicher.

Ehe ich in die Behandlung der Kultur der Šavajé eintrete, will ich noch ganz kurz mitteilen, was mir die Karajá über sie erzählten: Die Šavajé sind ihre Verwandten, sie sprechen die gleiche Sprache und haben dieselbe Stammestätowierung. Mit den Karajá leben sie in friedlichem Verkehr, es wird gegenseitig geheiratet; vor allem findet ein lebhafter Tauschhandel statt, wobei die Karajá Steinwerkzeuge, die den Šavajé fehlen, sowie Eisenwaren, Stoffe und Perlenketten an die Šavajé gegen Urukú, Netzdecken, Araras und Nahrungsmittel vertauschen. In Kleidung und Schmuck sollen die Šavajé den Karajá gleich sein, aber viel schönere Sachen besitzen. Sie gelten bei den Karajá als reich an Schmuck und Nahrungsmitteln, in Notzeiten wandern daher die Karajá häufig zu ihnen über. Diese Angaben habe ich im allgemeinen bestätigt gefunden.

Das Volk ist phonetisch Šävåjė zu schreiben, gemäß der bei den Karajá üblichen Aussprache. Die Karajá nennen sie auch noch: (ɪ)šändjŭ́, (ɪ)šä(n)dɪwändŭ́. Ihre Zahl kann ich nicht angeben, da ich nur ein kleines Dorf mit fünf Hütten kennen lernte. Jedenfalls scheint neben 3—4 solchen kleinen Dörfern ein sehr großes Dorf, ähnlich denen der Šambioá zu existieren, so daß man die Zahl vielleicht auf 800—1000 angeben kann. Die unter den Südkarajá lebenden Šavajé erreichen etwa die Zahl 50.

3. **Körperlich** unterscheiden sich die Šavajé von den Karajá nur durch den höheren Wuchs (Tafel 30, Abb. 3 u. 4). Die Männer sind im Mittel wohl 4—5 cm größer als die der Karajá; auch die Frauen sind größer als die Karajáfrauen. Doch kommen auch hier kleinwüchsige Personen, besonders weiblichen Geschlechts, vor (Tafel 30, Abb. 3). Im übrigen gilt alles für die Karajá Gesagte auch für die Šavajé.

In ihrer gesamten Kultur sind die Šavajé reine Karajá. Doch zeigen sie einige Abweichungen von diesen, die sie wiederum enger mit den Sambioá verknüpfen. Im folgenden werde ich daher nur ganz kurz die Abweichungen konstatieren.

4. Haus und Dorf. Der Hausbau weicht von dem der Karajá erheblich ab und ist dem der Sambioá ähnlich. Ich verweise auf meine Ausführung oben beim Hausbau der Karajá, wo auch die infolge des brasilianischen Einflusses eingetretene Umwandlung des Šavajéhauses bei den unter den Südkarajá wohnenden Šavajé dargestellt ist (S. 196/97; Abb. 20, 21; Tafel 30, Abb. 1). Die Querbalken der Dachstützpfosten sind mit dünnen Stangen überlegt und bilden eine Art Boden, auf dem Kiepen, Körbe, Waffen, Frauengürtel, Flechtmaterial usw. aufbewahrt werden. Entgegen den Karajá befinden sich die Kochplätze im Hause und zwar in den Rundbauten, je einer beiderseits vom Eingang, so daß vier Herde im Hause vorhanden sind. Die Rundbauten dienen gleichzeitig als Vorratsräume für Körbe, Kürbisse, Lebensmittel usw. An den unteren Teilen der Hauspfosten sind ringsum an den Wänden allerlei Vögel, wie Geier usw. angebunden.

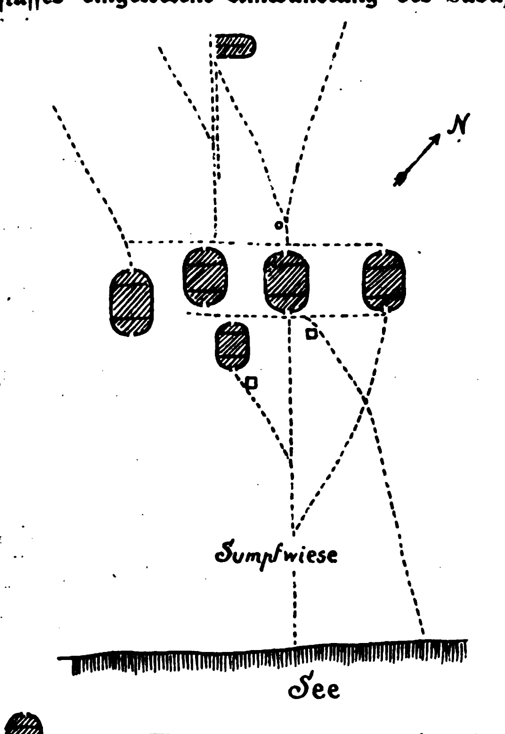


Abb. 188.
Grundplan des Dorfes der Šavaej Bananal.

Das Dorf ist wie das der Karajá in einer Reihe parallel zum Ufer angelegt (siehe den Plan, Abb. 188). Das Maskenhaus liegt abseits vom Dorfe. Es entspricht dem der Karajá, hat aber einen Firstbalken, wie er beim Maskenhaus der Südkarajá auftritt.

5. Kleidung und Schmuck. In Kleidung, Schmuck und Körperpflege ist kein wesentlicher Unterschied gegen die Karajá zu bemerken.

Die Männer tragen Hüft- und Penisschnur in gleicher Weise wie die Karajá. Augenschirme wurden nicht bemerkt. Netzdecken wurden von beiden Geschlechtern getragen; sie werden von den Šavajé selbst hergestellt. Die Art

der Knüpfung ist dieselbe wie bei den Karajá. Abb. 3 in Tafel 59 stellt eine nur 24 cm lange Netzdecke dar, die nach Art der losen Mädchengürtel geknüpft ist. Offenbar dient sie als Lager für ein Neugeborenes. Zuweilen waren die braunen Kettenfäden der Decken mit weißen Fäden durchschossen; nach Erkundigung bei den Karajá sollen die Šavajé derartige Decken herstellen, während die Decken mit breitem, schwarzem Mittelstreifen nicht von den Šavajé, sondern von den Tapirapé stammen.

Auch die kleinsten Mädchen trugen schon festgeflochtene, schwarze Gürtel, die denen der Karajá entsprechen. Die lose geflochtenen Schnurgürtel (Karajá, Abb. 30 u. 31) habe ich nirgends gesehen. Erwachsene Frauen trugen den hier hābīödā genannten Bastschurz meist aus weißem, selten nur aus rötlichem Bast.

Die Haartracht weist nichts den Karajá Fremdes auf. Die Kämme werden in gleicher Weise wie bei den Karajá von den Männern geflochten. Formen und Muster entsprechen den anderen; selten aber sind die Verzierungen durch Federbüschel oder Baumwollbündel. Auch die Seitenkreuzfäden fehlen oft.


Abb. 189 a, b.
Wundkratzer (b = Rückseite).

Die Körperbemalung ist mit der der Karajá identisch. Als Öl wird Kokosnußöl verwendet, als Farbe vor allem Urukú, das entkernt in riesigen Hohlkürbissen aufbewahrt wird.

Wundkratzen ist auch bei den Šavajé gebräuchlich. Das Instrument dazu (lalēdjú; Abb. 189) ist aber auf der ganzen Rückseite mit einer dünnen Wachsschicht bedeckt (vergl. die Ehrenreichschen Exemplare Berlin 3953 a b von den Karajá).

Über die Körperpflege ist zu bemerken, daß die Šavajé jeden Morgen mit Sonnenaufgang in den See baden gehen, auch wenn dicker Nebel über dem Wasser liegt und es empfindlich kalt ist. Am Herdfeuer in der Hütte wärmen und trocknen sie sich dann.

Abb. 190.
Ohrstab.

Abzeichenschmuck. Die Lippenpflöcke nehmen bei den Jünglingen gewaltige Dimensionen an. Der längste Holzlippenpflock (ōdüó) war 31,5 cm lang bei 2,2 cm Breite. Die Muschellippenpflöcke (īdjé) der Knaben laufen fast alle in eine emporgebogene Spitze aus. Steinlippenpflöcke habe ich nicht gesehen.

An Ohrschmuck sind gelbe Stäbe (dŏhó), Stäbe mit roten Federrosetten und einem Wachspunkt im Zentrum der Perlmutterscheibe (dōllé, dŏhōdúë), sowie tulpenartige Rosetten mit Nagetierzahn in der Mitte (gūëdjú) vor-

handen. Letztere sind bei den Kindern fast allgemein, erstere beiden Arten waren nur selten vorhanden, vor allem die einfachen Ohrstäbe, im Gegensatz zu den Karajá, die fast alle welche tragen. Auch sind die Ohrstäbe nur ganz einfach durch einige eingeschnittene Ringe am vorderen Ende verziert (Abb. 190).

Die Armmanschetten (dēší), Waden- (dēōbɪdắ) und Knöchelbänder (wālā̦ʃí) sind denen der Karajá gleich. Jünglinge trugen über Armstulpen und Wadenbänder oft ein Bastband gebunden.

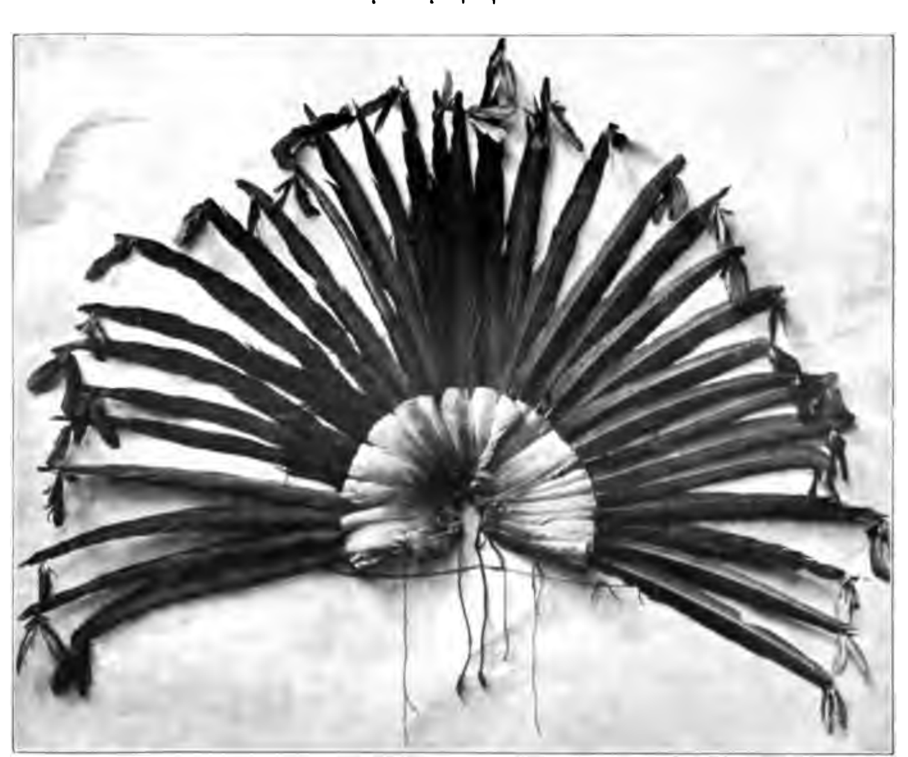
Von sonstigem Schmuck wurde sehr viel Baumwollschmuck getragen. Schwarze Nackenquasten der Mädchen (wādjīklīdjắ) trugen zuweilen, wie auch bei den Karajá, aufgeschobene Schneckenhäuser. Die langen Schnurenröcke (gūōhí) werden auch von den Šavajémädchen getragen. Sehr ausgebildet war der Arm- und Beinbehangschmuck. Von den drei Arten der Karajá bemerkte ich die erste: Schnüre mit Quasten als Oberarm- und Unterarmschmuck, die zweite: flachgeflochtene oder gequästelte Bänder mit langem Behang nur als Wadenschmuck, die dritte Art: zwei dicke Wülste mit langem Behang nur als Armschmuck. Während bei den Karajá die Schnüre der ersten Art (dō̦lú) je zwei Quasten am Ende tragen, sind es bei denen der Šavajé stets drei (Tafel 59, Abb. 1). Diese Quasten samt Schnüren sind durchgängig schwarz gefärbt. Bei dem einen Exemplar, das für den Oberarm eines Kindes bestimmt ist, sind die Wickelschnüre 325 cm lang, bei dem anderen, das angeblich für die Unterarme eines Mannes bestimmt ist, dagegen 925 cm! Die zweite Art wurde nur als Wadenschmuck, und zwar schwarz gefärbt für Kinder (dēăhu̦lắ), rot gefärbt für Jünglinge (lūdjāūwū́) angetroffen. Der Fransenbehang reicht, wie das bei den Beinbändern immer der Fall ist, ringsum (Tafel 59, Abb. 2). Die dritte Art, nur als Armschmuck beobachtet (dēšɪ̄ắdắzí) und rot gefärbt von Jünglingen am Unterarm hinter den Armstulpen getragen, ist identisch mit den Wadenbehängen der Karajá (Abb. 75), während sie, für den Oberarm bestimmt, den Fransenbändern der Karajá (Abb. 74 a b) gleichkommen. Die Fransen erreichen bei diesen Exemplaren 55 cm Länge und werden zu dicken Zöpfen verflochten aufbewahrt (Abb. 191 a b).

Unter dem Federschmuck erhielt ich den von Ehrenreich in vielen Exemplaren von den Karajá erworbenen, von mir dort nicht vorgefundenen Hinterhauptsschmuck lòlīnắ (Tafel 59, Abb. 4). Das von mir erworbene Exemplar ist insofern unvollständig, als die Rohrstäbchen zwischen den beiden geflochtenen Flächen, in die die rosa Reiherfedern gesteckt sind, nicht durch Federkränze überdeckt sind. Das Geflecht ist gemustert und mit weißer Farbe beschmiert (vgl. Abb. 192 a—c, Aufbau dieses Schmuckes).

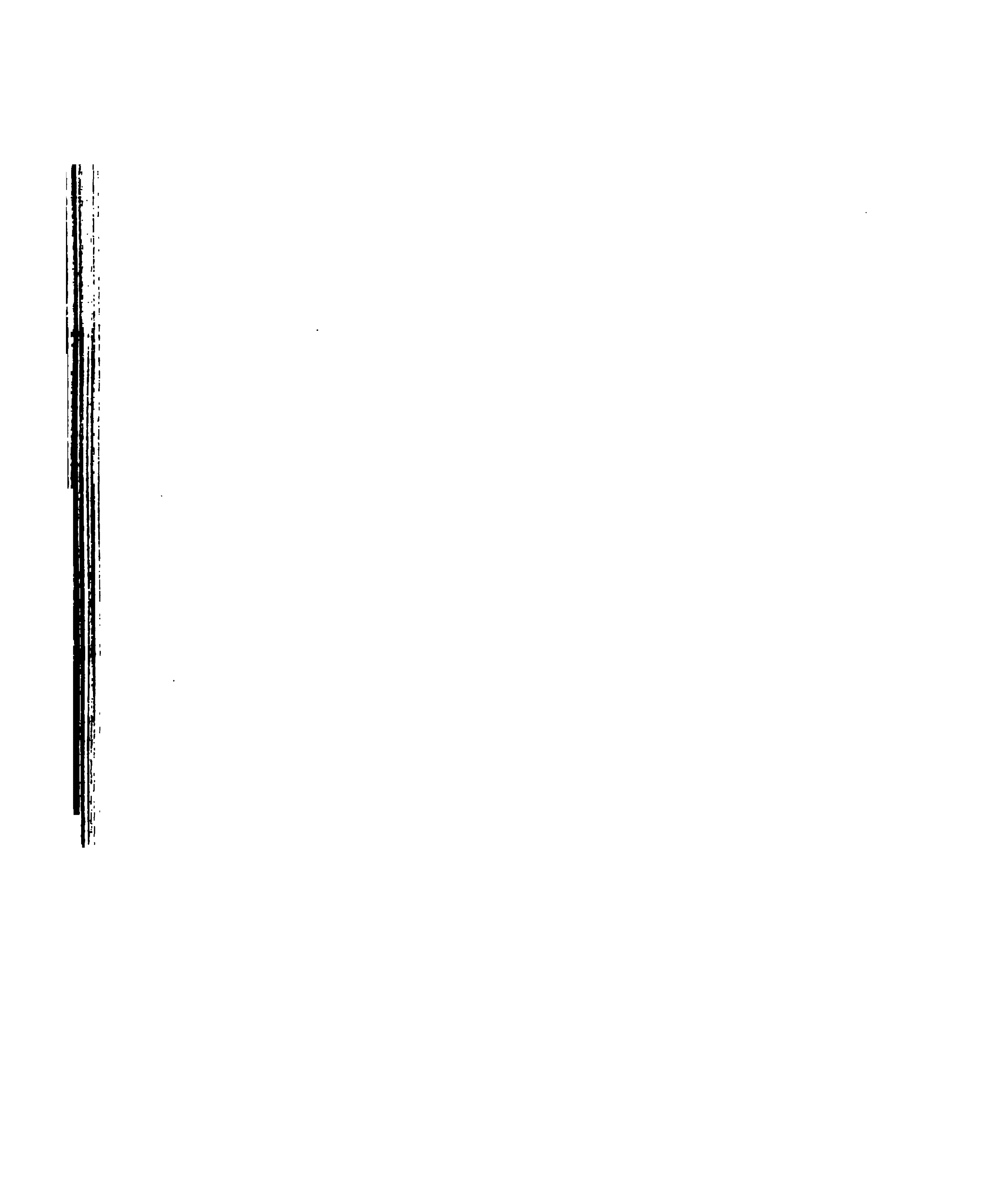
An Federhauben (dōlɪ̆dōlí) erwarb ich zwei Stück von den Šavajé in Schischá. Beide trugen die Federn in drei Zonen angeordnet. Bei dem einen Exemplar bestand die unterste Zone aus roten Federrosetten, die mittlere aus Büscheln von je zwei kleinen blaugelben Ararafedern, die oberste aus einzeln eingebundenen, langen, bunten Federn (Tafel 59, Abb. 11). Beim zweiten Stück bestand die unterste Zone aus zwei Reihen roter, die mittlere Zone



1. Hinterhauptsfederrad.



2. Hinterhauptsfederrad.



aus zwei Reihen gelber Rosetten, die oberste aus Büscheln von je zwei bunten Papageifedern (Tafel 59, Abb. 10). Die Federn und Rosetten sind wie bei den Karajá nicht in den Knoten, sondern an den Fäden des Netzes befestigt.

Von Federreifen erhielt ich ebenfalls von den Šavajé in Schischá ein Exemplar mit einem Stutz (hänänå). Der Reif trägt gelbe Federchen; vorn sind sechs lange blauschwarze Ararafedern senkrecht stehend befestigt, deren Kiele durch kleine Federn verdeckt sind (Tafel 59, Abb. 5).

Von Federrädern (lähldó) erhielt ich vier Stück von den Šavajé auf Bananal, eines von denen in Schischá. Davon ist nur das eine Exemplar

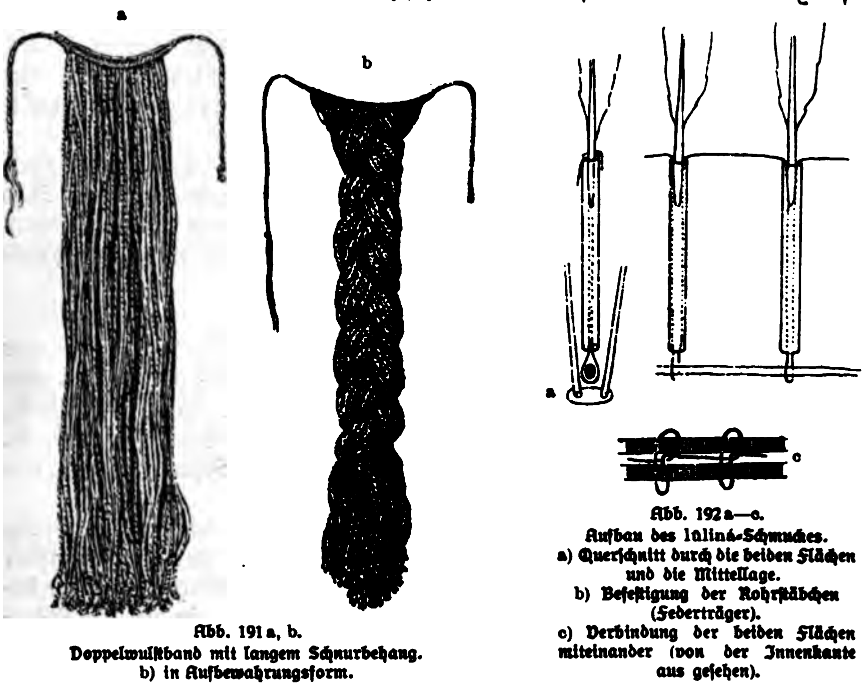


Abb. 191 a, b.
Doppelwulstband mit langem Schnurbehang.
b) in Aufbewahrungsform.

Abb. 192 a—c.
Aufbau des lùliná-Schmuckes.
a) Querschnitt durch die beiden Flächen und die Mittellage.
b) Befestigung der Rohrstäbchen (Federträger).
c) Verbindung der beiden Flächen miteinander (von der Innenkante aus gesehen).

von Bananal denen der Karajá gleich. Es besteht aus einem großen Fächer von rosa Reiherfedern und blauen Ararafedern, die in Gruppen von 5—6 und 4 Stück miteinander abwechseln. Die längere Decklage besteht aus blauen Ararafedern, die kürzere obere Decklage aus rosa Reiherfedern. An die oberen Enden der Federn der Hauptlage sind gelbe Federchen angebunden (Tafel 60, Abb. 1). Alle übrigen Exemplare tragen auf der Hauptfederschicht nur eine Decklage, die bei dem einen Exemplar aus blauen Ararafedern, bei einem anderen aus weißen Jaburúfedern, bei den beiden letzten aus blaugrünen Federn besteht. Die Hauptfederschicht weist in gleicher Reihenfolge folgende Federn auf: rosa Reiher- und Eulenfedern, die miteinander abwechseln, blaue Ararafedern (Tafel 60, Abb. 2), weiße Jaburú-

federn, die bei dem Exemplar aus Schischá dreimal durch je zwei blaue Ararafedern unterbrochen sind. Die Endfederchen sind durchweg gelb.

Stirnfedern, die vielleicht zu solchen Federrädern gehören könnten, vielleicht aber auch senkrecht emporstehend getragen werden, indem der Reif um das Gesicht gelegt wird, habe ich zwei Stück erhalten. Bei dem einen (wa͡idöhé) ist der Reif mit schwarzer Baumwollschnur umwickelt, seine Enden sind durch eine dünne Schnur miteinander verbunden. Vorn befinden sich zwei Federstutze, die jeder aus einem Stab mit roten Federn bestehen, der oben einen gelben Federkranz trägt, aus dem lange schwarzgrüne Federn emporragen. An der Basis sind beide Stäbe mit weißer Rohbaumwolle umwickelt (Tafel 59, Abb. 7). Bei dem anderen (kōdšülükūädšió) ist der Reif mit weißen Flaumfederchen besetzt, der Stutz besteht aus mehreren, bis 35 cm langen roten Ararafedern, die unten mit kleinen roten und gelben Federchen buschig umgeben und unterhalb dieser mit Rohbaumwolle umwickelt sind (Tafel 59, Abb. 6).

Feine rote Federchen (wālālắ), Flügeldeckfederchen des rosa Löffelreihers, sind auf einer feinen Schnur befestigt und spindelartig auf einen Stab gewickelt. Die Schnur ist viele Meter lang. Dieselben Schmuckfedern brachte Ehrenreich von den Karajá mit. Angeblich werden sie für Kopfschmuck verwendet.

An sonstigen Schmuckstücken sind vorhanden:

Halsketten aus kleinen, rötlich-weißen Früchten (šiula͡iřádí), die sehr häufig waren, sodann Federarmbänder, die zum Teil denen der Karajá entsprechen. Sie tragen entweder Federbüschel an einer Stelle (Tafel 59, Abb. 8), oder zu beiden Seiten einer Schnur bunte Federschichten (Tafel 59, Abb. 9).

Fingerringe (dăbó) werden ebenfalls aus den Schwanzringen von Eidechse und Chamäleon hergestellt.

Tanzgürtel (wådăkänắ) der männlichen Jugend sind nicht so reichhaltig wie die der Karajá, sondern wesentlich einfacher gehalten. Das eine Exemplar ist schwarz und weiß längsgestreift; an seiner Unterkante hängen an einer besonderen Schnur abwechselnd zwei Thevetiafruchtbündel und ein bis drei Federstäbchen. Das andere, aus Schischá stammende weist neben der Längsstreifung noch eine Querstreifung auf; an seiner Unterkante sind direkt abwechselnd je zwei Thevetiafruchtpaare und je ein Federstab befestigt (Tafel 59, Abb. 12).

6. Nahrung. Die Šavajé leben wie die Karajá vom Fischfang und den Erträgnissen ihrer Pflanzung. Der See, an dem sie wohnen, ist trotz seiner geringen Tiefe (0,75 bis 1 m) äußerst fischreich; selbst Pirarucús gab es in ihm. Die Pflanzung lag weit ab vom Dorfe, etwa 6 bis 7 Stunden Wegs, am Rande des Regenzeitsees. Sie war äußerst gut bewachsen und so dicht, daß man kaum den Weg darin verfolgen konnte. Dicht neben der neuen Pflanzung befand sich eine ältere. Hier und da lagen gefüllte Kiepen am Wege und harrten der Abholung.

Die Mandioka wird im kniehohen Mörser (kōŏ), der eine etwa fingerdicke Wand besitzt, mit einem 1,6 m langen und 0,10 m dicken Stampfer (hāa͡u) aus rötlichem Holze gestampft, oder auf dem Reibholz (wōlanákiă)

gerieben, auf dem Stäbchensieb (brēdjé) ausgelesen und in ihm gepreßt. Dann wird dieses Mehl mit Wasser versetzt und gekocht. Derartiger Mandiokabrei (īüälü) bildet auch bei den Šavajé die Hauptspeise. Sonst sah ich noch als Festspeisen gelben Brei und grünes Gemüse.

Gefischt wurde von den jungen Leuten mit Bogen und Pfeilen. Bereits früh am Morgen fuhren sie auf den See hinaus und kamen bald mit guter Beute wieder. Von allem erhielt ich meinen Anteil, auch von dem riesigen Pirarucú, der am zweiten Vormittage gefangen wurde. Der glückliche Fischer schlachtete das Tier aus, dann schnitt er die Bauchseiten heraus, die vom Häuptling verteilt und auf verschiedene Haufen gelegt wurden. Dann wurden die Rippenstücke zu je drei Rippen herausgeschlagen und ebenfalls verteilt. Jede Familie erhielt dann ihren Anteil, auch ich bekam davon.

An gezähmten Tieren fand ich bei den Šavajé vor:

Hühner, die mir gern verkauft, aber von ihnen nicht gegessen wurden; angebunden saßen auf den Vorratsständern vor den Häusern Geier, Löffelreiher und Periquittos, an den Wandpfosten im Hause auf der Erde hockend Geier in großer Zahl. Araras fehlten völlig. Dafür saß hinter dem Häuptlingshause, auf niedriger Querstange angebunden, ein riesiger weißer Adler (Tafel 30, Abb. 2).

Gegessen wurde von den Frauen auch in meiner Gegenwart. Nur das Mädchen, das mit uns zu den Karajá zurückreiste, aß unterwegs abgewendet von uns und nur, wenn es sich nicht beobachtet glaubte.

Der Herd liegt, wie oben erwähnt, in den Rundbauten der Häuser, beiderseits vom Eingang. Er besteht wie bei den Karajá aus den Spitzen von drei Termitenhaufen oder aus drei Tonscherben. Geröstet wird auf Röstherden (Tafel 61, Abb. 1).

Das Kochgeschirr ist mit dem der Karajá identisch. Die Mandiokareiber (wōlānákĭä, in Frauensprache: kōlānákĭĕ), die Stäbchensiebe (brēdjé) haben dieselbe Form und Bauart wie die der Karajá. Zum Umrühren dient ein ruderförmiger Löffel (nällhí; Abb. 193). Alles übrige vergleiche man bei den Karajá!

Abb. 193 a, b. Rührlöffel. (b von der Seite).

Genußmittel ist der Tabak, der bei den Šavajé in einer wesentlich besseren Sorte gebaut wird als bei den Karajá. Diese kaufen sich große Mengen davon bei jenen, auch Stecklinge, um sich zu Hause diese edlere Sorte selbst ziehen zu können. Der Tabak (kōtí) wird in dreiteiligen Zöpfen geflochten aufbewahrt (Abb. 194) und in geflochtenen Taschen oder solchen aus Affenfell (djulēní; Tafel 61, Abb. 2) mitgeführt. Die Tabakspfeifen (wällōná) werden aus der Jequitibafrucht hergestellt; sie tragen sämtlich die Riefe um die vordere Öffnung und sind rötlich gefärbt.

Vorräte scheinen die Šavajé nur in geringer Menge zu Hause aufzu-

bewahren. Am zweiten Tage bereits ließen sie mich bitten, wieder abzureisen, da sie nichts mehr zu essen hätten. Die Verpflegung meiner fünf Karajá, zu denen sich noch vier aus Korumarés Dorf eingefunden hatten, hatte ihre Vorräte dezimiert; in meiner Anwesenheit aber scheuten sie sich, das Dorf zu verlassen, so daß ich schließlich ihren Bitten nachgeben mußte.



Abb. 194. Geflochtener Tabak.

7. Bei den Waffen ist ebenfalls nichts Neues zu bemerken. Die Bogen (djühädé) sind entweder unverziert oder tragen weiße Überwickelungen, Maisblatt und Federquaste, wie der Karajábogen (Abb. 110). Die Handhabung ist derart, daß die linke Hand den Bogen in der Mitte faßt, so daß der Pfeil zwischen dem zweiten und dritten Finger hindurchgeht; der zweite bis fünfte Finger der rechten Hand spannt die Sehne, der Pfeil liegt zwischen dem zweiten und dritten Finger.

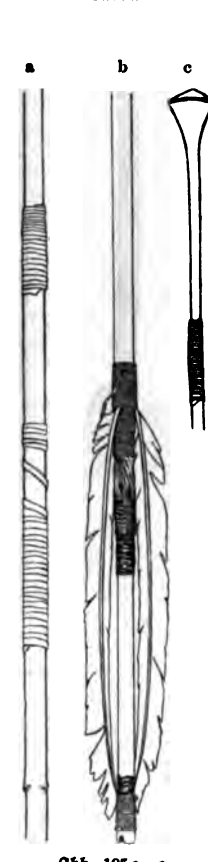
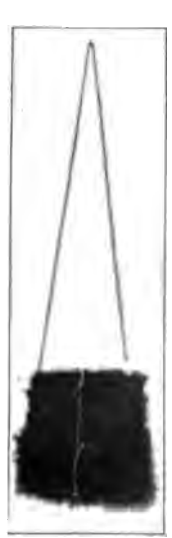


Abb. 195 a—c. Šavajépfeile.
a) Ansatzumwicklung.
b) Fiederung.
c) Holzknaufspitze.

An Pfeilen (wöhú) traf ich solche mit kantigen Holzspitzen, die zum Teil rot gefärbt waren, mit Holzknaufspitzen (döbölá), deren Knauf bis 4 cm Dicke aufwies (Abb. 195 c), mit Bambusblattspitzen auf besonderem Holzzwischenstab, mit runden Knochenspitzen, die an einem im unteren Teil rotgefärbten Holzeinsatz befestigt sind, und mit Rochenstachelspitzen. Besonders bemerkenswert sind für die Šavajé die Rochenstachelspitzen und die Pfeile mit rotgefärbtem Zwischenstiel. Die Länge der Pfeile beträgt 130—160 cm, am längsten sind die Fischpfeile. Die Umwickelung mit schwarzer Embira an der Stelle, wo die Spitze in den Schaft eingesetzt ist, ist ein- bis dreiteilig und weist gern Spiralverbindung zwischen den einzelnen Teilen auf (Abb. 195 a). Das Fiederende ist analog dem der Karajápfeile ausgebildet (Abb. 195 b). Seine obere Umwickelung besteht durchgängig aus schwarzem Baumwollgarn, in das meist gelbe, selten rote Federchen eingebunden sind. (Bei den Karajá ist das Verhältnis gerade umgekehrt.) Der Zwischenteil zwischen den Federn ist auch bei den Šavajé durch Ringe und Bänder aus rotem Lack verziert, die meist in zwei Gruppen angeordnet sind. Die meist weiße Kerbumwickelung ist nur selten rot gefärbt. Die Angabe Kurišis, daß die Šavajépfeile dadurch kenntlich wären, daß die Kerbumwickelung nicht ganz bis an die Kerbe reiche, kann ich nach meinen Exemplaren nicht bestätigen; bei ihnen reicht überall die Umwickelung bis zur Kerbe. In der Ausgestaltung dieser Umwickelung finden wir die Typen der Karajá



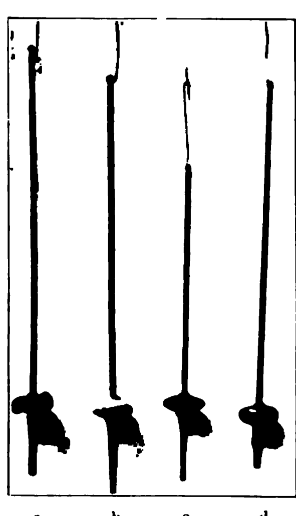
1. Röstherd der Šavajé.



2. Tabakstasche aus Affenfell.



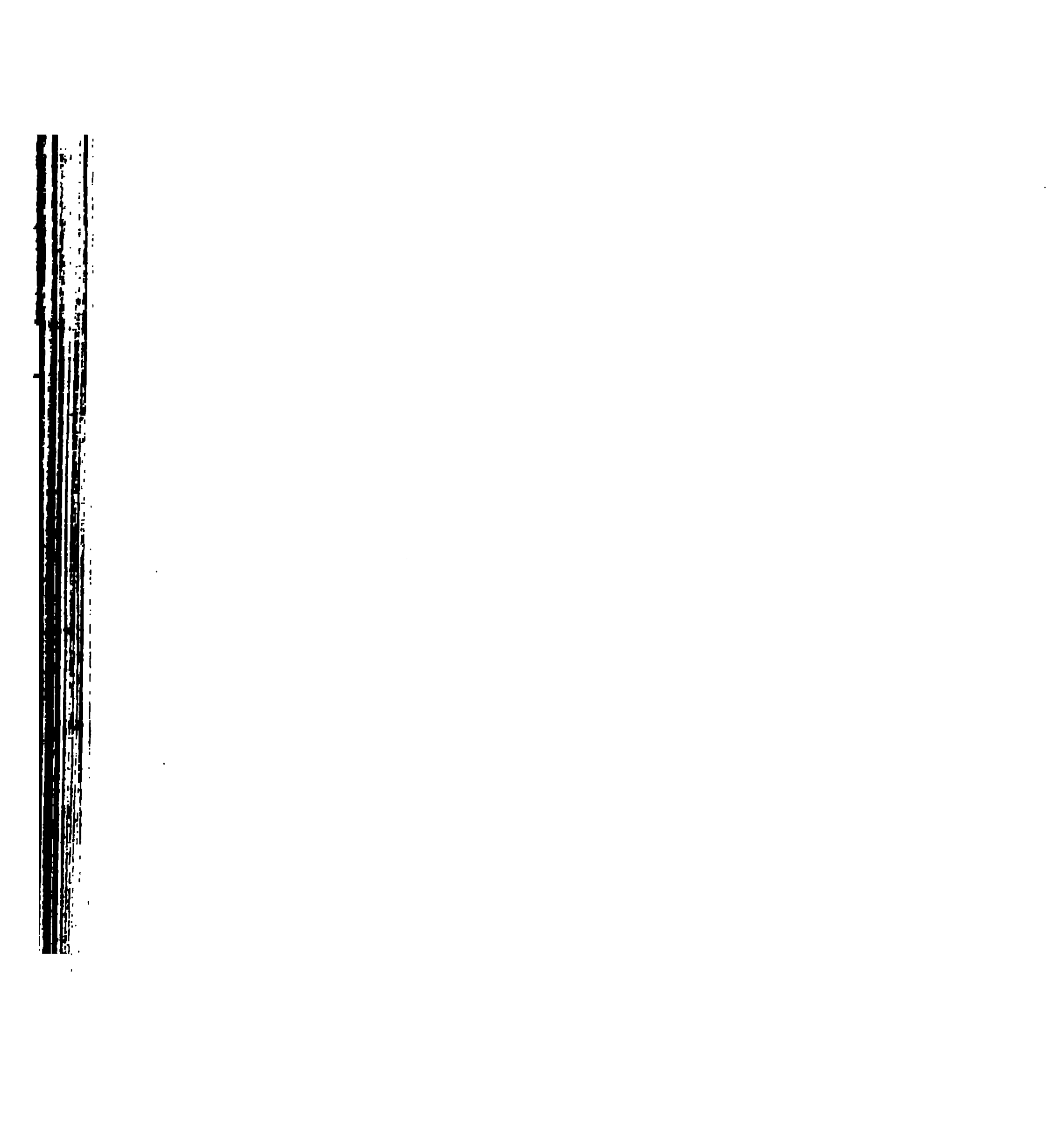
3. Tragsack, aus einem Palmwedel geflochten.



5. Spindeln.
a Wachs, b ungebrannter, c u. d gebrannter Ton.



4. Bauwollzupfbogen.



ebenfalls wieder, nur in einfacheren Formen. Endfederchen habe ich bei den Šavajé-Pfeilen nicht gesehen.

Die Keulen (göhördé) sind wie die Karajákeulen nur bis zur Hälfte geriefelt, unterscheiden sich von ihnen aber dadurch, daß das Zwischenstück am Griffende mehr als drei Riefen (vier und fünf) trägt[1] (Abb. 196 b). Bei einem Exemplar sind als Verzierung innerhalb der Riefelung diametral gegenüberliegend je zwei schmale Leisten mit eingeschnittenen Punkten stehen geblieben (Abb. 196 a). Umflochtene Keulen sowie Flachkeulen habe ich hier nicht gesehen.

Zum Riefeln der Keulen wird auch von den Šavajé der an einem Stäbchen montierte Cutiazahn (hāūldjū) benutzt (Abb. 197).



Abb. 196 a, b. Šavajékeule. b) Griffende eines zweiten Exemplares.

Abb. 197. Keulenriefler.

Abb. 198. Pfeilschleuder. Šavajé.

Abb. 199. Šavajéruder.

Von Lanzen (dönölí) erwarb ich nur ein Stück, das ein sehr altes Aussehen hat. Es ist wie die der Karajá gebaut. Der Schaft ist bei 2,5 cm Dicke 200 cm lang, die Knochenspitze 19,2 cm, die rote Umwickelung 11,5 und das Geflecht 63 cm lang. Die Federquasten hängen 42 cm lang herab. Das Geflechtmuster ist das senkrechtstehende Zickzackmuster.

[1] Vergl. Karajá, Keulengriffe.

Verhältnismäßig häufig war die Pfeilschleuder (haōbí). Während ich in den 22 Dörfern der Karajá keine sah, sondern nur ein Modell erhielt, fand ich in diesem einen kleinen Šavajédorfe bereits drei Stück vor (Abb. 198). Benutzt wird das Gerät noch zu Fischfang, Vogeljagd und als Sportwaffe. Man führt damit Hoch-, Horizontal- und Tiefschüsse aus. Der 36—40 cm lange, 3,5—6,5 cm breite Griff ist kantig und geschweift und trägt einen kleinen Knopf am unteren Ende. Das Loch für den Zeigefinger ist ziemlich groß, und rechteckig oder quadratisch gestaltet. Der 30—35 cm lange Stab ist rund und trägt einen kleinen Haken aus Knochen, der mit dichter, feiner Umwickelung befestigt ist. Zum Teil hängen von dieser Umwickelung einige Federchen als Schmuck herab.

Sonstige Waffen habe ich bei den Šavajé nicht angetroffen.

8. Transport und Verkehr. Die Boote sind denen der Karajá gleich, gewöhnlich aber sehr lang und sehr breit. Die Ruder unterscheiden sich von denen der Karajá meist dadurch, daß die Rolle am Griff vier Riefen trägt (Abb. 199). Kiepen und Körbe sind ebenfalls denen der Karajá ähnlich. Die Kiepe [bāh(ı)ūḷá] ist auch an der Unterkante verflochten, so daß beim Tragen der Inhalt ein festeres Widerlager hat, als dies bei den Karajákiepen der Fall ist. Sie ist 158 cm lang, 27 cm breit und hat einen 12 cm hohen Rand. An Körben beobachtete ich große Tragkörbe (wälilí) aus Oaguassu-Palmfiedern gemustert geflochten, die mit einem Basttragband getragen werden, sodann längliche Körbe (dādá̆), die ebenfalls Musterung aufweisen und am Tragband getragen werden, ovale Deckelkörbe (wäläbähí) und schließlich Tragsäcke, und zwar solche aus Mattengeflecht (mänsí), solche, die aus einem Palmblatt schräg geflochten sind (lōḷí), und rechteckige, aus zwei Palmblättern geflochtene Säcke (lōḷí), deren eine Längskante die beiden Rippen bilden, während an der anderen und an der Unterkante die Fieder beider Wedel miteinander verflochten sind (Tafel 61, Abb. 3). (Vergl. Ehrenreich, Berlin 3886, Karajá.) Alle übrigen erwähnten Körbe usw. sind mit denen der Karajá identisch.

Wasser wurde in langen Kürbissen (rūkú̆) mit kurzem Hängeband transportiert; die Kürbisse waren meist roh mit Brandmalerei verziert (Abb. 200).

9. Die Technik ist noch ursprünglicher als die der Karajá; bekommen doch die Šavajé ihre Eisengeräte und alle fremden Waren erst im Austausch von den Karajá. Alles bei diesen Gesagte gilt daher auch für die Šavajé.

An Steinbeilen [ūōmădū(ĕ)] fand ich noch einige Exemplare vor; sie wurden als Schlägel beim Weichklopfen der Frauenbastschurze auf dem umgelegten Mörser benutzt. Die beiden von mir erworbenen Exemplare sind starke, keilförmige Beile von 14 und 20,5 cm Länge; bei dem einen ist die Schneide, wohl durch den Gebrauch als Nußknacker, stark ausgehöhlt (Abb. 201 a b).

Die Töpferei ist eben so primitiv wie die der Karajá. Auch hier finden wir keine ornamentierten Gefäße. Die beiden von mir erworbenen Gefäße bestehen aus rotem Ton, zeigen den Karajátypus und stellen einen Kochtopf (wădjıwí) und Napf (wădjiwăūdá̆) dar.

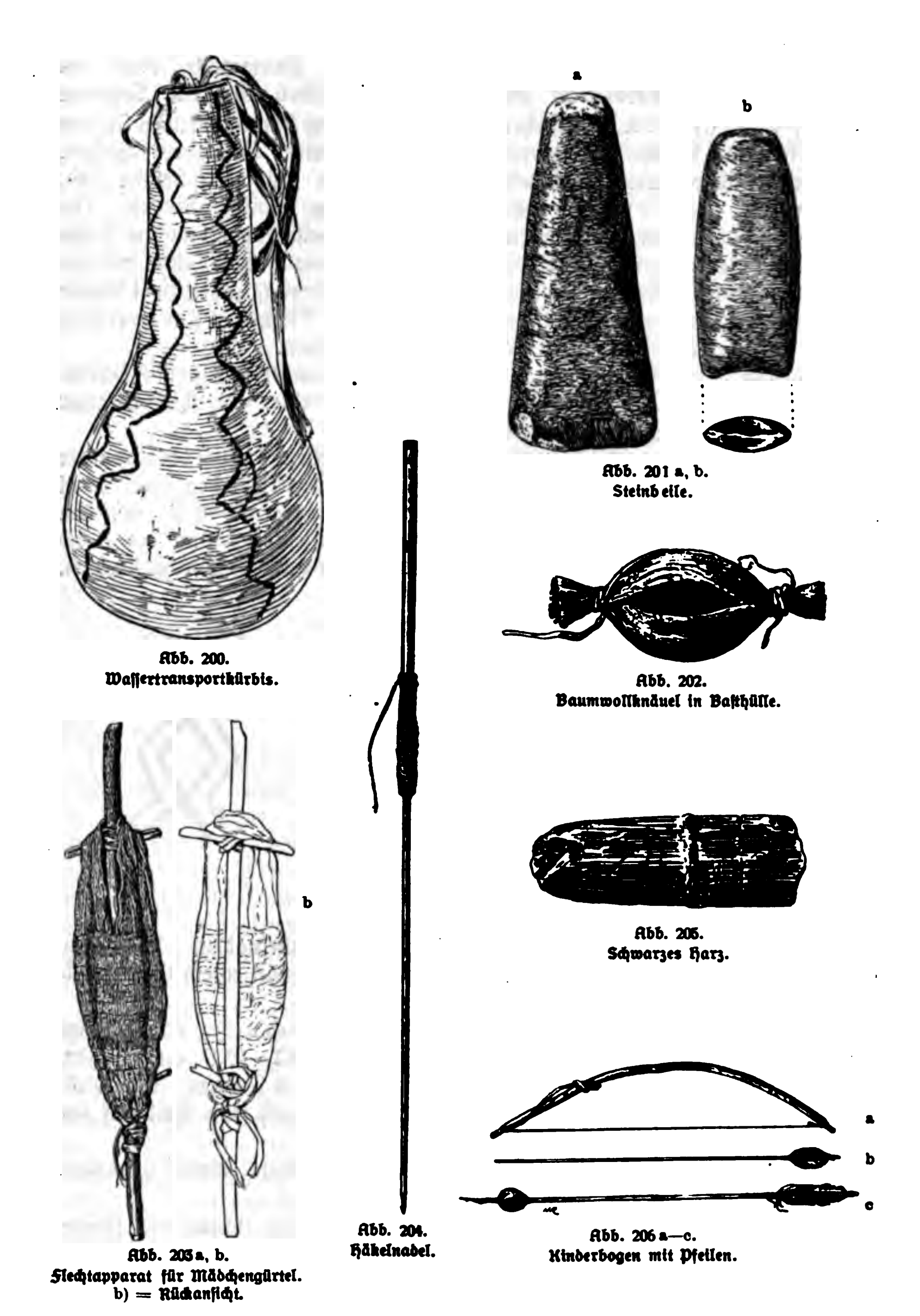


Abb. 200.
Wassertransportkürbis.

Abb. 201 a, b.
Steinbeile.

Abb. 202.
Baumwollknäuel in Basthülle.

Abb. 203 a, b.
Flechtapparat für Mädchengürtel.
b) = Rückansicht.

Abb. 204.
Häkelnadel.

Abb. 205.
Schwarzes Harz.

Abb. 206 a—c.
Kinderbogen mit Pfeilen.

Baumwollverarbeitung. Zum Auszupfen der Baumwolle dient ein kleiner, recht roh gearbeiteter Bogen (Tafel 61, Abb. 4). Die Spindeln (ă̤ẓõdāó, Tafel 61, Abb. 5) bestehen aus 32,5—49 cm langen, runden Stäben mit Wirteln aus Wachs, ungebranntem oder gebranntem Ton oder Knochen. Bei weitem überwiegen die Wachswirtel, die teils klobige Scheiben sind, teils schneidige Kanten haben und oben und unten konisch zulaufen. Die ungebrannten oder roh gebrannten Wirtel haben meist doppelkonische Form mit scharfem Rand; nur ein Exemplar besteht aus einer dicken Platte mit gerundetem Rande. Gebrannte Tonwirtel sind scheibenförmig, haben zwei scharfe Ränder und flache, konische Erhebungen auf beiden Flächen. Knochenwirtel bestehen wie bei den Karajá aus ganz flachen Scheiben.

Fadenknäuel aus weißer (ă̤ẓõ) oder aus schwarzer (ă̤ẓõdĕbé) Baumwolle sind auch bei den Šavajé gebräuchlich; sie werden zum Teil in einer Basthülle verschnürt aufbewahrt (Abb. 202).

Die Herstellung der Netzdecken entspricht der der Karajá, auch die Apparate sind genau so primitiv wie dort. Zum Flechten der Mädchengürtel dient ein kleiner Apparat: an ein langes Holz ist in einigem Abstande von den Enden je ein kurzes Querholz angebunden. Um diese ist dann die Kette geschlungen (Abb. 203 a b). Der Einschlag wird mit der Hand hindurchgeflochten.



Abb. 207 a—d.
Spielgeschirr.
a b) Näpfe, c) bemalte Schale, d) deren Muster.

Gehäkelt wird auch hier schon mit eisernen Häkelnadeln (dēšıdunắ). Der Stiel ist nur selten verziert und dann nur einfach mit rotem Baumwollfaden umwickelt (Abb. 204).

Farb- und Klebstoffe sind denen der Karajá gleich. Ich erhielt rotes dōmălḗ und schwarzes Harz ẓōbădāļá, beide in 12—15,5 cm langen, 5,5—6 cm breiten und 2 cm dicken, einseitig gewölbten Stücken (Abb. 205). Diese sind in Stäbchensieben gepreßt, dessen Struktur noch zum Teil auf der Oberfläche erkennbar ist.

Federn werden zur Aufbewahrung entweder in kleine Bündel gebunden oder wie bei den Karajá zu Flügeln geordnet.

10. An Kinderspielzeug brachte ich mit: kleine Bogen und Pfeile, von denen die Bogen sehr roh ausgeführt sind, während die Pfeile entweder aus dem zugespitzten Schaft bestehen, auf den zum Teil vorn eine kleine

Nuß mit seitlichem Loch aufgeschoben ist (Abb. 206 a—c), oder eine runde eingesetzte Holzspitze aufweisen. Die Fiederung ist die gewöhnliche Bundfiederung. Gewehrnachbildungen sah ich hier nicht. Als Spieltongeschirr erhielt ich zwei kleine Näpfe (wädjïwíliölé) und in Schischá einen Napf und eine außen rotbemalte Schale, die einen Kürbislöffel nachbildet (207 a—d).

11. Musikinstrumente sind auch bei den Savajé sehr selten. Flöten mit Kürbisresonanz sah ich nicht, dagegen Flöten, die aus Kürbis selbst hergestellt sind. Der flaschenförmige Kürbis hat am breiten Ende eine runde, am schmalen seitlich eine rechteckige Öffnung (Abb. 208). Diese Flöte wird ädjulönä genannt. Die andere Flöte, auch lökú genannt, besteht aus einem beiderseits offenen, langen Kürbis. An der einen Öffnung sind Wachsspuren vorhanden, als ob da ein besonderes Mundstück angebracht gewesen wäre. Vielleicht war hier eine Taquaraflöte angebracht, wie es bei den Kayapó üblich ist. Pfeifen aus Blattgeflecht mit Zunge sind auch hier vorhanden (dülĕhé). Das Hauptinstrument ist auch bei den Savajé die Kürbisklapper (wäljú), die meist unverziert war. Nur ein Exemplar trägt am oberen Stielende einige Federn.



Abb. 208. Kürbisflöte.

In ihrer Kunstbetätigung folgen die Savajé den Spuren der Karajá. Ich verweise hierfür auf meine Abhandlung: „Die Kunst der Karajá-indianer".

12. Politisches und Soziales. Der Häuptling scheint eine ziemliche Rolle bei den Savajé zu spielen. In dem Dorf, das ich besuchte, gab es keinen; ein Mann, der wohl für diesen Fall dazu bestimmt war, vertrat dessen Stelle. Er nahm mich samt meinen Leuten in sein Haus auf. Die ganze Zeit über blieb er an meiner Seite. Bei Käufen vermittelte er, führte mich schließlich durch alle Häuser, sagte den Leuten mein Begehr und half den Kaufpreis festsetzen. Als wir das Dorf verließen, begleitete er uns über den See hinüber und noch mehrere hundert Meter durch den Camp hindurch, ehe er sich verabschiedete.

Eigentümlich war die Aufnahmezeremonie. Meine Karajá hatten sich schon vor dem Eintreffen im Dorf mit Ruß ein schwarzes Augenquerband gemacht. Im Häuptlingshaus angekommen, setzten sich meine Leute in einer Reihe quer durch das Haus auf den Matten nieder. Der Häuptling saß an einem Ende vor ihnen, am anderen seine Frau; gesprochen wurde kein Wort, die Karajá saßen mit gesenktem Haupte da und machten äußerst bedrückte Gesichter. Nun ging die Häuptlingsfrau von hinten die Reihe entlang, ölte allen das Haar und kämmte es aus. Danach mußte einer nach dem anderen zu ihr kommen, um sich von ihr mit Urukú bemalen zu lassen. Während dieser ganzen Zeit tönte das Herausforderungsgeschrei zum Ringkampf von der Maskenhütte herüber.

Jetzt endlich sprach der Häuptling einige Worte, die Karajá standen auf und gingen mit ihm vors Haus. Ein zweiter Šavajémann aus der Nachbarhütte gesellte sich zu ihnen Nun ordnete sich der Zug: voraus die beiden Šavajé, hinterher die Karajá zu zwei oder drei, alle die Arme über den Schultern verschränkt. Frauen und Kinder folgten dem Zuge zur Maskenhütte, wo die Šavajéjugend in regelloser Reihe aufgestellt war. Alle waren mit Urukú bemalt, zwei trugen Tanzgürtel und Federarmbänder. Sobald die Karajá angelangt waren, verstummte das Geschrei, der Ringkampf begann. Die beiden geschmückten Jünglinge tanzten zuerst vor, schreiend und die Arme schlenkernd, wie wir es von den Karajá kennen (Abb. 10 u. 11). Die Karajá nahmen nicht an. Nun tanzten sie ein zweites Mal vor und wurden angenommen. Es folgte das Ringen, die Karajá blieben Sieger. Beim zweiten Gang forderten die Karajá, und so ging es weiter, fünf- bis sechsmal. Einige Kämpfe wurden nicht angenommen; dann drehten sich die Herausforderer rechts um, wobei sie die Arme weit abschleuderten, und gingen zur Mitte zurück. Hier stellten sie sich mit dem Rücken in Ausruhstellung gegen die Karajá auf und schrieen so lange, bis einer der Gegner sie annahm. Einige Kämpfe blieben unentschieden, sonst siegten die Karajá. Dies war verwunderlich, weil die Šavajé alle größere Gestalten waren und einen kräftigeren Eindruck machten, außerdem nicht drei beschwerliche Reisetage hinter sich hatten. Vielleicht erklärt es sich daraus, daß die Karajá durchschnittlich 5—10 Jahre älter waren und daher ausgebildetere Muskeln besaßen. Kaum hatte der Häuptling Schluß erklärt, so schrieen die Šavajé wieder ihr Geschrei, die Frauen und Kinder enteilten und verbargen sich in den Hütten, zu denen sich alle Teilnehmer in regellosem Zuge begaben.

Die Kämpfe waren denen der Karajá sehr ähnlich. Wurde ein Kampf nicht angenommen, so machten die Forderer eine wegwerfende Bewegung mit den Armen, kehrten um und gingen in ihre Reihe zurück. Dann ging einer von ihnen wieder vor, nahm in der Mitte die Ausruhstellung ein mit dem Rücken gegen die Gegner und schrie, bis einer von diesen annahm. Die Ausruhstellung war der der Karajá gleich: sie stellten sich mit gebeugtem Oberkörper hin und stützten die Arme auf die Knie. Der Sieger führte vor dem Besiegten einen Tanz auf, wobei er laut schrie; beim Weggehen hob er die linke Hand über den Kopf des Besiegten hinweg. Der Häuptling stand auch hier auf der Seite der Gäste.

Erst nach der Rückkehr vom Ringkampf wurde den Karajá Essen vorgesetzt; erst jetzt galten sie als aufgenommen und durften sich von nun an in die einzelnen Häuser zerstreuen.

Bei meiner Abreise vom Dorfe ereignete sich eine eigentümliche Zeremonie, deren Sinn, wie ich glaube, der ist, daß ein von Karajá bei früheren Besuchen geschwängertes Mädchen den Karajá mitgegeben wurde, um bei ihnen ihre Geburt abzuwarten; ob sie dann wieder zurückkehren würde, war nicht genau zu ermitteln; vielleicht ging sie als Dorfdirne mit zu den Karajá. Kurz vor der Abreise nahm mich der Häuptling bei der Hand und führte mich ins Nachbarhaus. Hier saß ein offenbar schwangeres Mädchen und

spann. Es mußte aufstehen und seine Arbeit weglegen; die Häuptlingsfrau nahm ihm den Halsschmuck ab (die Beinbänder hatte ich ihm schon am Morgen abgekauft). Das Mädchen mußte dann einen zweiten Bastschurz und seine Netzdecke nehmen und mit uns zum Boot gehen. Offenbar war dies dem Mädchen sehr wenig angenehm, denn es weinte heftig und beruhigte sich erst allmählich. Der Häuptling hielt mir noch große Reden, deren Sinn ich aber nicht verstehen konnte. Unterwegs stand das Mädchen unter der besonderen Obhut meines indianischen Führers, der angeblich sein Vetter war. Er war sehr galant zu ihm, trug ihm die Decke, brachte das Essen auf einem Teller usw. Das Mädchen ging immer dicht vor und hinter ihm her.

Der Maskentanz, den ich bei den Šavajé sah, war ein īdjăẓó-Tanz und dem der Karajá sehr ähnlich. Er fand am ersten Abend statt. Die beiden Masken standen vor der Hütte nebeneinander, aber einander zugewendet, und sangen einen Vers mit Kürbisrasselbegleitung. Dann tanzten sie zusammen gegen das Dorf vor und wieder zurück. Das wiederholte sich mehrmals. Der Tanz endigte mit lebhaften Verbeugungen am Dorfe. Nachts saßen die jungen Leute vor der Maskenhütte und sangen Tanzlieder mit Rasselbegleitung. Auch diese Lieder waren denen der Karajá sehr ähnlich. Photographieren der Masken ließen die Šavajé am nächsten Tage nicht zu, so daß ich mich aufs Skizzieren verlegen mußte. Die Masken waren Zylindermasken mit Federmosaikverkleidung. Als Körperhülle dienten schwarz gefärbte Blattschurze für Hüften und Schultern.

In Schischá erhielt ich Maskennachbildungen, und zwar solche der Idjālhēní-Maske, der ămbüšăwădfă-Maske und der lădēní-Maske. Davon scheint Idjalhēní eine typische Šavajémaske zu sein; denn die Gesänge dieser Maske, die ich bei den Karajá phonographisch aufnehmen konnte, wurden mir von diesen stets als Šavajégesänge bezeichnet. An sonstigen Šavajégesängen erhielt ich phonographisch dĕsoi dĕsoi, ein Gesang, den sie nach Erlegung eines Jaguars singen.

Weiteres über die Masken der Šavajé siehe in meinem Aufsatze: Tanzmaskennachbildungen vom mittleren Araguaya; Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Band 3, Leipzig 1910.

Ihre Sprache erscheint nach meinen Aufnahmen der der Karajá gleich. Doch enthält sie einige völlig verschiedene Worte, siehe Tapir, Gavião, Mais, rote und schwarze Nackenquasten, Unterarmschmuck aus zwei Wülsten mit Fransenbehang, Wadenschmuck mit Quasten, Blattpfeife; abweichend ist Caracara.

Ein Vergleich ergibt, daß die Südhorde der Karajá den Šavajé sprachlich ein wenig näher steht als die Nordhorde, gewiß eine Folge der Überwanderungen von den Šavajé zur Südhorde.

III. Die Kayapó.

1. Historisches. Über die Kayapó auf dem Westufer des Araguaya ist bisher außer der Tatsache ihres Vorhandenseins nur wenig bekannt gewesen. Im allgemeinen waren sie gefürchtet. Als Erster erwähnt sie Cunha Mattos. Er berichtet, daß die Gradaús, ein Stamm der Kayapó, früher am Ufer des Araguaya selbst gewohnt hätten, sich aber weiter ins Binnenland nach Westen zurückgezogen hätten und nur wenig südlich der Cachoeira de Santa Maria an den Fluß kämen und zuweilen auch die Insel Bananal besuchten. (Rev. Trim. 38, Seite 18; 37, Seite 361, 393.) Castelnau berichtet 1844 von zwei Kayapóstämmen. Davon wohnt der eine auf dem linken Araguayaufer in der Breite von Salinas und kommt zuweilen bis über den Araguaya nach Crixás. Im Norden reicht er bis hinter die Dörfer der Carajáhis und das Dorf der Tapirapé (Band 2, Seite 114). Castelnau berichtet also hier von den Kayapó das, was mir die Karajá von den Chavánte erzählten. Der andere Zweig der Kayapó wohnt nördlich davon, er wird Gradaho genannt. Dieser Stamm wurde nach Norden abgetrieben, gründete kleine Dörfer im Binnenlande zwischen Araguaya und Xingu und reicht nördlich bis ins Hinterland der Sambioásiedlungen (Band 2, Seite 115). Auf seiner Karte zeichnet er die Kayapó aber an der Mündung des Rio Tapirapé, die Gradaú etwas nördlich davon, beide auf dem Westufer oberhalb des Nordendes der Insel Bananal ein. Rufino berichtet 1846/47, daß sie drei Tagereisen westlich von der Mündung des Riberão dos Gradaús, zwischen dem zweiten und dritten Sambioádorfe als Feinde der Karajá wohnten. Nach Moraes Jardim leben sie gegenüber von Santa Maria, einige Kilometer landeinwärts vom Flusse.

Ehrenreich traf 1888 die bei Santa Maria hausende Horde der Kayapó nicht selbst an. Bis 1881 hatte diese gegenüber von Santa Maria auf dem Westufer des Araguaya ein Dorf bewohnt, sich dann aber, wegen eines Überfalles des Karajádorfes bei Santa Maria vom Kommandanten dieses Ortes verfolgt, nach Westen zurückgezogen. Der Tauschhandel (Schweine gegen Eisen) war seitdem unterbrochen, und erst kurz vor Ehrenreichs Ankunft waren die ersten Versuche seitens der Kayapó gemacht worden, wieder in friedlichen Verkehr mit Santa Maria zu treten.

1891 unternahm der Padre Gil Vilanova vom Tocantins aus einen Versuch, zu den Kayapó vorzudringen, mußte aber aus Lebensmittelmangel



1. Alte Frau; Krieger mit Keule. Kayapó.



2. Kayapómänner und -frauen.

nach fünftägigem Marsch erfolglos zum Araguaya umkehren. 1896 versuchte er es zum zweiten Male, und diesmal gelang es ihm, mit Hilfe der auf der Barreira de Santa Anna nahe bei Santa Maria angesiedelten Brasilianer die Kayapó aufzufinden und sie für die Mission zu gewinnen. Auf Anraten des französischen Reisenden Coudreau, der im Winter 1896/97 den Araguaya von Pará aus bis zum Tapirapé aufwärts befuhr, legte er Anfang 1897 die Missionsstation (Conceição) gegenüber dem alten Presidio Santa Maria an, und es gelang ihm, die Kayapó in deren Nähe zu ziehen und ihre Kinder auf der Mission zu erziehen. Seitdem sind die Kayapó dieser Gegend der Zivilisation gewonnen; sie verhalten sich vorläufig friedlich gegen die Ansiedler, die sich massenhaft in der Nachbarschaft der Mission niedergelassen haben; sie lassen ihre Kinder auf der Mission erziehen, leben aber zu Haus noch ihren alten Sitten und Gewohnheiten. Eiserne Werkzeuge haben sie natürlich bereits übernommen, Kleidung tragen nur einige frühere Missionsschüler als Empfangskostüm bei fremdem Besuch oder bei Besuchen in der Missionsstation.

Da die Mission in beständiger Fühlung mit den Kayapó lebte, so war es nicht schwer, mit ihrer Hilfe diesen kulturell noch unbekannten Indianerstamm zu besuchen und zu erforschen. Mein Aufenthalt konnte bei meinen Reisedispositionen nur ein kurzer sein. Von den drei Dörfern habe ich nur das Conceição am nächsten liegende besucht, in dem ich 1½ Tag (zwei Nächte) verweilte. Die Aufnahmen konnten sich in dieser Zeit nur auf die ethnographische Sammlung und die notwendigsten Feststellungen erstrecken. Sprachaufnahmen erwiesen fast vollkommene Übereinstimmung mit dem von Ehrenreich in Leopoldina aufgenommenen Verzeichnis, so daß ich meine kostbare Zeit anderen Studien widmen konnte. Die Kürze des Aufenthaltes bedingte es, daß ich nur einen kleinen Ausschnitt des Volkslebens der Kayapó beobachten konnte. Als erste Nachrichten über einen noch unerforschten Stamm werden die nachfolgenden Mitteilungen aber darum keinen geringeren Wert haben.

2. Wohnsitze. Die von mir besuchte Horde der Kayapó bewohnt den jenseits der Serra dos Kayapós auf dem westlichen Araguayaufer unterhalb von Santa Anna sich ausdehnenden Camp. Nach meinen Erkundigungen umfaßt der Stamm drei Dörfer; ein großes Dorf am oberen Rio Pau d'Arco, etwa sieben Tagereisen in nordwestlicher Richtung von Conceição entfernt; ein kleineres Dorf am Rio das Arraias, 2½ Tagereisen (70 bis 80 km) in westlicher Richtung von Conceição; ein großes, friedliches Dorf 2½ Tagereisen landeinwärts vom Rio Inajá, der nahe Santa Anna mündet. Das erste Dorf lag mir zu weit ab, als daß ich es besuchen konnte. Vom dritten hörte ich erst von meinen aus jener Gegend stammenden Camaradas, die oft in dem Dorf gewesen sein wollten, als wir uns bereits sechs Tage oberhalb von Santa Anna befanden. So blieb nur das zweite kleine Dorf am Rio das Arraias zum Besuche übrig. Es umfaßte 14 Hütten mit etwa 200 Bewohnern; an bewaffneten Männern und Jünglingen zählte es etwa 60 Personen. Die Masern sollen auch hier stark

gehaust haben, so daß die Zahl früher erheblich größer gewesen sein wird. Über die Größe der beiden anderen Dörfer kann ich keine Angaben machen; nach den Mitteilungen soll das dritte Dorf das größte sein. Es soll aus drei konzentrischen Ringen bestehen, deren Zentrum das Junggesellenhaus bildet.

Der Stamm wird von den Brasilianern Kaỵapó[1], von den Karajá klålå(h)ú genannt. Seine Nachbarn sind im Westen die Uschikring und Gorotiré, mit denen sie in Feindschaft leben. Im Süden erreichen sie das Gebiet der Tapirapé, im Osten grenzen sie an den Araguaỵa und trennten hier in früherer Zeit, als ihre Siedlungen noch bis zum Fluß reichten, das Gebiet der Karajá von dem der Šambioá. Mit anderen uns noch unbekannten Stämmen aus dem Araguaỵa-Xingu-Zwischengebiet scheinen sie in friedlichem Verkehr zu stehen. Es wurde mir abends erzählt, daß zwei Leute im Dorf seien, die einem fremden, fern im Westen wohnenden Stamme, den Kälfšä (?), angehören sollten. Als ich sie am nächsten Tage sehen wollte, waren sie angeblich nicht zu finden.

Sprachlich gehören die Kaỵapó der Gesfamilie an, deren nordwestlichsten Zweig sie bilden.

3. Anthropologisches. (Tafel 24, Abb. 1, 2; 26, Abb. 2; 62, Abb. 1, 2).

Körperlich sind die Kaỵapó kleiner als die Karajá. Ehrenreich gibt als Mittel für die Männer 167,6 cm an (Anthropologische Studien, Seite 108); läßt man aber den auffällig großen Mann von 175 cm weg, so erhält man als Mittel 165,7 cm. Dies dürfte der Wahrheit näher kommen. Jedenfalls waren so lange Gestalten wie bei den Šavajé und der Südhorde der Karajá in dem von mir besuchten Dorfe nicht vorhanden. Auffällig kleiner sind die Frauen (Tafel 26, Abb. 2; 62, Abb. 1), ihr Mittel beträgt nach Ehrenreich 154,5 cm, und dies ist wohl auch richtig.

Die Proportionen sind gut; im allgemeinen muß man die Kaỵapó als untersetzte, kräftige Menschen bezeichnen (vergleiche auch Ehrenreich).

Der Kopf ist rund, das Gesicht niedrig und breit. Die Stirn steigt meist gerade empor, ist aber zuweilen, besonders bei Kindern, stark vorgewölbt (Tafel 24, Abb. 1). Ihre Höhe ist normal, niedrige Stirnen sind selten. Die Lidspalten liegen wagerecht, doch beobachtete ich, besonders bei den Missionsschülern, auch schräge, mongolenähnliche Lidspalten. Die Spalte ist breiter als bei den Karajá, das Lid hängt an der Außenseite stark über (Tafel 24, Abb. 1; 62, Abb. 2). Die Wurzel der Nase ist bei vielen vertieft, oft aber hoch, meistens breit. Der Rücken ist bei den Kindern

[1] Coudreau gibt folgende Übersicht über die Kaỵapó (Araguaya-Tocantins, S. 204—205): 1. eigentliche Kaỵapó am Rio Pau d'Arco und Chicão: 3 Dörfer mit 1500 Einwohnern. 2. Gorotiré, westlich von ihnen, jenseits der Serra da Matta bis zum Rio Fresco wohnend, den Suỵa benachbart und mit ihnen vielleicht identisch; sie sind die Feinde der Kaỵapó, etwa 1500 Mann stark. 3. Die Purucarús, nordwestlich von den Kaỵapó, etwa 1500 Mann stark. 4. Die Chicrís, nordöstlich von den Kaỵapó im Walde von Itaipava mit etwa 500 Leuten. Die drei letztgenannten Stämme sollen von den ersten je fünf Tagereisen entfernt sein.

flach und wird erst später vorspringend; er ist breit und verläuft gerade. Die Flügel sind sehr breit und geschweift, die Spitze ist plump und stumpf, die Nasenlöcher sind von vorn nur wenig sichtbar. Der Mund ist breit. Die Lippen sind voll und geschweift. Das Kinn ist breit, die Ohren erscheinen groß. Der ganze Gesichtstypus weicht von dem der Karajá wesentlich ab, so daß man nicht leicht beide Völker verwechseln wird.

Die Schultermuskeln sind gut, wenn auch nicht so kräftig wie bei den Karajá entwickelt. Auffällig ist, daß die Frauen den Männern an Schulterbreite nicht nachstehen (Tafel 62, Abb. 2; vergleiche auch Ehrenreich, Seite 118).

Der Brustkorb ist weniger stark gewölbt als bei den Karajá, und die Männer übertreffen die Frauen im Umfang wesentlich (Tafel 24, Abb. 2). Die Muskulatur ist besonders bei den Männern gut, aber nicht auffallend wie bei den Karajá entwickelt. Die Brüste der Frauen zeigen weniger rundliche Formen als bei den Karajá, sie nähern sich mehr der Form des Ziegeneuters.

Der Leib ist auch bei den Kayapó häufig aufgetrieben; auch hier ist wahrscheinlich die vegetabilische Nahrung der Grund besonders der trommelartig aufgetriebenen Leiber der Kinder (Tafel 24, Abb. 1). Die Hüften sind schmal, sie bleiben bei Männern und Frauen hinter der Schulterbreite zurück (Tafel 24, Abb. 2; 62, Abb. 2). Taillenbildung fehlt bei Männern und Frauen völlig. Die Fettpolster über den Glutäen sind normal entwickelt, ihre starke Ausbildung wie bei den Frauen der Karajá fehlt.

Die Arme sind proportional bei Männern und Frauen. Unterschiede lassen sich nicht feststellen. Bemerkenswert ist, daß bei den Männern die Schultermuskulatur den Biceps wesentlich an Stärke überwiegt, und daß besonders die Jünglinge schwache Arme haben, während die Frauen gut entwickelte Oberarmmuskeln besitzen, wohl infolge des Mörserstampfens.

Auch die Beine sind proportioniert gebaut. Auffällig ist die geringe Stärke des Dickbeines besonders bei den Männern, aber auch teilweise bei den Frauen (Tafel 24, Abb. 2; 62, Abb. 2). Hingegen sind die Waden besser entwickelt als bei den Karajá. Während die Jugend noch schlanke Unterschenkel hat (Tafel 24, Abb. 2), haben die Männer und vor allem die Frauen starke Waden (Tafel 62, Abb. 2). Bei Kindern bemerkt man dieselbe übermäßige Entwickelung der Innenmuskulatur der Oberschenkel wie bei den Karajá, auch hier vielleicht der Sitte entsprungen, das Bein unterhalb des Knies fest zu umwickeln (Tafel 24, Abb. 1). Über die Geschlechtsteile ist nichts besonderes zu bemerken.

Der Ernährungszustand der Kayapó ist durchgängig sehr gut; meist sind die Körper kräftig und voll in den Formen. Alterszeichen ist das Zusammenschrumpfen der Haut am ganzen Körper. Krankhafte Bildungen wurden nicht beobachtet.

Die Haut ist der der Karajá ähnlich, doch ist ihre Farbe wesentlich heller, fast hellbraun, so daß die Missionszöglinge, die leicht schrägstehende Lidspalten besaßen, tatsächlich in ihrer Kleidung stark mongolisch aussahen. Die hellere Färbung erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß sich die Kayapó mehr in der

Buschsteppe und im Wald aufhalten und nicht auf den sonnendurchglühten Sandbänken wie die Karajá.

Das Haar ist schlicht, nur bei sehr großer Länge wird es wellig; lockiges Haar wurde nicht beobachtet. Seine Farbe ist schwarz. Bartbildung kommt vor und zwar in Form von Schnurr- und Vollbärten. Es gab mehrere ältere Männer, die sehr starken Bartwuchs zeigten. Über Achselhaare habe ich nichts beobachtet. Das Schamhaar wird bei Männern und Frauen entfernt.

Ihrer Lebensweise nach sind die Kayapó echte Camp-Indianer. Ihre Dörfer liegen weit ab vom fließenden Wasser (das zweite etwa eine Stunde Wegs). Gegenwärtig leben sie neben Jagd und Fischfang auch vom Anbau in der Pflanzung. Ob dies Einfluß der Mission ist, konnte ich nicht feststellen; nach den Missionsberichten scheint es fast so zu sein, nach Analogie zu den Suyá aber könnte der Anbau bei ihnen auch heimisch sein.

L · mein Lager S · Schlafplatz der jungen Mannschaft · T · Tanzplatz der Frauen.

Abb. 209. Plan des Dorfes der Kayapó.

4. Haus und Dorf. Das Dorf war eine Trockenzeitsiedlung und bestand aus lose gebauten Hütten. In der Regenzeit sollen sie festere Häuser bauen. Das Wohngebiet des zweiten Dorfes erstreckte sich über etwa 20 km in ostwestlicher Richtung. Ich traf mehrere Plätze mit verbrannten Hütten an, wo früher das Dorf gestanden hatte; es war wegen der Belästigung durch die nahe vorbeiziehenden Kautschuksucher von der Straße weiter ab verlegt worden.

Das Regenzeithaus, das dem Haus der brasilianischen Ansiedler ähnlich sein soll, habe ich nicht gesehen. Nur die Trockenzeithütte wurde von mir beobachtet. Das Dorf bestand aus 14 langen Hütten (kikrê), die zusammen eine Kreislinie bildeten, also einen riesigen runden Dorfplatz einschlossen (Abb. 209). Jede Hütte stellte demnach einen Abschnitt der Kreislinie dar, ihre Außenseite war gebogen und länger als die Innenseite. Die Bauart der hallenartigen Hütten geht aus der Abbildung 210 hervor. Alle Verbindungen sind mit Bast hergestellt. Die Eingänge liegen an beiden Schmalseiten. Die Vorderseite ist an verschiedenen Stellen durch gegengelehnte Palmblattbüschel (f) wie die Rückseite (e) gedeckt; zwischen diesen Büschelgruppen bleiben Eingänge frei. Jedes Büschel scheint ein Familienabteil abzugrenzen. Die Häuser werden von mehreren Familien gemeinsam bewohnt. Im Innern aber sind keine Trennungen vorhanden, das ganze Haus besteht aus einem Raum (Tafel 26, Abb. 1; 63, Abb. 1—3).

Gekocht wird außerhalb des Hauses. Gegenstände aller Art werden ins Dach gesteckt; Waffen liegen längs an der Wand oder lehnen gegen die



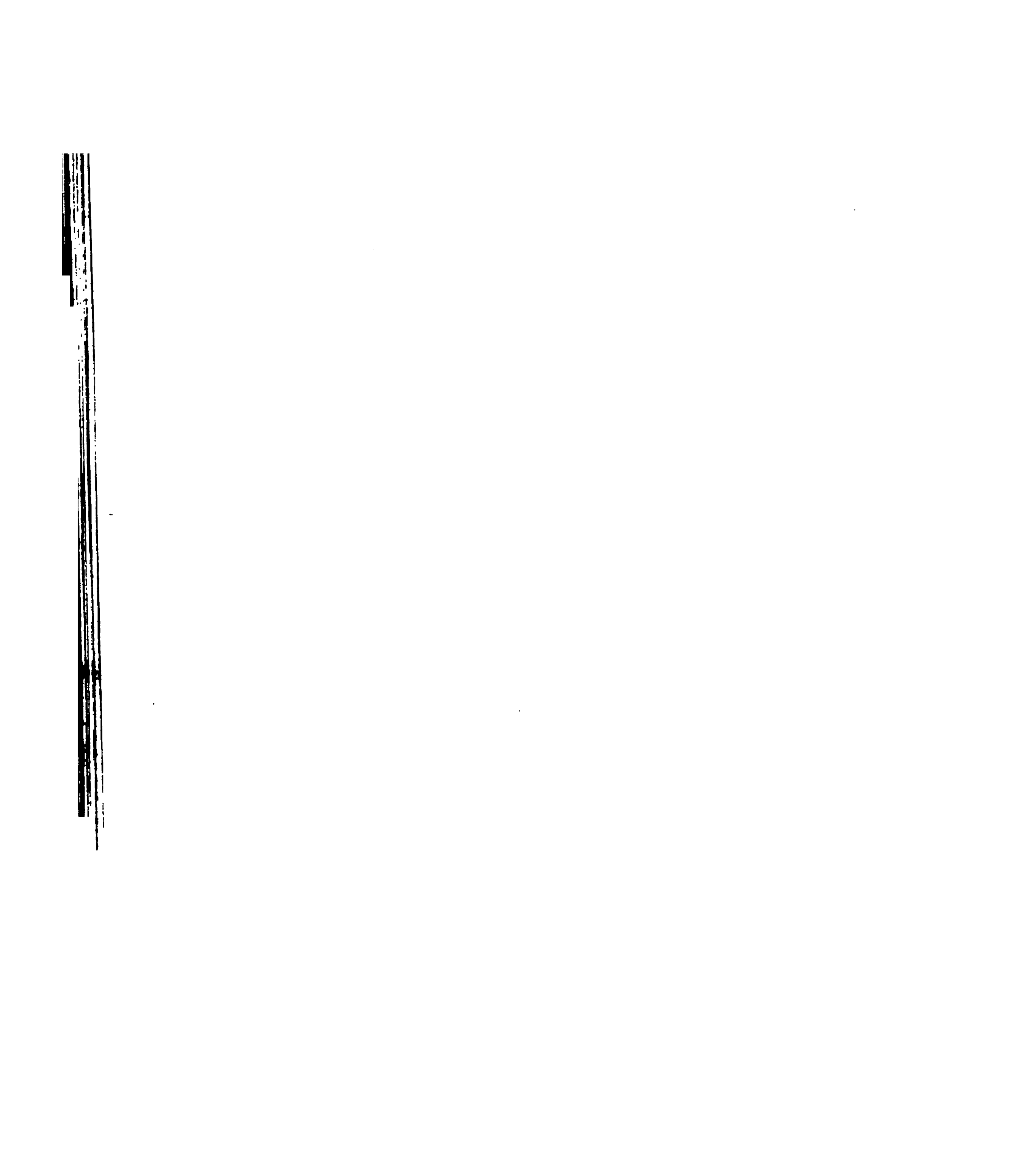
1. Kayapóhütte.



2. Kayapóhütte mit Vorratsgerüst.



3. Einen Hof bildende Kayapóhütten.



Längsbalken. Mais wird in Taschen, Federn in Körbchen und Tuyen aufbewahrt, die an den Querbalken der Häuser hängen. Tuyen hängen meist bündelweise an senkrechten Pfählen außerhalb der Häuser oder liegen mit Körben und sonstigem Hausrat auf besonderen Gerüsten, die dicht vor den Häusern stehen. Die Aufbewahrungstaschen für Mais (kaĭ(ĕ)rẽ́) sind aus Buritybast geflochten, gemustert und zum Teil rot bemalt. Der obere Rand ist bis auf eine schmale Öffnung in der Mitte zusammengeflochten. Als Aufhängeschnur dient ein breites, geflochtenes Band (Tafel 25, Abb. 2). Zum Aufbewahren von Wasser dienen große Kürbisse (lōkṓnĕ), die durch Schnitzmuster verziert sind (Abb. 211). Federbehälter bestehen ebenfalls aus kleinen Kürbissen (lōkṓnĕ, n̄ōtáld), die meist beschnitzt sind, zuweilen offen (Abb. 212, 213), meist aber verschlossen sind, und zwar entweder durch einen Wachspfropfen (Abb. 214) oder durch einen Kürbisschalendeckel, der sich an der eine Ziehschlinge bildenden Hängeschnur verschiebt (Abb. 215), oder durch eine geflochtene, weit herabreichende Kappe, durch deren obere Öffnung die Hängeschnur gesteckt ist (Abb. 216).

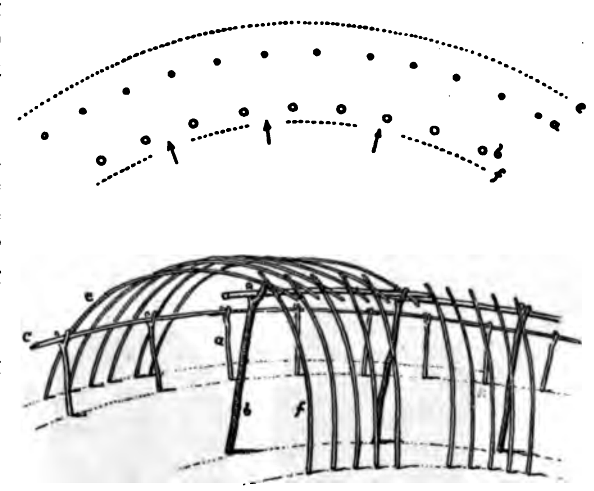


Abb. 210.
Grundriß und Aufriß der Hütten der Kayapó.

Die Schlafplätze befinden sich im Hause in der der Hinterwand zu gelegenen Seite; man liegt mit dem Kopf gegen die Hinterwand, zwischen Füßen und Vorderwand bleibt nur ein schmaler Gang frei. Als Unterlage dienen Palmblätter, auf die dann Bananenblätter paarweise so gelegt werden, daß ihre inneren Blatthälften sich überdecken. Zuweilen werden auch geflochtene Burityfasermatten als Unterlage benutzt. Diese Matten sind aus zwei Palmblättern geflochten, deren Rippen aufeinandergelegt den einen Längsrand bilden (kūbfb; Tafel 64, Abb. 8), oder sie bestehen aus dichtverflochtenen Burityfasern (rüaŭkūbfb; Tafel 64, Abb. 2). Beiderseits des Lagers brennt man Feuerchen an, um unbekleidet gegen Nachtkälte geschützt zu sein; denn Schlafdecken sind nicht vorhanden. Lager reiht sich an Lager, getrennt vom anderen durch eine Feuerstelle; so wird jeder von zwei Seiten erwärmt. Auch im Freien schläft man so, nur daß hier meist die Unterlagen aus Palmblättern wegfallen; man liegt dann direkt auf den Bananenblättern, die ohne weitere Unterlage auf den Boden gelegt werden. In den Häusern schlafen nur die Eheleute mit den Kindern und erwachsenen Töchtern. Die jungen Leute schlafen für

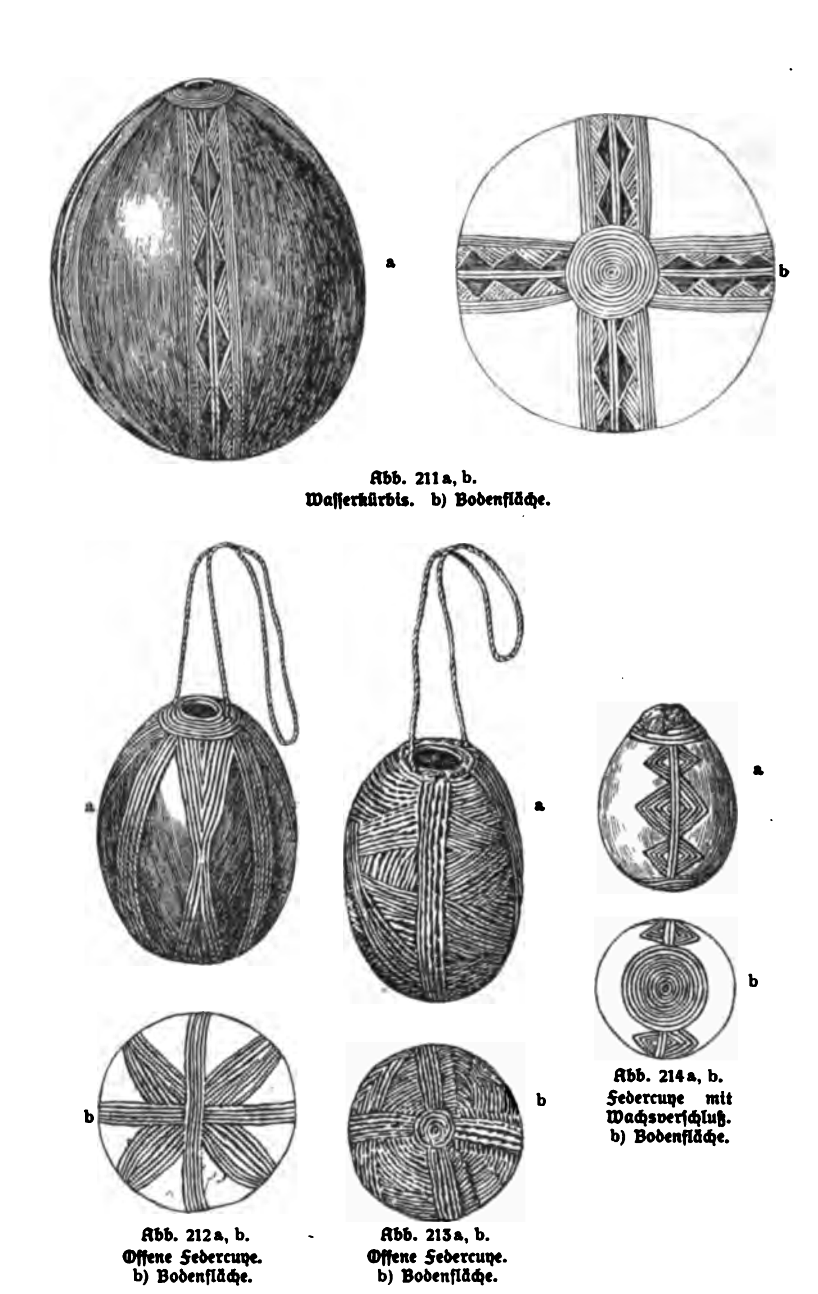


Abb. 211 a, b.
Wasserkürbis. b) Bodenfläche.

Abb. 212 a, b.
Offene Federcuye.
b) Bodenfläche.

Abb. 213 a, b.
Offene Federcuye.
b) Bodenfläche.

Abb. 214 a, b.
Federcuye mit Wachsverschluß.
b) Bodenfläche.

sich auf dem Dorfplatz. Nach Mitteilungen der Kayapó soll es in den großen Dörfern mitten auf dem Dorfplatze ein besonderes großes Haus geben, in dem die Junggesellen schlafen und tagsüber sich aufhalten. Hier in der wohl nur vorübergehend angelegten Trockenzeitsiedlung lagerte sich die Jungmann-

schaft abends auf dem Dorfplatze. Dazu wurde sie von einem Häuptling zusammengerufen: abends gegen 5 Uhr etwa schritt ein älterer Mann, ein sogenannter Häuptling, mit einem Stab in der Hand in die Mitte des Platzes, hockte nieder, das Gesicht nach Osten gekehrt, und ließ, indem er den aufgestemmten Stab mit der rechten Hand vor- und rückwärts bewegte, ein dem Karajá-Ringkampfgeschrei ähnliches kjü-Geschrei erschallen. Während seiner Rufe kamen dann allmählich die jungen Leute aus den Häusern und vom Walde her zusammen, alle bewaffnet mit Keulen oder Bogen und Pfeilen, und hockten zu zwei oder drei hinter ihm in langer Reihe nieder. Der Häuptling schrie solange, bis alle versammelt waren. Sie saßen nun und standen umher, unterhielten sich, rauchten und holten noch dies und das aus den Häusern. Kleine Kinder schleppten Bananenblätter herbei, aus denen sie sich ihr Lager bereiteten; dann wurden die Feuerchen daneben entzündet mit Holzkloben, die sie

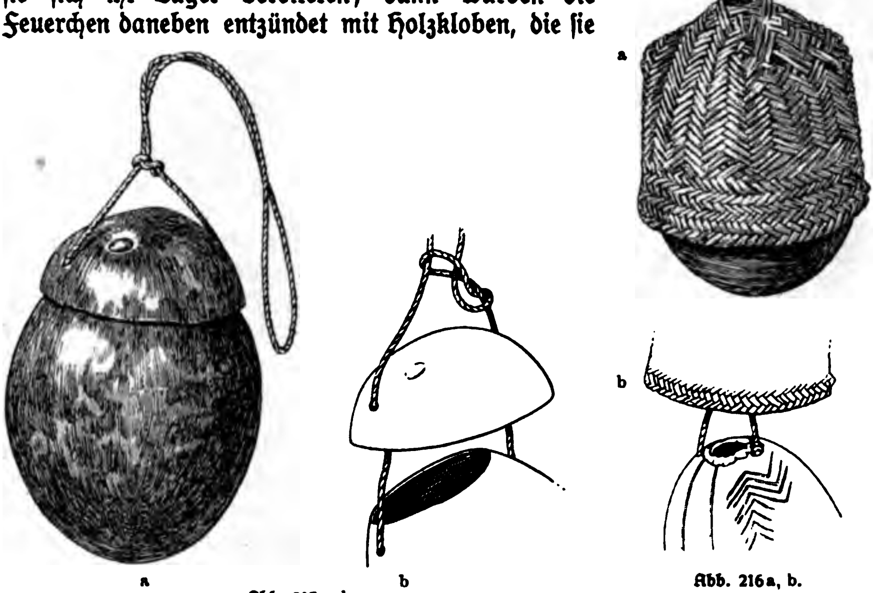


Abb. 215a, b.
Federcuye, mit Kürbisschalendeckel.
b) Detail des Verschlusses.

Abb. 216a, b.
Federcuye, mit geflochtener Deckelkappe.
b) Detail des Verschlusses.

aus den Häusern holten. $^1/_2$7 Uhr etwa sangen sie dann sitzend gemeinsam ein Lied; an beiden Abenden war es dasselbe Lied. Auf Befragen wurde mir mitgeteilt, daß diese Zeremonie jeden Abend stattfände; der betreffende Gesang sollte angeblich wegen einer Tapirjagd gesungen werden, doch bin ich nicht sicher, ob meine Frage richtig verstanden worden ist. Nach dem Lied legten sich alle schlafen. Frühmorgens vor Sonnenaufgang, etwa gegen 5 Uhr, schrie der Mann wieder dieselben Rufe. Darauf saßen alle auf und unterhielten sich, und erst nach Sonnenaufgang zerstreuten sie sich in die Häuser.

Von sonstigem Hausgerät bemerkte ich einen Lehnsessel, der aus einer Astgabel gebildet war. In einem anderen Haus lag an der offenen Innenlängsseite ein langer Baumstamm als Sitzbalken.

Andere Häuserarten fehlen. Ob es Maskenhäuser außerhalb der Orte gibt, darüber gelang mir nicht, Klarheit zu bekommen; einige erzählten von Häusern abseits im Walde, andere bestritten dies.

Viele der Häuser sind doppelt, indem ihnen an der Innenseite ein zweites, kürzeres Haus gegenübergestellt ist, das sich gegen das andere Haus öffnet. So entsteht zwischen beiden eine kurze Straße. An einer Stelle standen sogar drei Häuser im Winkel, einen geschlossenen Hof bildend (siehe Dorfplan).

Die Umgebung der Häuser ist unreinlich: Blätterreste, Feuerstellen, Asche, Holz, Eßreste, Körbe und Geräte liegen überall zerstreut am Boden. Doch werden die Eingänge zu den Häusern zuweilen von den Frauen mit einem Stecken von allem Blätterwerk, Abfällen usw. gereinigt.

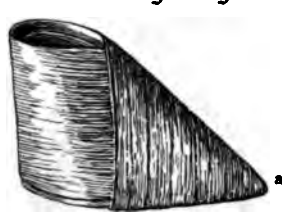




Abb. 217 a, b. Penisstulp. b) Innenansicht von unten.

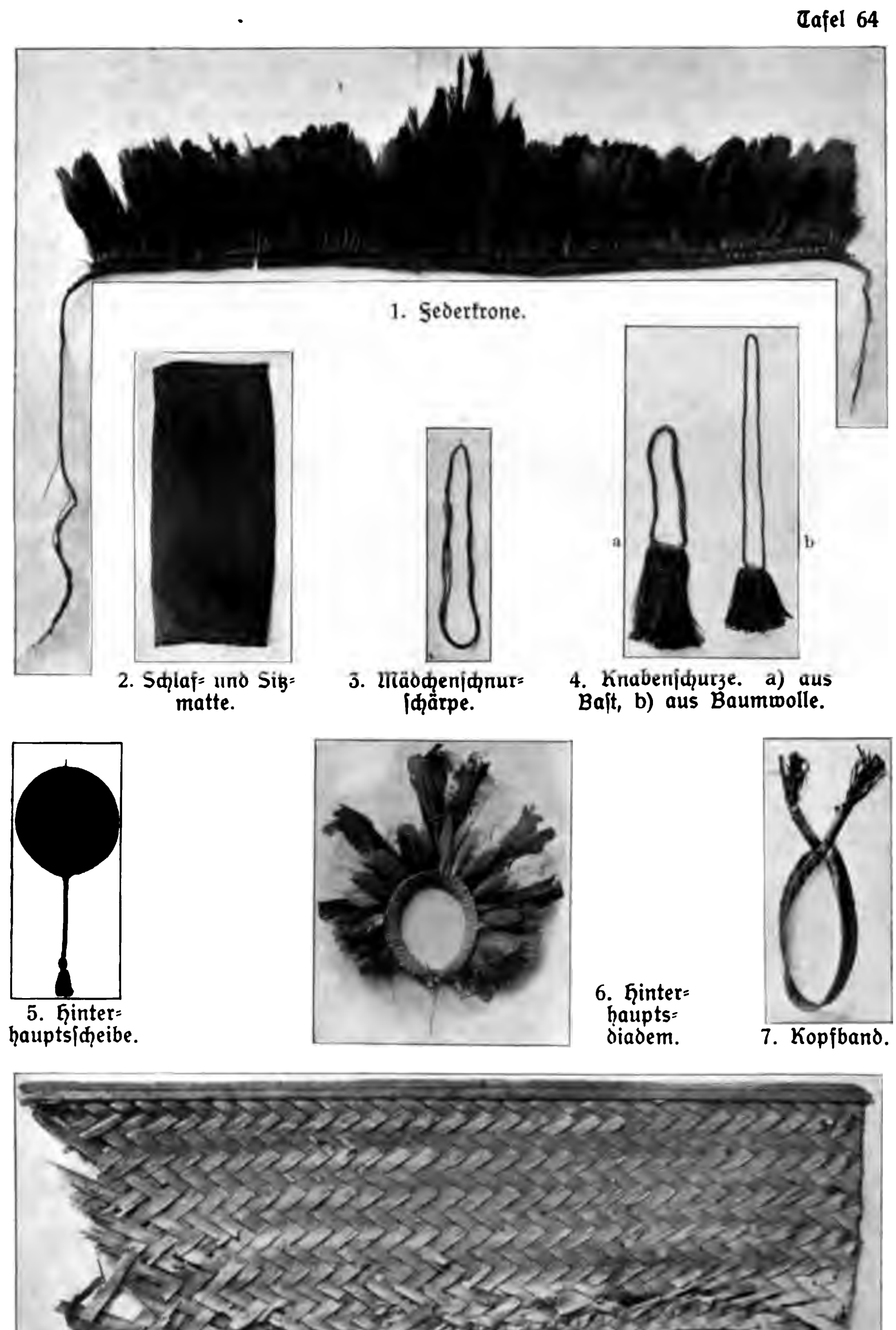
Die Anlage des Runddorfes geht aus Abb. 209 hervor. Von Haus zu Haus führten Wege; andere strahlten von der Mitte nach verschiedenen Richtungen zwischen den Häusern hindurch aus. Auf dem Dorfplatz standen verschiedene hohe Bäume, auf denen zahme Araras hausten und die Kinder morgens herumkletterten. Wenig entfernt vom Schlafplatz der Jungmannschaft befand sich ein ausgetretener Kreis, der Tanzplatz der Frauen.

5. Kleidung ist kaum vorhanden. Die Frauen gehen vollkommen nackt von klein auf. Die Männer tragen von der Reifezeit an den aus Blattstreifen geflochtenen Penisstulp (ĭmŭdjé) (Abb. 217). Er wird meist so über die Eichel gezogen, daß die Vorhaut vorn wurstzipfelartig hervorschaut; die Kante des Stulpes liegt an der Unterseite (Tafel 62, Abb. 2). Als sonstige Kleidung kommen noch an Stricken befestigte Ledersandalen und geflochtene Strohhüte vor, beide auf Einfluß der Brasilianer zurückgehend.

An Schmuck sind die Kayapó sehr reich, wenn er sich auch in anderen Bahnen bewegt als bei den Karajá.

Als Abzeichen des Geschlechts oder Lebensalters dienen Lippenpflöcke, Ohrpflöcke, Schnurschärpen und kleine Fransenschurze.

Die Lippenpflöcke (häkökäkŭ) werden nur vom männlichen Geschlecht, ausnahmslos, und zwar in der Unterlippe getragen. Das Lippenloch wird den kleinen Kindern vom Vater mit einer Pfeilspitze (Knochenspitze) eingebohrt und zwar, um den Schmerz zu verringern, während das Kind schläft. In das Loch wird ein kleines Holzpflöckchen gesteckt, das allmählich vergrößert wird. Derartige kleine Lippenpflöcke erhielt ich eine ganze Anzahl;



1. Federkrone.

2. Schlaf- und Sitzmatte.

3. Mädchenschnurschärpe.

4. Knabenschurze. a) aus Bast, b) aus Baumwolle.

5. Hinterhauptsscheibe.

6. Hinterhauptsdiadem.

7. Kopfband.

8. Schlafmatte.

ihre Größe schwankt zwischen 1,9 und 4,2 cm, ihre Dicke zwischen 0,2 und 0,8 cm (Abb. 218 a—c). Kleine Knaben werden vor dem Verschlucken des Stiftes bewahrt, indem man vorn am Stift eine Fadenumwickelung anbringt, die das Durchgleiten des Stiftes durch das Lippenloch verhindern soll. Später werden auch große Scheiben oder gar Stöpsel getragen. Die Scheiben haben 3 cm Durchmesser, sind 1 cm hoch und tragen eine vertiefte,

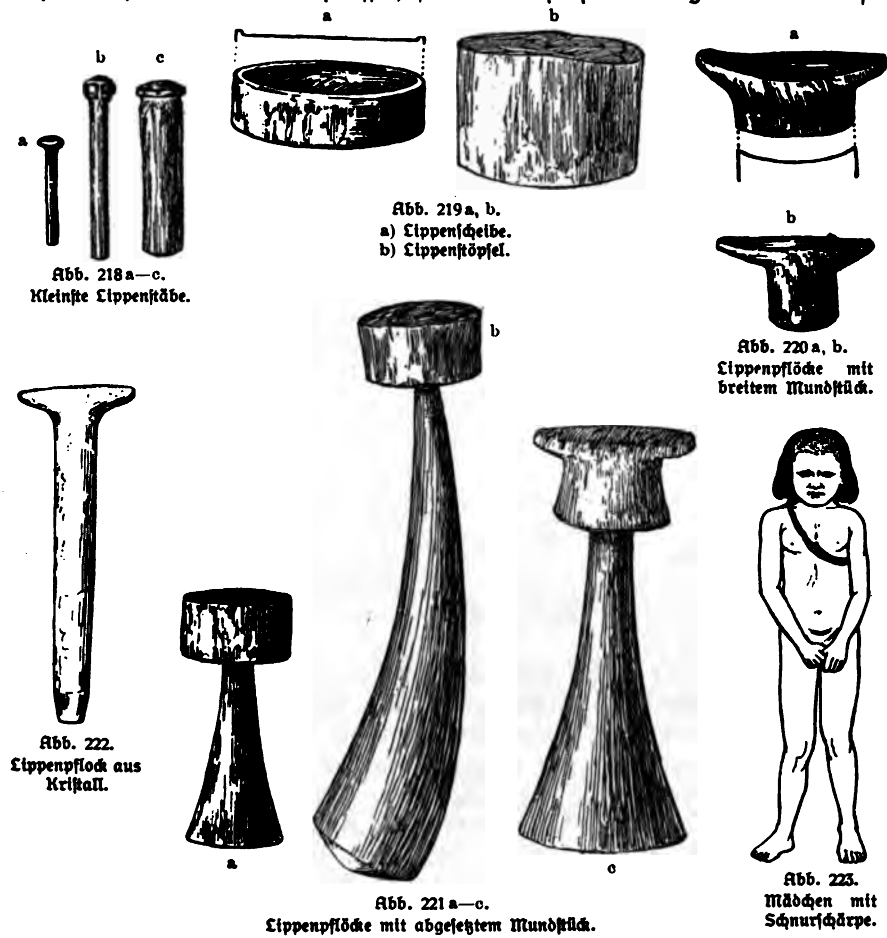


Abb. 218 a—c. Kleinste Lippenstäbe.

Abb. 219 a, b. a) Lippenscheibe. b) Lippenstöpsel.

Abb. 220 a, b. Lippenpflöcke mit breitem Mundstück.

Abb. 222. Lippenpflock aus Kristall.

Abb. 221 a—c. Lippenpflöcke mit abgesetztem Mundstück.

Abb. 223. Mädchen mit Schnurschärpe.

rot gefärbte Außenfläche (Abb. 219 a). Die Stöpsel aus rötlichem Holze sind bei gleichem Durchmesser etwa 2,5 cm hoch (Abb. 219 b). Es waren das noch nicht die größten Exemplare; einige Jünglinge und Knaben trugen weit größere Scheiben, die den Mund schnauzenartig nach vorn verlängerten. Verheiratete Männer begnügen sich meist mit kleineren Scheiben. An die Karajá-Holzpflöcke klingen einige Exemplare an, die ebenfalls meist von älteren Leuten getragen wurden; bei ihnen ist das Mundstück

plattenförmig und geschweift, der kreisrunde Stöpsel an der Vorderfläche rot gefärbt (Abb. 220[a b]). Ganz eigentümliche Gestalten haben Lippenpflöcke, die meistens von Jünglingen, zum Teil aber auch noch von älteren Männern getragen wurden. Das Mundstück ist rund oder trägt zuweilen noch eine Mundplatte. Der Stöpsel ist am Ansatz wesentlich dünner als das Mundstück, verbreitert sich aber nach vorn zu in geschweiften Linien. Er ist völlig rot gefärbt (Abb. 221[a b c]). Bei besonderen Anlässen werden Lippenpflöcke aus Kristall getragen (klüdūlố), bei denen das Mundstück krückenförmig gegen den zylindrischen Pflock abgesetzt ist (Abb. 222). Die von mir mitgebrachten Pflöcke sind 7,7 und 9 cm lang; von einem dritten, zerbrochenen Exemplare ist die Länge nicht bekannt. Es gab jedoch noch wesentlich längere und stärkere derartige Lippenpflöcke. Das Material dazu wird aus dem Gebiete der Kautschukwälder von der Jungmannschaft herbeigeholt, im Dorf werden dann die Kristalle von alten Männern mit Steinen zugeschlagen. Die Pflöcke ermüden durch ihre Schwere den Träger; kann er ihn nicht mehr halten, so zieht er ihn zur

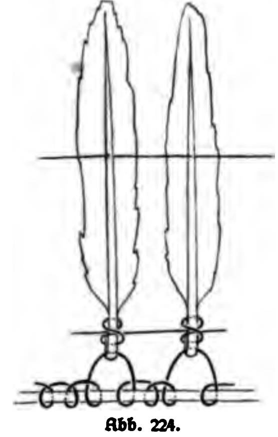


Abb. 224.
Federbefestigung der Federkronen.

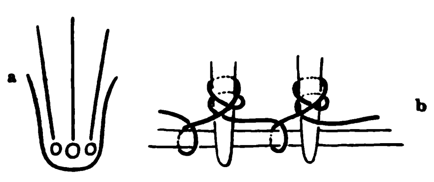


Abb. 225.
Detail des Hinterhauptsdiadems.
a) Schematischer Querschnitt.
b) Federbefestigung am Faden.

Hälfte in den Mund zurück und hält ihn da mit den Zähnen fest. Die Sprache erscheint durch die Lippenpflöcke nicht beeinflußt. Über den phantastischen Tanzlippenschmuck siehe unter besondere Schmucksachen.

Ohrschmuck wird nur von Kindern beiderlei Geschlechts getragen; Erwachsene legen keinen Ohrschmuck mehr an. Das Ohrläppchenloch (nĭkrā̆-käkü) wird bald nach der Geburt dem Kinde eingestochen. Schon frühzeitig wird der Schmuck darin getragen: Holzrollen, Holzzylinder, Stäbchen mit Muschelscheiben und Federschmuck. Die Holzrollen (hätûlü) von 1,7—2,2 cm Länge und 3 cm Durchmesser werden von kleinen Mädchen von 1—4 Jahren getragen, und zwar so, daß die Öffnungen nach vorn und hinten stehen (Abb. 3[a]). Die Holzzylinder [(ĭ)klā̆käkú] sind aus rotem Holz hergestellt. Nach hinten verdicken sie sich und enden spitz, vorn tragen sie eine kleine Fläche, die zuweilen mit einer Perlmutterscheibe verziert ist, von der Federchen herabhängen (Abb. 3[b c]). Ihre Länge beträgt bei meinen Exemplaren 9,6 und 11,3 cm, ihre Dicke entsprechend 1,9 und 3,7 cm. Stäbchen mit Perlmutterscheiben (ñöb) bestehen aus einem 5—7 cm langen Rohrstab, der mit feiner weißer oder schwarzer Schnur umwickelt ist. Am hinteren Ende hängt ein Endchen der Schnur

frei herab. An seinem vorderen Ende trägt der Stab ein Kreuz aus flachen Rohrspänen, die in eine schwarze Harzschicht eingelassen sind, auf die von vorn die nach innen gewölbte Perlmutterscheibe (4,5—6 cm Durchmesser) gepreßt ist. Im Zentrum dieser Scheibe erhebt sich eine Feder oder ein ganzer Federaufbau. Bei anderen Exemplaren war keine Feder angebracht, oder sie war verloren gegangen. Ein Exemplar trägt am Unterrand der Muschelscheibe zwei Perlenkettchen mit gelben Endfederchen (Abb. 3 d e f).

Kleine Mädchen tragen fast allgemein eine Schärpe aus roter oder schwarzer Baumwollschnur (häläpé oder djäräpé). Diese bestehen aus vielen, im Ring gelegten roten Baumwollschnüren, die an einer oder mehreren Stellen durch Umwickelung mit anderer Schnur miteinander verbunden sind (Tafel 64, Abb. 3). Getragen wird sie um die Brust, indem sie über der rechten Schulter und unter dem linken Arme hindurchgeht (Abb. 223).

Kleine Knaben tragen zuweilen eine Art Schurz aus Bastfasern oder Baumwollfransen. Bei der einen Art (mănăklú) sind an einer geflochtenen Bastschnur breite Bastfasern auf 5 cm aufgeknüpft, die 16 cm lang herabhängen (Tafel 64, Abb. 4 a). Die andere Art (kadjŏd, ĭkladí) ist aus rot gefärbter Baumwolle in gleicher Weise hergestellt. Die Fransen sind derartig an der geflochtenen Schnur befestigt, daß die Befestigungswickelung eine dreieckige Platte bildet, deren Spitze nach unten zeigt (Tafel 64, Abb. 4 b). Die Quasten sind 1—3 cm breit und 4,5—13,5 cm lang. Sie werden an einer Hüftschnur getragen.

Sonstiger Schmuck wird nur selten getragen. Er wird aus Federn, Früchten, Klauen, Muschelschalen und Baumwollschnüren hergestellt.

Als Kopfschmuck dienen große Diademe (ijŏkŏ). Ähnlich dem Diadem der Karajá (Tafel 48, Abb. 7) sind Rohrstäbchen nebeneinander mit Baumwollfäden fest verflochten, so daß sie eine Fläche bilden. Oben in die Rohre werden gelbe Federn, in die beiden End- und die beiden Mittelrohre lange rote Ararafedern gesteckt (Tafel 65, Abb. 1). Das Ganze wird um den Kopf gelegt und mit den an beiden Enden unten herabhängenden Schnüren zusammengebunden. Die Verflechtung weist eine Musterung auf: einmal sind die beiden Endröhrchen für sich umwickelt, sodann läuft in der Mitte längs um das ganze Diadem ein schmaler Streifen gemustert geflochtener, rotgefärbter Fäden. Schließlich wird der obere und der untere Rand von besonders verflochtenen, schwarzen Fäden begrenzt.

Die Federkronen (klŭărămŭ, krŭlămúdĕ, ĭdjăká) sind denen der Karajá ähnlich, aber wesentlich sorgfältiger gearbeitet und besser in der Anordnung. Auch sie bestehen aus senkrecht stehenden bunten Papageifedern, die auf eine dicke Schnur aufgereiht sind und nach der Mitte zu an Länge zunehmen (Tafel 64, Abb. 1; Abb. 224, Detail der Federbefestigung).

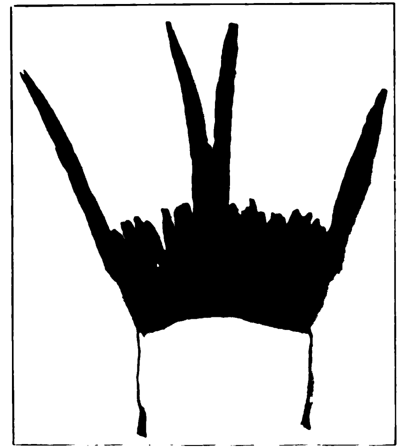
Das Kopfband (krăndjĕ) besteht aus einem 5 cm breiten, rot gefärbten Band aus gemustert geflochtenem Bast. An der Verbindungsstelle treten die Bastfäden lang heraus und sind mit Baumwollumwicklung zu zwei divergierenden Zipfeln von 7 cm Länge gewickelt (Tafel 64, Abb. 7). Diese Zipfel werden nach vorn getragen.

Das Hinterhauptsdiadem (kāullālá, māōl) entspricht dem der Šavajé (Tafel 59, Abb. 4). Es besteht aus einem nach außen umgebogenen, gemustert geflochtenen Bastkranz. In der Außenrinne dieses Kranzes sind drei Federreihen befestigt, aber nicht in Röhrchen wie bei den Šavajé, sondern auf Fäden, die in der Rinne entlanglaufen (Abb. 225 a b). Die mittelste der Federreihen ist die längste, einige ihrer Mittelfedern tragen noch kleine, besonders angesetzte Endfederchen (Tafel 64, Abb. 6).

Die Hinterhauptsscheibe (gắnkru) besteht aus einem etwa 2 cm breiten Rohrstreifen, der spiralig zu einer großen Scheibe aufgewickelt ist. Die einzelnen Umgänge sind dicht mit Baumwollgarn umwickelt und dadurch gleichzeitig untereinander verflochten. Die Mitte weist ein Loch auf. Der Rand ist durch drei übereinandergelegte, aufgebundene Rohrreifen geschützt. An einer Stelle hängt vom Rand ein dicker, geflochtener Baumwollstrang herab, der in einer Quaste endigt (Tafel 64, Abb. 5). Alle Baumwollfäden sind braun, nur die innersten und äußersten Umgänge schwarz gefärbt. Die Scheiben haben einen Durchmesser von 29 cm, die Länge der Stränge schwankt zwischen 37 und 41 cm. Getragen werden diese Scheiben, wie die Abb. 2 auf Tafel 24 zeigt, zusammen mit Hinterhauptsfedern (mănĕmŭkáŭlŭ). Auf einer Schnur sind mehrere Federn senkrechtstehend nebeneinander befestigt; zum Teil tragen sie kleinere Federn an der Rippe, zum Teil ist ihnen eine Deckschicht kürzerer, anderer Federn vorgelagert. Zuweilen nehmen die Federn von den Seiten nach der Mitte zu an Länge zu, und dann sind meist diese langen Mittelfedern durch kleinere Federn geschmückt. Zuweilen sind zwischen die Federn andersfarbige Federn von hinten her so gesteckt, daß deren Oberteile die Federn der Hauptlage überdecken (Tafel 65, Abb. 6; siehe auch ibid., Abb. 2—5). Befestigt sind die Federn untereinander meist durch Fäden, die von Kiel zu Kiel durchgezogen sind, bei einem Exemplar auch durch ein dünnes Stäbchen, das quer durch die Federn hindurchgesteckt ist. Verwendet werden meist blaue oder rote Ararafedern, die zuweilen gruppenweise miteinander abwechseln, seltener Gaviäofedern. Als kleine Schmuckfederchen werden gelbe und rote Papageifedern, sowie kleine weiße Federn angebunden. Selten sind nur 3—6, meist 9—10 Federn nebeneinander angeordnet, als Maximum befinden sich 18 Ararafedern nebeneinander, deren mittelste 51 cm lang ist. Bei den Schmuckstücken, bei denen nur 3—5 Federn nebeneinander geordnet sind, ist mir nicht sicher, ob sie in dieser Weise als Hinterhauptsfedern oder als Nackenfedern getragen werden.

Diese selbe Bemerkung gilt für die folgenden Stücke (mŏdĭó), bei denen Straußenfedern in gleicher Weise nebeneinander an einer Schnur befestigt sind, und zwar 3—16 Stück. Einmal sind diese Federn in zwei Reihen von je 7 Stück übereinander angeordnet (Tafel 66, Abb. 1 b; siehe auch 1 a). Bei einem Exemplar werden die Federn auf halber Höhe durch ein hindurchgestecktes Rohr miteinander verbunden (Tafel 66, Abb. 2).

Als Nackenschmuck werden vor allen Dingen Federn getragen, die man an einer Schnur um den Hals bindet (ĭnōkrĕdjí, mănlamí); ein Teil von ihnen ist auf einem Holzstab montiert (krŏăbű), der in den Nacken ge-



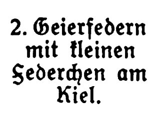
1. Diadem.





3. 2 Ararafedern mit Deck- und Endfedern.





2. Geierfedern mit kleinen Federchen am Kiel.



2—6. Hinterhauptsfedern.

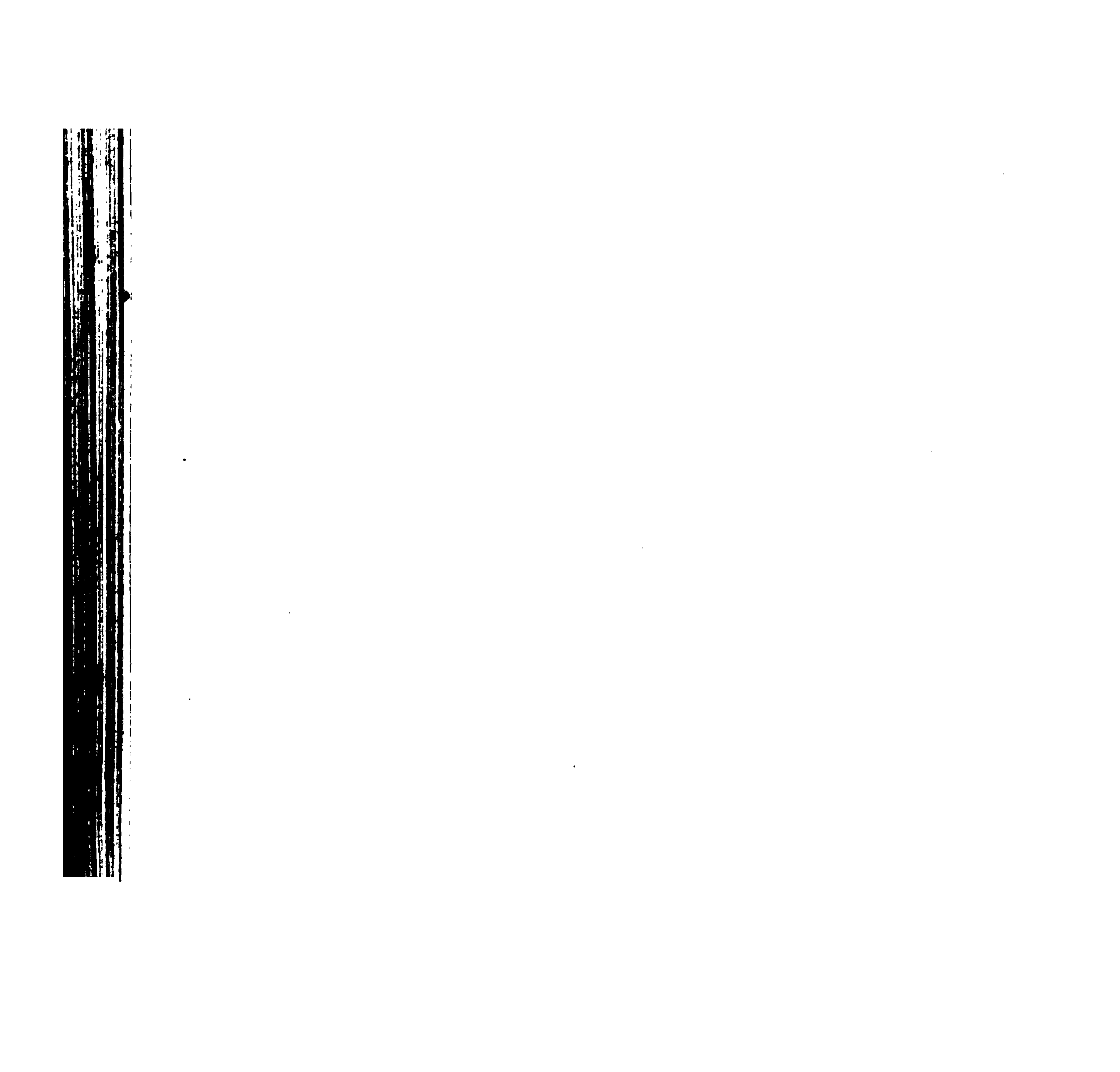
4. 6 lange Ararafedern.



5. Ararafedern mit weißen Endfedern, nach der Mitte zu länger werdend.

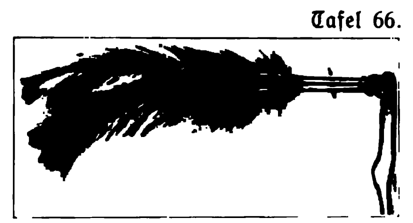


6. Von hintenher durchgeschobene Deckschicht andersfarbiger Federn.





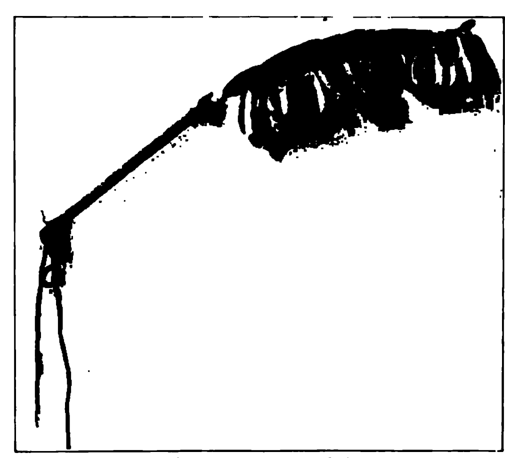
1. Hinterhauptsfedern.



2. Hinterhauptsfedern.



3 a u. b. Nackenfedern.



4. Gestielte Nackenfeder.



6. Nackenschmuck.



5 a—c. Gestielte Nackenfedern.



bunden wird. Die direkt umgebundenen Federn unterscheiden sich von den Hinterhauptsfedern nur durch ihre geringere Anzahl (Tafel 66, Abb. 3 a b). Künstlicher gearbeitet sind die auf Holzstäben montierten Nackenfedern.

Deren Stiel, zwischen 18 und 26 cm Länge schwankend, trägt in dem Teile, der in den Nacken zu liegen kommt, eine kleine Holzrolle. Er selbst ist mit gelbem und schwarzem Geflecht umflochten oder mit rot- oder schwarzgefärbter Baumwollschnur umwickelt. Am freien Ende trägt er einen kleinen Kranz roter Federchen. Aus diesem Kranze nun ragen die langen Schmuckfedern heraus; sie sind am Unterteil ihrer Stiele meist mit weißer Rohbaumwolle umwickelt. Eingezogen sind meist rote oder blaue Ararafedern, seltener weiße Jaburu- oder Straußenfedern. Die letzteren sind zu vier Stück nebeneinander angeordnet, während die übrigen nur einzeln oder in einem Falle zu zweit eingesteckt sind. Verziert sind diese 40 bis 50 cm langen Federn durch kleinere weiße oder gelbe Federchen, die entweder direkt an der Unterseite des Federkieles einzeln oder paarweise angebracht, oder an einer besonderen Schnur befestigt sind, die an der Unterseite des Federkieles entlangläuft, oder schließlich nur den Oberteil der Federn verzieren (Tafel 66, Abb. 4, 5). Abweichend ist ein Nackenfederschmuck gebaut, der aus zwei nebeneinander befindlichen Holzstäben besteht, die völlig mit Rohbaumwolle umwickelt sind und am oberen Ende je zwei Thevetiagehänge mit gelben Federchen darin tragen (Tafel 66, Abb. 6).


Abb. 226. Nackenquasten aus Baumwollschnur.

Weiterer Nackenschmuck sind kleine, rechteckige, geflochtene Matten (kübíbrĕ), die gemustert geflochten und rot und grün bemalt sind. Von den unteren Ecken hängen schwarze Baumwollstränge herab, die rote Federbüschel am Ende tragen (Tafel 67, Abb. 1, 2). Die Breite der Geflechte beträgt 14,5 cm, die Länge bei den beiden von mir mitgebrachten Exemplaren 18 und 22 cm. Knaben tragen außerdem Nackenquasten aus roter Baumwollschnur (öklēdjí). Die Quasten sind an beiden Enden einer geflochtenen Schnur befestigt, die auf die Hälfte gebrochen ist und an der Bruchstelle eine Schlinge bildet, durch die die Halsschnur gezogen wird (Abb. 226).

Sehr vielseitig ist auch der Halsschmuck. Vor allem werden Federquasten (tökrĕdõ) gern getragen. In die dünne, hinten zu bindende Halsschnur ist vorn ein Strang dickerer Schnüre eingefügt. An der Mitte dieses Stranges ist eine kleine Schnur wagerecht befestigt, die an beiden Enden ein Bündel von Stäbchen trägt, die mit Federn geschmückt sind. Diese Federstäbchen nun sind verschiedenartig ausgebildet. Bei dem einen Exemplar sind zwei Stränge eingefügt, und zwar ein Strang gedrehter Bastschnüre und ein solcher gedrehter Baumwollschnüre; beide sind rot gefärbt. Die Stäbchen sind mit

weißen Baumwollfäden umwickelt; bei denen des Baststranges ist an den unteren Enden, bei denen des Baumwollstranges an den oberen Enden ein Stück schwarzen Fadens eingefügt. Alle Stäbchen tragen am Ende rote Federchen (Tafel 67, Abb. 5). Ein anderes Exemplar hat nur einen Strang gedrehter roter Baumwollschnüre, an dem die mit schwarzen Baumwollschnüren umwickelten Stäbchen befestigt sind, die am Ende drei Federkränze übereinander tragen, und zwar in der Reihenfolge rot, gelb, rot (Tafel 67, Abb. 6). Kunstvoller ist der Aufbau bei einem weiteren Exemplare, bei dem

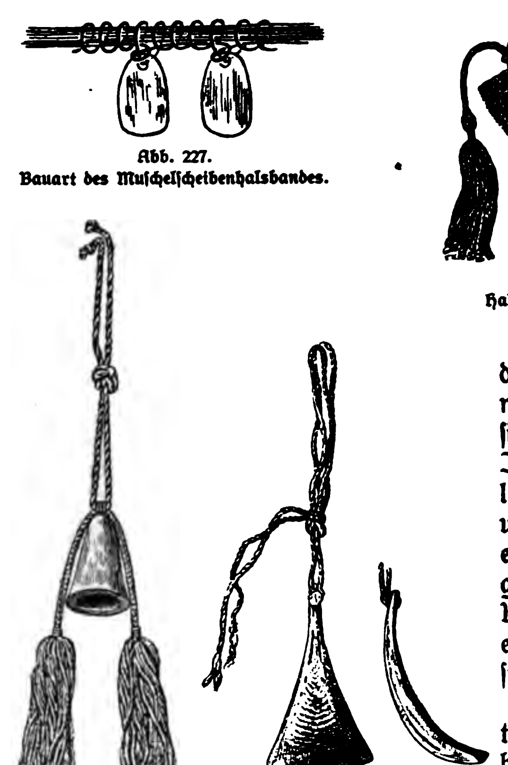


Abb. 227.
Bauart des Muschelscheibenhalsbandes.

Abb. 228.
Halsband aus überflochtenen Holzstäbchen.
Oben: schräge Oberaufsicht.

Abb. 229.
Halsanhänger.

Abb. 230.
Schildpattanhänger von vorn und von der Seite.

die etwa 20 cm langen Stäbchen mit schwarzem Faden umwickelt sind und rote Endfederchen tragen. In der Mitte sind die Stäbchen mit langen Fadenspiralen umwunden, und an dieser Stelle sind längshin einander gegenüberstehend zwei grüne Federn eingebunden, deren Kiele oben liegen und dort durch einen roten Federkranz verdeckt sind (Tafel 67, Abb. 7).

Eigentliche Halsbänder sind seltener. Ein schönes Muschelscheibenhalsband eines Mannes (ñǿb(ɵ)rĕ) stellt Abb. 4 auf Tafel 67 dar. Ein Strang roter Baumwollschnüre ist dicht mit schwarzer Schnur umwickelt, und an der einen Kante des Stranges sind in diese Schnur rechteckig zugeschnittene Perlmutterplatten eingebunden, die sich ein wenig überdecken (Abb. 227).

Ganz eigenartig ist ein kleines, festes Halsband (hăkĕtkăúḷŭ) gebaut. Hier sind viele 2 cm lange Holzstäbchen nebeneinander gelegt und durch eine rote Baumwollschnur zu einem dichten Bande verflochten; und zwar besteht das ganze Band aus zwei Schichten solcher Stäbchen. An den inneren

Enden des Bandes hängen je zwei Bindeschnüre heraus, von denen je eine eine Quaste trägt (Abb. 228).

Sehr einfach sind Anhänger an die Halsschnuren. Ein Exemplar (kädjód) besteht aus einer gedrehten Halsschnur, an der vorn eine geflochtene Querschnur befestigt ist, die in zwei Quasten ausläuft; an der Befestigungsstelle der Querschnur hängt eine kleine Holzglocke, das Ganze ist rot gefärbt (Abb. 229). Ein anderer Anhänger (mönjäklåd) besteht aus dreieckig zugeschnittenem Schildpatt oder Horn mit geschweiften Seiten und gekrümmter Fläche, das auf beiden Seiten durch Wellenlinien verziert ist (Abb. 230). Der Anhänger ist nur 5 cm lang und 2,2 cm breit und äußerst fein gearbeitet.

Besonders gestalteter Lippenschmuck wird bei gewissen Tänzen getragen (nrő oder nölőkrĕ). Ein mit Federn verzierter Tucanoschnabel von 19 cm Länge ist an einem Ende eines 29 cm langen Rohrstabes senkrecht nach oben stehend befestigt. Der Stab trägt Federschmuck und ist mit



Abb. 232.
Unterarmband kleinster Kinder.

Abb. 231.
Tanzlippenschmuck.

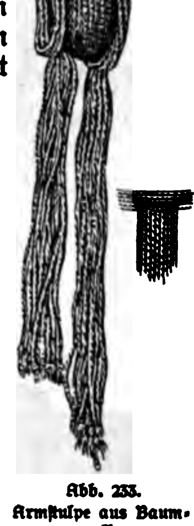


Abb. 233.
Armstulpe aus Baumwolle.

schwarzer Embira spiralig umwunden (Abb. 231). Das freie Ende des Stabes wird in das Lippenloch gesteckt, so daß der Schnabel am anderen Ende senkrecht in die Höhe steht. Da der Tänzer das Gewicht dieses Schmuckes mit der Lippe nicht ertragen kann, wird der Stab durch das Loch in den Mund gezogen und mit den Zähnen festgehalten.

Auch Armbänder sind verhältnismäßig einfach hergestellt. Oberarmbänder bestehen aus einem Ring roter Baumwollschnüre, an denen entweder ein langes Federbüschel (bibädje, bädȁ(ı)dúk; Tafel 67, Abb. 8), oder wie bei dem in Abb. 3 auf Tafel 67 wiedergegebenen Exemplar (mänäklű) 33 cm lange Bastquasten befestigt sind, die unten rot gefärbt sind. Reichhaltiger ist der Schmuck für die Unterarme. Kleinste Kinder tragen kleine Ringe aus geflochtener rotgefärbter Baumwollschnur, an der kleine Früchte in Büschelchen an einer Stelle angebracht sind (ınıf; wülĕkó; Abb. 232). Größere Kinder tragen Armstulpen (kädjód), die nach Art der Karajá-

Armstulpen aus schwarzer Baumwolle hergestellt sind. An einer Seite befinden sich am oberen und unteren Rand Fransengehänge aus roter Baumwolle (Abb. 233). Es wurden im ganzen nur 2—3 Paar solcher Armstulpen gesehen. Zahlreicher werden Armbänder mit Frucht- und Federgehängen (halĕkó hĭí) getragen. Die Unterlage dieser Bänder besteht durchgängig aus einem 2,5—3 cm breiten flachen Baststreifen, der ringförmig zusammengelegt ist. Bei dem einen Exemplar ist um die Mitte dieses Baststreifens ein dünner Baststreifen gelegt und dann das Ganze mit roter Baum-



Abb. 234 a, b.
a) Armband mit Schnurüberwicklung. b) Detail der Schnurwicklung.



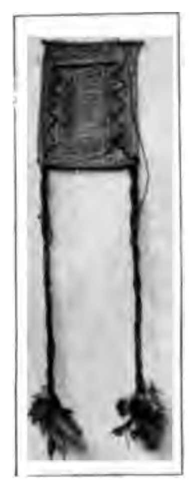
Abb. 235.
Überflochtenes Armband.



Abb. 236.
Überflochtenes Armband.

wollschnur dicht umwickelt. An der einen Seite trägt dieses Exemplar vier im Quadrat gestellte Fruchtbüschel mit Federchen am Ende (Abb. 234 a b). Die anderen Exemplare sind mit gelbem und schwarzem Bast gemustert umflochten und tragen nur ein großes Fruchtbündel (Abb. 235, 236).

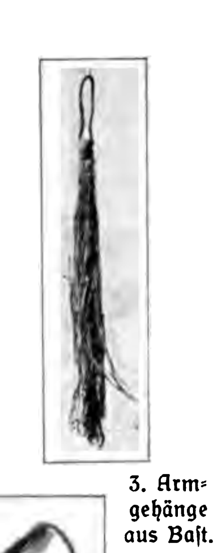
An den Hüften wird selten Schmuck getragen. Eine Hüftschnur, die aus zwei rot gefärbten Baumwollfäden zusammengedreht war, sah ich nur bei einem Knaben. Auch den Klauengürtel (müllnjú; Tafel 67, Abb. 9) sah ich bloß einmal. Er besteht aus einem schmalen, aus weißem Baumwollfaden



1. Nackengeflecht.



2. Nackengeflecht.



3. Armgehänge aus Bast.



4. Muschelscheibenhalsband.



7.



5.

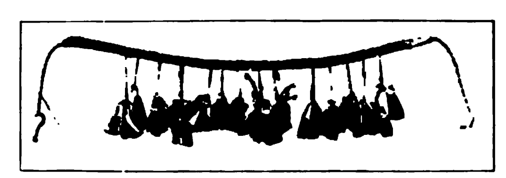


6.

5—7. Halsfederquasten.



8. Federarmband.



9. Klauengürtel.

gehäkelten Band, an dem je durch einen Federkiel gezogene Bastschnüre befestigt sind, die am Ende Klauen tragen. Diese 9 cm langen Gehänge sind nur an der Bauchseite des Gürtels angebracht. Auch eine in sich zurücklaufende Kette von Thevetia-Früchten (ĭnĭnkrădjĭ) wurde mir als Hüftschmuck bezeichnet. Er könnte ebenso gut einen Halsschmuck darstellen. Tragen gesehen habe ich ihn nicht.

Beinschmuck, und zwar Beinbinden aus roten Baumwollschnüren (káĭ), die zu einem Strang zusammengedreht mehrmals unterhalb des Knies um das Bein gewickelt werden, werden nur von Kindern beiden Geschlechts, besonders von den Mädchen getragen. Größere Knaben tragen sie nicht mehr. Auch feste Waden- und Knöchelbänder (mĕdăbrĕdjŏ́) werden getragen (Tafel 24, Abb. 1).

Bei gewissen Tänzen wird der ganze Körper mit kleinen weißen Flaumfederchen, die in den Federcuyen in Mengen aufbewahrt werden, mit Hilfe von Harz beklebt.

H a a r t r a c h t. Das Körperhaar wird wohl zum Teil entfernt. Gesichtshaare werden nicht entfernt; die Augenbrauen jedenfalls bleiben stehen. Jünglinge haben oft Anflug von Schnurrbärten, mehrere Männer tragen Kinn- und Schnurrbärte. Das Haupthaar wird von allen, Männern und

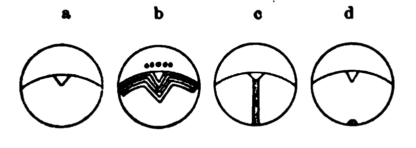


Abb. 257 a—d.
Bemalung der Glatze (a), bei Kindern (b) und Jünglingen (c, d). Das kleine Dreieck (Scheitelstutz) ist nach der Stirn zu gerichtet.

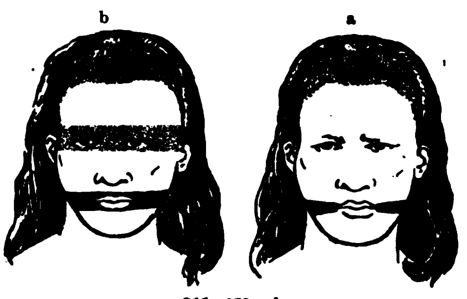


Abb. 238 a, b.
Gesichtsbemalung.

Frauen, jung und alt, in gleicher Weise getragen: der Vorderkopf wird von Ohr zu Ohr über den Scheitel hinweg glatt geschoren. Das Hinterhauptshaar wird lang getragen und glatt nach hinten gekämmt (Tafel 24; 26, Abb. 2, Tafel 62). Männer binden es zuweilen mit Bast zu einem Schopf zusammen (Tafel 62, Abb. 1). In der Mitte des Scheitels ragt von der Haarlinie aus ein Dreieck etwa 1—2 cm hoher Haare in die Glatze herein (Tafel 26, Abb. 2). Bei Kindern wird die Glatze meist bemalt mit Genipapolinien, die dem Haarrande parallel gezogen sind. Zuweilen sind auf dem langen Haar am Rand der Glatze mehrere rote Urukúpunkte kranzförmig angebracht. Einzelne Jünglinge trugen einen roten Streifen, der sich vom Haardreieck aus bis zur Stirn erstreckte, andere als Überrest davon nur einen roten Stirnfleck (Abb. 237). Geschnitten wird die Glatze jetzt mit der Schere; über die frühere Methode war nichts zu erfahren.

Zum Auskämmen dient der Kamm (pĭntjŭăjĕ). Schmale, zugespitzte Holzstäbchen von 8 cm Länge sind nebeneinander in der Rinne eines Rohr-

stabes befestigt, der einen Aufhängefaden trägt. Die Stäbchen sind mit Baumwollfaden gemustert durchflochten (Tafel 68, Abb. 1). Ich sah nur diesen einen Kamm; ob er ein ursprüngliches Erzeugnis ist, weiß ich nicht; auffällig ist der Name, dessen erste Silbe pint dem brasilianischen pente-Kamm gleicht.

Bemalung und Körperpflege. Zur Bemalung dienen Urukú und Genipapo, doch wurde letztere Farbe auffallend bevorzugt, im Gegensatz zu den Karajá, die lieber Urukú verwenden. Voller Körperanstrich wurde nicht beobachtet, dagegen auf bestimmte Körperteile beschränkte schmückende Bemalung. Da ich den Leuten unerwartet kam, hatten nur einige noch ihre alte, schwarze Bemalung. Erst später hatten sich fast alle rot und schwarz geschmückt. Die Hauptbemalung war ein breites, schwarzes Band, das sich auf beiden Wangen vom Mundwinkel bis zum Ohr zog (Tafel 62, Abb. 1; Abb. 238 a). Auch schwarzes Kinn kommt vor (siehe unten). Sonstige Gesichtsbemalungen waren ein rotes Augenquerband (wie bei den Karajá, Abb. 238 b) oder vollkommen roter Gesichtsanstrich. Andere wiederum hatten sich rote Socken an den Unterschenkeln angemalt. Der Körper war meist mit Mustern bemalt. Zur Hervorbringung von Schlangenlinien dient eine Matrize aus dem Rückgrat einer Schlange (gánõ(I); Tafel 68, Abb. 2). Die Wirbel sind durch Baumwollschnur so miteinander verbunden, daß das Rückgrat in sich beweglich ist. Am unteren Ende des Rückgrates ist eine Schnurquaste angebracht. Die Zapfen werden in die Genipapofarbe getaucht und dann die Matrize im Zickzack über den Körper geführt, so daß auf diese Weise ein breites Band vieler Zickzacklinien auf einmal aufgemalt wird (Tafel 26, Abb. 2: Bogenschütze).

Skarifizieren ist auch bei den Kayapó sehr gebräuchlich; als Instrument dient einfach das Gebiß eines Fisches (kàbödí). Narbentätowierung fehlt.

Gebadet wird jeden Morgen nach Sonnenaufgang; dann geht die ganze Jugend zum fernen Fluß, um zu trinken und zu baden. Die Frauen bringen von da in großen Kürbissen das frische Wasser für den Tagesbedarf mit.

6. Die Nahrung. Ihre Nahrung erwerben sie durch Jagd, Fischfang und Anbau. Gejagt werden vor allem Tapire, Rehe und Wildschweine. Als Jagdwaffen dienen Bogen und Pfeile, zur Vogeljagd werden Pfeile mit Holzknäufen als Spitze benutzt. Ob die zahlreich vorhandenen Hunde als Jagdhunde verwendet werden, ist mir nicht bekannt. Gefischt wird mit Bogen und Pfeil; die Fischpfeile tragen Knochenhakenspitzen. Ihren Erzählungen nach verstehen sie es auch, die Fische mit Giftsipo zu töten. Die Fische bilden einen großen Bestandteil ihrer täglichen Nahrung.

Als eigentliche Haustiere könnte man vielleicht die von den Brasilianern erhaltenen Schweine bezeichnen, die in Mengen im Orte gezüchtet werden, da sie besonders bei festlichen Anlässen verzehrt werden. An sonstigen zahmen Tieren waren vorhanden: Hunde, Hühner und Araras.

Ob der Anbau von Nahrungspflanzen ursprünglich ist oder ihnen erst auf der Mission beigebracht wurde, ist mir nicht bekannt. Die Berichte der Missionäre erzählen, daß sie die Kayapó zu festen Wohnsitzen gebracht und

sie den Anbau gelehrt hätten. Nach Analogie der Suyá könnten aber die Kayapó von selbst dazu gelangt sein; sie würden dann mit zu den kultivierteren Völkern der Gesfamile gehören, wie aus ihrer sonstigen Kultur hervorzugehen scheint. Die Pflanzungen werden im Walde von den Männern angelegt, indem der Wald abgeschlagen und niedergebrannt wird sie sind entschieden reinlicher als die der Karajá: die abgeschlagenen Bäume waren entfernt, die einzelnen Pflanzensorten waren gruppenweise vereinigt, standen aber doch in großen Zwischenräumen voneinander, so daß ein bequemer Durchgang möglich war. Hohe Bäume waren stehen geblieben. Die eine der Pflanzungen war ziemlich groß; sie hatte eine Ausdehnung von 2 km. Gepflanzt werden Mandioka, Mais, Bataten, Cara, Bananen; an Fruchtbäumen finden sich Jatoba und Coceiro, an Nutzpflanzen werden gepflanzt Urukú und Baumwolle. Die Arbeit in der Pflanzung sowie Fischfang und Jagd liegt dem Manne ob, der außerdem noch seine Waffen anfertigt und flicht. Alles übrige, die Ernte, das Einholen und Zubereiten der Nahrung, die Baumwollverarbeitung usw. ist Aufgabe der Frau. Die jungen Leute tun auch bei den Kayapó nur, was ihnen gefällt. Aufbewahrt werden die Erntevorräte an Mais in geflochtenen Taschen, die im Hause oder an den Vorratsständern vor den Häusern aufgehängt werden. Mandiokawurzeln liegen oft in Mengen auf diesen Ständern. Sonst wird der Bedarf in kleinen Mengen jedesmal aus der Pflanzung geholt,

Abb. 239. Feuerquirl.

die etwa zwei bis drei Stunden vom Dorfe entfernt liegt. Es gab übrigens mehrere Pflanzungen bei diesem Dorfe; allein an meinem Wege wurden zwei davon passiert, doch sollten noch einige vom Wege abseits liegen.

Zubereitung der Nahrung. Kochen ist den Kayapó unbekannt, nur ganz wenige eiserne Kochtöpfe, die aus Conceição stammten, waren vorhanden; alle Nahrung wird vielmehr gebraten oder geröstet.

Das Feuer wird mit dem Feuerquirl (áläjĕ) erzeugt. Als Unterlage dient ein Rundholz, das mit beiden Füßen am Boden festgehalten wird. In seiner Höhlung wird ein zweites Rundholz gequirlt (Abb. 239). Der Feuermacher hockt oder sitzt bei seiner Arbeit. Zum Anfachen des Feuers dient ein Fächer (küwümkällbjëlldjó), der aus zwei Palmblättern, die mit den Rippen aufeinandergelegt sind, verflochten ist; die Rippen dienen als Handgriff (Tafel 68, Abb. 3).

Früchte, Wurzeln und Fische werden in Blätter gehüllt und in die Asche gelegt oder auf hohen Bratrosten gebraten. Diese Roste bestehen aus 3 – 4 m hohen, im Dreieck zusammengestellten Stangen, an denen etwa ³/₄ m über dem Erdboden der eigentliche Rost angebunden ist. Als dritte Stange kann auch ein Baum dienen, gegen den die beiden anderen Stangen gelehnt sind (Tafel 25, Abb. 1). Derartige Roste fanden sich nur im Walde. Fische werden bei dieser

Art der Zubereitung meist in Mandiokamehl paniert und dann in Bananenblätter eingewickelt. Bataten (und wohl auch Wild?) werden in einer Grube geröstet. In einer kreisförmigen Vertiefung von etwa 1½ m Durchmesser wird ein Feuer angezündet, in das viele Steine gelegt werden. Ringsum liegt ein Kranz größerer Steine, unter die Bananenblätter geklemmt sind. Ist das Feuer niedergebrannt und hat es die Innensteine erwärmt, so wird die Nahrung dazwischen gelegt; dann werden die Bananenblätter darübergeschlagen und wohl auch noch Erde darauf geworfen. In dieser Weise wurde mir der Vorgang beschrieben; gesehen habe ich ihn nicht, sondern nur eine derartige verlassene Bratstätte im Walde untersucht (Abb. 240).

Mandioka wird in großen Mörsern, die denen der Karajá gleich sind, von den Frauen und Mädchen gestampft. Reibhölzer (rärá) sah ich nicht, außer ein modernes, mit Blechreiber versehenes Holz. Ausgepreßt wird die Mandioka in geflochtenen Pressen, die an beiden Enden mit den Händen erfaßt und in entgegengesetzter Richtung zusammengedreht werden. Diese Mandiokapressen (kllό) sind aus Bast geflochten und zwar gemustert; an beiden Enden laufen sie zipfelförmig aus (Tafel 68, Abb. 4). Die Länge der beiden von mir mitgebrachten Stücke beträgt 50 und 65 cm.



Abb. 240.
Bratgrube. Nach Photographie gezeichnet.

Gegessen wird aus kleinen Eßcuyen oder direkt mit der Hand. Männer und Frauen aßen gemeinsam und schämten sich nicht, vor uns zu essen. Auch mein Kayapóführer aß bei mir in Gegenwart der anderen Kayapó. Die schmierigen Hände sowie der Mund der Kinder wird mit einem Stück Bananenblatt abgewischt.

An Getränken bemerkte ich außer Wasser nichts. Anscheinend trinken sie sehr wenig, ein bei der großen Wärme sehr verständiges Verhalten. Angeblich gehen sie nur am Morgen gegen acht bis neun Uhr an den Fluß, um zu baden und zu trinken; dabei bringen die Frauen das für den Tag nötige Trinkwasser in großen Kürbissen mit ins Dorf, die dort in den Häusern niedergesetzt werden.

Genußmittel ist der Tabak (kärlnjú), der von allen geraucht wird. Anscheinend ist der Tabaksgenuß von den Brasilianern übernommen. Eigenen Tabak hatten sie nicht, sondern rauchten brasilianisches Kraut, das sie in Conceição gekauft hatten. Die Tabakspfeifen waren entweder wie bei den Karajá aus der Jequitibafrucht hergestellt und wurden dann wälIkökó genannt (Abb. 241 a), oder sie waren in gleicher Form in Ton nachgebildet; in den Kopf war dann seitlich ein kurzes Saugrohr gesteckt (Abb. 241 b). Die Tonpfeifen heißen ñú. Gerade der Umstand, daß die Pfeifen aus dieser Frucht hergestellt werden, läßt auf die Übertragung von den Karajá durch Brasilianer schließen. Denn auch das Wort wälIkökó ist mit übertragen worden und zwar in der Form der Frauensprache, in der das Wort den Brasilianern

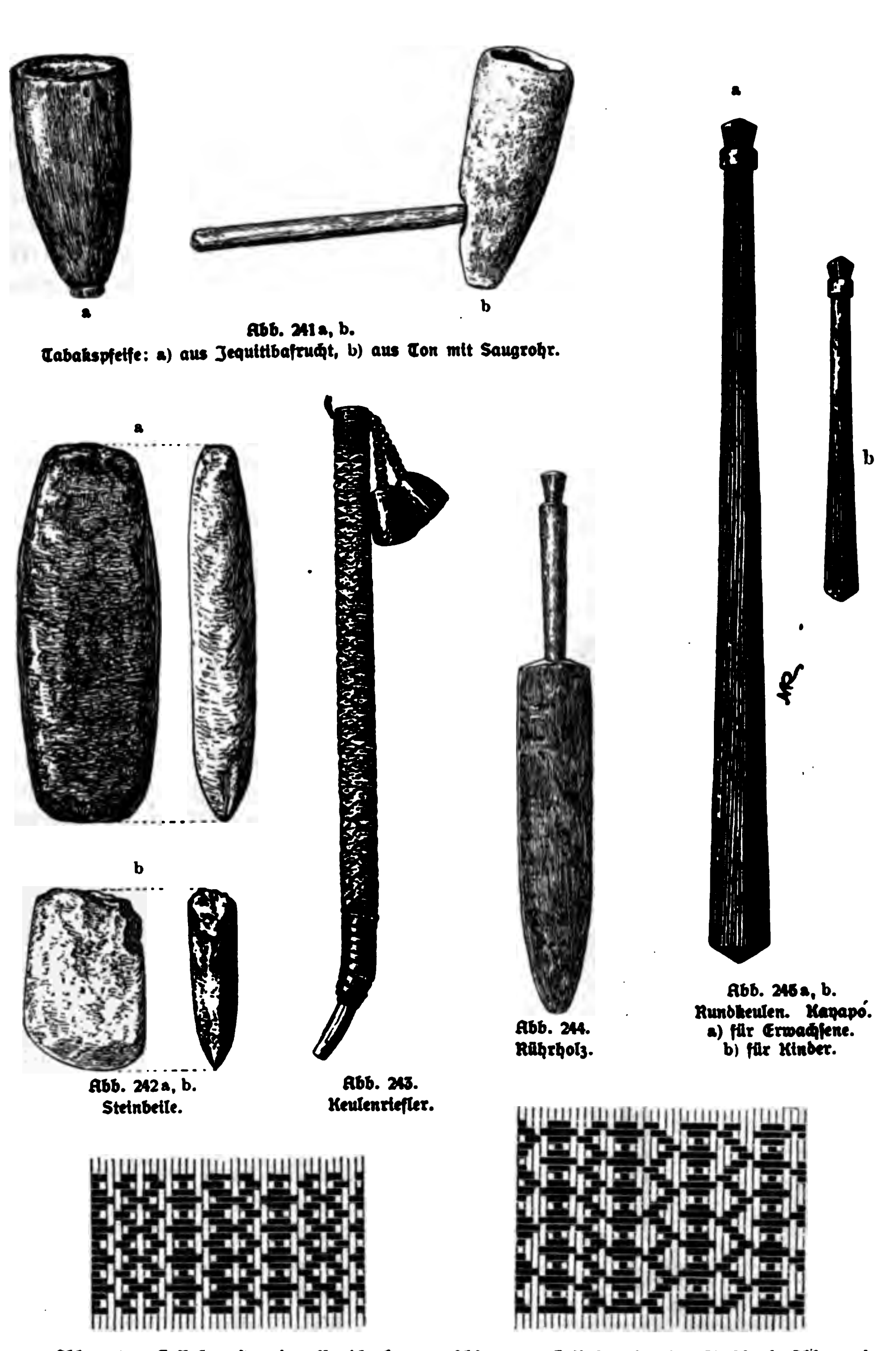


Abb. 241 a, b.
Tabakspfeife: a) aus Jequitibafrucht, b) aus Ton mit Saugrohr.

Abb. 242 a, b.
Steinbeile.

Abb. 243.
Keulenriefler.

Abb. 244.
Rührholz.

Abb. 245 a, b.
Rundkeulen. Kayapó.
a) für Erwachsene.
b) für Kinder.

Abb. 245 c. Geflechtmuster einer Rundkeule.

Abb. 246 c. Geflechtmuster der Flachkeule Abb. 246 b.

gegenüber angewendet und von diesen im Verkehr mit den Karajá benutzt wird. Auch das Betteln um Tabakspfeifen weist daraufhin, daß diese ursprünglich dem Volke fremd waren.

7. **Hausgerät und Waffen.** An sonstigem Hausgerät und Werkzeug sind noch zu erwähnen: die Steinbeile (kḗn), die von länglich keilförmiger Form und ovalem Querschnitt sind und nur noch als Schlagsteine zum Nußaufschlagen benutzt werden (Abb. 242 a b). Dann das Riefelinstrument zum Riefeln der Keulen (mülüraí), das in derselben Art wie das der Karajá und Šavajé aus einem Cutiazahn hergestellt ist, der am einen Ende eines 15,5 cm langen Rohres angebunden ist. Das Rohr ist mit Baumwollschnur gemustert umwickelt, an seinem oberen Ende hängt an zwei Perlenkettchen je eine halbe Frucht; das Ganze ist äußerst sauber gearbeitet (Abb. 243). Das Urukústampf- oder Mischgefäß (kaüwá) ist aus einem Stück Baumstamm durch Aushöhlen des inneren Teiles hergestellt (Tafel 25, Abb. 4). Ein ruderförmiges Holz mit abgesetztem Griff (kōb; Abb. 244) dient zum Mischen von flüssigem Wachs oder Harz (zur Herstellung von buntem Harz?).



Abb. 246 a, b.
Flachkeulen. Kayapó.
a) mit gerundetem Schlagende, zum Umhängen.
b) mit ausgezogener Spitze, verziert.

Als **Waffen** dienen vor allem Keulen, Bogen und Pfeile. Einige Lanzen wurden bei der Abendzeremonie ebenfalls bemerkt, sie waren denen der Karajá gleich.

Die Keulen (kō) sind Rund- und Flachkeulen. Die Rundkeulen sind denen der Karajá gleich, nur daß die Rolle am Griffende meist unverziert ist. Schlagteil und Griffende sind meist völlig geriefelt, bei Kinderkeulen geht die Riefelung nur bis zur Hälfte (Abb. 245 a b). Die verzierte Keule (Tafel 24, Abb. 2) ist einer Karajákeule sehr ähnlich: die Rolle am Griff trägt die drei Riefen, die Riefelung geht nur bis zur Hälfte, dann setzt schwarzgelbe Umflechtung ein, deren Musterung gleichfalls an die der Karajá erinnert (Abb. 245 c). Geschützt wird das Geflecht durch Palmblattfieder, die längshin über das Geflecht gedeckt und mit Embira festgebunden sind. Es scheint, als ob diese Keule von den

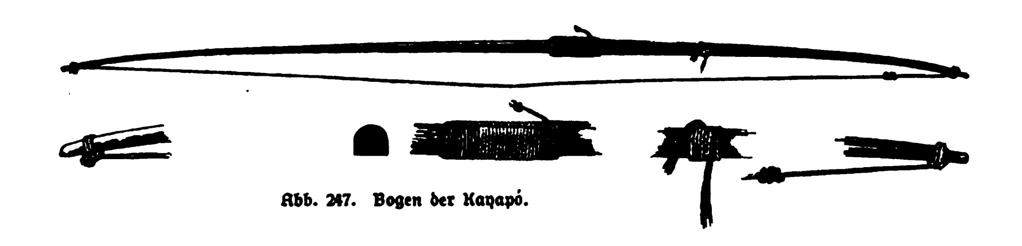


Abb. 247. Bogen der Kayapó.

a b c

Abb. 248. Querschnitt von Kayapóbogen. c) Kinderbogen.

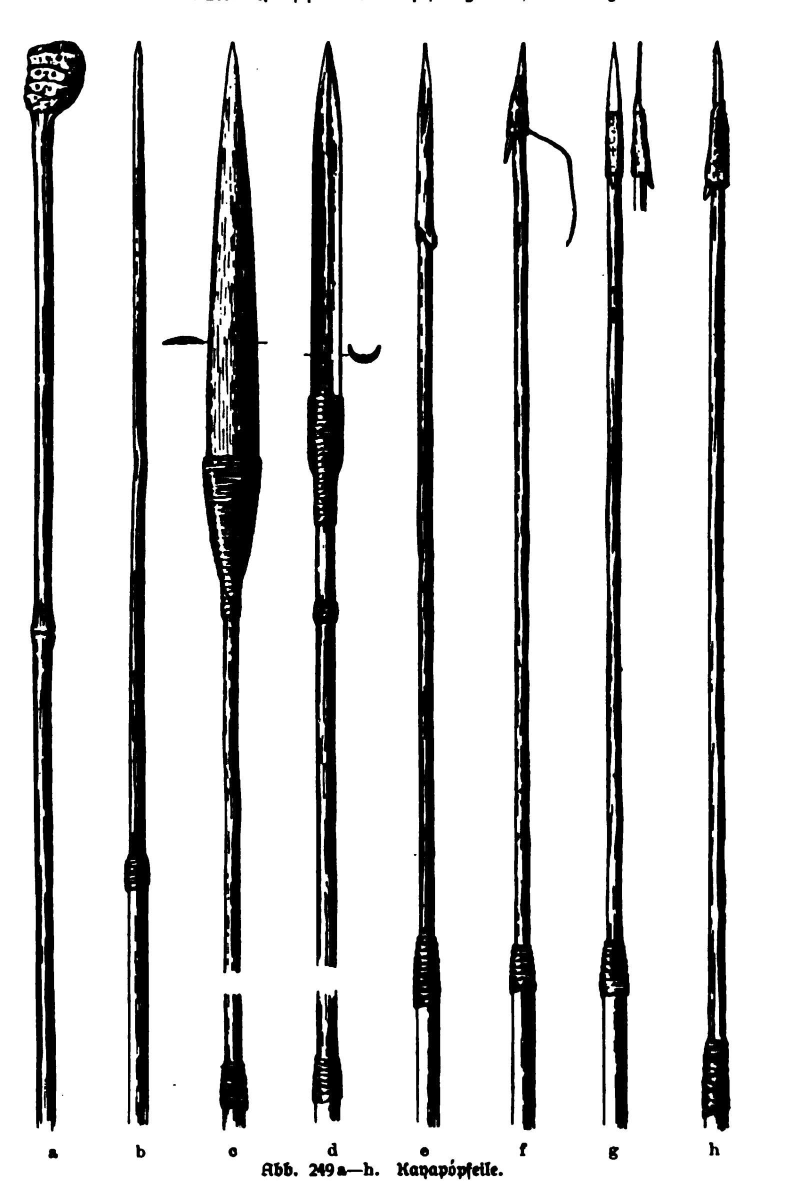


Abb. 249a—h. Kayapópfeile.

Karajá gekommen wäre, ebenso wie die Lanzen, falls hier nicht ein beiden Volksstämmen gemeinsames Kulturgut vorliegen sollte.

Die Flachkeulen, die in größerer Anzahl vorhanden waren, sind zweierlei Art. Einmal gibt es schmale Keulen mit gerundeten Kanten und gerundeter Spitze (Abb. 246 a). Die Rolle ist unverziert, das Griffende geriefelt. Das Schlagende ist rot bemalt. In der Mitte der Keule befindet sich eine Schnur, mit der sie beim Bogenschießen über die Achsel gehängt wird (Tafel 26, Abb. 2). Häufiger sind breite Flachkeulen mit scharfen Kanten und langausgezogener geschweifter Spitze (Tafel 24, Abb. 2). Einige dieser Keulen tragen keine Rolle am Ende; ihre Spitze ist ebenfalls rot bemalt. Ein Exemplar (Abb. 246 b) hat die Rolle am Griffende. Das Unterteil der Keule ist mit schwarzgelbem Geflecht umkleidet, dessen Muster dem der Rundkeule ähnlich ist (Abb. 246 c). Oben ist das Geflecht durch eine rote Baumwollumwickelung abgeschlossen, die beiderseits in eine große abstehende Quaste ausläuft. Wie schon oben bemerkt ist, bildet Ehrenreich eine ganze ähnliche Keule von den Šambioá ab (Beiträge, Tafel VI, Fig. 11), die wahrscheinlich erst von den Kayapó zu den Šambioá gekommen ist. (Siehe S. 271 f.).

Bogen und Pfeile. Die Bogenhaltung und Handhabung ist dieselbe wie bei den Karajá. Die Bogen [djud(j)é] bestehen aus braunem Holz, sind 173—190 cm lang und 2,5 cm breit; ihre Innenseite ist flach, die Außenseite stärker oder so leicht gewölbt, daß der Querschnitt fast rechteckig ist (Abb. 248 a b). Die Sehnenbefestigung geht aus Abb. 247 hervor. Von dem einen Ende ist die Sehne an der Außenseite des Bogens bis etwa ein Drittel der Bogenlänge zurückgeführt und an zwei Stellen durch Umwickelung am Holze befestigt. Die Kinderbogen sind rund (Abb. 248 c), sonst aber wie die übrigen Bogen gebaut.

Die Pfeile (krûä), deren Schäfte durchweg aus Taquara bestehen, weisen verschiedene Spitzenformen auf. Bei der Knaufspitze wird der Knauf durch das Wurzelende des Rohres gebildet, das den Schaft darstellt (Abb. 249 a). Drehrunde Holzspitzen sind aus dunklem Holze hergestellt und 38—48 cm lang, während der Schaft bei diesen Pfeilen 90—110 cm Länge hat (Abb. 249 b). Bei Bambusblattspitzen ist das Bambusblatt entweder flach oder stark gewölbt, es hat eine Länge von 20—28 cm und eine Breite von 1,5—2,5 cm (Abb. 249 cd). Es ist an einem besonderen, 38—39 cm langen Holzstiel befestigt, der wiederum in den 90 cm langen Rohrschaft eingesteckt ist. Der Holzstiel ist zuweilen rot gefärbt. Knochenspitzen sind entweder aufgesteckt oder angesetzt. In ersterem Falle ist die 10 cm lange Knochenspitze auf einen hellen, 40 cm langen Holzstiel gesteckt, der in dem Rohrschaft befestigt und an der Ansatzstelle rot gefärbt ist (Abb. 249 e). Angesetzte Knochenspitzen sind nach Art der Karajá-Fischpfeile seitlich am Holzstiel angebracht und so mit Faden und Überharzung befestigt, daß ihr hinteres Ende als Widerhaken hervorsteht. Bei einem Exemplar ist die Knochenspitze rund (Abb. 249 f), bei den übrigen flach (Abb. 249 g). Die Überharzung mit hellem Jatobaharz gilt für schöner als die mit schwarzem Harz. Der Holzstiel ist in der dem Schaft zu gelegenen Hälfte rot gefärbt. Schließlich werden auch


1. Kamm.

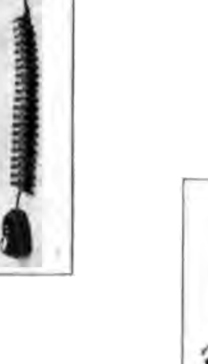

4. Mandiokapresse.


2. Bemalungs-matrize.


3. Feuerfächer.

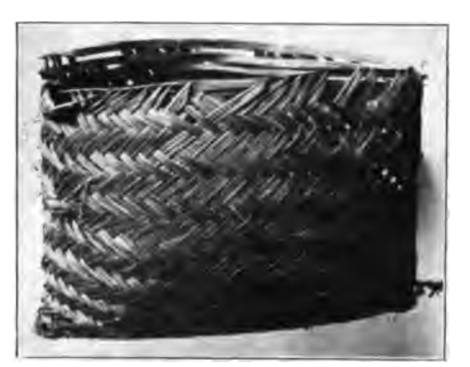

7.

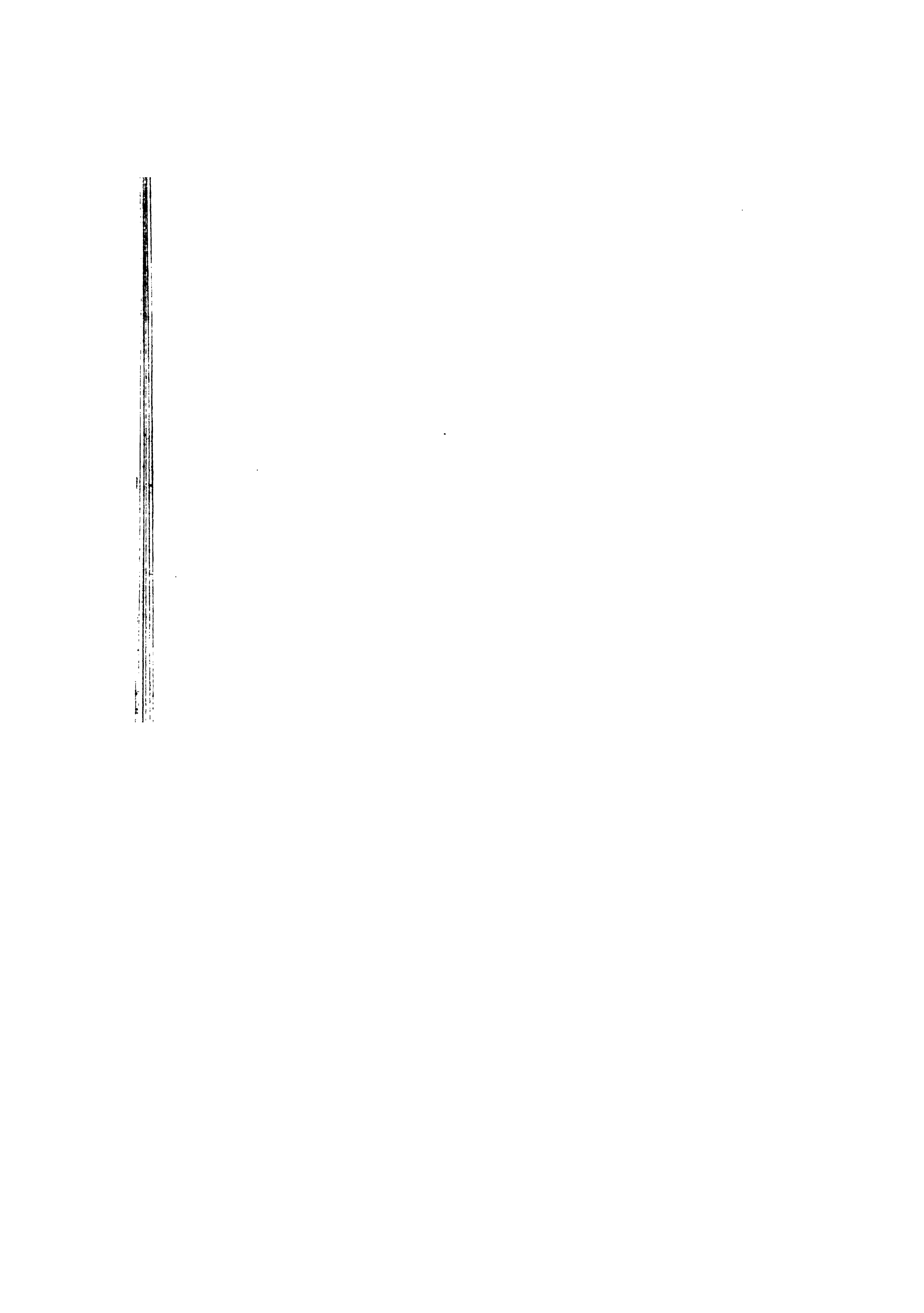
7—9. Umhänge-taschen.



8. 9.


5. Kiepe.


6. Runder Tragkorb.



Rochenstachel, einen Widerhaken bildend, an dem Holzstiele befestigt (Abb 249[b]). Derartige Pfeile sind bei den Kayapó wesentlich zahlreicher als bei den Karajá. Auch bei ihnen sind die Holzstiele in der unteren Hälfte rot gefärbt.

Die Verbindung des Holzstieles mit dem Schaft ist durch eine Umwickelung aus schwarzer Embira vermittelt, die ein-, zwei- und dreifach ausgestaltet ist (Abb. 250[a—c]). Die Bambusmesser sind ebenfalls durch schwarze Embira-Umwickelung am Holzstiel befestigt.

Das Fiederende ist analog dem der Karajápfeile ausgestaltet. Die beiden Federn sind in gleicher Weise geschnitten und befestigt, doch besteht ihr Drall aus einer vollen Vierteldrehung. Die obere Federumwickelung besteht meist aus schwarzem, selten aus weißem Baumwollfaden, nur einmal aus heller Embira. Bei einigen Pfeilen ist diese Baumwollumwickelung als Spiralumwickelung in den Innenraum zwischen den beiden Federn fortgesetzt, in diesem Falle fehlen die kleinen, roten Schmuckfederchen, die meist in diese Umwickelung eingebunden sind (Abb. 251). Der Innenraum ist meist mit Rotlack verziert und zwar durch mannigfaltig angeordnete Streifen verschiedener Länge, die zum Teil von Ringen flankiert werden (Abb. 252[a—i]). Die Kerbumwickelung ist durchgängig aus feinem weißen Faden hergestellt. In der Kreuzung kommen hier dieselben Typen vor wie bei den Karajá; am zahlreichsten sind Pfeile, die drei und vier mehrfach gekreuzte Fäden aufweisen (Abb. 253[a—c]).

a b c

Abb. 250 a—c. Ansatzumwicklungen.

Abb. 251. Fiederung.

8. Verkehrs- und Transportmittel.

Verkehrsmittel zu Wasser fehlen, da die Schiffahrt unbekannt ist. Zu Lande benutzen die Kayapó ausgetretene, schmale, starkgewundene Pfade; besonders in der Nähe des Dorfes und der früheren Wohnplätze liefen viele solcher Wege kreuz und quer über den Camp; einige führten weithin geradeaus in einer Richtung fort. Flüsse und Bäche werden in Furten durchschritten. Über ein steiles, tiefes, ausgetrocknetes Bachbett im Walde waren zwei bis drei Baumstämme nebeneinander als Brücke gelegt.

Die Indianer laufen barfuß; sie sind, soweit ich auf der Heimreise beobachten konnte, wenig ausdauernd: oft blieben sie zurück, ruhten aus und kamen drei bis vier Stunden später als ich und vereinzelt in Conceição an, obwohl sie gleichzeitig mit mir aufgebrochen waren.

Als Transportmittel benutzen sie Tragbänder und Tragkörbe. Die Tragbänder (ĭărăpé, jăḷāpé; Tafel 25, Abb. 3[ab]) sind 5—9 cm breit und 2×46 – 51 cm

lang, aus festen Baststreifen dicht geflochten, gemustert und zum Teil rot bemalt. Besonders auffällig sind zwei erhabene Flechtleisten, die rings um das Band im Abstand von ein Viertel der Breite von den Rändern ziehen. An zwei diametral gegenüberliegenden Stellen ist ein Rohr längshin befestigt, das gemustert umwickelt oder umflochten ist, und von dessen Enden an Perlenketten oder Schnüren Federn in Fruchtfassung herabhängen. Diese Gürtel werden auf zwei Arten getragen; entweder schärpenartig um die Schulter, so daß das Kind auf der Hüfte sitzt und durch das Band im Rücken unterstützt wird, oder wagerecht um den Leib, wobei das Kind auf dem Bauche der Mutter reitet. Aufbewahrt werden noch unbenutzte Gürtel, indem man sie mit breiten Baststreifen eng umwickelt.

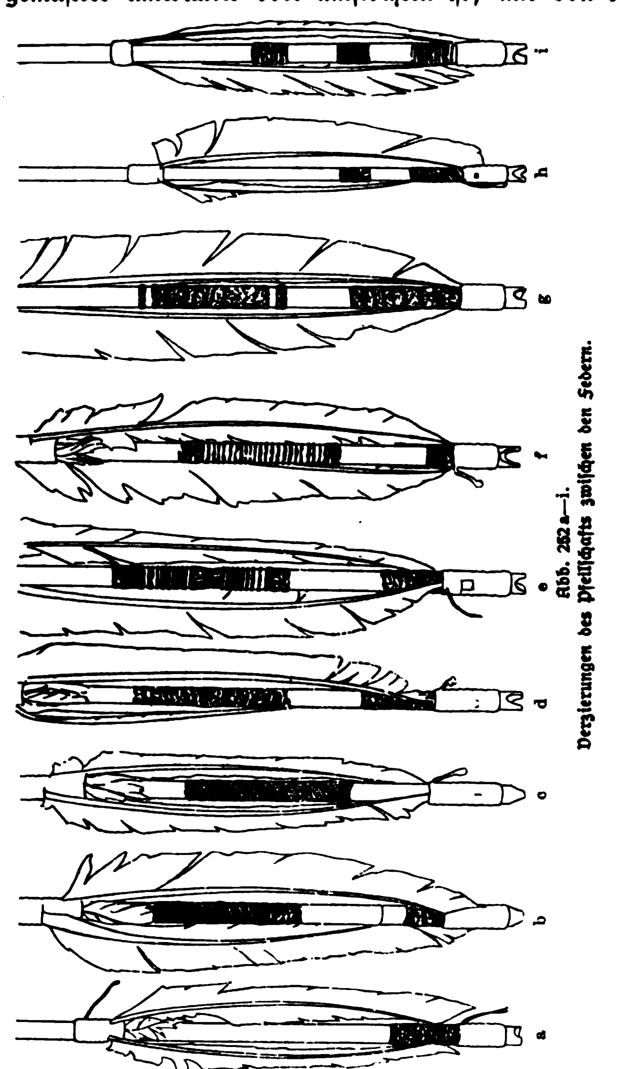


Abb. 252 a—i. Verzierungen des Pfeilschafts zwischen den Federn.

Die eigentlichen Tragkörbe zum Transport der Ernte aus der Pflanzung und des Brennholzes aus dem Walde sind die kleinen, käd' genannten Körbe (Tafel 68, Abb. 5). Sie bestehen aus einem Gestell senkrechter, breiter Rohrstreifen, die mit feinen Rohrstreifen wagerecht durchflochten sind. Die Form ist eine eigenartig geschweifte. Der Boden wird durch die Verflechtung der senkrechten Wandstreifen gebildet. In ein Drittel der Höhe von unten her laufen zwei erhabene Querleisten aus Rohr mit schwarzer Baumwollauflage rings um den Korb. Getragen werden sie an einem aus Bast geflochtenen Stirnband, dessen Befestigung sich vom oberen bis zum unteren Rande erstreckt

(Tafel 26, Abb. 2). Die Körbe sind nur klein, die Höhe der beiden von mir mitgebrachten Exemplare beträgt 25 und 27 cm, ihre obere Öffnung ist 21 und 18 cm lang, 18 und 20 cm breit. In diesen kleinen, netten Körbchen schleppen die Frauen aber ganz gewaltige Lasten.

Ein anderer Tragkorb, der ebenfalls am Stirnband getragen wird, ist der Rundkorb [kó(ö), känlkó], der den Karajá-Rundkörben ähnlich ist und senkrechte Zickzackmuster aufweist (Tafel 68, Abb. 6). Er hat eine Höhe von 32 cm bei 25 cm Durchmesser.

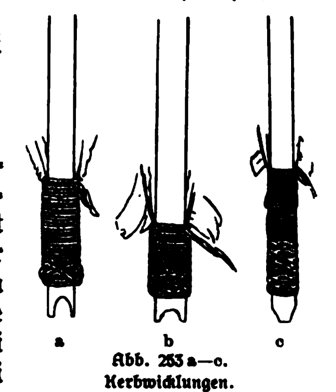


Abb. 253 a—c. Kerbwicklungen.

Tragtäschchen, als Umhängetäschchen benutzt heißen lalá (Tafel 68, Abb. 7—9). Ihre Form ist rechteckig und zwar in Lang- oder Hochformat. Ein Exemplar hat eine Deckelklappe (9). Das Geflecht ist vielfach gemustert und teilweise rot bemalt. Bei einem Exemplar ist ein schwarzer Baumwollfaden als Zierfaden aufgenäht (8), ein anderes trägt zwei erhabene Flechtleisten (9). Als weiterer Schmuck sind bei einer der Taschen an den oberen Ecken zwei dicke, kurze Baumwollbüschel befestigt (7), bei einer anderen an den unteren Ecken zwei lange schwarze Baumwollquasten (8).

9. Technik. Anscheinend werden bei den Kaŋapó die Gebrauchsgegenstände nicht von allen, sondern von einzelnen im großen hergestellt. Ich bemerkte, daß einzelne Familien große Vorräte an neuen Ohrpflöcken, andere an Penisstulpen, Flechtereien oder Schmucksachen hatten. Oft wurde ich bei der Nachfrage nach diesen Sachen in ganz bestimmte Häuser gewiesen. Den Kaŋapó fehlt die Kenntnis der Töpferei; dafür haben sie vor den Karajá die Bearbeitung kleiner, hohler Holzgefäße voraus. Baumwolle wird nur zu Faden gedreht, die als Schnüre Verwendung finden. Die Armstulpen stehen ganz vereinzelt da und sind vielleicht den Karajá-Armstulpen nachgebildet. Knüpfereien wurden nicht beobachtet. In der Flechterei dagegen haben es die Kaŋapó sehr weit gebracht: sie verstehen es, ihre Gegenstände durch die verschiedensten Flechtarten zu beleben und durch erhabene Flechtleisten zu gliedern. In dieser Technik sind sie den Karajá sicher über. Sonst machen sie im allgemeinen einen wesentlich primitiveren Eindruck als diese.

Ihre Werkzeuge sind zum Teil noch die alten; neu eingedrungen sind Eisenäxte (kramán), Buschmesser, kleine Eisenmesser und Scheren.

Steinbearbeitung wird heute kaum noch geübt. Die Steinbeile werden nicht mehr hergestellt, da sie, durch die Eisenäxte verdrängt, nur noch als Nußaufschläger dienen. Höchstens werden noch Kristallippenpflöcke angefertigt; es ist dies die Aufgabe der älteren Männer, die sie mit Steinen zuschlagen.

Muscheln werden nur als Schmuck verwendet. Große Scheiben sind an

den Ohrstäben mittels Harz befestigt; diese Scheiben sind unregelmäßig, oval bis rund und haben geglättete Ränder. Durch ihre Mitte ist meist ein kleines Loch gebohrt, durch das Federn gesteckt werden können. Kleinere Scheibchen sind an den dicken Holzohrpflöcken vorn angeklebt. Sehr gut gearbeitet sind die etwa rechteckigen Muschelscheiben des Halsbandes in Abb. 4 auf Tafel 67. Sie sind fast alle gleichgroß, haben geglättete Ränder und konvergieren etwas nach der oberen Schmalkante, wo sie ein großes Loch tragen, durch das die Befestigungsfäden gezogen werden.

Holzbearbeitung ist außer in Waffen (Bogen, Keulen, Lanzen) und Ohrschmuck in Mörsern samt Keulen und den kleinen Baumstammgefäßen vertreten, die einfach aus einem Stück Stamm mit Rinde ausgehöhlt sind. Anscheinend ist das Aushöhlen nur mit Messern vorgenommen worden.

Cuyen werden getrocknet und gebündelt an Stäben hängend aufbewahrt. Meist werden sie mit Schnitzornamenten verziert (siehe Abb. 211—214).

Flechtarbeiten werden von den Männern hergestellt. Als Material dienen vor allem Oaguassupalmfieder, Burityhbastfasern und dicke Ruten. Aus einer Palmfieder sind die Penisstulpe hergestellt, die in zweifacher Lage durch einfaches Umbrechen und Ineinanderfügen der Enden angefertigt werden. Aus zwei Palmwedeln stellt man Schlafmatten und Feuerfächer her; die beiden Rippen werden aufeinandergelegt und bilden den einen Rand. In ähnlicher Weise ist der runde Tragkorb angefertigt.

Den Übergang zu den Bastgeflechten bildet der geflochtene Deckel des Federbehälters (Abb. 216), der aus starkem Rohr hergestellt ist; die Verflechtung weist senkrechte und wagerechte Zickzackmuster auf.

Das einfachste Bastgeflecht ist bei der Sitz- und Schlafmatte (Tafel 64, Abb. 2) zu finden; es weist senkrechte und wagerechte Zickzackmuster auf. Ebenso einfach ist das feste Geflecht der Mandiokapressen. Wesentlich komplizierter sind die Nackengeflechte der Knaben, die Umhängetaschen, die Kopfbinden, die Kindertraggürtel. Die Zickzackmuster sind senkrecht und wagerecht und in verschiedenen Größen ausgeführt und wechseln in Richtung und Form miteinander ab. Dazu kommen aufgelegte Flechtleisten und schließlich durchbrochene und geflochtene Einsätze. Durch Bemalung mit roter Farbe sind weitere Muster darauf angebracht. Bastgeflecht ist auch der Rahmen des Hinterhauptdiadems (Tafel 64, Abb. 6), der in Zickzackmuster ausgeführt ist. Wesentlich ist die Faltung des Geflechtes, so daß es eine nach außen offene Rinne bildet. (Vergleiche dazu den Savajé-Schmuck, Seite 356.)

Umflechtungen aus Bast (nräü) und Rohr finden wir an den Armbändern, den Keulen, den Nackenfederstielen. Bei den Armbändern ist das helle Rohr wagerecht, die schwarze Embira senkrecht geflochten, bei den Keulen und Nackenfederstielen ist es gerade umgekehrt. Die Muster sind nicht kompliziert. Von den Nackenfederstielen (Tafel 66, Abb. 4 u. 5) weist der eine das einfache 1-auf-1-nieder-Muster auf, der andere schräge Kästchenspiralen. Die Keulen zeigen Zickzackmuster, die entweder gleichlaufen oder mit der Spitze gegeneinander weisen, so daß rhombische Zwischenräume entstehen, die durch rhombische Figuren ausgefüllt sind. Anzuschließen ist hier das Rohrgeflecht der

Kiepen, deren Gerüst senkrechte breite Rohrstreifen bilden, die durch wagerecht durchgeführte Streifen verflochten sind. Der Rand ist mit schwarzer Embira umwickelt.

In gleicher Weise ist ein Teil der Baumwollflechtereien hergestellt. Bei den großen Diademen (Tafel 65, Abb. 1) und dem Halsband (Abb. 228) sind in derselben Weise Holz- oder Rohrstäbchen mit Baumwollfäden durchflochten. Dasselbe gilt von den Hinterhauptsscheiben (Tafel 64, Abb. 5), wo spiralig aufgewickelte Rohrstreifen derartig mit Baumwollschnur durchzogen sind. Eine Musterung weist hingegen der Kamm (Tafel 68, Abb. 1) auf, bei dem die Baumwollfäden in großem Zickzackmuster durchgeflochten sind. Einfacher sind die Armbänder hergestellt. Die Grundlage bildet ein breites Bastband, das bei der einen Art mit gelben Rohrfäden wagerecht umwickelt ist, durch die senkrecht spiralig umwickelte Embirastreifen an der Oberseite hindurchgeflochten sind (Abb. 235, 236). Bei der anderen Sorte ist rings um das Bastband in der Mitte ein runder Bastfaden gelegt, der den Ring zusammenhält; dann ist roter Baumwollfaden spiralig um das Ganze gewickelt, wobei der Bastfaden an der Oberseite jedesmal besonders mitumwickelt ist (Abb. 234).

Die Umflechtungen von Stielen der Riefelinstrumente und Nackenfedern zeigen einfachere Zickzackmuster.

Eine Ausnahme bilden die Armstulpen (Abb. 233). Ihre Herstellungsart ist mir nicht bekannt. Häkelnadeln wie die der Karajá habe ich nicht gesehen, die Machart aber ist fast identisch mit der der Karajá. Nur die Fransengehänge sind anders gestaltet als die Schnurquasten der Beinbänder der Karajá. In den Hohlkehlen der Ränder nämlich ist von oben und unten je ein etwa 3 cm langer Baumwollfaden durch Durchstecken seiner Enden durch den Rand befestigt, an den einzelne rote Baumwollfäden als Fransen verknotet sind. Im ganzen war dieser Schmuck selten, ich habe nur zwei bis drei Paare gesehen. In ähnlicher Häkelarbeit ist der Gürtel (Tafel 67, Abb. 9) hergestellt.

Abb. 254 a—c. Spindeln.
a) Steinwirtel, verziert. b) Tonwirtel, verziert.
c) Tonscheibe.

Im allgemeinen geht also die Verarbeitung der Baumwolle, die in der Pflanzung angepflanzt wird, nicht über die Herstellung von Fäden hinaus. Dazu dienen Spindeln (külüänó, kruänó). Der Stab verdickt sich nur leicht nach unten, unterhalb des Wirtels ist er durch eine oder zwei Kerben ab-

gesetzt. Seine Länge schwankt zwischen 26 und 45 cm. Der Wirtel besteht aus Stein (mülükó) oder Ton. Seine Form ist planparallel mit scharfen Rändern oder weist leichtkonvexe Flächen auf. Vertiefte Verzierungen finden sich am Steinwirtel (Abb. 254[a]) an der Randfläche, beim Tonwirtel (Abb. 254[b]) auf der Oberfläche. Die planparallelen Scheiben haben einen Durchmesser von 5—5,5 cm bei einer Dicke von 0,9—1,2 cm, die bikonvexen einen Durchmesser von 6,6—7 cm bei einer Dicke von 1,6—2,6 cm. Des weiteren

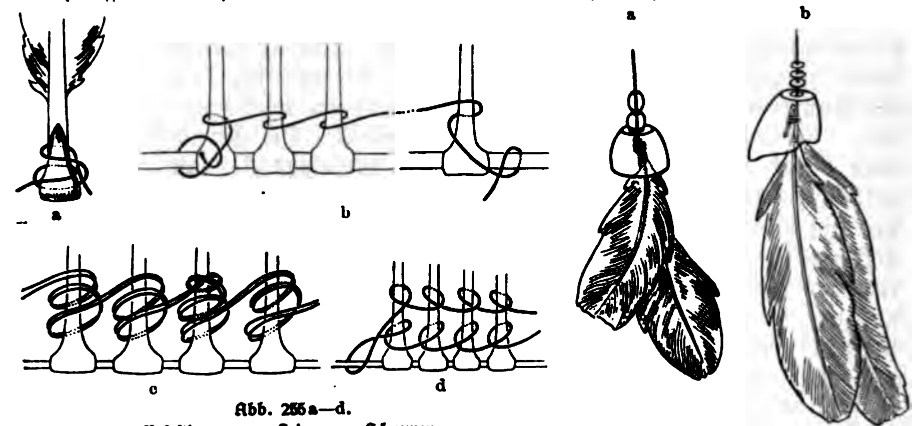


Abb. 255 a—d.
Befestigung von Federn an Schnuren.
a) Nackenfeder, b) c) Hinterhauptsfedern, d) Straußenfedern als Hinterhauptsfedern.

Abb. 257 a b.
Federn in Frucht- (a) und Klauenfassung (b).

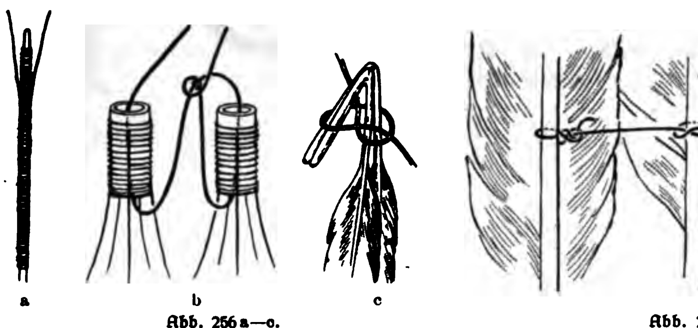


Abb. 256 a—c.
Befestigung von Federn an Stäben (a b) und am Schnurende (c).
a) Federhalsquaste, b) Rosettenstab, c) Nackengeflecht.

Abb. 258.
Verknüpfung nebeneinander geordneter Federn mittels einer durch die Fahnen von Kiel zu Kiel gezogenen Schnur (Hinterhauptsfedern).

erhielt ich eine runde Scheibe aus gelbem Ton (ñú), die Wirtelform besitzt, aber kein Loch aufweist, angeblich aber eine Spindelscheibe darstellt (Abb. 254[c]). Die auf den Spindeln gedrehten Fäden [kádjód (-kūră)] werden zum Durchflechten der oben angeführten Gegenstände oder in Strängen vereinigt als Schmuckstücke verwendet, und zwar als Wadenbänder, Oberarmbänder, Schnurschärpen, Halsfederquasten. Eigentümlich ist die Herstellung des Muschelhalsbandes (Abb. 227). Der Fadenstrang, der als Unterlage und

als Band dient, ist mit einem anderen Faden in dichten Umgängen umwickelt; in diese Umgänge sind die Muschelscheiben mit eingebunden. Verflechtung der Fäden zu Stricken ist ebenfalls häufig, so beim Armband (Abb. 232) und Halsanhänger (Abb. 229). Fransen- und Quastenbildungen sind ebenfalls üblich. Beim Armband (Tafel 67, Abb. 3) sind einfach Bastfäden über die Schnur gehängt und oben durch mehrere Querschnuren umwickelt. Eigenartig ist die Herstellung der kleinen Schnur- und Bastfransenschurze (Tafel 64, Abb. 4), wo die einzelnen Fäden bündelweise parallel zur Hüftschnur gelegt sind und durch eine besonders herumgewickelte Schnur in der Mitte mit ihr verbunden sind, so daß eine dreieckige Platte entsteht, aus der seitwärts die Fransen herausfallen. Richtige Quasten finden wir an den Nackenquasten (Abb. 226). Die geflochtene Schnur geht entweder direkt in das Gehänge über, in dem sie einen kleinen Kopf bildet, oder es wird durch Abschnürung des oberen Teiles der Fransen ein echter Quastenkopf gebildet, wie ihn auch die Karajá herstellen.

Über die Federtechnik ist wenig zu bemerken. Die Befestigung der Federn ist eine sehr vielseitige. An Schnuren werden die Federn entweder büschelweise befestigt, indem sie einfach zu Büscheln zusammengebunden und diese dann an die Schnur gebunden werden, oder sie werden einzeln nebeneinander an der Schnur befestigt. Dann wird der Kiel der Federn umgebogen, um die Schnur gelegt und das Kielende mit dem Kiel zusammengebunden. Entweder wird jede Feder einzeln so behandelt (Abb. 255 a), oder eine fortlaufende Schnur zieht sich von Kiel zu Kiel und bindet sie einzeln zusammen (Abb. 255 b—d). Eine andere Befestigungsart ist die, daß die Federkiele umgebogen und durch eine fortlaufende Schnur zusammengebunden werden; unter der Tragschnur zieht sich durch die umgebogenen Kielenden eine zweite Schnur hindurch, die jedesmal zwischen zwei Kielen nach einem dicken Querstrang geht, an dem sie durch Umwickelung befestigt ist (Abb. 224 b).

In Rohr werden die Federn einfach oben hineingesteckt, oder sie werden vorher an einem Hölzchen befestigt, das in das Rohr gesteckt wird. Diese Verbindungsstelle wird bei großen Federn durchgängig mit Umwickelung von Rohbaumwolle verkleidet. An Stäbchen werden die Federn mit einfacher Fadenumwickelung befestigt (Abb. 256 a), in Muschelscheibchen der Ohrenstäbe dadurch, daß man sie durch das zentrale Loch steckt und in der Harzunterlage befestigt. Auch hier entstehen durch Anordnung der Federn rings um den Stab Rosettenstäbe (Abb. 256 b). Bei dem Hinterhauptsdiadem (Abb. 225 a) sind entsprechend den drei Federlagen drei Schnüre entlanggeführt, an denen die Federn in der oben angegebenen Weise befestigt sind. Die Befestigung der Federn an Schnurenden siehe Abb. 256 c. Durch Früchte und Klauen werden Fäden gezogen, an deren unterem Ende die Federn angebunden werden (Abb. 257 a b). An großen Federn werden kleine meist am Kiel einzeln oder paarweise festgebunden, zuweilen läuft auch eine besondere Längsschnur am Kiele hin, an der die Federn befestigt sind. Bei Flächenschmuck werden die nebeneinander befestigten Federn dadurch miteinander verbunden, daß entweder ein Faden durch die Fahnen von Kiel zu Kiel gezogen ist (Abb. 258),

oder ein feines Stäbchen oben durch die Fahnen (Tafel 65, Abb. 6) oder unten durch die Kiele (Tafel 66, Abb. 2) gesteckt ist. Die Farbenzusammenstellung der Federn ist weniger bunt als bei den Karajá. Beliebt sind auch hier die Farbenzusammenstellungen rot und gelb; doch werden auch weiße Federn gern als Anhängefedern benutzt. Bunte Papageifedern spielen dagegen eine weniger große Rolle als bei den Karajá.



Abb. 259. Rasselkürbis.

10. Kinderspielzeug wurde außer kleinen Waffen (Bogen, Pfeile und Keulen) nicht bemerkt.

Musikinstrumente sind ebenfalls gering an Zahl. Ich bemerkte nur Rasselkürbisse [ñōtá(ɪ)d]. Diese aber sind meistens beschnitzt, der Stab ist unterhalb mit Baumwollfaden umwickelt, ragt oberhalb noch ein gutes Ende empor und ist am oberen Ende mit Federn verziert (Abb. 259). Ganz vereinzelt war die Rohrpfeife (hŏf; Abb. 260). Sie besteht aus einem 25 cm langen, 1,5 cm dicken Rohr, das in der Mitte ein Loch hat; hier tritt ein Knoten von unten her gegen die Mitte der Öffnung empor. An beiden Enden ist das Rohr offen; es wird von einem Ende aus angeblasen. Das Rohr ist teilweise mit weißem Baumwollfaden in Zickzackwickelungen umwunden; das dem Blasende entgegengesetzte Ende ist mit einem Kranz roter Federn umgeben[1]. Die Rasselkürbisse sollen bei Tänzen verwendet werden. Ob auch Maskentänze stattfinden, gelang mir nicht mit voller Sicherheit klarzustellen. Andeutungen dieser Art wurden von den Indianern gemacht. Auch erhielt ich mehrere Lieder in den Phonograph gesungen, die Gesänge des Aruana-Tanzes darstellen sollen; sodann das mĕltórö-Lied. Im ganzen konnte ich fünf Phonographenwalzen mit Melodien und Sprachproben aufnehmen. Die Kayapó waren leicht dafür zu gewinnen, in den Trichter hinein zu singen. Ihre Stimmen sind äußerst kräftig, wenn auch selten rein. Die Melodien sind angenehm, von einem gewissen Wohl-

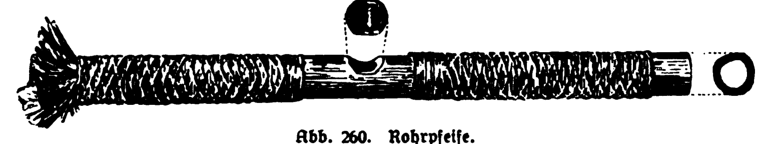


Abb. 260. Rohrpfeife.

klang, der auch bei den Karajá Beifall fand. Sie selbst dagegen verlachten die Gesänge der Karajá. Die Tonlage ihrer Gesänge ist meist tief, der Tonumfang ein beschränkter. Eigentümlich ist ein gewisses Schwanken der

[1] Erwähnt wurde noch die Cuyentrompete (ĭnjö·), deren Taquaraflöte an der einen Schmalseite der Cuyenresonanz mit Harz und Umflechtung befestigt ist.

Stimme um zwei Töne, eine Art ganz langsamen Trillers. Bei der Aufnahme selbst waren sie wenig aufmerksam, lachten, spuckten aus, drehten sich um, so daß keine glatten Melodien zustande kamen.

11. Über die **Kunst** der Kayapó kann ich keine Angaben machen. Plastische Erzeugnisse künstlerischen Triebes waren nicht vorhanden. Sie behaupteten zwar, Wachsfiguren zu haben; doch konnte ich keine zu Gesicht bekommen, noch erwerben. Die verzierende Kunst ist in ihren Mustern, wie wir oben sahen, nicht wesentlich über Zickzackmuster hinausgekommen. Auch die Schnitzornamente bestehen nur in geraden und Zickzack-Linien. Welchen Sinn diese Ornamente haben, konnte ich nicht feststellen. Figurenzeichnungen habe ich nirgends gesehen. Demnach scheinen die Kayapó nach dieser Seite hin ebenfalls hinter den Karajá zurückzustehen.

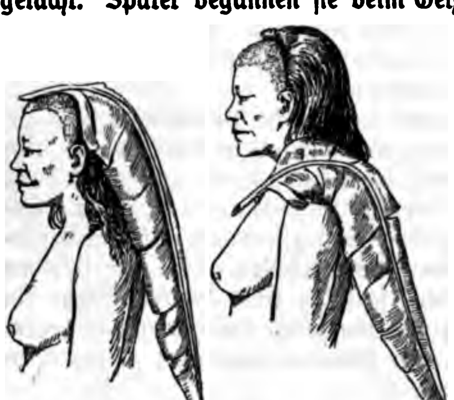
12. Über **politische, soziale** und bürgerliche Verhältnisse habe ich bei dem kurzen Aufenthalt natürlich nur wenig erfahren können. In dem Dorfe waren 5—6 Häuptlinge vorhanden; jeder hatte einen gewissen Anhang hinter sich; wahrscheinlich waren es eine Art Familienrepräsentanten. Gewählt wurden besonders solche, die gut brasilianisch sprachen, also meist ehemalige Missionsschüler. Nach Angabe eines Kayapó sollen auch Leute fremden Stammes als Häuptlinge gewählt werden; so sollte einer der Häuptlinge ein Gorotiré sein. Anscheinend standen sich die Häuptlinge gleichberechtigt gegenüber. Wie mir schien, hatten sie nur dem Fremden gegenüber zu repräsentieren, sonst aber wenig Einfluß.

Geheiratet wird sehr jung, etwa zwischen 15 und 20 Jahren. Es schien Monogamie zu herrschen. Inwieweit vor der Ehe freier Verkehr erlaubt war, konnte ich nicht beobachten; meine Leute wollten allerdings nachts Mädchen im Schlafplatz der jungen Leute gesehen haben, ich selbst habe das aber nicht bemerkt. Die Möglichkeit möchte ich allerdings zugeben, da ja die Kayapó, wie mir allseitig in Conceição erzählt wurde, sogar ihre Frauen und Töchter mit nach Conceição nähmen, um sie dort den Brasilianern zur Verfügung zu stellen.

Nach der Geburt hält der Mann drei oder zehn Tage lang Wochenbett ab. Kurz nach der Geburt hängt er eine lange Stange senkrecht in einen Baum des Dorfplatzes. Gestillt werden die Kinder sehr lange; größere Kinder, die schon längst laufen konnten, kamen noch zur Mutter gelaufen, wenn sie Hunger hatten. Den Namen behalten sie anscheinend das ganze Leben hindurch. Ihre eigenen Namen nennen sie nicht selbst, ich konnte sie nur von anderen erfahren, die sie mir leise zuflüsterten. Einige Häuptlingsnamen sind: bếb'örằ, kögdjóröti, bóïbōïdjï. Ihre Toten sollen sie in großen Töpfen (Urnen?) auf Friedhöfen beisetzen. Angeblich werden Waffen und Schmuck mitgegeben. (Vgl. auch Coudreau, S. 218.)

Einen Tanz der Frauen beobachtete ich am zweiten Abend meines Aufenthaltes im Dorfe in der Neumondnacht. Den ganzen Spätnachmittag über war bereits viel Unruhe und Leben im Dorfe. Doch versammelten sich die jungen Leute wie gewöhnlich auf ihrem Schlafplatz. Gegen 8 Uhr kamen 16 Frauen, ein größeres und drei kleine Mädchen in einer Reihe singend daher. Sie liefen langsam einen Kreis ab, der schon deutlich im

Grasboden des Tanzplatzes ausgetreten war. Die beiden ersten Frauen hatten sich ein Bananenblatt auf den Kopf gebunden, das lang zum Rücken hinabfiel (Abb. 261 a); die dritte trug ein Bananenblatt über die linke Schulter hinabhängend (Abb. 261 b). Die übrigen hatten sich Palmwedel mit langen, spitzen, starren Fiedern als Diadem quer um den Kopf gebunden (Abb. 261 c). Eine Zeitlang liefen sie gleichmäßig dahin, fast immer dieselben Worte singend. Die beiden ersten Frauen sangen vor, die anderen, die den Text zum Teil nicht zu kennen schienen, sangen dann nach, setzten aber oft aus; es wurde viel dabei gelacht. Später begannen sie beim Gehen im Takt mit dem rechten Fuß aufzustampfen und bewegten dabei beständig gleichzeitig beide Unterarme von unten bis zur Vorhebhalte. Der Gesang wurde dabei lebhafter. Das ging so eine Zeitlang fort; schließlich hörten sie auf. Wie mir gesagt wurde,





a b c
Abb. 261 a—c. Zum Tanz geschmückte Frauen.

sollen sie bisweilen stundenlang so forttanzen. Da es stockfinstere Nacht war, wurde der Tanz durch zwei riesige, in Brand gesteckte Haufen trockener Palmblätter beleuchtet, von denen einer außerhalb, einer innerhalb des Kreises sich befand und von kleinen Kindern beständig unterhalten wurde. Die übrigen Bewohner schienen sich nicht viel um den Tanz zu kümmern, die Männer und Kinder lagen oder saßen in den Häusern an den Feuern, unterhielten sich oder schliefen. Die Jungmannschaft saß beisammen in der Platzmitte, sang zuweilen leise ein Lied oder unterhielt sich. Nur wenige Männer und einige junge Leute schauten dem Tanze zu.

Schließlich muß noch die Grußsitte erwähnt werden. In der ersten Pflanzung trafen wir mehrere Kayapófrauen, darunter die Tante meines Führers. Diese kam an den Weg heran, trat vor den Neffen hin, der mit gesenktem Kopfe vor ihr stehen blieb, und redete etwa zwei Minuten lang weinend auf ihn ein, wobei sie sich abwechselnd mit dem rechten und linken Handrücken über die Augen fuhr, während ihr die Tränen die Backen hinabliefen. Dann unterhielten sie sich ganz ruhig zusammen. Befragt, warum die Frau weine, erklärte der Neffe, weil sie seine Tante sei und ihn seit langer Zeit nicht gesehen habe. Also nur verwandte Frauen begrüßen ihre Angehörigen mit diesem Tränengruß. Dasselbe hatten wir schon bei den Karajá beobachtet.

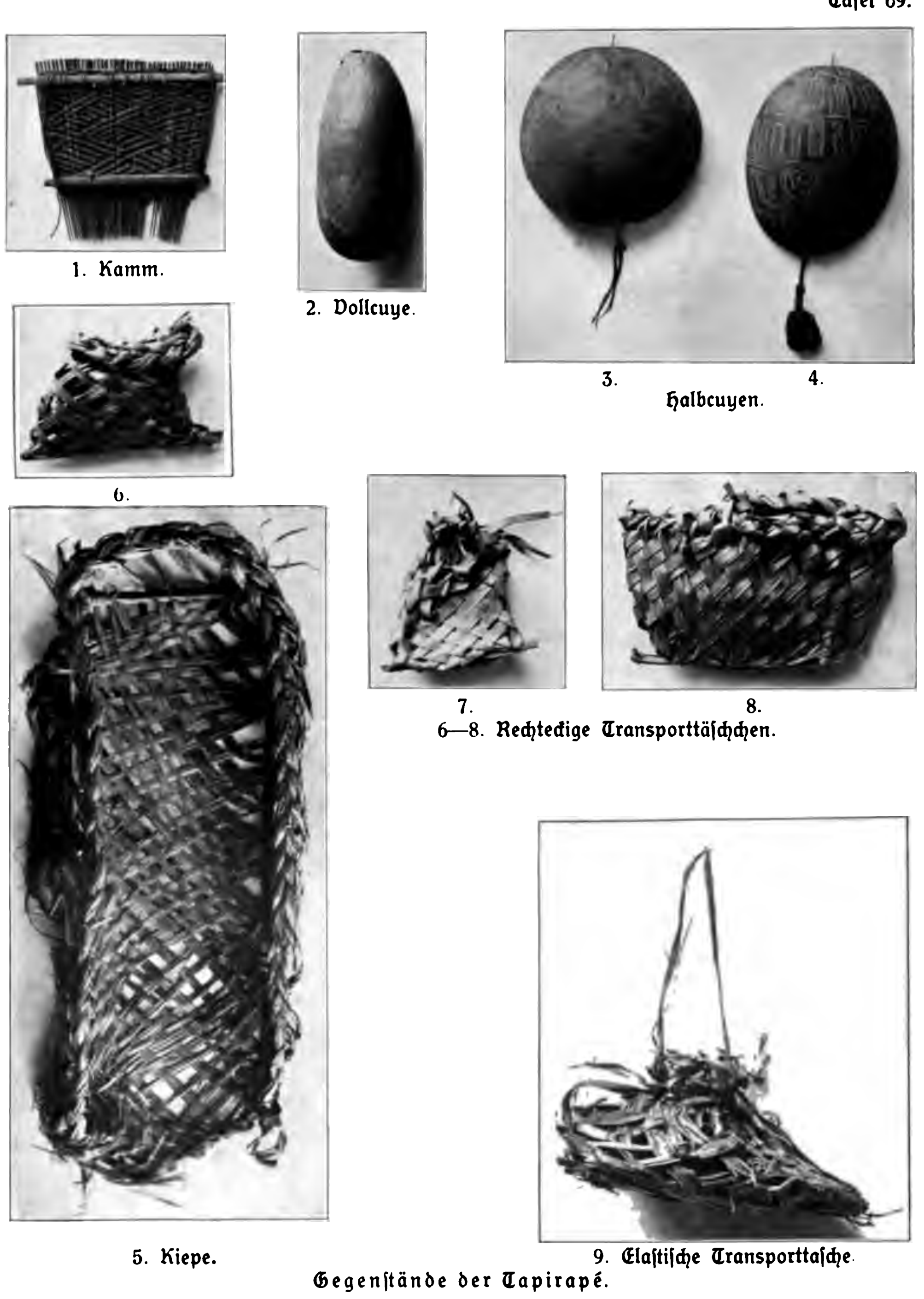
IV. Die Tapirapé.

1. Historisches. Der Stamm der Tapirapé ist bisher nur aus Erkundungen bekannt. Zum ersten Male betreten wurde ihr Land wahrscheinlich von dem Abenteurer João de Godoy Pinto da Silveira etwa 1746—1748, der anscheinend den Zug des Pires Campos zum Aufsuchen der Martyrios-Goldminen wiederholte (Rev. trim. 37, Seite 262, Anm. 18). Ihr Name wird zum ersten Male erwähnt von Fonseca 1773, der bei den Karajá hörte, daß diese mit ihnen in Frieden lebten (Rev. trim. 8, Seite 388). Souza Villa Real berichtet, sie hätten acht Häuptlinge. Etwas verwirrend ist die Angabe des Silva e Souza (1812), die Tapirapé wohnten am Rio Grande (Oberlauf des Araguaya), seien ein friedliches, ackerbauendes Volk, das zu spinnen und weben verstände; sie sollten aus den Sertões der Provinz Rio de Janeiro stammen (Rev. trim. 12, Seite 496). Diese Wohnsitze würden weitab liegen von dem sonst angenommenen Gebiete am Rio Tapirapé. Besser paßt zu dieser allgemeinen Annahme, wenn Cunha Mattos (Rev. trim. 37, Seite 393) erwähnt, daß sie gelegentlich auf die Insel Bananal kämen. Castelnau erwähnt ein Dorf der Tapirapé an einem Flüßchen gegenüber dem Nordende der Insel Bananal (Band 2, Seite 114). Auf seiner Karte aber liegen im Quellgebiet des Rio Tapirapé, dessen Lauf übrigens im allgemeinen richtig dargestellt ist, drei Dörfer: eins der Tapirapé, eins der Mangara Curera und eins der Milo. Moraes Jardim berichtet (O Rio Araguaya, Rio 1880), daß ein Flußdampfer 10 leguas weit den Tapirapé aufwärts bis zum Hafen dieser Indianer gefahren sei. Die Tapirapé seien noch ohne Verbindung mit der Kultur, aber gelehrig und fleißig. Ehrenreich teilt mit (Südamerikanische Stromfahrten, Seite 11), daß der Dampfer, mit dem er fuhr, den Tapirapé bereits 60 km aufwärts befahren habe (vielleicht handelt es sich hier um denselben Dampfer und um dieselbe Reise). Hier hause das merkwürdige Tupivolk der Tapirapé, das als gastfrei und sanftmütig gelte. Leider konnte Ehrenreich sie nicht besuchen, da der Dampfer weiterfuhr. Jedenfalls geht aus diesen Nachrichten nur das hervor, daß am Rio Tapirapé das Tapirapé genannte Volk wohnt, das mit den Karajá in friedlichem Verkehre steht. Coudreau verwirrt nun das ganze Bild durch seine Mitteilungen (Voyage au Tocantins-Araguaya, Paris 1897). Nach ihm (Seite 110) sind die Tapirapé Karajá, die so genannt werden, weil sie am Unterlauf des Tapirapé wohnen. Seite 174 erwähnt er ein Dorf der

Tapirapé am Fecho de Tapirapé und ein Dorf der Karajá fünf Tage im Tapirapéfluß aufwärts; das eine Dorf besteht aus einem Haus mit 10, das andere aus einem Haus mit 20 Bewohnern (Seite 186). Hier werden also die Tapirapé als Horde der Karajá angesehen, die an der Mündung des Flusses selbst wohnen, und im Flusse befindet sich fünf Tage oberhalb der Mündung nochmals ein Dorf der Karajá! Coudreau war hier Ende April, er traf nur wenige Orte der Karajá an. Seine sonstigen Nachrichten sind ebenfalls sehr verwirrt und unsicher, so daß man auch diese auf falsch verstandene Mitteilungen der Karajá zurückführen kann.

2. Erkundetes. Die Nachrichten, die ich von den Karajá erhielt, waren folgende:

Die Tapirapé (auf karajá: üöhú) wohnen 6—9 Tagereisen im Boot oberhalb der Mündung des Flusses in den Araguaya. Man hat vom Landungsplatz noch einen halben, nach anderen zwei Tage, über den Camp zu laufen, um in ihre Dörfer zu gelangen. Sie bewohnen drei Dörfer, und zwar ein großes und zwei kleinere (nach einer vereinzelten Angabe vier Dörfer). Die Männer tragen aus Palmblatt geflochtene Penisstulpe. Das Haar wird von beiden Geschlechtern hinten bis zum Kreuz herabhängend getragen. Die Männer tragen lange Lippenpflöcke aus (rötlichem?) Stein. Auch Ohrpflöcke sind üblich. Der Schmuck ist ähnlich dem der Karajá. Tätowierung ist bei den verheirateten Frauen vorhanden, sie schneiden sich senkrechte Linien ins Kinn und je eine Linie beiderseits von den Mundwinkeln schräg abwärts; diese Linien werden schwarz gefärbt. Ihre Nahrung erwerben sie vor allem durch den Anbau der Mandioka; da sie sehr fleißig sind, bauen sie große Mengen. Sie gelten daher bei den Karajá als reich. An Tieren halten sie Hunde und vor allem Araras, die die Karajá von ihnen kaufen. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Keulen, Speere und Speerschleuder. Sie verstehen die Bearbeitung der Baumwolle. Die gesponnenen Fäden wickeln sie zu großen Knäueln auf, gleich denen der Karajá. Ihre großen, festgeflochtenen, baumwollenen Netzdecken mit breitem, schwarzem Mittelstreifen werden von den Karajá gern gekauft. Auch die Töpferei wird von ihren Frauen betrieben. Ihre Sprache ist verschieden von der der Karajá; beide Völker verstehen sich nicht. Das Verhältnis der Karajá zu den Tapirapé scheint früher ein friedliches gewesen zu sein. Mit Eisenwaren tauschten die Karajá sich Netzdecken, Bogen, Araras, Steinlippenpflöcke, Lebensmittel usw. ein. Als Treffpunkt diente eine Sandbank im Rio Tapirapé gegenüber einem hohen Steilufer, wenig unterhalb der Stelle, bis zu der die Karajá für gewöhnlich ihre jährlichen Fischzüge ausdehnen. Die Karajá hatten diese Gelegenheit benutzt, um heimlich in den von Männern entblößten Orten Frauen und Kinder zu rauben. Wie schon oben (Seite 320) erwähnt, war es schließlich vor etwa 6—7 Jahren deswegen zu einem feindlichen Zusammenstoß zwischen beiden Stämmen gekommen; seitdem meiden die Karajá diese Stelle, sie gehen nicht mehr so weit flußaufwärts. Die geraubten Frauen benutzen die Karajá als Sklavinnen zum Arbeiten sowie als Dorfdirnen, die Kinder werden in den Stamm aufgenommen.



1. Kamm.

2. Vollcuye.

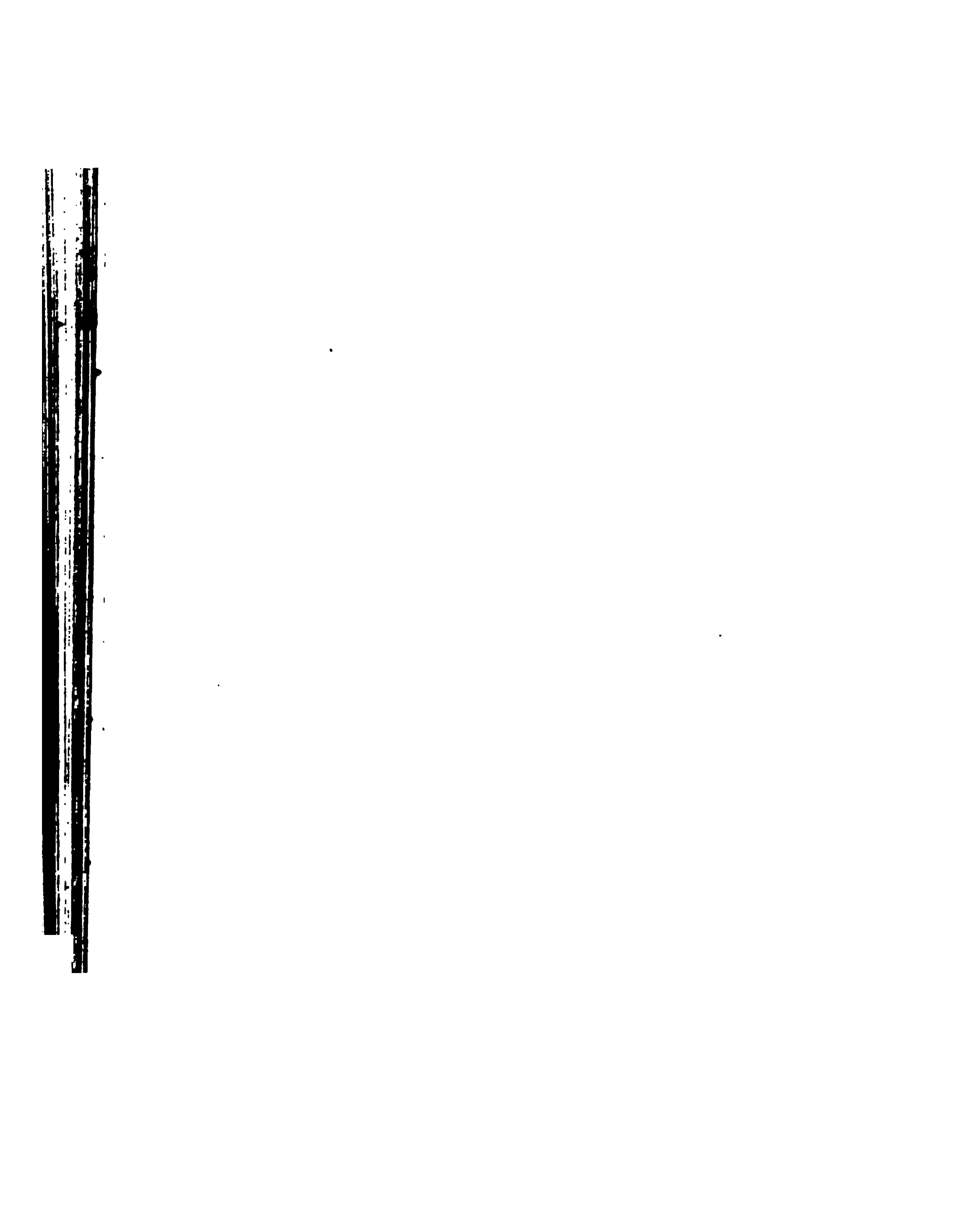
3. 4. Halbcuyen.

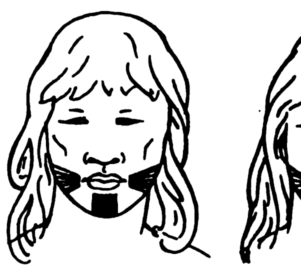
5. Kiepe.

6. 7. 8. 6—8. Rechteckige Transporttäschchen.

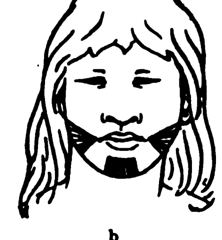
9. Elastische Transporttasche.

Gegenstände der Tapirapé.





a



b

Abb. 262 a, b.
Tätowierung der Tapirapéfrauen.

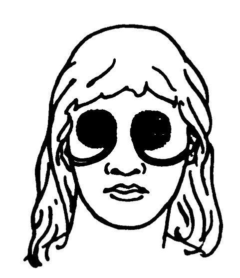


Abb. 263.
Bemalung eines Tapirapé-mädchens.

3. Beobachtungen in Karajádörfern. In den Dörfern der Karajá sah ich im ganzen zwei Frauen, drei Jungfrauen und zwei Knaben der Tapirapé. Sie waren kleiner und zierlicher als die Karajá. Die Frauen trugen schwarze Schnitttätowierung am Kinn und auf den Backen (siehe Abb. 262 a b). Ein Mädchen war im Gesicht rot bemalt (Abb. 263).

An Gegenständen, die von den Tapirapé stammen sollten, erhielt ich in den Karajádörfern nahe der Tapirapémündung folgende: den Kamm (küwǎä; Tafel 69, Abb. 1); seine Machart ist identisch mit der der Karajá, das sehr regelmäßige Geflechtmuster weicht aber von denen der Karajá ab. Die Spindel (Abb. 264) mit doppelkonischem Wachswirtel unterscheidet sich in nichts von denen der Karajá.

Die Keule (ıwürǻ, Abb. 265) ist der Form nach den Rundkeulen der Karajá gleich. Die eine Seite der vorderen Keulenhälfte ist geriefelt und beiderseits von einer erhabenen Leiste flankiert, die gruppenweise Querstriche trägt. Die Rolle am Handgriff hat drei Riefen; der Handgriff ist geriefelt und trägt ebenfalls zwei Leisten mit Querstrichen und Vertiefungen.

Die Vollcuye (küitǻ; Tafel 69, Abb. 2) trägt denen der Karajá ähnliche Schnitzmuster; doch ist alles sehr roh ausgeführt. Von den beiden Halbcuyen (kăšedí; Tafel 69, Abb. 3, 4) ist die eine mit einer Quaste aus roten Baumwollfäden versehen; ihre Muster erinnern an Karajáschnitzmuster, während die Muster der anderen völlig fremdartig und ziemlich roh und unbeholfen eingeschnitten sind.

Die Puppe (dīŏhṓ, Abb. 266) aus weißer Erde, von rhombischer Gestalt, stellt eine Tapirapé-



Abb. 264.
Spindel.

Abb. 265.
Keule.
Tapirapé.

jungfrau dar. Als Haar dient eine Wachswulst, die von einer Ecke aus an den beiden benachbarten Kanten herabgeführt ist. An ihr sind ein Scheitel und Armstulpen (rote Bemalung zwischen zwei Wülsten) angebracht. Außerdem trägt die Puppe zwei Ohrstäbe. Im Zentrum und an den vier Ecken befinden sich kleine Löcher, die nach den Seiten mit einer, nach oben und unten mit zwei Linien mit dem Zentrum verbunden sind. Die ganze Figur ist 5 cm hoch und breit und 3 cm dick. Hergestellt ist sie von einem Tapirapéknaben. Ich kann natürlich nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß alle diese Gegenstände wirklich von der Tapirapé stammen. Vor allem ist bei der Spindel nicht nachzukommen; doch haben sie alle mehr oder weniger etwas den Karajá Fremdes an sich.

An Worten erlangte ich durch die Karajá in deren vielleicht verderbter Aussprache noch folgende: Penisstulp: höölå; Urukú: käå; Tabak: bädúmä.

4. Beobachtungen im Tapirapégebiet. Bei der Befahrung des Rio Tapirapé traf ich nun auf Spuren eines Volkes, von dem ich annehme, daß es die Tapirapé gewesen sind. Denn ich traf sie etwa in der Gegend, in der nach den Mitteilungen der Karajá die Tapirapé wohnen sollten; sodann überschritt ich die Grenze des Karajágebietes gegen das Tapirapégebiet, wie meine Karajábegleiter erklärten; schließlich stimmt die Zahl der angetroffenen Dörfern (drei) mit der von den Karajá angegebenen überein.

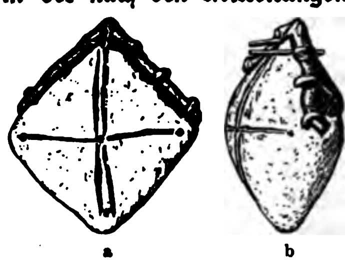


Abb. 266 a, b. Puppe aus weißer Erde.

Die Spuren, die ich antraf, waren folgende: am 12. Tag der Flußfahrt Fußspuren auf einer Sandbank; am 13. Tag einen durch einen Fischzaun versperrten See, daneben im Walde einen Bratplatz, von dem ein Weg nordwärts über den Camp lief; am 14. Tage einen zweiten Bratplatz mit Campweg; vom Mittag dieses Tages ab hörten alle Spuren auf. Vom 12. bis 14. Tage dagegen waren überall Feuerstellen sowie Reste alter Seeabsperrungen zu sehen. Auf dem Campwege vom ersten Bratplatz aus, der später den vom zweiten von links her aufnahm, erreichten wir am zweiten Tage des Landmarsches ein großes Dorf, am dritten Tage zwei kleinere Dörfer, alle drei verlassen und völlig verfallen. Wasser war auf dem Camp, auf dem die Dörfer sich befanden, nicht zu finden; die Sümpfe und Bäche, zu denen Wege hinabliefen, waren ausgetrocknet und gaben bei Grabungen zum Teil in 1 m Tiefe noch keine feuchte Erde, geschweige denn Wasser.

Nach den Funden und Beobachtungen, die ich an diesen Stellen machte, habe ich mir folgende Anschauung gebildet. Der Stamm wohnt auf dem Hochcamp, der sich von dem südlichen Knie des Tapirapé aus nach Norden erstreckt bis zu den hohen Gebirgen (oder Plateaurändern), die ihn im Norden und Westen einfassen. Vor diesen Rändern zieht sich eine gewaltige Senke hin, anscheinend das Quellgebiet des Tapirapé, der von da aus den Hochcamp im Westen und Süden umfließt, um dann nach Nordosten abzubiegen.

Hier, etwa 130 km direkt westlich von der Tapirapémündung, wohnt das Volk während der Regenzeit in einem großen und zwei kleineren Dörfern. Das große Dorf schien 3—4, das zweite kleinere 2—3, das dritte vielleicht eben so viele Häuser gehabt zu haben. Die Häuser waren derartig verfallen, daß die Konstruktion nicht mehr erkennbar war; anscheinend waren es große rechteckige Gebäude mit spitzem Giebeldach. Die Dörfer liegen dicht an dem großen Waldgebiet, das die Senke vor den Gebirgen begleitet. Ringsum dehnen sich in kleineren Senken große Sümpfe, zu denen Bachläufe ziehen. Während der Trockenzeit trocknen diese Wasserstellen vollkommen aus, so daß selbst bis 1 m tiefe Löcher im Bachbett keine feuchte Erde liefern. Infolgedessen sind die Indianer gezwungen, nach Wasserplätzen abzuwandern, und anscheinend suchen sie da zunächst den oberen Tapirapé auf. Früher scheinen sie weiter abwärts bis zu einer Stelle gekommen zu sein, wo sie mit den Karajá, die ihre Fischzüge bis hierher ausdehnten, zusammentrafen und in Tauschverkehr mit ihnen traten. Dieser Handelsplatz liegt etwa 30 km südöstlich vom ersten Dorf (34 km vom zweiten und dritten). Infolge der Kämpfe mit den Karajá meiden sie jetzt dieses Gebiet und kommen weiter oberhalb an den Fluß, noch ehe er nach Nordosten abbiegt. Hier fischen sie nacheinander mittels Giftsipo durch Zäune abgesperrte Seen aus. Dabei scheinen sie von oben nach unten zu ziehen; denn der obere Bratplatz wies neben sehr alten Balken nur wenige neue auf, während der untere anscheinend ganz neu angelegt war. Dieser untere, an dem sie Mitte bis Ende August 1908 fischten, liegt etwa 16 km südsüdwestlich vom ersten Dorf (24 km vom zweiten und dritten). Die gut ausgetretenen Wege, die von beiden Bratplätzen ausgehen, sich vereinigen und über das erste Dorf zu den beiden anderen führen, scheinen darauf hinzuweisen, daß die Indianer jährlich diese Stellen wieder besuchen. Wohin sie von hier aus ziehen, konnte ich nicht feststellen; vielleicht sind sie über den Tapirapé nach Süden gegangen. Jedenfalls wies ein äußerst fischreicher Campsee, mehrere km vom Handelsplatz entfernt, keine menschlichen Spuren auf.

Das Volk scheint sehr zahlreich zu sein. Die Zahl der Häuser ist zwar gering, aber deren Ausmaße schienen doch ziemlich erhebliche zu sein. Die 26 riesigen Bratroste am ersten und 10—15 am zweiten Bratplatz, die von Fußstapfen völlig zertretenen Sandbänke am ersten Fischsee lassen jedenfalls auf eine große Volksmenge schließen. Geschlafen wird anscheinend in Hängematten. Darauf weisen einmal die Netzdecken hin, die die Karajá von ihnen kaufen, dann aber das völlige Fehlen von Lagerplätzen am Bratplatz, der doch viele Tage hindurch benutzt worden ist.

Neben Mandioka (nach Angabe der Karajá) baut das Volk auch Mais an, wie aus vielen, zum Teil verkohlten Maiskolben am Bratplatze hervorgeht. Als Haustiere halten sie Hunde, deren Spuren auf den Sandbänken zahlreich zu finden waren. Daß sie der Jagd obliegen, ist wohl anzunehmen. Der Camp ist äußerst reich an Rehen, die Wälder an Wildschweinen. Sicher werden sie sich diese Fleischquellen nicht entgehen lassen.

Daneben wird der Fischfang im großen betrieben durch Vergiften des



Abb. 267.
Der Fischzaun am Fischsee der Tapirapé, vom Fluß aus gesehen.
Nach Photographie gezeichnet.

Wassers abgesperrter Seen. Sperrpfähle sahen wir allenthalben im Gebiete dieses Volkes vor Seemündungen. Der erste See, den wir trafen, war vollkommen durch einen noch grünen Zaun abgesperrt. Die Lage des Zaunes geht aus Abb. 7 hervor. Der Zaun ist vom Seeufer bis zur Sandbank, die ihn vom Flusse trennt, gezogen. Senkrechte Pfosten sind eingerammt, die durch einen wagerechten, auf dem Wasser schwimmenden Balken miteinander verbunden sind. Sie sind durch schräge Streben von beiden Seiten gestützt. Innen ist dichtes Blattwerk angebunden, das das Hinaustreiben der betäubten Fische verhindern soll (Abb. 267). Die Pfähle waren nahebei im Walde auf dem südlichen Ufer geschlagen worden. Das Wasser war durch Giftsipo vergiftet, der in Mengen auf der Sandbank und am hinteren Ende des Sees lag; er war im Walde am See-Ende geholt worden. Boote zum Befahren des Sees haben die Indianer offenbar nicht. Dafür dienten einige leichte Baumstämme, die miteinander verbunden im See an der Sandbank lagen. Auf diese Weise hatten sie alle Arten von Fischen, auch Piracucús erlegt, offenbar in großer Menge, wie die große Anzahl der Bratroste (26) beweist. Schildkröten hatten sie ebenfalls gefangen und lebend aufbewahrt. Sie hatten eine Art Käfig gebaut, in dessen Schatten die Schildkröten die heiße Tageszeit überstehen konnten (Abb. 268). Etwa 1 m hohe Stöcke waren in einem Kreise von 3/4 m Durchmesser in den Boden gesteckt, mit Blättern durchflochten und durch Sipoumwickelung miteinander verbunden.


Abb. 268. Schildkrötenkäfig.

Die Zubereitung der Nahrung scheint durch Kochen und Rösten zu geschehen. Das Feuer wird mit großen Holzkloben übertragen, die allenthalben umherlagen. Gekocht wird offenbar in Tongefäßen, deren Scherben am ersten Bratplatz und an den Wegen zerstreut lagen. Hauptsächlich scheint aber die Ausbeute der Fischzüge geröstet zu werden, eventuell auf Vorrat. Denn die ganze Anlage der Bratplätze und die zahlreichen Kiepen ließen auf Großbetrieb schließen. Geröstet wurde nahe den Seen im Walde auf großen Plätzen, auf denen sich riesige Bratständer befanden. Diese hatten dreieckige oder rechteckige Form, bis 4 qm Rostfläche und waren an den Bäumen des Waldes montiert. Oft waren mehrere mit ihren Gestellen vereinigt (siehe Abb. 269a—c; Tafel 29, Abb. 2). Die Balken dieser Ständer waren durch Bast miteinander verbunden. Zugeschlagen waren sie offenbar mit Steinäxten, während dünnere Zweige scharfe Messerschnitte erkennen ließen. Die Eisenmesser haben also hier infolge des Zwischenhandels ihren Einzug gehalten, noch ehe ein Weißer das Volk selbst gesehen hat.

Die geröstete Ausbeute wird offenbar von den Indianern auf ihren weiteren Zügen nach anderen Wasserstellen mitgenommen. Dazu dienen Transportkiepen sowie kleinere Tragtäschchen, von denen ich eine Auswahl aus den auf dem Bratplatze herumliegenden Exemplaren mitbrachte.

Die Kiepen sind denen der Karajá ähnlich gebaut, aber wesentlich kleiner. Die eine Kiepe ist wie die der Karajá aus zwei Palmwedeln geflochten;

die Rippen bilden die beiden Längsstangen, die verflochtenen Innenwedel den Boden, die Außenwedel den durchbrochenen Rand. Ihre Maße sind 87 cm Länge, 26 cm Breite, 14 cm Höhe. Tragbänder fehlen. Die andere Kiepe (Tafel 69, Abb. 5) ist dagegen nur aus einem Wedel hergestellt, indem die Rippe zweimal gebrochen ist und auf diese Weise die beiden Längsstangen und untere Querstange bildet. Zur Verstärkung der Längsstangen sind zwei besondere Stangen angebunden. Bodengeflecht und Seitenstäbchen sind wesent-

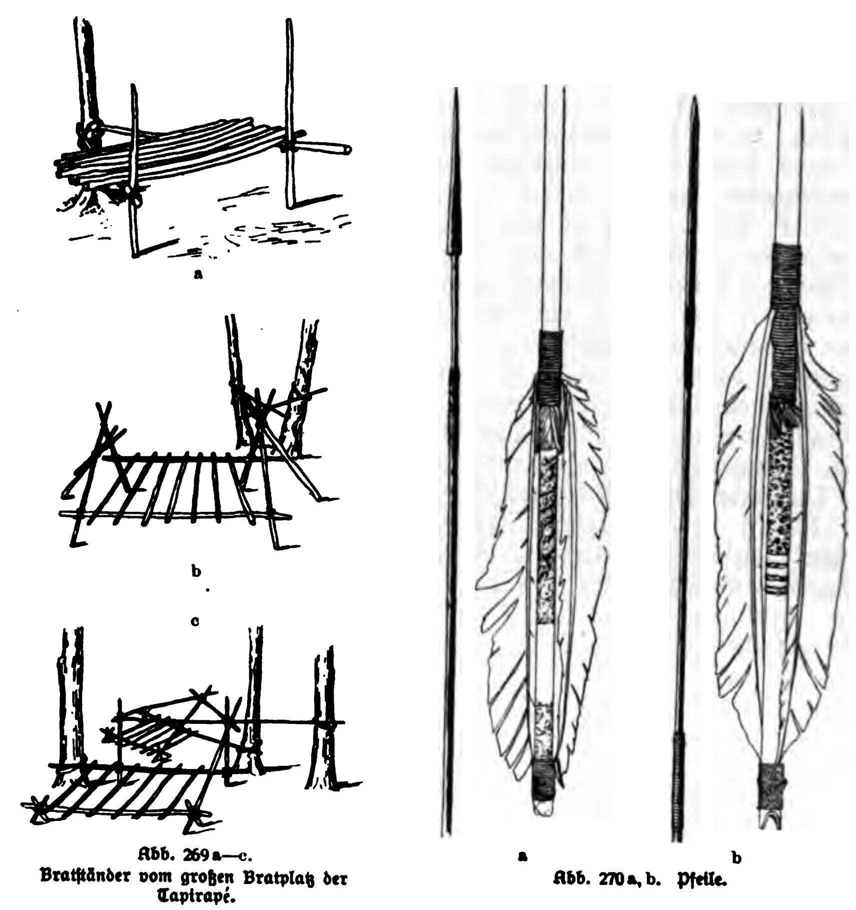


Abb. 269 a—c.
Bratständer vom großen Bratplatz der Tapirapé.

Abb. 270 a, b. Pfeile.

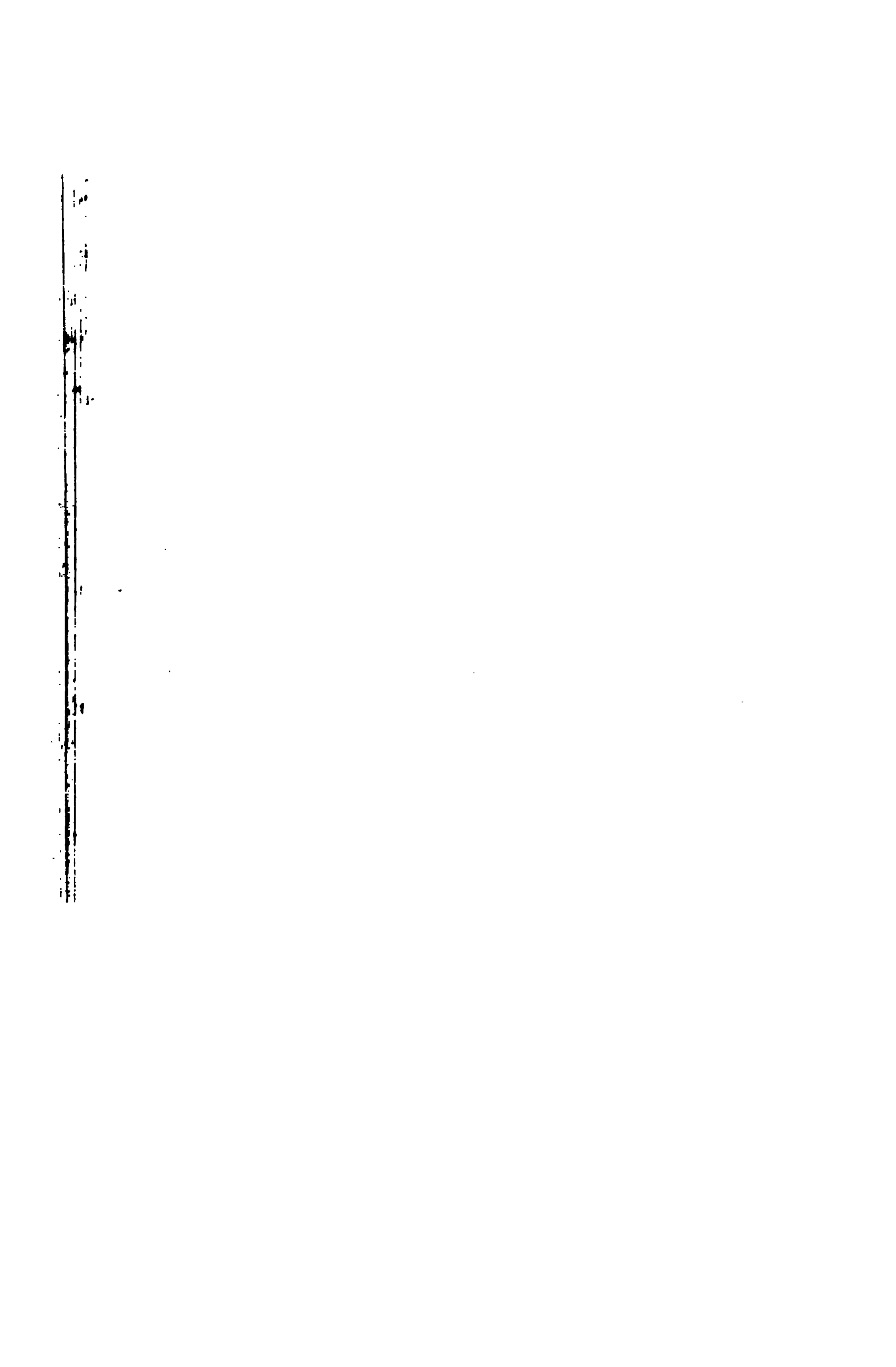
lich zierlicher als bei der vorigen hergestellt. Sie ist nur 68 cm lang, 25 cm breit und 15 cm hoch.

Die Taschen sind alle aus einem Palmwedel hergestellt in der Art, daß die Rippe die untere Querkante bildet, über der sich die aus den Fiedern geflochtene Tasche aufbaut (Tafel 69, Abb. 6—8). Diese hat durchgängig rechteckige Form und ist aus einfachem 1-auf-1-nieder-Geflecht hergestellt. Wo Tragbänder vorhanden sind, sind sie an der Längs- oder Querseite be-

festigt. Abweichend in der Form ist nur eine Tasche (Tafel 69, Abb. 9); ihr oberer Rand ist eng zusammengezogen, so daß nur eine kleine runde Öffnung übrig bleibt, unter der sich die Tasche weit nach allen Seiten ausbauscht. Die Maße der Tasche sind: 10—16 cm Höhe bei 15—37 cm Länge.

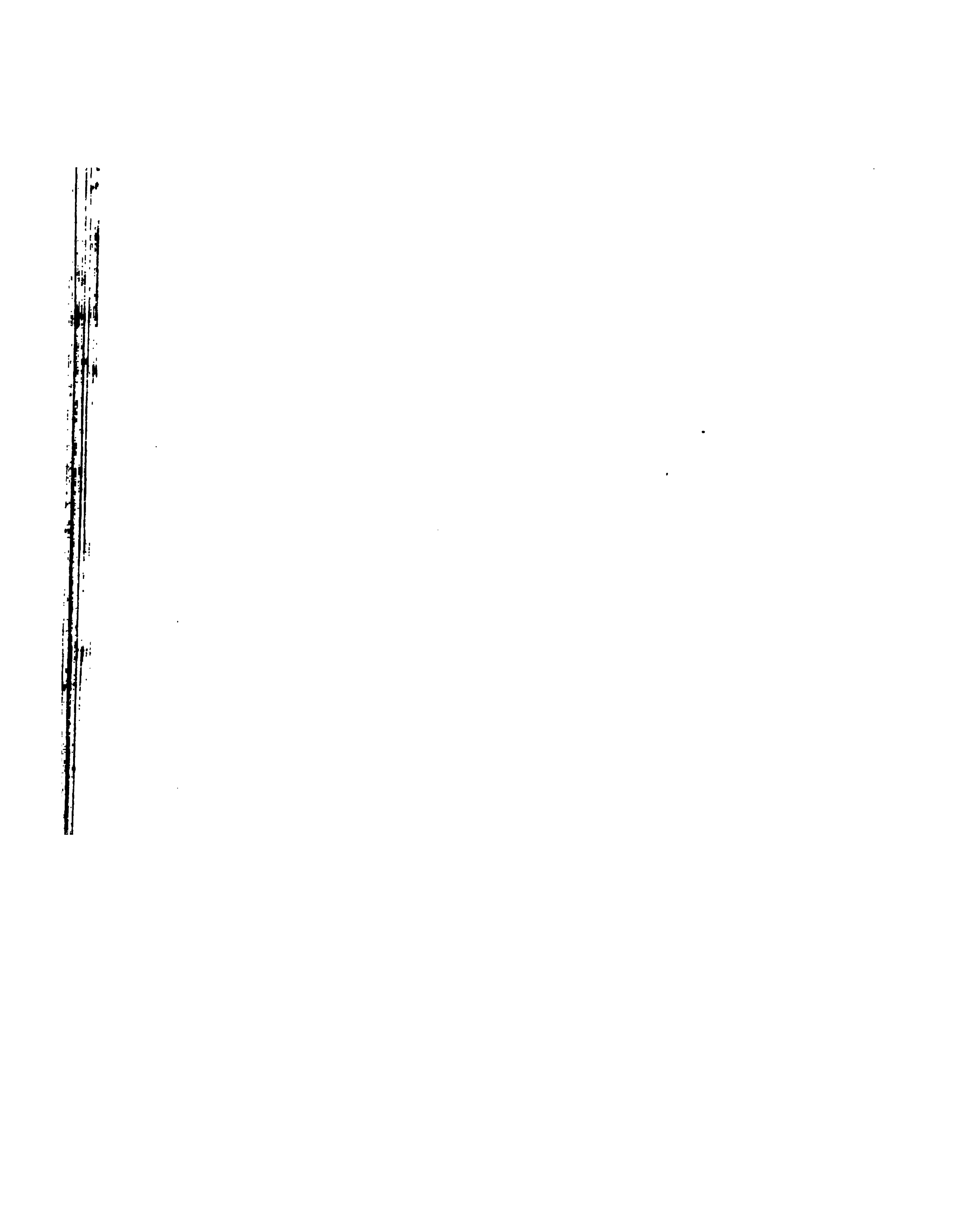
An sonstigen Funden sind noch zu erwähnen: eine Quaste aus rotem Baumwollgarn, die vollkommen einer abgeschnittenen Jünglingsnackenquaste der Karajá entspricht. Sodann zwei Pfeile. Davon hat der eine (Abb. 270[a]) eine flache, 43 cm lange Holzspitze mit zweiseitig ausgeschnittenen Widerhaken und zweikantiger Schärfe. Der Taquaraschaft ist 110 cm lang und trägt hinten die zweiteilige Fiederung, deren Drall eine Vierteldrehung ausmacht, und die nur am oberen und unteren Ende durch Umwickelung befestigt ist. Die obere Umwickelung besteht aus schwarzer Baumwolle, in sie sind nach innen rote Federchen eingebunden. Der Zwischenraum zwischen den Federn ist von oben her bis zur Mitte mit Rotlack bemalt. Die Endumwickelung besteht aus feinem, weißem Faden, sie trägt einen gekreuzten Faden und reicht bis zur Kerbe heran. Die Ansatzumwickelung zwischen Schaft und Spitze ist aus Embira hergestellt und besteht aus zwei Teilen, die durch Spiralumwickelung miteinander verbunden sind. Dieser Pfeil weist also nichts auf, was den Karajá fremd sein würde. Ganz anders der andere Pfeil (Abb. 270[b]). Die langabgeschrägte, 30 cm lange Rohrspitze ist auf einen runden Holzstiel von 49 cm Länge aufgesteckt und am Ansatz mit Embira einfach umwickelt. Der Holzstiel ist seinerseits erst wieder in den 75 cm langen Rohrschaft eingelassen. Dessen Ansatzumwickelung aus schwarzer Embira erstreckt sich fast bis zur oberen Fiederumwickelung. Die Fiederung ist in gleicher Weise wie beim anderen Pfeil ausgestaltet. Die obere Umwickelung besteht aus schwarzem Baumwollfaden, daran schließt sich eine schwarze Embiraumwickelung, die bis zur Hälfte des Zwischenraumes der sehr langen Fiederung reicht. In sie sind rote Federchen eingewickelt. Die Kerbumwickelung besteht aus weißem Faden und trägt drei parallellaufende weitgekreuzte Fäden.

Fassen wir alles zusammen, so sind die Tapirapé ein Volk, das ähnlich den Karajá und Šavajé in der Regenzeit auf dem Camp an Seen lebt, in der Trockenzeit an den Fluß kommt, um da zu fischen, aber, im Unterschied zu jenen, verschiedene Stellen nacheinander aufsucht, also innerhalb eines bestimmten Gebietes wandert. Es pflanzt Mandioka und Mais, verarbeitet Baumwolle zu Hängematten und Schmucksachen, kennt Töpferei, Verarbeitung von Steinen zu Beilen und Lippenpflöcken, führt Bogen, Pfeile und Keulen und liebt es, seine Gegenstände durch Schnitzereien zu verzieren In vielen Dingen scheint ihre Kultur der der Karajá sehr nahe zu stehen, sie gehören wohl mit diesen zu derselben ethnographischen Provinz, die streng von der des Xingugebietes geschieden ist; sie unterscheiden sich jedoch wesentlich von ihnen durch ihre kleinere Gestalt, die fremde Sprache und die Unkenntnis der Schiffahrt.



Anhang.

I. Wörterverzeichnisse.
II. Texte.



Anhang I.

Wörterverzeichnisse.

Zur Transskription benutze ich die Tabelle von Meinhof in Neumayer, Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. 3. Aufl., Bd. II, S. 484.

Dabei habe ich aber folgende Zufügungen gemacht:

- bedeutet Nasalierung (ã, ẽ usw., ñ).
l̥ = Zwischenlaut zwischen l und r.
ḍ = „ „ d und l.
ḥ = „ „ h und w.
û bedeutet, daß bald o, bald u gehört wurde.

Jeder Vokal wird für sich gesprochen.

Diphthonge sind durch ⁀ gekennzeichnet: a͡u, o͡i, a͡i. In zusammengesetzten Worten werden auslautender Vokal des 1. und anlautender des 2. Wortes oft diphthongartig gesprochen; ich habe das durch Belassung des Bindestriches und der Längenbezeichnung auf den Vokalen unter dem Diphthongzeichen gekennzeichnet. Besonders häufig ist diese Erscheinung bei den Kayapóworten.

Buchstaben in ( ) wurden zuweilen gehört, zuweilen nicht.

' bedeutet, daß beim Schnellsprechen ein Vokal ausgelassen wurde.

In den Verzeichnissen bedeutet S: Worte der Südhorde,
N: „ „ Nordhorde,
T: Worte, deren Bedeutung aus meinen Texten genommen wurde,
E: Worte des Verzeichnisses Ehrenreichs [1]),
C: „ „ „ Castelnaus [2]),
Co: „ „ „ Coudreaus [3]).

[1]) Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens.
I. Die Sprache der Karayá (Goyaz). Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, Jahrgang 1894, S. 1—32.
II. Die Sprache der Kayapó (Goyaz). Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, Jahrgang 1894, S. 35—57.

[2]) Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud. Histoire du voyage. Bd. 5. Paris 1851. S. 268—270.

Die Worte dieser drei Autoren sind in deren Transskription wiedergegeben.

[3]) Voyage au Tocantins-Araguaya. Paris, Lahure, 1897. Dialecte Carajá, S. 259—270. Dialecte Cayapó, S. 271—290.

A. Karajá.

I. Körperteile.

♂	♀
Kopf: bāá (S), ī-ɭă (N); wa-ara (E); woara (C); ouara (Co)	
[1]) ōhṓ (S)	kōhṓ (S)
— -haar: lādḗ (S); wā-rādḗ (N); wa-radă (E), woara-day (C); ouaradé (Co)	lādḗ (S), īrādḗ (N); i-radă (E)
Gesicht: āšǫnḗ (S); naonsana (Co)	kāšǫnḗ (S)
Stirn: ōɭṓ, ōɭṹ (S), wā-ŭɭṹ (N); wa-oro (E); wa-a-ro (C); oucouro (Co)	kǫɭṹ (S), wă-kă(ŭ)ɭṹ (N)
Auge: ī-ɭūắ (S, N); wa-ruă (E); wa-a-rouwai (C); ouaroudé (Co)	wă-ɭūắ (S), ī-ɭŭắ (N)
Augenlid: lūă-brŏdĕkḗ (S); ī-ruăbratękę (E); ourou digneté (Co)	
Wimpern: (wā)-lū-šḗ (S, N); wa-ruša (E); wato-ta-tou-serai (C); ouarouché (Co)	(a)-lu-šḗ (S, N)
Brauen: [2]) lū-(b)lŏd'kĕ(rĕ)-sīrí (S, N)	lū-(b)lŏd'kĕrĕsīrí (N)
	[3]) lulŏdḗ (S)
wa-ritetĕ (E); ouaroutati (Co)	
Nase: dēɭắ (S);	dēɭắ (S);
dăāzṓ (N); wa-dăaṅϑa-ō (E); wa-day-asan (C)	dăăkú (N); wa-ϑăaṅϑa (E)
Nasenloch: [4]) dēɭĭdjṓ (S); wa-dearō (E)	
Mund: lūṹ (S);	ī-ɭú (N);
wā-lṹ (N); wa-ru (E); wa-a-rou (C); ouaarou (Co)	rŭŭ (E)
Oberlippe: zŭŭkṹ (S);	
wa-idźotă (E)	
[5]) wa-ĭtjŏsĭɭí (N)	dĭkŏzīrí (N)

---

[1]) Wohl Verwechslung mit Stirn?

[2]) Vergl. Augenlid. Endsilbe: sīrí, vergl. Wimpern, Lippenbart, Kinnbart.

[3]) = Auge -haar.

[4]) Vergl. C: wa-day-asan-djo = Lippen; ist wohl versehen für Nasenloch.

[5]) Wohl Verwechslung mit Lippenbart.

	♂	♀
Unterlippe:	djĭätê (S); wa-idžetă (E); ouaiété = Lippen (Co)	
	[6]) dōļūtê (N)	dŏļūtŏ (N)
Zunge:	d̲ōrŏtŏ (S), wă-dōļūtŏ (N); wa-darotŏ (E); wa-cla-rato (C); ouadoroto (Co)	d̲ōļŏtŏ (S), dŏļūtŏ (N); torotŏ (E)
	d̲ōrĭẓŏ (S)	
Zahn:	djūū (S), wă-tjū (N); wa-idžu (E); wa-adjou (C); ouadiou (Co)	djūū (S), tjūū (N); tūū (E)
Kinn:	[7]) djūrūtê (S); wa-djou-outai (C); ouadou outié (Co)	djūhutê (S) dehuta (E)
Lippenbart:	[8]) sōkū-zērí (S); wa-θokuθerĕ (E)	
	[8]) djīŏ-sirí (N); oua'idiotéri (Co)	dĭkŏ-ẓirí (N)
	[9]) dūdĕļĕhí (S)	djūdĕ-ẓĕrí (S)
Kinnbart:	[10]) djūdū-ẓerí (S), djūĕdĕ-sirí, duhū-dēsĭļí (N); wa-dehuteθerĕ (E) ioutécéré (Co)	djūĕdĕ-sirí (N)
	ūļāļŏ (S)	djūļäļŏ (S)
Backen:	w(ŏ)ä(h)ŏ (N)	wā(ä)kŏ (N)
Ohr:	nădê (S)	
	nōŏtí (S), wă-nūhŏtí (N); wana-outai (C); noon'oti (Co)	nŏhŏdí (S); wă-nūhŏtí (N)
Ohrläppchen:	nădê (S); wa-nohō-tă (E)	tohoṅ-tă (E)
Ohrloch:	nŏhōdē-wŏ (S); tohoṅ-tă-ua (E)	tohoṅ-tă-uokū (E)
Hals:	lăhŏ (S); wa-θaū (E); ouabato (Co)	mădŏ (S)
	[11]) wālŏtí (N); walaté (C)	kălŏtí (N)
Schulter:	[12]) ăšiŏt' (S), ăšĭŏtí (N); wa-šiotă (E); wansioié (C)	ăšĭkŏt' (S), ăšĭkŏtí (N); wa-šikotă (E)
Oberarm:	hū'dĭļūļá (S)	
		ăšĭkjŏ (S)
	[13]) ō-ănšiŏ (N); wa-aṅθia (E); ouachicon (Co)	ō-ănšĭkŏ (N), wa-aṅθika (E)

---

[6]) Wohl Verwechslung mit Zunge.
[7]) Vergl. Zahn; Endsilbe -tĭ = Knochen?
[8]) Vergl. Oberlippe.
[9]) Wohl Verwechslung mit Kinnbart.
[10]) Vergl. Kinn. Für ẓērĭ, sīrĭ vergl. Anm. 2.
[11]) Wohl Verwechslung mit Nacken; vergl. E: Nacken = wa-θaū-tĕ: zusammengesetzt aus Hals- und tĭ = Knochen?
[12]) Vergl. Oberarm; Endsilbe tĭ = Knochen.
[13]) Vergl. C: Arm = wa-asio. Als Name der vorderen Extremität (Arm oder Flosse) einer Figur im Skizzenbuch wurde dĕăhū (N) genannt. Vergl. dazu Ellbogen.

	♂	♀
Ellbogen:	tă(ě)hố (S)	dăkŏhố (S)
	wa-hotirarekŏ (E); ouatiraricon (Co)	i-hotirarekŏ (E)
Unterarm:	dălĭdắ (S), dĕōlūtế (N); wa-θeko-ritŏ (E)	lăkŏlĭdắ (S), dĕkŏlūtĕ (N)
Handgelenk:	wă-dĕkŏlătí (N)	dĕkŏlătí (N)
	wa-θedătă (E)	
Hand:	(wă)-dĕwố (S, N); wa-θebō (E); wa-debo (C); outépon (Co)	
Handfläche:	[14]) wă-dĕwō-bế (S); wa-θebō-bē (E)	wa-θebō-kubē (E)
Handrücken:	wă-dĕwŏ-rădí (S); wa-θebōbrŏ (E)	
Finger:	dăbố (S); wadebo (C)	dăbố (S)
	dăbŏnuļế (N)	
	wa-θekorată (E)	[15]) dĕkŏlătí (N)
	ouadéchicon (Co)	
Daumen:	(wă)-dăbŏ-kūlú (S); wa-θebō-yuhú-θedō (E); ouadéyoudouou (Co)	dăbŏdjú (S); wa-θebō-tiuhuθedo (E)
Zeigefinger:	wă-dĕwă-lădí (S)	
	dăbŏdế (S)	dăbŏd'k" (S)
	wa-θebō-kóθedō (E); ouadéboutoucou (Co)	wa-θebō-kokúθedō (E)
Mittelfinger:	wă-dĕwă-dră (S)	
	dăbŏ-dēădố (S), wa-θebō-toáθedō (E)	dăbŏ-d'kắ (S); wa-θebō-tokắθedō (E)
	ouadéhoutoucou'calandoumé (Co)	
Ringfinger:	[16]) wă-dĕwŏ-lŏkố (S)	
	dăbŏ-hălŏkú (S)	dăbŏ-hălūtú (S)
	ouádéboutou' calédou (Co)	
	wă-θebo-iheóθedō (E)	wa-θebo-rekoθehă (E)
Kleinfinger:	dăbŏ-hălĭší (S)	dăbŏ-hălūší (S)
	[17]) wa-θebŏ-rokố (E)	wa-θebo-rekŏθedō (E)
	ouadéboutoucou'lantot (Co)	
Fingerknöchel:	[18]) dēbŏ-lūblố (N)	
Fingernagel:	dešiắ (S), wa-dešiă (E)	dēšĭkế (S); wa-dešikă (E)
	(wă)-dēšĭố (S, N); ouadéchiou (Co)	dĕšikố (N)
Weibliche Brust:	kahắ (S)	
	i-hukă (E); ouaoucan (Co)	wa-hukaṅ (E)
	wa-wou-o (C)	

---

[14]) Zur Endsilbe -bē vergl. Fußsohle.
[15]) Vergl. Handgelenk.
[16]) Vergl. E: Kleinfinger.
[17]) Vergl. Ringfinger.
[18]) Vergl. Augenlid, Brauen.

	♂	♀
Brustwarze der Männer:	wa-blüērötí (N) wa-hukanatā (E)	wă-būlĕkötí (N)
Bauch:	wa͡uwé (N); wa-huă (E); wa-awai (C) ouaouancame (Co)	wa͡ubükünú (N); i-huă (E)
Nabel:	binú, bēnú (N); wa-benŏ (E); ouabino (Co)	bēnú (N); i-benŏ (E)
Penis:	dōó (S); dōó, dōó (N) nōó (N); wa-nŏ (E)	dōó (N)
Hodensack:	wa-ʐēú (N)	ʐēkú (N)
Vulva:	(h)ī-dú (N); dōó, dēé (N); i-tū (E)	wā-dú, wā-dé (N); wa-atū (E)
Clitoris?:	ʐōó (N) [19]) ĭdū-djühú (N)	
Rücken:	wă-ʐōní (N) wa-bră (E) ouarancoti (Co)	wă-ʐökūní (N) i-brā (E)
Podex:	wă-hăĭ-blāblé (N); wa-hatiā(E); wa-a-ti (C); ouaatidième (Co) i-hīdjí (N)	wă-hätjü-āblé (N); i-hati (N)
Oberschenkel:	dō(ü)dí (S) wa-lütí (N); wa-rutā (E); waroté, wa-até (C) ouatirorame = Bein (Co)	dō(ŏ)dí (S) ē-rütí (N); i-rutā (E)
Kniescheibe:	mŏná (S); wa-mena (E) [20]) wă-kōwó (N) ouarouti = Knie (Co)	i-mena (E) ĭĭ-kŏhó (S), wă-kōwŏkú (N)
Unterschenkel:	[21]) dií (S); wŏatí (N); wa-tĭ (E)	dēí (S), i-ti (E)
Fuß:	wă-há (S) i-wá, waü-wá (N); wa-wă (E); wa-a-wa (C); ouaoua (Co)	wă-há (S) i-wó̱ (N)
Fußsohle:	[22]) (wă)-waübé (S, N); wă-waubē (E)	(wă)-wăkūbé (S, N), wa-wakubē (E); ouacoubé (Co)
Ferse:	wă-lälăkó (S); wă-wăwĕĭĭkó (N); wa-warekŏ (E); oualocon (Co)	wă-lälăkó (S), wă-wăĭĭkó (N)

[19]) Vergl. Zahn.

[20]) Vergl. E: Kniegelenk: ♂ wa-koho, ♀ i-kohokŭ. Wohl Verwechslung meiner Gewährsleute. Vergl. auch Mörser.

[21]) tí = Knochen.

[22]) Zur Endsilbe -be vergl. Handfläche. Der Ausdruck bei Co gehört sicher der Frauensprache an.

	♂	♀
Große Zehe:	[23]) wă-lădúrū (S); wa-wayuhúθedō (E)	
Haut:	dălŏdé (N)	wădălŏdé (N)
	wa-tękę (E); takeu (C); tacou (Co)	i-tękę (E)
Weiße Haut:	[24]) haūŏdūlálĕ (N)	
Schwarze Haut:	[25]) haūŏdūbúlī (N)	
Knochen:	tī (N); wa-ti (E)	i-ti (E)
Herz:	wīdjí (S)	wīdjí (S)
	wă-dĕrĕdēsé (N)	wa-dĕrĕdēsé (N)
	wa-hukananŏ (E)	wa-mań-wa-brăkoti-raukū (E)
	wa-mantiri (C); ouaman (Co)	
Ader:	[26]) wă-dēlătí (N)	wă-dĕkŏlătí (N)
	wa-dăθetă (E)	
Puls:	kūú, kōú (N)	wă-dĕdĕsōjé (N)
	wa-notiruru (E)	
Exkremente:	ĭ-djiná (N)	
	tilú (N)	

II. Natur.

Naturerscheinungen.

	♂	♀
Sonne:	tjū(h)ú (S); tjūú (N); tiū (E); tiou (C); tiou ou (Co)	tjū(h)ú (S), tjūú (N); tiu ura kakon (E)
Sonne am Mittag:	tjū-klé (S)	
Sonnenfinsternis:	[27]) tjūū-hólŏ-lŭlărī (N)	
	[27a]) wūŏhūlīwá (S)	
Mond:	ahăndú (S, N); ahańdō (E); aadou, endo (C); an-andou (Co)	ahăndŏ (S, N)
— 1. Sichel:	[28]) ahăndūlŏftă (N); ahańdŏ roira (E)	

---

[23]) Vergl. Daumen.

[24]) Vergl. ula = weiß.

[25]) Vergl. dubu = schwarz.

[26]) Vergl. Unterarm und Handgelenk. Vielleicht Verwechslung seitens der Indianer.

[27]) Zu lūlărī vergl. lălălī = kommen (T).

[27a]) Zu wūŏhū vergl. Pfeil. Siehe S. 339 f.

[28]) lōītă: lōī = kommen (T); ta ev. = ra = Suffix des eingetretenen Zustandes (E).

♂	♀
Mond: noch nicht ganz voll (= 2 Monde; gemeint ist wohl der helle und der dunkle Mond): [27]) ahăndú-lăļăļĭ (N)	
— Voll-: [29]) djūlúmlăălălĭ (N); ahañdō inaratua kiranire (E); an-andou irarité bouran (Co)	
— letzte Sichel: ahăndŭ-áļŭļănă (N); ahañdō raturinăre (E)	
— Neumond: [30]) ĭkóņă (N); ahañdō i-kura (E)	
Mondgebirge: [31]) krăōtḗ (S, N); krau (E)	
Mondfinsternis: ahăndŭlŭļú (S); ahañdō rōrō (E); ahăndú-lădóļă (N)	
Erdschatten auf Mond bei Mondfinsternis: [32]) hōlĭwăẓĭlŭļó (N)	
Hofring um den Mond: djŭŭļá (S); kŭăļó (S)	
Stern: dămá (S, N); takina (E, C); taĭnan (Co)	dakmă (S, N)
Milchstraße: [33]) bŭlıbí (S)	
[33a]) hōlĭdŭļó(k) (N)	hōlĭdŭļăkú (N)
Plejaden: [34]) bōļŏbĕdó (S); dŏlŏbĕdó (N); θerabotŏ (E)	
Südliches Kreuz: [35]) bōļŏhŭá (S); bårahoă (E)	
Sternbild: Skorpionsschweif: [36]) ănlōá (N); añθauă (E)	
Sternbild: α und β Centauri: [37]) nāŭĕkĭḗ (N); naukiă (E)	
Meteor: dăkınălăẓá (S)	
Sternschnuppe: lēšĭwĭŭlán (S)	
Himmel: [38]) bı(w)ĕdĕké (S); biuătĕkĕ (E) sonétoutouré (Co)	bıkŭĕdĕké (S); bikuătĕkĕ (E)

[29]) djūlŭm: Zusammenhang mit Sonņe? lăălălĭ wohl von lă!ă!ĭ = gehen, kommen (T).

[30]) Von kōnĕ = nicht.

[31]) = Frosch.

[32]) Vergl. Sonnenfinsternis: -hólŏ-!ŭ!ă-rĭ.

[33]) = Asche nach Angabe der Indianer, vergl. E: Asche = brıbi̥.

[33a]) Vergl. Sonnenfinsternis und Erdschatten auf Mond.

[34]) Vergl. Papageiart.

[35]) = schwarzer Rochen.

[36]) = Jaguar.

[37]) = Strauß.

[38]) bĭŭĕ vergl. Regen, Muschellöffel; dĕkĕ vergl. Hemd.

♂	♀
Regen: bɪú (S, N); biŭ (E); bi-ou (C); biou (Co)	bikŭ (E)
Blitz: bɪŭdălăká (S); biu dăθokă (E); biouré lacanéri, bioute déca (Co)	
Donner: biŭ-mătjú, -mătí (S); bɪŭ-ra motü (E); aimanti (C); bioumata = Gewitter (Co)	
Regenbogen: küădí (S); [39]) koadži (E)	
Trockenzeit: wōŭlá (S); iéouéra (Co) = Sommer	
Regenzeit: bɪú (S); biouré nan nan é (Co) = Winter	
Berg: [40]) tŭlĕhălún (S); enwaso = Gebirge (C); amaro = Berg (C); an'ouanlo (Co)	
Wald: bēr'búnŭk (S)	
kŏdɪlá (S)	kŏdɪlá (S)
bedžiŭ (E); bédiou (Co)	
bederaeu (C)	
Camp: bĕdēló (S); badero (C); bédéro (Co)	
Wasser: bằá (S); beă (E); be-ai (C); bé'é (Co)	bằá (S)
Fluß: băró (S, N); berŏ (E, C); bérooco (Co)	băräkŭ (S, N)
See: ahŭ (S, N); aṅho (E); en-o (C); an'o (Co)	
Cachoeira: hŭlá (S); aoră (E); oou-rai (C)	horăhăkorare (E)
Travessão: [41]) maná hŭlá (S)	
Kleine Steintravessão: [42]) hŭlēlĭōlé (S)	
Wind: ŭ(ĕ)hú (S); o ouou (Co)	
Kleine Windwellen (Schauer) auf Wasser: kŏbó (S)	
Schatten: übláló (S)	
rŭné (N)	
Echo: kĕnōšɪwá, kĕnaŭšɪwă (N)	
Tag: [43]) džŭú (S); tiuŭ (E); roujouban (C)	
Mittag: tjŭ-ɪnănădōák (S)	
tioué tiou ou iri (Co)	
Nachmittag: [44]) tjŭ-dŏétjɪŏlú (S)	
Nacht: (d)lŭú (S); rüúrere (E); roou (C); rou ou (Co)	
Norden: djŭdé (S)	

---

[39]) = Zitteraal (E).
[40]) Vergl. dazu d(l)ulehă-loko = Fledermaus.
[41]) Vergl. Stein.
[42]) lĭōlĕ = klein.
[43]) Vergl. Sonne.
[44]) Vergl. Sonne; dŏétjɪŏlá ev. zusammengesetzt mit lĭōlĕ = klein?

♂	♀
Osten: ŭdĭdjĭdɭōɭ(ŏnŏrĭ?) (S)	
Süden: alőlă (S)	
Westen: [45]) djĭōlő	
heute: ŭĭdjĭlé (S); uidiϑă (E)	
gestern: kănău (S); kenau (E); kenau (Co)	
morgen: nudjĭbé (S); ludjĕbű (T); rudžebu (E) bicouroso (Co)	

Mineralreich.

♂	♀
Steinchen im Sand: ŭna͡ulŭtű (N)	ŭna͡ukŭlŭtű (N)
Stein: manǻ (S); mána (S); man(n)a (C); ma oua (Co)	mána (E)
Bergkristall: mănadērĕƶő (S)	
Weiße Erde (als Farbe, Spindelstein usw.): măna-ŭɭá (S, N)	
Rote Erde (Farbe für Topfbemalung): [46]) ƶuƶő (S, N) [46]) ƶōŭ(-buɭé) (N)	
Schwarzer Lehm (zum Baumwollfärben): [46]) ƶōŭbɭuɭű (S)	
Töpferton: ƶōű (S, N); sou-ou, soru (C)	
Salz: (ĭ)nãtű, nōtăkánă (S); joucoura (C); dioura (Co)	
Sand: kănŭɭá (S), kĭnōlǻ (N); kanara (C); can oura, cao uara (Co) ĕna͡ué (S)	kănăɭá (S), kĭnōlǻ (N)
Sandbank: [47]) kĕnŏnǻ (S); kenară (E) ăwăkuɭí (S)	

Tierreich.

♂	♀
Jaguar: ănlōǻ (S, N); ăndōǻ (S); aṅϑauă (E); avoai (C); anolé (Co)	aṅϑokua (E)
Katze: găh-anlōē-né (S); ănƶōē-ní (S); anoloé'ni (Co)	alŏkōĭ-ní (S)
Wolf: kōbɭĕrő (S) aho͡udá (S); aosa (C)	
Affe: kaɭōbĭ-dé(rŭ) (S) kɭaŏbí (S, N); k(a)raȧbi (E); craobi (C)	kɭaŏbí (N)

---

[45]) Vergl. Osten.

[46]) Vergl. Töpferton; so'o'o = Erde (Co).

[47]) Vergl. Sand.

♂	♀
Affenart: sĭlóḷĭ (N)	
Brüllaffe: ąźŏ (S); ăăθa (E)	
ąźŏ wōbūrá (S)	
Hirsch: C. paludosus: b(ŏ)ḷōḷắ (S, N); brårā (E)	
— C. campestris: ŭatí (N); wati (E)	
Tapir: ōḷí (S), kõlí (N); kaoṅri (E); coonri (C)	kõlí (N)
Schwein: Wildschwein: ıšá (S, N); ichon (Co)	
— Hausschwein: ısá (N); šané (S)	
Nasenbär: tšūšŏ, tjūźŏ (S); djūšŏ, dšūšŏ, dūšŏ (N); toucho (C)	
— Schwanz des: [48]) djūšŏn-hā̆ḷaḷú (N)	
Kapivara: hūắ (N); kŭŭă (E)	
— -zähne (für Ohrtulpen)	kū(w)ắ (S)
Cutia: hâūlí (S)	
Hase: d(ĭ)r(ĭ)djḗ(k) (S)	
Ameisenbär, großer: walĭlí (N); wariri (E); aoudra (C) ouradi (Co)	
Hund: djōrōźá (N); kĭŏḷŏźá (S); kjŏḷŏźá (N); kŭlŏźá (N); ikoroθa (E); colosa, aicorotha, kerota (C); icoroça (Co)	kjŏlŏźá, kĭlŏźá (N)
Fischotter: dĭūḷắ (S); diură (E); djouré (Co)	
Fledermaus: (bıūă)-d(l)ūlĕhā̆-ḷŏkŏ́ (S, N); touräḣă (E)	
Maus: lūdí (S)	
Pferd: kăváḷŭ (S)	
Maulesel: bŭrŭ (S); hădōắ (N)	
Ziege: dĭalĕtŏ́ (S)	
ŭătınínĭ (S); wachini (C)	
Schaf: bŭtoiné (S)	
Weitere Namen von Vierfüßlern: hābí (N); dēšĭŏ́ (N)	
Arara, rotblau: ăndā̆dōḷá (S, N); daidoră (E); andedoura (C); andédoura (Co) = gelber A.	
—, schwarzblau: hănănă (S); arara (Co) = schwarzer A.	

[48]) hā̆ḷāḷú = Schwanz, vergl. E: to-hăraro = Schwanz; Co: ton'éra'rou = Vogelschwanz.

♂ ♀

Arara, gelbblau: bēẓá, bɪẓá (S, N); beĭθä (E); biita (Co) = roter A.
Papagei: dōḷá (S, N); ndårä (E); do'oré (Co) bi-idi (C)
Periquittos: ămănăbɪḷí (S); bi'iri (Co) = perruche
Papageiart (kleine grüne): [49]) bōlŏbĕdó (N)
Urubu, gewöhnlicher: laḷá (S, N); năără (E); la'ara (Co)
— rotschnäbliger: lăḷădjé (S, N); năăradžä (E)
— Königsgeier (U. re): laḷălĕẓá (S); nararäθa (E)
Caracara: (h)ɪḷá (S, N); ĭlēní (S), ɪ(h)ɪ(ŏ)ḷé (N); ĭĭra (E)
Geier: kŏšĭdümăḷű (S)
ŏăŏá, ko̱ăko̱é (S)
Gavião: nōkíkĕ (S)
Eule: kŏdšüḷükú (S); kaudžuruku (E); azoukoulé (C)
Nachteule: ădjüăẓaní (S)
Kleine Eule: dăruta͡u (S)
Tukano: dōḷɪwá (S); toriwa (C) téroucrou (Co)
Cuidac: djué (S)
Specht: dōẓó (S, N)
Taube: da͡uá (S); beda͡uä (E); botoé (Co)
Strauß: küsă(hă)wé (S) na͡uĕkĭé (S, N)
Mutum: küḷĭtí (S, N); kuriti (E)
Jacu: bĕdjüá (S) ohără, kuntĭ (E)
Jacu cigano: (h)ădaná (S, N)
Perlhuhn: kŏká (S)
Hahn: ŭabú (S)
Huhn: [50]) (h)ănĭé (S); (h)ănĭké (S, N); nikē (E); aneca (C); anicá (Co) — ♀: (h)ănĭké (S)
Hühnerei: hănĭkĕsí (S); nikē-zi (E); éici (Co) = Ei
Gaviota: nŏtjiēní, nüdžĭăní (S)

---

[49]) Vergl. Sternbild Plejaden: bŏlŏbĕdŏ; sollen kleine grüne Papageien darstellen, nach E. Periquittos.

[50]) Für weiße Henne wurde genannt: ĭüră (S), für schwarze ɪdĕbú (S).

♂	♀
Martim pescador: ŕ̄adjo͡ijo͡i (N)	
Jaburu: waḷūḷí (S, N)	
wōḷé (S, N); wōlĕhék (S); oorai (C)	wōḷé (S)
ouaérecan (Co)	
Reiher, grauer: ŏgănsĭá (S)	
[51]) gūarí (S)	
dōko (E)	
Löffelreiher, rosafarbener: (kr)ūḷaḷé (S, N)	
Ente: ĕlŭkrā́ (S); aléca lecan (Co)	
hĕda͡ūḷé (N)	hādăkŏḷĭní (S)
dōŏḷăḷá (S); poṅarara (E)	
Sonstige Vogelnamen: wŭdĭdūḷĕhé (N)	
Fisch: kădōḷá (S); katora iθatā (E); pottoura (C); catoura (Co)	
Fischgräte: kădŭḷă-kí (S)	
la'itoé (Co)	
Pirarucu: b(ĕ)dōlĕké (S, N); bedoθekă (E); bédo louque (Co)	
Pirarara: dōḷé (S); doori, dōrā (E); dou'ouré (Co)	
Pintado: aḷeẓú (S); arātū (E)	
dẓanā (E)	
Hecht: wōādjí (S)	
Hundsfisch (cachorra): ladā́ (S, N); la'até (Co)	
Tokunare: ba͡inōlá (S); benora (Co)	
Bicote: (k)ănă(n)dúḷă (S)	
Aruana: ɪdjăẓó (S)	
Pacu: (h)alĭwá (S, N); ariwa (E); ari'oua (Co)	
Piranha, rötliche: dūĕtá (S, N); [52]) kjūĕtá (S, N); džuēta (E)	
—, schwarze: dūŭḷí (S); riri (E)	
Garanha: ălĭkĭḷí (S)	
Cari: ḷōní (S); rună (E)	
Cascudo: āhú (S)	
[53]) bēdā́o: ladĕní (S)	
Sardine: mălɪwé(nĕ) (N)	
Rochen: bōḷó (S, N)	

[51]) Vielleicht Verwechslung mit Löffelreiher.
[52]) kjūĕtá ist vielleicht die Form der Frauensprache.
[53]) Schreibart in indianischer Aussprache.

♂ ♀

Rochen, schwarze Art: bō]ŏ-hnấ (S); bårå hoă (E)
Delphin: bnhấ (S, N)
Krokodil, große Art: kăb(ŏ)]ō]ó (S, N); kabrōró (E);
cabararo (Co)
— kleine Art: kǫ]ă]á (S, N); kårărā (E)
Tracaja: kōdú (S); kåtŭ (E); cootou (Co)
Tracajaei: [54]) hŏtn-ẓí (N)
Tartaruga: kŏdnní (S, N); cootouné (Co)
Schildkröte, 3. Art: kŏdnbōná (S, N) kadŏbōná (N)
Krebs: kŏdămáĭš (S)
Muschel, zweispitzige: da]á (S)
ıdjé (S)
—, dreikantige: bn]ú (S)
—, Perlmutter: ŏzıṁŏhó (S)
—, rote: wnlŭbūlăbúlĕ (N)
Perle in Muschel: kădă]ă-lnwé (S)
Schneckenhaus: bū]ú (S)
]a]ădjĭấ mĕōdő (S)
kūŭhó (S) bădăhő (S)
dubară (E)
Schlange: (h)ămādádă (S, N); ămonϑáϑa (E);
amantala (C); émalala (Co) =
Schlange, Sucuriu.
—, Jararaca, Sucuriu:]ē(ē)í (S); erăı = Riesenschlange (E)
—, Ganinana: bōdŭ]ĕsó (S)
—, Giboia: ŏkōmádĕ (S)
—, Klapperschlange: ıĕrndé (S)
amoudawa (C)
Teju-Eidechse: wădălé (S)
Leguan (sog. Chamäleon): kū(ū)]ấ (S); kŭŭră (E)
Eidechse: bŏōẓēdő (S)
toṅrēkóko (E); toricoco (C)
éama (Co)
Frosch, Kröte: kraōté (S); kráu (E); coora (C);
crooré (Co)
Vogelspinne: kŏdjŭrŭgú (S); cantiouroucou (Co)
Libelle: hŭ]ŭdő (S)

---

[54]) Siehe Hühnerei.

♂	♀
Gottesanbeterin: ıḷŏbĭkő (S); do̱bıő (S)	
Maulwurfsgrille: [55]) z̧ēí (S)	
Grille: nblōḷắ (S)	
Heuschrecke: [56]) sēēhí (S)	
Sandspringer (Art Heupferd, aber durchsichtig hell): dōz̧í (N)	
Termitenhaufen: kĕdő (S); dåŏ (E)	
Mutuka: kōdšırúlĭ (S); kŏdjŭlŭlú (N)	
Moskito, Tag-: mă̤ḷŭ̃ḷá (S); monronra (Co)	
— Nacht-, erste Art: ahé̆ (S, N); ahä (E)	ahé̆ (S)
— —, zweite Art: do̱kő (N)	
Schmetterling, allgemein: kŏdıšắ (S) kainohŏ (E) youasé (Co)	
—, weiße Art: kŏdıšắ (S)	
—, rote Art: ŭḷá kŏdıšắ (S)	
—, dunkle Art (Art Fuchs): ŏkăní (S)	
—, [57]) gelbe Art: z̧eí (S)	
Nachtfalter: ĭḷaḷé (S)	
Nachtmotte: [58]) ōdĭšá (N)	
Kleine grüne Raupe: ĭdjaḷé (S)	
Schmetterlingspuppe: mădēní (N)	
Biene: bēdí (S); badi (E)	
Bienenstock (oder -waben): bŭdēdó̱ (N)	
Honig: bĕdő (N); beθäwŭ (E) bã̄dērhő (N)	
Wachs: tăbōḷá (N); tobårä (E)	
Schabe (Barate): djūlahá (S)	

Pflanzenreich.

♂	♀
Mais, 1. Art: máĭ (S, N); mahi (E); maï (Co)	maki (E)
—, 2. Art, große runde Körner: dōlĭmé̆ (S)	
—, 3. Art, runde Körner: ĭz̧ēḷăḷá (S)	
—, 4. Art, rot: măıdūz̧ő (S)	
Zuckerrohr: maı-ĭtí (S); maité̆ (E); ma'iti (Co)	
Zuckerrohrschnaps: ĭbŭā̆ḷé (S)	

[55]) Siehe auch Heuschrecke und Schmetterling, gelbe Art.
[56]) Siehe auch Maulwurfsgrille und Schmetterling, gelbe Art.
[57]) Siehe auch Maulwurfsgrille und Heuschrecke.
[58]) Wohl dasselbe Wort wie Schmetterling.

♂	♀
Reis: maĭšímŭ (S)	
Mandioka, 1. Art, do matto: [59]) az̧ő (N)	
—, 2. Art, giftige: ăndjıŭḷắ (S, N); andz̧iura (E); odjou-oura (C) kĕnŏndắ (N)	ăndjĭkŭlắ (N)
—, 3. Art, Aipim: ı(ĭ)ḷű (S); iira (E); irou (Co)	
Farinha, von Mais: kĕnŏndădĕbű (N)	
—, von Mandioka: kĕnõdế (S, N); kanandē (E); canandé (Co)	
Puva: băḷő (S); bĕĕro (E)	
Beijŭ: [60]) beijű (S) ibrăϑeka, kerotu (E)	
Mandiokaspeise (gekocht und gekaut): ıŭărűk (N); iuerŏ (E) [61]) ka͡uí (S)	
Maisgetränk: kănūắ (S)	
Batate: kŏdĕrūtí (S); kotarută (E); cotarouti (C)	
Cara: karắ (S); kară (E)	
Kokoskerne zum Essen: [62]) hōḷēní (S), kōlıní (S); ha͡ulēnĭdő (N) aalay (C)	
Tukumnuß: [63]) hăḷű (S, N)	
Palmnuß zur Ölbereitung: ahă(n)dếtĕ (S)	
Wassermelone: kŭblăkế (S) toarionan (Co) = Melone	
Piki: lămắ (S); aramă, arēma (E)	
Banane, reife: jadăz̧ő (S), ĭdjadắ (N); yáta (E); djata (C); djatasso (Co)	
—, grüne: jada͡uăbő (S)	
—, Fruchtstand: [64]) dōő (N)	
Orange: nālădjắ (S)	
Mormão: dõdēdắlı (S)	
Mamão: dōlĭwű (S); tourikoū (E)	

[59]) Vergl. E: Patipalme: āϑŏ.

[60]) beijus wurden bei den Karajá n i e gesehen. Sie wenden das brasilianische Wort an.

[61]) Von den Brasilianern entlehntes Wort.

[62]) Vergl. E: Oaguassupalme = hōrĕmĕ.

[63]) Vergl. E: kleine Palmnuß = ♂ uoŏ, ♀ hĕĕrŭ; Guarirobapalme = hărori.

[64]) Vergl. Penis.

♂	♀
Speise aus schwarzer Frucht: adŏmő (N)	
Burityfrucht: [65]) ădĕhő; été'on (Co)	
Pfeffer: kašĭwērắ (S); kašuără (E); cachi'ouéra (Co)	
Rapadura: bădērắ (S), bıdērắ (N); bideră (E)	
Tabak: ko̱tí (S, N); koti, kotę, kohotĕ (E); cooté (C); cooti (Co)	kōtí (N)
Tabaksamen: [66]) kŏtĭḷătí (S); kotę atu (E)	
Lantimbaum für Boote: dă̄ḷıó (S)	
Holz für Bogen: ŏlōtő (S); wŏalūő (S)	
Holz für Keule: wŏalŭő (S)	
Rohr für Pfeile: b'dōḷĕ (N)	
Canna brava (= Uba?): hĕdžıwắ (S)	
Thevetiafrucht: maḷăní (S), mananí (N); maranĕ (E)	
Jequltibafrucht: ărĭkŏkő (S)	
Genipapo: bădēnắ (S, N); beϑēnă (E)	
Uruku: wōlĕnő (S), wōḷanő (N); warenŏ (E); ouarénan (Co)	
—, runde Sorte: wŏlĕnŏní (S)	
Jatobafrucht: kŭwắ (S), kūwắ (N); kŭŭoă (E)	
Jatobaharz: kŭwăő (S)	
Gelbes, weiches Harz: kōōdí (S); [67]) dōmăḷé (N)	
Rotharz: da͡umăḷé, dōmaḷé (S); dōmăḷé (N)	
Schwarzes Harz: dŏwŏdăḷắ (S)	
Baumwolle: ăsōtắ (N); essondé (Co)	ăsŏntắk' (S)
Embira, rötlich: dō̱dé̆ (S); ϑōϑă (E) = Waimbē	
—, schwarz: dō̱dé̆ (S, N)	
—, blauschwarz gefärbt: aãwű, ōŭnắ (S)	
timbo (Giftsipo): anẓí (N); achidé (Co)	
Holz, Baum: [68]) ka͡uōlő (S), kōwarű (N); kauirŏ (E); caouarou, oorou (C) irarire (Co)	kauorŏ (E)
Blatt: kötĭ-lalăté̆ (S) = Tabaksblätter; [69]) ıradé̆ (N); kararatĕ (E)	
djılű = Bananenblatt; ırű = Blatt am Maisschaft (N); ti'irou (Co) = Blatt	

[65]) Vergl. Flechtfaser aus Buritybast.
[66]) ḷătí vergl. Kopfhaar; Blatt.
[67]) Wohl fälschlich für Rotharz.
[68]) Vergl. awarou (C) = Stock; Holz = iŏ (E).
[69]) Vergl. Kopfhaar, Tabaksamen.

♂	♀
Gras: ălă-ʒí (S)	
Grasblüte: ĭkŏlŏdĭšĭ (N)	
Orchideenblüte: noîĭdĭʒá (S)	
Weißer Pilz: hēdŏhố (S)	
Fruchtart: lulăú (N)	

III. Familie und Staat.

♂	♀
Leute = Karajá: mố (N), ĭnaûlă (N); inomboho (E)	idžo (E)
— = Weiße: ĭtakĭbá (S)	
[70]) tólĭ, tōlĭúrá, rúrá (N); tōrı (E) itacouolarécon (Co)	
— = Schwarze: [71]) ădĕbĕ (S) tōlı-djübú (N); tōri θĕbĕ (E); iroubourou (Co)	
Mann: aâbú (S, N); ăăṅbu (E); aboü (C) babou'oudounandé (Co)	aâbü (S); ăăṅbu (E)
Frau: ămükẽ (S); hanŏkŏ (E); anoucoucoudounandé (Co)	hanŏkŏ (E)
hâü(ĕ)kẽ (S, N); awkeu (C)	hâükú (S)
Jüngling: nĭlĭlĭbố (N); wereriba ireriba (E)	ükeriba (E)
Jungfrau: jadốmă (S, N); yadŏma (E)	yadokoma (E)
Knabe: üălĭlí, üălĭlĭbố (S, N)	üăkĭlí (S)
ōdadú, ōʒadú (N)	kōdadú, kōʒadú (N)
oueroulécan (Co)	
Mädchen: [72]) üălĭlí (S); üălĭlĭbố (S); oueourou (Co)	üăkĭlí (S)
	hīdadí (S)
Säugling: üălĭkí (S)	
[73]) dōhōküẽ (S); tohokua (E)	dōhōküẽ (S); tohokuā (E)
Vater: wahá (S); wahā (E); ouaa (C); oua oua (Co)	wahá (S)
Mutter: nadí (S); nadi (E); nadi (C); naandi (Co)	nadẽ (S)
Sohn: wâidĭó, dō (S)	dō (S)
wariore (E); wadiaurai (C); narioré (Co)	warikorē (E)

---

[70]) Für tolĭ vergl. Fremder; für ura vergl. Leute = karaja, weiß.

[71]) Vergl. nächste Zeile, sowie schwarz.

[72]) Vergl. Knabe. Genannt wurde noch: ♂ wālĭŏlẽ, ♀ wălĭkiōlẽ (N), wörtlich = meine kleine.

[73]) dōhố = Ohrstab; küấ = Kapivara; Säuglinge tragen die Ohrtulpen mit dem Kapivarazahn im Zentrum!

	♂	♀
Tochter:	dē (S); deē (E)	dē (S); deō (E)
	oladou (C)	
Bruder:	[74]) matjilĭŏlé (S)	
	wánare (E);	
	wachi (C); oua'si (Co)	
Schwester:	[75]) nadĭ-lĭŏlé (S); waiθora (E)	
	[76]) lălú (S); θĕĕraṅ (E); veran (C)	
	wahē, wanomaṅ (E)	
Onkel:	hōlabjíflü (S)	
	waθana (E); wanarüra (E); oibeteran (C)	
Tante:	dülabĕdélü (S)	
	wahaura (E); waθaθira (E)	
Vetter:	[77]) waĭší (S)	
	waθabeθäre (E); wara (C)	
Base:	[78]) lălú (S)	
	nadiúre (E)	
Neffe:	[79]) ĭnătjĭúlă (S)	
	wara, waranŏ (E)	
Nichte:	[79]) ĭnătjĭkúlă (S)	
Großvater:	wülabĭé (S); waθabe (E)	waθahē (E)
Großmutter:	wülabí (S)	
	nadi-ura (E)	nadi-ura (E)
Enkel:	[80]) wa-lĭōlē-lĭŏlé (S)	
	ourario (Co)	
Enkelin:	wă-lĭkŏkŏlé (S)	
Häuptling:	ĭtrí (S)	
	[81]) derĭdŏ́ (S)	
	ĭdjăŏ́ (N)	
	išandenōdŏ (E); chandénondo (Co)	hauatŏ (E)
—, weiblicher:	[82]) hauĕkŏ́ dĕrōdí (S)	
Bester Ringer:	[83]) dērĭdŏ́ (S)	

[74]) ĭnātjĭ́ = 2; lĭŏlé = klein.
[75]) nādĭ́ = Mutter; lĭŏlé = klein.
[76]) = Base, siehe dort.
[77]) E. waiši = Eltern, Verwandte allgemein.
[78]) Siehe Schwester.
[79]) ĭnătjĭ = 2.
[80]) wa = mein; lĭōlē-lĭŏlé = klein — klein.
[81]) Vergl. bester Ringer.
[82]) hauĕkė = Frau; dĕrōdĭ́ = dērĭdŏ́; Verstellungen der Vokale und Konsonanten kommen sehr häufig vor. [83]) Vergl. Häuptling.

	♂	♀
Ringer, der nie unterlegen ist:	[84]) ĭdjă̆zúdŭ (S)	
Zauberarzt:	kō̆lú (S); hori (Spinola) kaûdŭwădú, kaûdĭlĕdó (S); kahotebădō (E)	
Stammestätowierer:	[85]) waîrădú (S)	
Stammestätowierung:	[86]) ōdĕmărırú (S, N); auϑamanure (E); waaoumaourai (C)	
Tätowierstempel:	[87]) wăllŏná (S) teŝiă (E)	
—: [88]) Holz, aus dem er geschnitten wird:	kŭ(w)ăó̱ (S)	
Tätowiermesser aus Stein:	[89]) mănadjú (S) mána roŝimĕ (E)	
Freund:	ŏalăkídă (S); ouazaquima (Co)	
Feind:	ŏalĭkĭnaúĭ dílĭkĭlĭ (S) binon (C)	
Frauensprache:	[90]) ĭbĭnálĕ (S)	

IV. Kleidung und Schmuck.

	♂	♀
Hüftschnur:	[91]) nŏhŏmŏdí (N)	
	ētú (N)	wa-tú (N)
Penisschnur:	[92]) nōŏdăkán (S); wănŏtĕkăná (N); wanotekairi (E)	nŏtĕkăná (N)
Frauenbastbinde:	ĭnaûdú (S); inantŏ (E)	ĭnaûdú (N)
—, rote:	ămbū(g)ŏdá (S)	ămblŭŏdé (N), kămbŭ (N)
—, weiße:	hĭdē-úlĕ (S), ĭdĕhălé (N)	
—, rötliche:	ăndă-húlĕ (S)	
	ŭatú (N)	ŭatú (N)
—, Material:	ĭdaûló (N) ămbūŏdé (S) ăndăhūlé (N)	

[84]) Vergl. Häuptling und Ringfest. [85]) Vergl. E: Narbe = wadiorarotĕ.

[86]) Für -īrú vergl. Auge. Die Stammestätowierung besteht aus einem kleinen Kreis auf jeder Backe unterhalb des Auges.

[87]) = Tabakspfeife. Zuweilen scheint diese als Stempel benutzt zu werden.

[88]) Angeblich arueraholz.

[89]) măná = Stein; djūú = Zahn.

[90]) = sehr schlecht. So von den Männern bezeichnet!

[91]) Zusammenhang mit nōó = Penis?

[92]) nōó = Penis; zu dăkán vergl. Gürtel: wădăkăná.

♂	♀
Mädchengürtel aus schwarzer Baumwolle: [93]) wădăkănâ (S, N); waitakaui (E)	
Mädchenrock aus langen schwarzen Baumwollschnüren: gūŏhí (S, N); iŏhí (N)	gūŏhí (N)
Netzdecke: rı(ı)ó (S, N); riiŏ (E)	rıó (N); riakŭ (E)
Hemd:	[94]) dĕké, dĕkú (N)
Augenschirm: [95]) ōdjí (S, N); ōdí (N); åodi (E)	hōdí (N)
Scheitel: la(w)ōļú (N)	
Scheitelstutz: lāẓí (N)	
Haarkranz bei kurzverschnittenem Kopf: (ı)djūļé (S)	
— bei Trauer: năkŭláŭ (S)	
Zopf hinten: ļaŏdŭá (N)	
— vorn: hŏsīdŏdănâ (N)	
Zopfband mit Quasten, kurz: [96]) ladĕ-wădăkán (S)	
Zopfband, rot, lang: ļaŏdŭĕ-ẓó (S)	
Federhaube: dōlĭdólĭ (S, N); θori-θori (E)	
—, Netz dazu: ladĕké (S)	
—, Kinnschnur: lērŭdí (S)	
Federreif: [97]) nătăkán (S)	
[98]) ōōdjí (N)	
—, Stutz daran: ōdí (S)	
Senkrechte Stirnfedern: [98]) ōdjí (S, N); ōdí (S)	
Kopffederband aus feinen grauen Federchen: lūwjí (N)	
Diadem (Band mit senkrechten Federn): dōlĭdó (N); ŏdĭdá (N)	
Diadem: warakureθă (E)	
Diadem mit wenigen langen Ararafedern: dōlĭdólĭ (N); ăndădădú (N)	
Stabdiadem mit kleinen Federchen: [98]) ōdjí (N)	
Federhelm, ohne Federn: [99]) lădēnĭná (N)	
—, mit Federn: [100]) ļaá (N); tatenera (E)	

[93]) Vergl. Tanzgürtel; Penisschnur.
[94]) Vergl. C: tacou = vêtements.
[95]) = Federreif, Stirnfedern, Stabdiadem. Alle werden um den Kopf gebunden.
[96]) = Haar-Gürtel.
[97]) Vergl. Gürtel.
[98]) Vergl. Augenschirm.
[99]) Vergl. Tanzmasken.
[100]) Vergl. E: Zylinderhut: taa.

♂	♀
Federraupe: dadŭ̦lá (N)	
Hinterkopffedern, senkrecht getragen: [101]) lăhĭdŏ́ (N)	
ušiktamaru (E)	
Hinterhauptsrad aus Federn: lăhĭdŏ́ (S, N); ahetŏ (E)	
—, Bastwulst dazu: [102]) ăšĭk̦lōrŏ́ (N)	
[103]) ăhăwŏ́ (N)	
[103]) lăhĭdō̦lahŭnắ	
—, Scheibe dazu (Holz, geflochten): [104]) ăhă-wŏ́ (N)	
[104]) ăhēdŏ́l̦ăl̦ĭnŏ (N); dōl̦ăhŭ-nănĭ́ (N)	
—, Stirnband dazu, aus Bast, mit Flaumfederchen besetzt: [105]) ĭdūl̦á (S)	
[105]) ămbŭl̦ŏ́tă̆ (S)	
— —, aus schwarzer Baumwolle: [106]) wōlĭĕ-dăkán (S, N); ŏdžideθă (E)	
—, Stirnfedern, über das Stirnband gebunden: [107]) (k)ŏdšŭlŭkŭ-wădjĭŏ́ (N)	
Schopffedern: wăšĭwăšĭdĕlōhĭ́ (N)	
Nackenfedern: [108]) djaȥŏ́-lahĕdŏ́ (S)	
Nackenquasten, rote: [109]) nŏhõȥá (S)	
[110]) nŏhõȥă-ȥŏ́ (S)	
wŏanĭhŏ́ (N)	
—, schwarze: nŏhõȥá (S, N)	nŏhõȥá (N)
Ohrstab: dŏhŏ́ (S, N)	dŏhŏ́ (N)
— aus schwarzem Holz: dŏhŏ-dĕbḗ (S)	
— mit flacher Federrosette: [111]) dŏhŏdŭ́ĕ (S); θohoruă (E)	

---

[101]) Vergl. Hinterhauptsrad.

[102]) Vergl. Zielring für Bogenschuß.

[103]) Vergl. Scheibe dazu } vielleicht verwechselt?
[104]) Vergl. Bastwulst dazu }

[105]) Vergl. Frauenbastbinde.

[106]) Zu dakan vergl. Gürtel.

[107]) kŏdšŭlŭkŭ́ = Eule.

[108]) Zu-djāȥŏ́ vergl. Tanzmaske ĭdjāȥŏ́; lāhĕdŏ́ = Hinterhauptsrad.

[109]) Von nōŏ́ = Penis abgeleitet? Vergl. auch schwarze Nackenquasten.

[110]) Zu ȥŏ́ vergl. Ton: ȥōŭ́; rote Tonerde: ȥūȥŏ́.

[111]) Vielleicht verhört für: dŏhŏ-lūă̆ = dŏhŏ-Auge. So wurde die Perlmutterscheibe im Innern der Rosette genannt; vergl. die Šavajé.

♂	♀
Ohrstab, mit Federtulpe: [112]) kūă̆djṹ (S, N)	kūă̆djṹ (N)
Ohrstabscheibe aus Kürbisschale, bemalt: ăndŏhŏ-maḷí (N)	
Lippenloch: [113]) ĭdjărūlănṓ (S)	
Lippenpflock, aus Knochen: [114]) ɪdjḗ (N); waθai (C)	
— —, Brüllaffenknochen als Material dazu: [115]) ă̦zõdí (S)	
—, aus Muschel: [116]) ɪdjḗ (N); idz̦ă (E)	
—, aus Holz: ōdŭ(h)ṓ (S, N); anθåo (E) kăz̦ōḗ (N)	
—, aus Stein: [117]) mănădĕḷḗ (S); manutĕrĕ (E)	
Halskette aus blauweißlichen Früchten: ĭšɪŭrắ (S); ĭšɪŭḷădṹkĕ (N)	ĭšĭkŭlălădṹ (N)
—, Früchte dazu:	ĭšɪkŭḷaní (S)
—, aus Thevetiafrüchten: maḷắní (N)	maḷắní (N)
—, aus Glasperlen: (ĭ)šɪŭḷắ (S); išiura (E)	ĭšĭkŭḷắ (S)
Halsanhänger, Delphinknochen: [118]) bŭhă̆naūní (N)	
Oberarmschmuck, schwarze Schnüre mit Quasten: [119]) ḍōḷṹ (S, N); wa-uŏ (E)	ḍōḷṹ (N)
—, schwarze geflochtene Bänder, mit langen Tressen: lōḷṹ (N)	
—, Federband: dērōz̦í (S, N); dērōz̦ɪmắ (S, N); deoθană (E) [119]) lōḷṹ (S)	
—, mit Fransen: [120]) dēší (S)	
—, mit Federn in Nüssen: [120]) dēší (S)	
—, mit Früchten: [121]) maḷắní (S)	
—, mit Schnecken: bōḷă̆í (S)	

[112]) Von kū(w)ắ = Kapivara; djūṹ = Zahn. Im Innern der Tulpe erhebt sich ein Kapivarazahn; vergl. auch Säugling.

[113]) Von ĭdjḗ = Lippenpflock, oder von djŭrūtḗ = Kinn.

[114]) Vergl. Muschelpflock; zweispitzige Muschel.

[115]) āz̦ṓ = Brüllaffe; tí = Knochen.

[116]) Vergl. zweispitzige Muschel.

[117]) Vergl. Bergkristall.

[118]) būhắ = Delphin.

[119]) Vergl. Oberarmschmuck: Federband, Rasselband; Tanzgürtel; Tragtasche.

[120]) Vergl. Armstulpe.

[121]) Vergl. Thevetiafrucht.

♂	♀
Oberarmschmuck, Band mit Rasseln (Klauen):	
[119]) lōļú (S)	
[122]) ɪšãwá (N)	
Unterarmschmuck, rote Schnurgehänge:	
[120]) kōdeší (N)	
—, schwarze Schnüre mit Quasten:	
[123]) dēšɪdĕbé (S)	
—, mit Federn: [120]) (dɪ)-deší (S, N)	dešɪdé (N)
Handgelenkschmuck: zweiteilige Wülste mit Fransen: [120]) wōdeší (N)	wŏkūdešɪ́ (N)
Armstulpen (Abzeichen der Ledigen):	
[124]) dēší (S); deši (E)	
wadeoutai (C)	
Fingerring aus Schwanzringen der Eidechse:	
dābó (N)	dābó (N)
Wadenbänder (Abzeichen der Ledigen): [125]) dēō-bütá (S, N); wa-hedāobutā (E)	dĕkōbüdá (S)
Wadenschmuck, Schnüre aus schwarzer Baumwolle, mit langen Quasten: [126]) ūljāú(N)	
—, Binde aus schwarzen Baumwollschnüren, für Kinder: [124]) dēōbüdá (S, N)	deōbüdá (S)
—, geflochtene und gequästelte Bänder, mit Fransen: [124]) deōbüdá (N)	
	[126]) wŏlaéļɪ (S)
[126]) (k)ūlāūwó, (k)ūdjaú (N)	
—, zweiteilige Wülste mit Fransen:	
[126]) wŏdaɪdí (N)	
[126]) kūlāūhó (S)	
Knöchelbänder, rot (Abzeichen der Ledigen):	
waļaú (S); wararū (E)	waļaú (S)
deōbüdá (N)	dĕkōļüdá (S)
Wundkraṯer: ladjí (S)	
šaūra (E)	
—, Gebiß dazu:	kūlădjú (S)
Genipapomatrize: ūlmó (N)	

[122]) Von ɪšá = Schwein; wá = Fuß.
[123]) Von dēši = Armstulpe; dĕbé = schwarz.
[124]) Vergl. allen übrigen Unterarmschmuck.
[125]) Vergl. Unterarm, übrigen Wadenschmuck, Knöchelbänder.
[126]) Vergl. übrigen Wadenschmuck.

♂	♀
Genipapomatrize, Schlangenlinienmuster:	
[127]) naûěkĭělázĭ (S)	
wŏdēnó (N)	
būltí (S)	
—, Halbkreismuster: [127]) naûěkĭělázĭ (S)	
Harz, wohlriechendes, zum Einreiben: ăndılá (S, N); andziura (E)	
Haaröl: talí (S, N)	
[128]) hălú (S, N)	
Ölnuß: ahă(n)dḗtě (S)	
Ölcuye: [129]) talĭ-lükú (N)	
Kamm: zıhó (S, N); θěhŏ (E); sio'o (Co)	zıhó (N)
Seife: sabão do matto: wăbăká (S)	
—: Baumbast: dōú (S)	

V. Haus, Hausgerät und Werkzeug.

♂	♀
Dorf: ıšó (S)	
mahańdu (E)	
awaso (C); taoua (Co)	
Haus: hătó (S, N); hetŏ (E); aěto (C); ééto (Co)	hătŏkú (N); hetoku (E)
Sonnenschutz, dachförmig: wădó (N)	
—, Mattenwand: wădó, wăzó (N)	
[130]) bülé (N)	bŭkŭlé (N)
—, Blätterwand: [131]) nōbó (N)	nōbó (N)
Vorratsgestell: ŏdēdú (N)	
Schemel: kōlĭšú (S, N); kaurišă (E)	
—, Federquasten daran: kōlĭšülăbḗdŏsí (N)	
Matte aus Burityfaser (Schlaf- und Sitzmatte):	
bülé (N)	bilé (N)
[132]) bülē-lıŏlé (N)	
erina (C)	
—, Material dazu: [133]) äděhó (N)	

[127]) naûěkĭé = Strauß; lāzí = Scheitelstutz.
[128]) = Tukumnuß.
[129]) Zu lukú vergl. Vollcuye.
[130]) Vergl. Matte.
[131]) Vergl. Flechtstreifen aus Palmeirafieder.
[132]) = kleine Matte.
[133]) Vergl. Burityfrucht.

♂ ♀

Herdsteine, aus Spitzen von Termitenhaufen: ă(n)dṓ(N)
[184]) kĕdṓ (N)
— aus Topfböden: [185]) wădjɪwɪŭlā́ (N)
Herd: éoti déco (Co)
Bratrost (moquem): kōbɪ́ŭdṓ (S), [186]) kōbɪ́ű (S), ōbɪdṓ (S)
Feuer (Herdfeuer): hāŏtḗ (S); heautŏ (E); eaotou (C); éoti (Co) — ♀ hākṓtɪ́ (S); hekautŏ (E)
Rauchsäule (von Campbrand): wūŏhṓ (S); uŏŏ (E)
Brennholz: hā́ā́ (N); hā-hā (E) — ♀ hā́ā́ (N)
Feuerbast: hāŏdḗ (S)
Glimmholz: hādĕkḗ (S)
Feuerfächer: kōlɪ́ (S, N)
Mörser: [187]) kōwṓ (S, N)
Mörserkeule: haṓ (S, N)
Mandiokareibholz: kōlaná (S); ōlaná (N); årana (E) — ♀ ōlaná (N)
Mandiokapresse (Stäbchensieb): [188]) būlēɪ́djű, brēɪ́djű, brēdɪ́ű (N); ble(ɪ)djḗ (S)
Siebkorb: wāḷɪḷɪšɪ́ (N); wăriri (E)
Siebschale: ūɪ́tjű ōdāmōdɪ́ (N)
—, modern: ūɪ́tjṓnă (S)
Reiber aus Piraruсugaumen: [189]) b'dōdĕkḗ (N)
Rührlöffel: hāḷădā́ŏ (S)
Cuyenlöffel: [140]) šă-lɪ́ŏlḗ (S)
Muschellöffel: [141]) kădaḷá(-ḷɪŏlé) (N); katara (E); bɪwű (N) — ♀ (wălăbō-)kădaḷá (S)
Frühstücken (Frühstück): [142]) ăndṓḷdŏhṓ (S)
Abendbrot(essen): [143]) lɪrŏšɪ́k (S)
Fischjacuba: [144]) djūdĕā́ (S)
Tabakblätter, gerollt: ɪḷūḷáū (S)
—, geflochten: kō(ū)zā́ (S)

---

[184]) = Termitenhaufen.
[185]) Vergl. Topf.
[186]) Vergl. braten.
[187]) Vergl. Holz.
[188]) Vergl. Matte.
[189]) Vergl. Piraruсu.
[140]) ɪšā́ = Cuye, lɪ́ŏlḗ = klein.
[141]) Vergl. Muschel, zweispitzige.
[142]) Vergl. auch landen und T, V, 13.
[143]) Vergl. essen.
[144]) Vergl. Piranha.

♂	♀
Tabakspfeife aus Jequitibafrucht: wăllŏnă (S, N) wălĭkŏkṓ (S, N); arikoko (E); ouricoco (Co)	wălĭkŏkṓ (S, N)
—, Frucht dafür: (w)ălĭkŏkṓ (S, N) konietĕ (E)	
—, aus Ton: wălĭkŏkṓ (S)	
Tabakskörbchen: mõdí (S)	
Tabakstäschchen: sahū́ (S)	šaăkū́ (N)
Bogen: wă-š(ĭ)ŭhătḗ (S, N); šuahĕtĕ (E); assou-atai (C); oua tsi' até (Co)	
Bogensehne: [145]) ānzū́k (S) mbaū́ (S) mahū́ga (E)	
Bogenhōlz: ŏlŏtṓ (S) wŏalŭṓ (S)	
Pfeil: ūĕhū́ (S); ūŏhū́ (S, N); wĕhĕ (E); ou-eue (C) bouourou (Co)	
Pfeil, mit Bambusblattspitze: ūăẓā́ (N); dı(ū)adā́ (N)	
—, mit glatter Holzspiţe: dă̤ū́ (N)	
—, mit gekerbter Holzspiţe: (h)adḗdĕ (N); hădū-bĭradădā́ (N)	
— für Vogeljagd, mit zugespiţtem Rohrschaft: malṓl (S)	
— —, mit stumpfer Spiţe: lă̤ūḗ̤lĕ (S)	
Pfeilrohr: b'dŏ̤lḗ (N); betaurā (E)	
Knochenspiţe am Fischpfeil, aus Affenknochen: hadjū́ (S) ahĭdṓ, ŭhĭdṓ (S) dūrŏlĕnĭdí (N)	
Holz für Spiţenstiel des Pfeiles: ūŏhū-hūní (S, N); ūhă-hū́nĭ (S)	
Rote Fadenverzierung am Spiţenstiel: [146]) ĭdjăwĕhā́ (N)	
Kerbe am Pfeil: dŏnăwūdūlŏnā́ (N)	
Zielring aus Bast: wăšıŏ̤lŏ̤lṓ (N) [147]) ăšĭklŏ̤lṓ (N)	
Keule: gŏhŏ(r)dḗ (S, N); hâte (kâte) (E); cooati (C)	gŏhŏrdḗ (N)
Keulenholz: wŏalūṓ (S)	

[145]) Vergl. Imbauvafaser.

[146]) wĕhā̆ wohl = Pfeil?

[147]) Vergl. Bastwulst für Hinterhauptsrad.

♂	♀
Instrument zum Riefeln der Keulen: [148]) ha͡ulɪdjŭ́ (S)	
Lanze: dōnōḷí (S, N); tonåri (E)	
Pfeilschleuder: aŭbí (S, N); kåobɪ (E) ōbɪrŭ́ (S)	
Pfeil dazu: kŏhuḷá (S); kåura (E)	
Kugelbogen: bŏdŏ́kĕ (S)	
Steinschleuder: [149]) nĕrŭdí (S)	
Vogelfalle: do̱hĕdŭ́ (N); bŭdōḷĕkŭ́ (S)	
Vogelkäfig: [150]) hōlēlŭ́ (N)	
Angelhaken: wašī́ (S, N); waši (E); oua'si, ouachi (Co)	wāšī́ (N)
Angelschnur: wăšɪšå (N)	
Angelstock: wăšɪ-dă̄ŏ́ (S, N)	
Köder: wăšɪdŏ́ (S)	
Harpune: wŏhuná (S)	
Fischnetz aus Baumwollstrick: hādĕkḗ (N)	
— aus Embirastrick: lōdḗ (N)	
— zum Piraruçufang: dă̄ŏḷă̄ḷŭ́ (S, N); deaurirŏ (E)	
— zum Carifang: hăndŭkŭ́(šɪ) (N)	
Fischsperrzaun: lɪkḷŏ́ (N)	
Pflanz- und Grabstock: [151]) maŭ-ḷé (N)	
Steinbeil: [152]) maná (S) [153]) ɪdjalŏá (S) [154]) ŭōmá (S)	
Klopfstein zum Nußöffnen: [152]) maná (N)	
Messer aus Stein: [155]) mănādjŭ́ (S)	
Nähnadel aus Knochen: [156]) wădšɪdí (N)	
Kanu: (h)awŏ́ (S, N); auṅŏ (E); awo (C); aoun'o (Co)	
Bootsstange: (h)ōdjŭ́ (S, N); oodjou (C) wă̊lŏtŏ́ (S)	
Ruder: nalɪhí (S, N); nahĕrĕ (E); narii (C); naarii (Co)	nālɪhí (N)
Tragband aus Embira: [157]) ōūná (N)	

[148]) ha͡ulɪ = Cutia; djūŭ́ — Zahn. Ein Cutiazahn ist an einem Holzstab montiert.
[149]) Vergl. lērŭdɪ́ = Kinnschnur an Federhaube.
[150]) Vergl. Flechtstreifen aus Palmeirafieder.
[151]) Vergl. Messer, facão.
[152]) = Stein.
[153]) Bezeichnet wohl die Gesteinsart.
[154]) = Beil aus Eisen.
[155]) = Stein — Zahn.
[156]) wati = Hirsch; tɪ = Knochen.
[157]) = Embira, blauschwarz gefärbte.

♂	♀
Kiepe: bĕhu̥lé (N); ubehårä (E)	
Rundkorb: wā̊lılí (S, N)	
rorä (E); irouou (Co)	
Spitzovaler Korb: [158]) dalĭdŭ́n (S); dalĭdōnǻ (N)	
Kahnförmiger Korb: lalá, dadá (S); rară (E)	
Dehnbarer Korb: mo̱dí (N); moti (E)	
Korbschale: mo̱dí (N)	
Transportsack aus Burityfaser: mā̃ší (N); manšĭ (E)	bā̃ší (N); mā̊ší (N)
[158]) dălĭdōnǻ (N)	
Lange Tragtasche aus Palmwedeln: lōlú (S); lŏŭlé (N)	
Länglicher Spankorb mit Deckel: wrabåhĭ (S); warabehä (E)	
Korbflechtnadel aus Jaburufederkiel: wā̆lĭšĭlūdŏ́sŏnå (S)	
Vollcuye: ŭalú (N)	ŭlăkú (N)
lŏkŏ́ (N)	
kăšēdí (N)	
—, mit Hängeband: wălăbŭkú (N); oua'labocon = calebasse (Co)	
—, in schwarzem Baumwollgeflecht: wălăbŭkú (S)	
—, in Bastnetz: [158]) dălılĭkú (S)	
Halbcuye: ıšá (S, N); i-iša (E); kă-ıšŏ́, [159]) šă-ıdĭŏlé (N)	[159]) (ı)ša-lĭkjōlé (S); iša (E)
ŭalú (N)	
[158]) dalılŭkú (N)	
Tontopf: wătıwí (S); wădjĭwí (N); wădžĭwí (S); watihui (S)	
oua'si'sa (Co)	beϑä (E)
Tonschüssel: wădjĭwí (S, N)	
Dreibeiniger Tontopf: wădjĭwí (N)	
Tongefäß, ○gestaltet: kōlā̊á (N)	
Tonteller: băẓá (S)	beϑä (E)
[160]) wălăbŭkú (S)	
Töpferton: ẓōú (S, N); sou-ou, soru (C)	

[158]) Zu dālĭ vergl. dălĭ-lùkú = Vollcuye in Bastnetz; Halbcuye; Cuye für Haaröl. lŏkŏ = Vollcuye; tā-lĭ = Haaröl. Zu dŭn, dōnă vergl. Häkelnadel.

[159]) = kleine Halbcuye; zu īšá vergl. icha = Kürbisbaum (Co).

[160]) Vergl. Vollcuye.

	♂	♀
Töpfertonzusatz, Baumblüte:	[161]) adēnā́ (S)	
—, Gebilde an Zweigen im Wasser:	maüẓí (N)	
Rote Erde zur Topfbemalung:	ẓü-ẓṓ (S, N) ẓöü(-bu̥lé) (N)	
Roh-Baumwolle:	ăsōtā́ (N); ăϑoṅară (E)	ăsŏntā́k' (S); ăϑoṅkura (E)
Bogen zum Baumwollzupfen:	[162]) wăšɪh(ü)ătá (N)	
Gezupfte Baumwolle:	ăsōtā́ (N)	
Spindel:	ăsṓ (S, N) ăsōtā́ (S); ăϑoṅdăa (E)	ăẓṓ (N)
Spindelstab:		ăsŏntā́ (S)
Spindelscheibe aus Tartarugaknochen:	[163]) (kü)dăwā́ (S)	dăwā́ (S)
—, aus Ton:	kü-dăwā́ (S)	
—, aus weißem Stein:	[164]) maülé (N)	mănakülá (N)
Baumwollfaden:	ăẓōtăké (N)	
—, weiß:	[165]) ăẓō-lüá (N)	
—, schwarz:	[166]) ăẓō-dĕbé (S); -lŏbǘ (N); aϑoṅ-ϑebü (E)	
Knäuel aus Baumwollfaden:	ăsōwā́ (S) [167]) lɪǘ (S)	
Häkelnadel:	[168]) dĕšɪ-dúnă (S, N); deši-tan (E)	
—, umflochtener Stiel:	dĕšɪdúnă dăŏlɪdí (S)	
—, Fadenumwicklung am Stiel:	dărühā́ (S)	
Flechtfaser aus Buritybast:	[169]) (l)ădĕhṓ (S); lădĕhṓ (N) lădĕhōwǘ (S) lădĕhōdĕhé (N)	lădĕhṓ (N)
—, feine abgezogene Haut:	ɪǘ (N)	
Schnur aus Bast:	[170]) ădăōwǘ (N)	
— aus Imbauvafaser:	[171]) wăšɪhüădé (N)	
Imbauvafaser:	[172]) anẓǘ (N)	

---

[161]) bădēnắ = Genipapo.
[162]) Vergl. Bogen.
[163]) Vergl. Kreisel.
[164]) Vergl. weiße Erde.
[165]) Zu lüă vergl. weiß.
[166]) Zu dĕbĕ, lŏbü vergl. schwarz.
[167]) Wohl weil für riiŏ verwendet?
[168]) dĕšɪ = Armstulpe. Zu dünă vergl. spitzovaler Korb, Transportsack.
[169]) Vergl. E: atăhŏ = Buritypalme.
[170]) Von lădĕhŏ = Buritybast?
[171]) Offenbar als Sehne für Bogen bestimmt, daher Verwendung angegeben, nicht Name der Schnur.
[172]) Vergl. Bogensehne.

♂ ♀

Embira, rötlich: dōdé (S); θōθă (E) = Waimbe

—, schwarz: dōdé (S, N)

—, blauschwarz gefärbt: aăwú, ōaná (S)

Flechtstreifen aus Fiedern der Palmeira:

hōlĕlú (S, N)

nŏmbó (S)

— für Hüte: [173] hălú, halanú (S)

— —, vierzeilig: dolıjá (S)

Angefangenes Tanzgürtelgeflecht auf Flechtrahmen: dōbŏlá (N)

Weiße Erdfarbe: măna-ŭlá (S, N)

Schwarzer Lehm zum Baumwollfärben: ẓŏūblŭlú (S)

Rote Harzfarbe: daūmălé, dōmalé (S); dōmălé (N)

Schwarze Harzfarbe: dŏwŏdalá (S)

VI. Spielzeug, Musik, Tanz, Medizin.

Boot aus Kürbisschale: [174] ıšá (N)

— aus Palmblattscheide: ēlŭdăẓí (N)

Tontöpfchen: baūdí (S)

[175] bĕẓe-lĭkjĭŏlé (S) ♀

[176] wădjıwí (N)

Körbchen: [177] wălılí (S)

Kleines Fischnetz: lahŏlé (N)

Puppe aus Holz: [178] kŏwăkŏwă (N)

— aus Ton, Karajá darstellend:

l(j)ĭkŏkó (S, N); r(l)ikoko (E) — ♀ l(j)ĭkŏkó (S, N)

l(j)ıŏhŏ (N)

lıhŏkúnĭmă (N)

— aus Ton, Kayapó darstellend: klălăŭ (S)

— —, Stamm am Rio das Mortes darstellend:

dōbăí (S)

— —, Mann darstellend: [179] ınŏ (N)

— aus Wachs, Mann darstellend: ınŏ (N)

— —, Jüngling darstellend: [180] nılĭlĭbŏ (N)

— —, Frau darstellend: ădŏbolá (S)

♀ bĭdādŏ (N)

---

[173]) Vergl. Tukumnuß.

[174]) Vergl. Halbcuye.

[175]) = kleiner Teller.

[176]) = Tontopf.

[177]) = Rundkorb.

[178]) Vergl. Holz.

[179]) Vergl. Leute.

[180]) = Jüngling.

♂ ♀

Gewehrnachbildung: [181]) măhāuá (N)
Kreisel: [182]) kŭdauĕ (S, N); kotauă (E)
dăwá (N)
Brummkreisel: [183]) ĭnaŭĭná (S)
Signaltrompete aus Bambus: ŭhŭhúk (S)
—, Flöte mit Kürbisresonanz: [184]) ă(n)djŭlŏná (N); adžiuranĕ (E)
— aus Horn: ăndŭlŏn (S)
Pfeife aus Kürbis: lăkú (S)
wŏlawúk (S)
— aus Blatt: ădjŭlŏná (N)
Rassel aus Kürbis: [185]) ŭăļú (S, N); uărŏ (E) ŭăļú (S)
— aus Affenschädel: [186]) kraŏbí (N)
Surrscheibe: (žĭ-)žadĕké (S)
Schwirrholz: nŏlĭnólĭ (S)
Kratzer aus Schildkrötenschale: [187]) kŏdú (S)
hulĭhúlĭ (S)
Gesänge: djaļhĕní (N)
djauhí (S)
dšĕwĕlĭá (N)
hĭdăhŏ (N)
ĭdjăzó (S, N)
ikŏná (N)
ĭŏbĕzé (N)
makanditā (S)
ulĭjú (S)
wŏrĭzó (N)
Vexierschnitzerei aus Rohr: [188]) b'dŏļé (N)
Fadenspiel: lăļú (S)
Ball aus Maisblättern: dŏkí (S)
Gott: kĭnŏšĭwé (S); sambeoa (C)
Maskenhütte: [189]) hădŏkré (S)
Tanzgürtel: [190]) wădăkáná (S, N); watakană (E)
[191]) lŏļú (S)

---

[181]) Vergl. Gewehr.
[182]) Vergl. Spindelscheibe.
[183]) Vergl. Tanzmasken.
[184]) Vergl. Mundharmonika. C: singen: adjuro. Co: Flöte: tourono.
[185]) Vergl. Vollcuye.
[186]) = Affe.
[187]) = Tracaja.
[188]) Vergl. Pfeilrohr (Schaft).
[189]) hātŏ = Haus.
[190]) Vergl. Mädchengürtel.
[191]) Vergl. Oberarmschmuck.

♂	♀
Tanzhüftschurz: [192]) ɪdjăẓŏ-dĕkḗ (S)	
Tanzanzug aus Palmblatt: dɪlēní (S)	
Tanzmasken: a) dakŏhí (S)	
— b) (ɪ)djaḷhēní (S)	
— c) dšewēlɪá (S)	
— d) halɪdí (N)	
— e) ɪdjăẓő (S, N); hau͡ŭŭ-ɪdjăẓő (N)	
— f) ɪdŏdeẓḗ (N)	
— g) ɪkŏná	
— h) ɪnau͡ɪmí (S, N)	
— i) [193]) (ɪ)ŏŏní (N)	
— k) ɪnjaŭ (S)	
— l) ɪrăbúḷĕ (S)	
— m) ɪrhăkű (N)	
— n) jadí (S)	
— o) jăkrɪrɪ (S); jăkrín (S)	
bemalter Bastschurz dazu: au͡ĕkrɪdjăẓő (S)	
— p) kŏdŭní (N)	
— q) lădēní (S, N)	
Tanzmaske eines Knaben: dãhōdḗ (N)	dãhōdí (N)
Fischtanz: ŭɪjú (S)	
Cascudotanz: ãhú (S)	
Alter Tanz: wŏrɪẓő (N)	
Ringfest: ănărkán (S)	
[194]) ɪdjăẓő (S)	
Husten: wadŏ (S); wato (E); coua'ato (Co)	
Schnupfen: wadŏwḗ (S)	
Geisteskrank: ɪdjōdḗ (S); iticouité = verrückt (Co)	
Tobsucht: ãhãhấ (S)	
Eiternde Beinwunden (Verletzungen): [195]) kudjű (S)	
Rinde zum Auswaschen der Wunden: ŏdŭdĕwő (N)	
Knochen zum Ausbrennen der Wunden: [196]) dɪí (S); [197]) wōlɪsō-tí (S)	

[192]) Vergl. Tanzmaske; dĕkḗ = Hemd.
[193]) Ist vielleicht mit Maske h identisch.
[194]) Vergl. bester Ringer.
[195]) Vergl. E: kuidži = Ausschlag.
[196]) = Unterschenkel.
[197]) tí = Knochen.

♂ ♀

Heilmittel gegen Schlangenbiß: dōăhí (S)
— gegen Zahnschmerz, kleine Frucht: sɪbŭrẽ́ (S)
— –, para tudo: kŭší (S)
— gegen Fieber: kŏdŭlázɪ (S)
— für den Magen: b(ŭ)dōɪlŭ]ẽ́ (S)
— —, a) bēdí (N)
b) dɪlŭăkŏzẽ́ (N)
— gegen Leibschmerz: mōnắ (S)
Purgiermittel: a) hămbŭladṓĕ (S)
b) ă]ăhínŏ (N)
Heilmittel für den Leib, süß: [198]) brăkẽ́ (N)
— gegen Bleichsucht: dōwɪlɪzắ (S)
Ipipokamabrechpulver: hădăṓ (S)
Heilmittel gegen Pocken: a) naûĕkɪĕdɪzŭ́ (S)
b) sɪndăkálăndṓ (S)
c) k]ak]ŭ́ (S)
d) lō]ŭṓ (S)
Rute zum Schmerzlindern: [199]) kŏwō]ŭ́ (S)
Zauberei, allgemein: lŏbŭní (S)
Regenzauber, Einzelrute: [200]) kŏwō]ŭ́ (S)
hŭ]ă]ăhĕdṓ (S)
—, 2 Rohrstäbchen: tɪwắ (S); [201]) hĕtjɪwắ (S)
—, Doppelrute: schwarze: kŭŏ]ŭní (S)
weiße: nŏhōdămŭdắ (S)
Geflochtener Affenpenis als Zauber:
[202]) nŏōkraŏbẽ́ (S, N)
Zauberpfeil (mit Rochenstachelspiße):
[203]) bŏ]ŏhẽ́ (S); lŏbŭnắ (S)
Zitteraal: [204]) kŭŏ]ŭní (S)
hĕtjɪwắ (S)

---

[198]) Vergl. E: ibräke = süß; süßes gegorenes Getränk aus Mais und Mandioka.
[199]) Dieselbe wie Regenzauber: Einzelrute.
[200]) Vergl. Holz.
[201]) = Canna brava (Uba?); vgl. auch Zitteraal-Zauber.
[202]) = Penis-Affe.
[203]) bŏ]ŏ́ = Rochen; vielleicht = bŏ]ŏhŭă̋ = schwarzer Rochen?
[204]) Siẹhe auch Regenzauber, Doppelrute: schwarze Rute.

VII. Adjektiva, Adverbia, Pronomina.

	♂	♀
groß:	ɪẓă̆ (S)	
	[205]) hăkắn (N)	
	i-rariĕ (E)	
klein:	(ɪ)lĭŏḷé (S)	lĭkjĭŏḷé (S, N)
	i-oϑatŏ (E)	
schŏn:	[206]) ha͡u(ĭ)tĕtĕ (S, N); auiture (E); awitori (C); aouineiété ourina (Co)	
gut = ja (sta bom):	ĕmwfḷă (S); ha͡uwíḷĭ (N); ndắnĕhŭ, dẵäwflĭ(ĕ) (T); añuire (E) tawitoo (C)	
schlecht:	ĭbɪná (N); aibina (E); ibine (Co) djoucou (C)	
sehr schlecht:	[207]): ĭbɪnáḷĭ (N)	
bŏse (bravo):	dăbŭrắ (N)	
viele:	[208]) sõĕdĭdí (S); tōĕ-tĭtí-lĭ (N); soetoti (C); son'é toutouré (Co)	
sehr:	tĕdĕ́ (S)	
wenig:	ĭbŭdĕ́ (S)	
warm, heiß:	[209]) djūdŏkĕrĕ́ (S)	
	dōdĕkĕ́ (S, N)	
kalt:	k(ĕ)rĕ (S)	
	[210]) djūdĕdŏ́ (N)	
leer:	[211]) tŭắ (S)	
naß:	hɪdădú (S)	
müde:	[212]) dēŏlūjĕḷé (S)	
	da-ou-say (C) = ermüden	
feig:	bḷă̈bŭ́ (N)	
schmutzig:	bĕšĭ́ (S)	
geizig:	[213]) ăhadjĭlóḷĕ (N)	

[205]) Vergl. E: berō haka = Araguaya (nach Moraes Jardin: Berocan = Rio Grande).

[206]) Vorsilbe ha͡u bei allen Worten der Bedeutung gut, schŏn usw. Vergl. auch Frau. tĕtĕ = sehr. Vergl. Co: gut = aoui'toutoure (Co)

[207]) Zu ḷĭ als Steigerung vergl. viele.

[208]) tĭtĭ = sehr; zu lĭ als weitere Steigerung siehe: sehr schlecht.

[209]) djū = Sonne? dŏkĕrĕ wohl = dōdĕkĕ́.

[210]) djū = Sonne? [211]) Vergl. es ist zu Ende.

[212]) Vergl. E: nehorušérere tehunắre = sie sind sehr faul.

[213]) -ĭlōḷĕ = klein?

	♂	♀
schwarz:	kāĕ-hădŭḷá (N)	
	[214]) i-take-ϑebŏ (E); toroijobo = nègre (C)	
	idabouré = mulâtre (C)	
rot:	[215]) bōḷŏ-nŏ́ (S)	
	kaĕ-ŭrŭkŭ́ (N)	
	i-iϑo; i-take-iϑŏ (E)	
weiß:	[216]) ɪŭdɪ-ŭḷá (S); i-ura (E)	
	taroité (C)	
ich:	dēănắ (S); deára (E)	
	béoté (Co)	
ja:	hă̄ (S); hä (E)	
	ndḗ (S); endē (E)	
	kɪắkɪĕ (S); kjá (N); kiáki (E)	kɪá (N)
	ãā́ (T); siehe auch gut (sta bom)	
nein:	dăhá̩lĕ (S); dahàre (E) = ich will nicht	
	joncon (Co)	
nicht:	kóně (T); kŏ, koṅ (E)	
es ist zu Ende:	ɪ̆tŭắ, ɪ̆tuă̄ḷá (S); itoä, ito-ära (E)	
Ausdrücke des Erstaunens:	kŏbé, băbắ (N)	
— der Bestürzung:	kwḗ (N)	kwḗ (N)
— des Mißfallens:	bw (N)	
Gruß an alle, bei Ankunft:	da͡išḗ (S); tašē, tažē (E); taɪ̆'sé araraɪ̆ne (Co)	
—, bei Abschied:	[217]) ăḷălɪ́nĕ (S); ararine (E)	
	taɪ̆'sé (Co)	

---

[214]) In Zusammensetzungen werden genannt: d(j)ŭbŭ́; vergl.
schwarze Haut: ha͡uŏ-dŭbū-lɪ̆́ (N)
schwarzer Fremder: tō¦ɪ-djŭbŭ́ (N)
schwarzer Baumwollfaden: ă̄ʐŏ-dĕbḗ (S)
ă̄ʐŏ-lŏbŭ́ (N)
schwarzer Lehm: ʐōŭ-b¦ū¦ŭ́ (S)
schwarze Henne: ɪdĕbŭ́ (S)

[215]) Vergl. in Zusammensetzungen: rote Erdfarbe: ʐōŭ-bū¦ḗ (S)
roter Schmetterling: ū¦ắ kŏdɪšắ (S)

[216]) In Zusammensetzungen: weiße Haut: ha͡uŏ-dŭlắ-¦ĕ (N)
weißer Fremder: tō¦ɪ-ŭrắ (N)
weißer Stein: mănā-ŭ¦ắ (S, N)
weißer Baumwollfaden: ă̄ʐŏ-lŭắ (N)
weiße Henne: ɪ̄ŭrắ (S)
vergl. auch Leute (Karajá), Frauenbastschurz, Mandioka.

[217]) Vergl. kommen, gehen.

	♂	♀
Gruß an einen, bei Ankunft:	[218]) kai běhé (S); kai behē (E)	
	[219]) kátělınĕ (S)	
—, dessen Antwort:	děană (S); deara (E)	
	[220]) álălmĕ (S)	
—, abends beim Schlafengehen:	[221]) ănănákrĕ (N)	
danke sehr:	[222]) djŏnődŏkĕ (T)	
fort:	-běhě, -hě (T)	
am anderen Ufer:	kŏmă(lă) (T)	
wiederum, nochmals:	ăndĕkắn (T)	

VIII. Verba.

	♂	♀
gehen:	[223]) dj-oi-(ĭ)tă (N)	ĭkóĭra (N)
geh fort:	boi-ĭklĕwĭšĕ (N); coĭké (Co) = ich gehe fort	
	[224]) hănăkré (S)	
	[225]) lalá (N)	
kommen:	lalắlĭ (T); iroranaréré (Co) = ich bin gekommen	
komm herein:	malő (T)	
komm her!:	ănáklĕ (S); mănákrĕ (N); manáka (E); manaca (Co)	
ich komme schon:	[226]) lalélĭ (N)	
Mensch, der in Karriere läuft:	kakŏlúlŏnĕ (S)	
sich setzen:	b(ĕ)dŭná (S); aron-aine (E); raanhan (C)	
setz dich hierher:	b(ĕ)dırōb(ĕ)dú (S); bădūná (N); bedai (E)	
ausruhen:	hĕlĕl... (T)	
schlafen:	ăn-lŭlú-k (S); ăn-ŏnő-klĕ (N); aṅ-rŏrŏ-krē (E); arourou-cré (C); ronrocré (Co)	kănŏnŏklékŭnĕ (N)

---

[218]) kai = du (E). Vergl. Co: guten Abend = caĭbé'é.
[219]) Wurde übersetzt mit: como passou?
[220]) Wurde übersetzt als Antwort mit: bem!
[221]) Vergl. gehen, schlafen.
[222]) Bei Rückgabe von Streichhölzern, die ich ihnen zum Pfeifenanzünden geborgt hatte, sagten sie: īălú (N)
[223]) Wurzel: (l)oi, (b)oi (T, IV, 20).
[224]) Vergl. komm her!
[225]) Vergl. kommen.
[226]) Vergl. kommen.

	♂	♀
schlafen:	[227]) djoĩdōḷō (N) tauhi (C)	
schnarchen:	dēlō(ĕ)tĕké (N) ra-oron-róm-re (E)	dēlō(ĕ)kūtĕké (N)
lachen:	ădjŭắ (N) routinénanéri (Co)	ădjūwắ (N)
weinen (schreien):	hēbḷú (N); ɪbḷú (N) ro-búrere (E); rabouraré (C); robouréri (Co)	hēbḷŏḷú (N); i-berō (E)
sprechen:	lūbắ (S); i-robeθíre (E, 3. pl.); iroubé-tira (C); na-rubé-tira (E, 3. pl.)	
pfeifen:	jōẓí (N)	ĭkōẓí (N)
niesen:	ādɪẓú (N); hatiši (E)	adɪžú (N)
spucken:	külɪwăkú (N) rubēši (E) rébéchueiaonan (Co)	külɪwăkú (N)
rülpsen:	l'dōé (N)	klăhĭdōĭk (N)
pissen:	ădĕẓé (N) ari-θu-iṅ (E); areceu (C) = Urin	kălĭdfkūn (N); kari-θu-krē (E)
kacken:	ahɪḷắ (N) ari-ku-iṅ (E, 1. sgl.); ari-ku-kre (E) = ich will k.	kălĭkúĭkün (N); kari-ko-krē (E) = ich will k.
coitieren:	hōó (N) ar-auhuēnĭ (E)	kōú (N)
kämmen:	[228]) sɪhónĕ (T)	
Haarabschneiden:	[229]) ăḷabūdešítĕkĕ. (N)	
schneiden (Schnitt):	lĭkōhé (T)	
essen:	dōší (N); rōši (E); loosi (C); rerochique (Co)	lăkūší (N); rokuši (E)
trinken:	[230]) bắ-mŏmó (N); beai (C) arioṅ (E); beă-m-arioṅ-krē = ich will Wasser trinken	[231]) bắ-mĭnū-kĭ-ál-ĭōnū (N)
braten:	kōbĭúnĕ (T); cobiyou'i (Co)	
töten:	bērbōn (T); băre bona (E) rabou (C); ribonara (Co)	
landen:	dōlō, dŏhŏ (T)	

[227]) djoĩd = gehen; ōḷō = schlafen.
[228]) sɪhó = Kamm; nĕ = Verbalsuffix.
[229]) ḷăắ = Kopf; šɪtĕké = Spiegel.
[230]) Zu bă vergl. Wasser.
[231]) ăl = ari = ich (E); Wurzel für trinken: (b)ɪōn (T, IV, 17).

♂ ♀

lügen: hálū (S); arouiré (Co)

bei Streit: mentira: ălōídĕhĕk (S)

Antwort: esse mesmo: sŏóídĕhĕk (S)

suchen, holen: mắlkă (T)

schweig: [232]) lūbăkṓ (S); iroubecoin (Co) = schweigen

ereboθă (E)

wie heißt du? mŏắnī (N); amoīnĕ (E)

warte: jŏklén, jŏklé (N)

džonimbiauráo (E)

gib her! kīáinībīdīṓ (N)

gib mir: Kapitän gib mir: djúnīătĕ kăpītjŏ́kĕ (N)

—, gib mir Tapirfleisch: [233]) kōlí halīló (N)

—, gib mir Ochsenfleisch: [234]) bŏlōlení halīló (N)

ich will: dōánălĕ (S)

ich will nicht: dăhắlĕ (S)

Aufforderung, vamo: lắkă, lăkó, kō (T, III, 2, 5)

—, Partikeln der: kī (T, I, 5)

[235]) klĕ (T, I, 4)

IX. Einige Sätze und Aussprüche.

tjūú dodĕké tĕdé (S): die Sonne ist sehr heiß [wörtlich: Sonne heiß sehr], vergl. E: tiū tákoθă, tiū totókere = die Sonne ist heiß.

bĕắbeší (S) = schmutziges Wasser.

naūĕkīĕ ūăhá (S) = Straußenzehe [wörtlich: Straußenfuß].

kŏdūní ılú (N) = Spur der Schildkröte.

kŏdūnīẓí ıdaūwṓ (N) = Abdruck der Schildkröte in Sand und Ei [wörtlich: Schildkrötenei — . . .].

kăpītắ kaí-tatĕ (N) = bist du der Häuptling? [wörtlich: Häuptling du —].

djīănálīwĕklĕ (N) = ich will töten [wörtlich: ich bin im Begriff, zu —? (līwĕ = ?)]

X. Zahlworte.

♂ ♀

1. sŏhōdí, ẓŏhōdí (S); ẓŏōhí (N); θohodži (E) ẓŏhōdí (S, N)
soodi (Co)
wadewo (C)

---

[232]) lūbă = sprechen; kō = nicht (E). [233]) kōlí = Tapir.

[234]) Vergl. Ochse: boronne, boroleni (C); bororéné (Co).

[235]) klĕ hat auch noch die Bedeutung: im Begriff sein, etwas zu tun (E); vergl. T, I. 4.

♂	♀
2. (ĭ)nat(j)í (S, N); inati (E); naati (Co)	ĭnat(j)í (S, N)
wadebothoa (C)	
3. nadő̠ (S); (ĭ)nadá̆ (S, N); inataṅ, inatã, inatau (E); naatan (Co)	ĭnadá̆ (S); ĭnădánu (N)
wadeboaheodo (C)	
4. ĭnămbĭő (S); inambio, imaṅbio(E); inanoubioa (Co)	ĭmăkʊbĭkő (S)
	ĭnăkʊbĭkő (N)
nōdĭá (S); năʊlĭő (N)	
wadebojeodo (C)	
5. ĭrikri, ılŭk(ĭ)ḷé, [236]) ĭrʊkúrĕ (S); ouroucouré (Co)	ıtūkíḷĕ (S)
[237]) dēbō͡ĭtŭá̆ (S); dĕwō͡ĭtúrĕ (N); θebō itoă (E)	dĕw͡oiĭtjʊré (N)
6. [238]) dēbő ʑŏhōdí (S); wa-θebō θohadži héura (E); wadewa sori (C)	
lēŭljő (S); dēʊdő (N); leiouroma (Co)	lēkăḷőḷă (S); lēkŭlő (N)
7. [239]) dēbő ĭnatí (S); wa-θebō inati héura (E)	
[240]) ĭnătí (S)	natjí (S)
[241]) dēbō lēŭlő (N)	dēbŏkŏlēkjŭlő (N)
natiroclay (C)	
inatirémo (Co)	
8. [242]) dēbő ĭnădá̆ (S); wa-θebō inatã héura (E)	
[243]) ĭnădá̆ (S); naton (C)	ĭnādán(ŭ) (S)
[244]) dĕbōĭtű̆ĕ (N)	dĕbōĭtúĕ (N)
nateureuroma (Co)	
9. [245]) dēbō͡ĭ ĭnămbĭő (S); wa-θebō inambio (E)	
[246]) naoubio (C)	ĭmăkʊbĭkő (S)
[247]) dĕbōlăhó (N)	
[244]) débaĭtoé (Co)	
10. [248]) dēbō͡ıtŭá̆ (S); wa-θebō ibotuma itoă (E)	dĕw͡oi ĭtŭá̆ (N)
[249]) dĕbōlăhú (N)	dĕwŏlăhú (N)
dobossoodite (Co)	
11. [250]) wăhá ʑŏhŏdí (S); inawa-yuhú θedō héura (E)	

[236]) kūrĕ = beide (E).

[237]) dēbő = Hand; ĭtŭá̆ = ist zu Ende.

[238]) = Hand — 1.

[239]) = Hand — 2.

[240]) = 2.

[241]) Vergl. 6.

[242]) = Hand — 3.

[243]) = 3.

[244]) = Hand zu Ende. Wohl falsch.

[245]) = Hand — 4.

[246]) = 4.

[247]) Vergl. 10.

[248]) = Hand zu Ende.

[249]) Vergl. 9.

[250]) = Fuß — 1.

♂ ♀

ŭa͡ulēdó (S)
wawaro-coulgo (C)

12. [251]) wăhá ĭnatí, ŭa͡unĭnadí (S); wawa inati héura (E)
nati (C)

13. [252]) wăhá ĭnădá́, ŭa͡uĭnadó (S); wa-wa inatari héura (E)

14. [253]) wăhá ĭnămbĭó, ŭa͡uĭmăndĭá (S); wa-wa inambio héura (E)

15. [254]) wăhá́ĭ ĭrŭkúrĕ (S)
[255]) ŭa͡i ĭk'lédŏ (S)
[256]) wa-wa itoă (E)

16. wa͡uwó z̦ŏhōdí (S); ina-wakure θohodz̦i héura (E)
[255]) ŭa͡u sŏdĕlédŏ (S)

17. wa͡uwó ĭnatí (S); ina-wa inati héura (E)
[255]) nădjĭ lēdó (S)

18. wa͡uwó ĭnădá́ (S); ina-wa inataṅ héura (E)
nădá͡unĭḷŏ (S)
ina-wa heθedō héura (E)

19. wa͡uwó ĭnămbĭó (S); ŭa͡mămbĭólĭ (S)
ina-wa koko θedō héura (E)

20. [257]) wa͡ĭtŭá́, ŭa͡ĭdŏé (S)
ina-wa reko itoă (E)

XI. Eigennamen, Völkernamen.

Personennamen.

Knaben: S: [258]) maŭz̦í
N: kḷŭmaḷé
ănătŭmá
djōdōĭnó
ĭdjăhŭḷí.
šawaná
djŭăú
Antonio: [259]) băneẕóĕ, [260]) ănănlŏá́, dĕwăší, ŏhăldóă̄

[251]) Fuß — 2.
[252]) = Fuß — 3.
[253]) = Fuß — 4.
[254]) Vergl. 5.
[255]) Vergl. 11.
[256]) = Fuß zu Ende.
[257]) = Fuß zu Ende.
[258]) Vergl. Töpfertonzusatz.
[259]) Namen in einer Zeile sind verschiedene Namen derselben Person.
[260]) Vergl. Jaguar, Katze.

Manoel: wălătárŭ, sĭkĭljḗ, hăḷalĭá
Jünglinge: S: maŭdĭhí
N: dēšĭbrắ
ĭbĕtărá
Männer: S: kăbĭšá
kɑ(ŭ)ḷí
mănĕkōkő
Pedro: dĭmănjű, [261]) ãlŭăẓí
N: Ilk: ɪ́lk, săkrɑwắ
wōbĕtő
kŏrŭmărḗ
atĭkɑḷé
Mädchen: N: o͡išăḷű
dĭkɑlĭá
kabɪoá
măntjĭwădá
măhɪtű
Frauen: S: nōăhắ
dĭwakí
Tapirapémädchen: S: djŭnŏmbí, hăšŭgá

Namen aus Sagen (S)[262]).

Personennamen: 2 Brüder: 1. ha͡uĕkŭbădű (B)
2. ĭšăhán (B)
Ihre Mutter: šɪlĭkérŭ (B)
Ihr Vater: ămbɑólă (B)
Alte Frau: kraōtḗ (= Frosch) (B)
Der 3. Bruder: ɑḷắ (= weiß) (B)
Dessen Großvater: sabŭẓắ (B)
Der Mann im Loch: hŏkɑmáḷĭ, ŏkŭmarĕ (B)
Ein Knabe: kĕnãšɪwḗ (M); vgl. Gott, Echo
Tiernamen: 2 Gaviões: dēnĭdénĭ (B)
Schlange: ɑōhű (B)
Sachnamen: Medizin: wăwēní (B)
Zauberapparat: ōbɪrú (B); vgl. Wurfholz
—: dĕtšɪwắ (B); vgl. Canna brava, Regenzauber

Dorfnamen: Dorf an Mündung des Rio Vermelho: [263]) šĭšămãdó (S)
Dorf unterhalb Mündung des Rio de Peixe: [264]) šĭšá (S)
Dorf in São José: aŭwí (S)

---

261) Vergl. Jaguar. 262) B = Brüllaffensage; M = Mutumsage.
263) Vergl. nächstes Dorf, dessen Filiale es ist.
264) Nach einem Baum genannt, der sehr gute Früchte gibt.

Dorf des Häuptlings Ilk, unterhalb von S. Izabel do Morro: šăndălábĕ (S)

Flußnamen:

Rio Vermelho: [265]) šĭdadĕŏ́ (S)
Rio Araguaya: [266]) bērŏ́ (S); berō haka (E)
Rio Crixa: īwŭ́ (S); hańkiwŏ berō (E)
Rio Cristallino: [267]) kḷalăhŭ́ bērŏ́ (S)
mańriuă-berō (E)
Rio das Mortes: ēuaĭdjŏ́ (S)
ĭuaୣuŭ́ (S)
iuă-berō (E)
Rio Tapirapé: [268]) bērŏ mānắ (S); mana-bēro (E)
[269]) uhŭbērŏ́ (S)

Seenamen:

Lago de montaria: ănĭkírĭ (S)

Inselnamen:

Insel Bananal: [270]) bērōbē(ōw)ắ (S)

Gebirgsnamen:

Berg an Tapirapémündung: awã-lŏ́ (S)
Gebirge bei Dorf Nr. 20, im W: hawă-ĭdjŏ-lĭ́ (N)
— —, im NW: hāwă-djŏ́ (N)
— -- , im N: hawă-djŏ-lĕsắ (N)

Völkernamen.

Karajá: bei sich selbst: [271]) mắ (S)
bei den Šavajé: mŏ́ (N)
[272]) bērĕhŏkŭwăndŭ́ (S)
šŭšŭmădŏ́ (S)
bei den Chavante: wărăšutŏrŏ́ (S)

Šavajé: žăwăjé (N)
[273]) ĭšăndjŭ́ (N); ĭšă(n)dĭwăndŭ́ (S, N)
[274]) bērŏbēŏ́ (S)

Tapirapé: [275]) uŏhŭ́ (S, N); uohu (E)
Kayapó: kḷăḷăŭ́ (S, N); kayabus (E)
Chavante: kl(ō)ŭẓắ (N, S); kḷĭŭẓắ (N); kŭlŏẓắ (N); kŭḷĭẓắ (S)
Cherente: ĭnŏlọ̄tŭ (S)
Canoeiros: tĭăbĕẓắ (S)
Volk am Rio das Mortes: dōbăĭ́ (S)
Volk im Osten: [276]) ĭšăwŭndăhŏ́ (N)

---

[265]) Von brasil. cidade = Stadt? = der von der Stadt (Goyaz) kommt?
[266]) = Fluß. [267]) = Fluß der Kayapó.
[268]) = Felsenfluß. [269]) = Fluß der Tapirapé.
[270]) Bei E. berō beauă = Furo. [271]) Vergl. Leute.
[272]) bērĕhŏkŭ vielleicht = großer Fluß (Araguaya). Zu wăndŭ́ siehe Šavajé, Volk im Osten.
[273]) ĭšă von Halbcuye oder von Schwein? Zu wăndŭ́ siehe Karajá.
[274]) Siehe Insel Bananal. [275]) = Pfeil. [276]) Vielleicht identisch mit den Šavajé.

XII. Europäische Sachen.

♂	♀
Hemd: děkě́ (N); doukon (Co)	
Strohhut: šăpēǒ́ (S)	
Spiegel: šītěkě́ (S) itérénan (Co)	
Streichholz: [277]) hăŏdě́ (N); éotou (Co)	
Eiserner Kochtopf: bōtí (S)	
Beil: ŭōmắ (S, N); uomă (E); ooma (Co)	
Messer: ma(h)ǘ (S); mahau (E); maeu, maou, maldeai (C); [278]) mari'oré (Co) = Messer; maou (Co) = kleines Messer	măk (E)
Facão: măūlēhě́ (S)	
Foice: măūlăbŭ́ (S, N)	
Hacke: blulě́ (S, N)	
Schere: lŭšăsōná́, kŏklăsuná́ (N) ouaré'sina (Co)	kŏklăsuná́ (N)
Nähnadel: dĕkŭlulăní́ (S); kŭlŭnēlŏ́ (N); toucou-rourénan (Co)	dăkjălulanắ (S)
Gewehr: măhăūá́ (N); bakawa (C); macaoua (Co)	măkaūwắ lŏbŏlōwŏ́ (N)
Revolver: ĭkrăšŭ́ (N)	
Geschoß: ĭtōkŏ́ (N); mokawaka (C); manaoutou (Co)	
Mundharmonika: adjulōná́ (N)	
Trillerpfeife: ōmădí́ (S)	
Photographie, Bild: ĭtălăná́ (S)	

XIII. Aussprache brasilianischer Worte.

N: Facão = păcŏ́ N: Farinha = părínjă
chifre = šíprě facer = păsér.

---

[277]) Vergl. Feuerbast.

[278]) Die beiden Ausdrücke Coudreaus für Messer und kleines Messer sind ganz offenbar vertauscht.

B. Šavajé.

Wörterverzeichnis.

(Nur Worte der Männersprache wurden notiert.)

Tierreich.

Tapir: bōlōḷé
Großer weißer Vogel (Art Adler): ụdāḷá
Rotköpfiger Geier: kōdjĭé
Caracara: īdá
junges Huhn: dĕnĭdĕní
Federn, blaugelbe Arara: bīẓá

Federn, gelbe Arara: bīẓá
—, Gavião: (ă)ndaḷé
—, Feine rote Federchen (Flügeldeckfedern des Löffelreihers): wāḷaḷá
Hundsfisch: lādá

Pflanzenreich.

Mais: djĭŭlâidjé
— gelb: šilâidjé
Mandioka: hădjī(ŭ)ḷá
Mandiokaspeise: īŭāḷú

Tabak: kọtí
Jatobafrucht: kuwá
Rotharz: dōmaḷé
Schwarzharz: ẓōbădála

Kleidung und Schmuck.

Frauenbastbinde, weiß: hăbĭŏdá
—, rot: hăbĭŏdá
Mädchengürtel aus schwarzer Baumwolle: wădăkăná
Mädchenrock aus schwarzen langen Schnüren: guŏhí
Netzdecke: rıú
Federhaube: dōlĭdōlí
Federreif mit Stutz aus blauschwarzen Ararafedern: hănaná
Gesichtsreif, mit zwei schwarzen Federstutzen: wa͡idŏhé

Gesichtsreif, mit roten Ararafedern als Stutzen: kŏdšūlŭkŭadšīó
Federschopfstutz: wa͡idŏhé
Federkranz auf hufeisenförmigem Gestell, für Hinterkopf: lōlmá
Hinterhauptsrad aus Federn: lahĭdó
Nackenquasten, für Männer: lōrĭẓá, lōrŭẓá
— für Kinder, schwarz: wadjıklıdjá
Ohrstab: dōhó, dŏhó
Ohrstab mit flacher Federrosette: dōlĭé, dŏhōdúĕ

Ohrstab mit Federtulpe: gnĕdjú
Lippenpflock aus Muschel: ıdjé
— aus Holz: ǫdŭó
Halskette aus blauweißen Früchten: šmlai͡ĭădí
Oberarmschmuck, schwarze Schnüre mit Quasten: dŏlú
Unterarmschmuck, schwarze Schnüre mit Quasten: dŏlú
— zweiteilige Wülste mit Fransen, rot, hinter den Armstulpen getragen: dĕšĭădăẓí
Armstulpen: dĕší

Fingerring aus Eidechsenschwanz: dăbó
Wadenbänder (Abzeichen der Ledigen): dĕŏbĭdá
Wadenschmuck, geflochtene und gequästelte Bänder mit Fransen, rot, für Jünglinge: lŭdja͡ŭwú
— dsgl. schwarz, für Kinder: dĕăhulá
Knöchelbänder (Abzeichen der Ledigen): wălalú, wălălí
Wundenkraher: lădĕdjú
Kamm: ẓıhó

Haus, Hausgerät und Werkzeug.

Mörser: kŏó
Mörserkeule: hăa͡ú
Mandiokareibholz: wŏlănákĭa, kŏlaná (♀ kŏlanákĭĕ)
Mandiokapresse (Stäbchensieb): brădjé, brĕdjé
Rührlöffel: nalĭhí
Tabakspfeife: wălĭŏná
Bogen: djuhădé
Pfeil: wŏhú
— mit Holzknaufspike: dŏbŏlá
Keule: gŏhŏrdé
Instrument zum Riefeln der Keulen: ha͡ŭlĭdjú
Lanze: dŏnŏlí, dŏnŏlí
Wurfholz: haŏbí
Eiserne Schildkrötenangel: ĭbılălŭkú
Steinbeil: ŭŏmădŭĕ, ŭŏmădú
Klopfstein zum Nußöffnen: maná
Ruder: nalĭhí
Kiepe: băh(ı)ulá

Rundkorb: wălilí
Lange Korbtasche: dadá
Transportsack aus Burityfasern: mănší
— aus Palmblatt: lŏlí
Tragtasche aus Palmblatt, schräg verflochten: lŏlí
Länglicher Spankorb mit Deckel: wălăbăhí
Affenfelltasche: djŭlĕní
Langes Kürbisgefäß (für Wassertransport): rŭkú
Halbcuye: wadú
Tontopf, rot: wădjĭwí
Tonschale, rot: wădjıwăŭdá
Spindel: ăẓŏdăó
Baumwollfaden, schwarz: ăẓŏdĕbé
Knäuel aus Baumwollfaden, weiß: ăẓó
Häkelnadel: dĕšĭdŭná
Schwarze Embira: dǫdá

Spielzeug, Musik, Tanz.

Tonschälchen: wadjĭwí lıŏlé
Wachsfigur, eine Jungfrau darstellend: lĭkŏkó

Flechtfiguren aus Palmblatt, Nachbildung des Lippenpflocks?: kăhŏhú

Flechtfiguren, Tabakspfeife: wăllŏnắ
—, Klapperschlange: ămõdădắ
—, Vogel: bŭdōḗ
—, Bienenwabe: dōmắlĭlĭk, bĕdĭdŏ-hắkĭĕ
—, Zweispitʒ (Urubu?): daḷắ, kōdĭḗ
—, Vierspitʒ: djədắ, ʐədắ
—, bewegliche Figur: kŏdŭdŭ́
—, verschiedene unbekannter Deutung: ŭ́əmắ, ĭdjŏḷaḷḗ, ĭnâumí
Flöte aus Kürbis: lŏkŭ́, ădjūlōnắ
Flöte mit Cuyenresonanz: ădjŭlōnắ
Pfeife aus Palmblatt: dūlĕhḗ
Rassel aus Kürbis: wăḷŭ́

Tanzgürtel: wădăkănắ
Tanzarmband mit weißen Federn: dōḷŭ́
Grasschurz für Masken (Gesichtsdeckung): ĭdjaʐṓhĕbĕdṓ, wădăkănắ
Tanzmaske: ɪdjăʐṓ
Nachbildungen von Tanzmasken:
(i)djaḷhəní
lădēní
ămbŭšăwădíă
Namen von Gesängen der Šavajé[1]):
(ĭ)djaḷhəní (N)
dĕsôi dĕsôi (N)

Eigennamen.

Name eines Hundes: wăllhŭ́.

---

[1]) Bei den Karajá erfahren.

C. Kayapó.

Wörterverzeichnis[1]).

I. Körperteile.

Kopf: i-kran . . . . E: i-kran; Co: icran tontoc
Kopfhaar: ĭ-kī́, ı-kī́ . . . . E: i-kiṅ; Co: iqui
Schädel: [2]) ĭ-krāí . . . . E: kran-i; Co: inimoc
Stirn: ĭ-kōkắ . . . . E: kōka; Co: icouca cré
Auge: ĭ-nŏ̱́ . . . . E: i-nō, i-nåkā; Co: inno
Wimpern } [3]) i-no-ō . . . . . . { E: i-noō Co: inno hoho
Brauen } Co: inno ho
Nase: ĭ-nĭă-krḗ . . . . E: i-ńakrēĭ; Co: iniacré
Nasenloch: ĭ-nĭă-krĕkrḗ . . . . . . E: i-ńakrē-krē; Co: iniacrécré
Mund: i-aikoa . . . . E: i-aíkoa; Co: io ĭcoua
Oberlippe: ĭ-nımjú̆ . . . . E: ńeńu
Unterlippe: i-jakō . . . . E: i-yakō; Co: yapé = Lippen
Zunge: ĭ-noto . . . . E: i-ńoto; Co: ignoto
Zahn: ĭ-džoa . . . . E: i-džoa; Co: idjouani
Zahnfleisch: [4]) džoa-ni . . . . . . E: džoa-ni
Kinn: ĭ-ămắ . . . . E: i-kuretka; Co: yama
Lippenbart: [5]) ĭ-njĭnŭ-ó . . . . . . E: i-kuretkaō; Co: ignignouho
Kinnbart: [6]) ĭ-ămă-ó . . . . E: i-amaō; Co: yamao
Ohr: [7]) i-amā-k . . . . E: i-amåk; Co: iamac
Ohrloch: [8]) i-ama-krekre . . . . . E: i-amakrēkrē
Hals: ĭ-mú̆t . . . . E: muṭ; Co: imoute

---

[1]) E = Ehrenreich, Die Sprache der Cayapo (Goyaz). Zeitschrift für Ethnologie, 1894, S. 35—57. U = Ušiking, bei Ehrenreich. Co = Coudreau.
[2]) Vergl. Kopf, Finger, Knie.
[3]) = Auge -ō. Dieselbe Silbe ō als Bezeichnung der Behaarung siehe bei Lippenbart und Kinnbart.
[4]) Zu -ni vergl. Fleisch.
[5]) Vergl. Lippe und Wimpern.
[6]) Vergl. Kinn und Wimpern.
[7]) Vergl. Kinn.
[8]) Vergl. Nasenloch.

Kehle: i-njŏ-krắ-nŭ . . . . E: i-ńokrănu; Co: kran imoute
Oberarm: i-pa . . . . E: i-pa; Co: ipa
Ellbogen, Knochen: ĭ-pa͡ĭnĭŏn . . . E: pakon; Co: ipagnope
— Innenhöhlung: ĭ-pă͡kaĭnĭón
Unterarm: [9]) ĭ-pă-nĭót . . . . . . E: i-ninōt (?); Co: ipagnote
Hand: [10]) i-ni-kra . . . . E: i-nikra; Co: inicra
Handfläche: i-ni-nōt . . . . E: i-ninōt
Finger: [11]) i-ni-krái . . . . E: i-nikrái; Co: inicra rérec
Brust: [12]) i-nio-kṓt . . . . E: i-nio-kot; Co: ignomkot
Weibliche Brust: i-kó . . . . . . E: i-ko
Brustwarze der Männer: [13]) i-niō-mĭắ . E: nio-miă
Bauch: [14]) ĭ-nĭō-kén(ĕ) . . . . . . E: i-nio-ṅu; Co: itic
Nabel: ĭ-nó̱t . . . . E: ńḁt; Co: inot
Penis: ímū . . . . E: imu̥ i-mu̥džă; Co: immou
Hodensack: īrắ . . . . E: iṅgră-ka; Co: ingré
Weiblicher Geschlechtsteil: ĭ-nĭkó̱ . . E: krē-krē
Oberschenkel: i-kiă . . . . E: i-kiă; Co: équié-i
Knie: [15]) ĭ-kŏn-krăí . . . . E: konkran-i; Co: icon cran
Unterschenkel: [16]) i-tă-nĭót . . . . . E: i-tă; Co: ité = Unterschenkel; itégnot = Schienbein
Fuß: [17]) i-pá-ri . . . . E: i-pári; Co: ipari
Haut: ĭ-kắ . . . . E: ka
Knochen: ɪ . . . . Co: nicra
Wirbelsäule: [18]) ĭ-kōí . . . . . . E: ko-i; Co: icoye
Rippe: ănjŏnkŏắ . . . . E: ṅonkoa; Co: irouĭ
Nagel: [19]) ĭ-nĭ-kób . . . . E: i-nikob; Co: inicop
Fleisch: [20]) mrū-nĭí . . . . E: mrŭń-ɪ; Co: mourougni
Leber: ĭ-má . . . . E: ma
Herz: [21]) ĭ-ă-nió-rŏ . . . . E: aniorō
Ader: ĭ-kŭdžắg . . . . E: udžăd; Co: icoudjek
Blut: ĭ-kămrű . . . . E: kamro; Co: camero
Schwanz (von Fisch, Tier): amú . . E: amŭ; Co: amou

---

[9]) Vergl. Unterschenkel.
[10]) Vergl. Finger.
[11]) Vergl. Schädel, Knie.
[12]) Vergl. Kehle.
[13]) Vergl. Brust.
[14]) Vergl. Brust, Kehle.
[15]) Vergl. Schädel, Finger.
[16]) Vergl. Unterarm.
[17]) Vergl. Oberarm.
[18]) Vergl. weibliche Brust.
[19]) Zu i-nĭ vgl. Hand, Handfläche, Finger.
[20]) Vergl. Zahnfleisch. Zu mru vergl. E: Ochse, Pferd, Tier.
[21]) Vergl. Kehle, Brust.

II. Natur.

Naturerscheinungen.

Sonne: mōd	E: mūṭ; Co: moute
Mond: mŭtŭrŭă	E: mūṭură're; Co: moutouroué
Stern: kănyétĭ.	E: kanyeti; Co: caniéti = kleiner Stern
Himmel: kaĭkŏá	E: kaikoa; Co: calcoua
Regen: na	E: nā; Co: na
Berg: kráĭn	E: kraĭn; Co: cragni = Gebirge
Wald: mbō	E: mba; Co: boo
Camp: kăpót	E: kapot; Co: capot
Wasser: ñó	E: ṅgō; Co: ouno
Fluß: [22]) ñōmĕd'	E: ṅgōramed'; Co: ouno cati; ouno boutiré
Steilufer: akṓt	E: akoṭ
Wind: kōg.	E: kogdžabērē; Co: co-oc
Tag: [23]) ăkatĭ	E: mamumtāṅ (?)
Nacht: [24]) ăkamót	E: aka muṭ
morgen: kḷıḷá	E: akatiabē

Mineralreich.

Stein: kĕn	E: kēn, kăn; Co: kein
Erde: pŭká.	E: puĕka; Co: poulca
Sand: pŭkătí	E: puĕka; Co: pouicati
Sandbank: pŭkătınrá	E: pụkatiṅrā

Tierreich.

Tier: m'rĭ	E: mru
Hund: róbrē	E: råb-pră, rōb-pră; Co: oropéré
Arara: manĭamŭ́ (?).	E: mod^{n}; Co: ougné moin
Fisch: tăp	E: tăpe, U: tepe; Co: tep
Pirarucu: mrĭărŭtí	E: mru-arutire; Co: mouriaroti
Pirarara: nĭăpŏktí	E: ńapoktire; Co: nianpocti
Pintado: kóḷă	E: kåra
Piranha, rötliche: ŭăkămrík }	Co: couca cambric
—, schwarze: tătŭktí }	E: Piranha allgemein: hamad^{n}
Matrincham: tăkaŭtí	E: tăp-koti
Piratinga: kămırŏkak	E: kamiroṅ kăk; Co: bédo

---

[22]) mĕd = sehr (E). [23]) = gestern (E).

[24]) Zu mōt vergl. Sonne.

Sardine: nōkrăntúrĕ . . . . E: nō-krăn-tu
Trahira: krūt . . . . E: krut; Co: courouet
Rochen: mĭắntjĕt . . . . E: miăn-tyet; Co: bie in kiet
Krokodil: mí . . . . E; mɪ; Co: mi
—, große Art: mikaktírĕ . . . . . E: mi-kakti
—, kleine Art: mírɪdĕ . . . . . . E: mi-okoayakă
Flußschildkröte: krăntōĭd . . . . . E: krań tod'; Co: coancto-it
Tartaruga: kaprănpotí . . . . . . E: kaprań-poti; Co: caprapocti
Schlange: kắă . . . . E: kańań; Co: kan-o
Sucuriu: krōti . . . . E: kră-ti; Co: oroti
Giboia: ărŭĕrắn . . . . E: arueraṅ
Jararaca: írŭ . . . . E: iru
Klapperschlange: ắbat . . . . . . E: ābat; Co: abat
Eidechse: ŭắt . . . . E: uwít
Chamäleon: kőkĭă
Frosch: brĭpōĭtí . . . . E: bri poĭti; Co: bri-bri = Frosch
bribroĭti = Ochsenfrosch

Pflanzenreich.

Mais: báŭ . . . . E: báu; Co: baeuhou
Mandioka, giftige: kúĕrĕ džő . . . E: kuĕre džod^n
—, Aipim: kúĕrĕ. . . . . E: kuĕre; Co: cou ouréou, coueureu
—, Puva: bērắ . . . . E: kuĕre-kro
—, Beiju: djúĕ, ntjúĕ . . . . . . E: džua-amro
Batate: ɪát . . . . E: yat
Cara: mōp . . . . E: mōp
Banane: tūrĕtírà . . . . E: turetira-džō; Co: touroutiré
Tabak: kărĭnjú, kalĭnú . . . . . . E: kari·o; U: bekrōa; Co: carigno
Genipapo: mŭrŭtí Co: morouti
Uruku: bú
Jatoba: mōt . . . . E: mōt; Co: mooit
Buritypalme: ŭrōắ . . . . E: uṅroa; Co: oungrouá = Palmenart
Guarirobapalme: uóre . . . . . . E: u-óre
Taquara: po̱'é . . . . E: pa-ē
Baumwolle: kădžőnĭ . . . . . . E: kadžot-kadžo-ni; Co: cadjoni
Gras: bő . . . . E: bå
Blatt: pĭnó . . . . E: piṅ-å; Co: piim-ho
Frucht: pĭndjő . . . . E: piṅ-yō, pindžō; Co: piin djo

III. Familie und Staat.

Leute: măn . . . . E: măn
Weiße: [25]) akắ . . . . E: kŏben; Co: mé cacadjo
Schwarze: [26]) kō̱tŭ́k . . . . Co: mé catouc
Mann: me-omŭ́ . . . . E: meomi̧ ; Co: yabatoye
Frau: mē-ní . . . . E: meoni; Co: ipron
Jüngling: [27]) măkŭ́dĕrērĕ . . . . . E: nodžúre; Co: gnogno nouré
Knabe: nĕnõdírĕ . . . . E: meoboktira
Mädchen: kŭrārĕrắ . . . . E: kurărară, măn prim
Säugling: kárŏrĕ . . . . E: ikráre; caro
Gatte: ĭmıắn . . . . E: miăn; Co: imiène
Gattin: ıprŏ́m . . . . E: prōm; Co: ipron
Vater: djūnŏắ . . . . E: džūno; U: dūnoã; Co: djounoua
Mutter: nĭrıwắ . . . . E: ńiri; U: nirōã; Co: niri
Sohn: ĭkrá . . . . E: ikra; Co: icra
Tochter: ĭkrá . . . . E: ikrā
Bruder: ĭtŏ́ . . . . E: itā, itoń; U: oĭti; Co: icamou
Schwester: ĭkănĭ́kūĕ . . . . E: iiot; Co: angméré
Neffe: [28]) kra-nu . . . . E: kranu; Co: cranou
Großvater: njĕté . . . . E: ńetoa; Co: tou-i-oua
Großmutter: tūĭwắ . . . . E: tuia; Co: irouari
Enkel: ĭtắmdjŏă . . . . E: itamdžo
Häuptling: căpĭtắ. . . . . E: komnură; Co: coutem méoba
Fremder: tōrĭnắ (?) . . . . E: gō-kaya med'.

IV. Kleidung und Schmuck.

Penisstulp: [29]) ĭmū-djé
Schurz, an Hüftschnur für Knaben, aus Baumwolle: [30]) īkladí
— —, aus Baststreifen: [31]) mănãkl̦ŭ́,
[32]) kadjŏ́d
Tuch: kobenkŏ́ . . . . E: koben-ko; Co: coubenco

---

[25]) Vergl. weiß (E): ka-yakā.
[26]) Vergl. schwarz (E): ka-túga, dūk.
[27]) Vergl. nächste Worte; allen gemeinsam die Endsilbe: ēre, īre, ŏre.
[28]) Vergl. Sohn.
[29]) Vergl. Penis. Zu djē vergl. Schurz, Kopfbinde, Nackenfeder einzeln, Nackenquasten, Oberarmband, Gürtel aus Thevetiafrüchten, Knöchelbänder.
[30]) Vergl. Nackenquasten aus Bast.
[31]) Vergl. Bastarmband. Zu kl̦ŭ́ vergl. geflochtene Hinterhauptscheibe, Bastarmband; kăŭl̦ŭ in: Nackenfedern, Schnurhalsband.
[32]) Vergl. Baumwolle.

Kopfbinde mit zwei Stirnzipfeln, aus Bast geflochten: [33]) krăn-djĕ
Diadem (Kopfband mit senkrechten Federn): ĭdjăká
[34]) kḷüărămű, krūĭămúd(ĕ)
Großes Stabdiadem mit kurzen und langen Federn: [35]) ijőkŏ
Federkranz mit hufeisenförmigem Geflecht für Hinterkopf: kāūlĭăḷá
māŏĭ
Geflochtene Scheibe, für Hinterkopf: [36]) gắn-krū, dĕn-klú
Nacken- und Hinterhauptsfedern, mehrere nebeneinander (blaue Arara):
[37]) mănĕmü-káüḷü
—, Straußenfedern: [38]) mŏdıó, mádĭ
—, auf Stab montiert: krŏăbű
Nackenfedern, einzeln: [39]) (ĭ)nōkrĕ-djí
[40]) mănĭamí
Nackenquasten aus Bast, für Knaben: [41]) ōklē-djí
Nackengeflecht aus Bast: [42]) kūbíbrĕ, kūbíbrĕ
Loch im Ohrläppchen: nĭkră-kăkű
Ohrpflock: [43]) ĭ-kḷă-kăkó, ĭ-kḷă-kăkű Co: nicrégaco
Ohrstab: bălĭdjóă
Ohrpflock mit Muschelscheibe: [44]) ñób
Hölzerne Ohrrollen: hạtíḷü, hatúḷü
Lippenpflock aus Holz: [45]) hakŏ-kăkű, jakŏ-kăkű Co: iacocaco
— aus Stein: klüdūḷő
— mit Tukanschnabel: nrő, nŏlő'krĕ
Halsband aus Muschelscheibchen: [46]) ñób-(e)rĕ
— aus roter Schnur geflochten: [47]) hăkĕt-kăúḷü
— aus roter Schnur mit Quasten: [48]) kadjód
— aus weißen Glasperlen: [49]) ãgő, ãá
Halsgehänge aus Federbüscheln: [50]) ĭŏkrē-dő
Halsanhänger aus Schildpatt: mŏnjăklád

---

[33]) = Kopf- dje. Zu dje vergl. Penisstulp.
[34]) Zu mūd vergl. E: Arara.
[35]) Vergl. Diadem.
[36]) Zu kḷü vergl. Anm. 31.
[37]) Vergl. Arara und Anm. 31.
[38]) = Strauß.
[39]) Vergl. Kehle ĭ-njŏkră-nŭ; zu djĭ vergl. Anm. 29.
[40]) = Arara.
[41]) Vergl. Schurz.
[42]) vgl. Schlafmatte, Sitzmatte.
[43]) Zu kăkŭ vergl. Lippenpflock.
[44]) Vergl. Halsband aus Muschelscheibchen; vielleicht Name der Muschel?
[45]) = Unterlippe-kăkű. Dazu vergl. Ohrpflock.
[46]) Vergl. Ohrpflock mit Muschelscheibe.
[47]) Zu kăüḷü vergl. Anm. 31.
[48]) Vergl. Baumwolle.
[49]) Vergl. E: Glasperle: aṅo
[50]) Vergl. Kehle.

Armschmuck, Oberarmband mit Federbüschel:
bada(ĭ)dúk, [51]) bĭbă-djé
—, Bastarmband für Knaben: [52]) mănăklú
—, geflochtene Armbändchen mit Früchten, für Kinder: [53]) ĭnĭ-í, wülĕkó
—, geflochtene Armbänder, breit, mit Fruchtbüscheln: [53]) hülĕkó hĭí
—, Armstulpen aus Baumwolle: [54]) kadjód
Schärpe für Mädchen aus schwarzen Baumwollschnüren: [55]) hălăpé, (d)jarăpé
Gürtel aus Thevetiafrüchten: [56]) ĭnĭnkra-djí
— aus Klauen: mülĭnjú
Wadenbänder aus Baumwollschnur: káĭ Co: cahin
Knöchelbänder: [57]) mĕdăbrĕ-djó
Wundenkratzer: kăbódĭ
Bemalungsstempel, Schlangenwirbelsäule: [58]) gánŏ(ĭ)
Kamm: [59]) pĭndjöré, pĭntjúălĕ E: pindžoáre.

V. Haus, Hausgerät und Werkzeug.

Haus: kíkrĕ, kĭkré . . . . E: kikre; Co: quicré
Schlafmatte: [60]) kübíb . . . . E; kupip; Co: coupip
Sitzmatte aus Burityfasern: [61]) rüaü kübíb
Hängematte: bĕpütú. . . . . E: beputu
Feuer: kúwü . . . . E: küi, kuuę; U: kõã; Co: cououéou
Rauch: kúwüküm . . . . E: kunę kum; Co: cououéou coum
Brennholz: pí . . . . E: pinra
Feuerquirl: álalĕ
Feuerfächer: [62]) küwümkalĭbjelĭdjó . . . . . Co: couououou caribéré djo
Mandiokareibholz: rará . . . . E: rara; Co: cououréou rot
Mandiokapresse: klĭó

[51]) Zu dje vergl. Anm. 29.
[52]) Vergl. Schurz.
[53]) Vergl. Hand usw.
[54]) Vergl. Baumwolle.
[55]) Vergl. Kindertraggürtel.
[56]) Vergl. Hand. Könnte wohl auch ĭnjŏkră-djĭ heißen (vergl. Kehle). Das Ganze sieht eher wie eine Halskette aus. Zu djĭ vergl. Anm. 29.
[57]) Zu djŏ vergl. Anm. 29.
[58]) Vergl. Schlange.
[59]) Zusammenhang mit brasilianisch pente = Kamm?
[60]) Vergl. Nackengeflecht.
[61]) = Buritymatte.
[62]) Vergl. Feuer.

Tabakspfeife aus Ton: ñú
— aus Jequitibafrucht: [63]) wälïkökó . . . . E: ku-arikoko; Co: ouori-coco
Bogen: djüdjé, djüdé . . . . E: džudžä; U: derätukä Co: djoujé
Bogensehne: djüdjēdjé . . . . E: džudžä-džä
Pfeil: krúä . . . . E: krúa; Co: couroua
Keule: kó . . . . E: kō; Co: co
Instrument zum Riefeln: múlüraí
Steinbeil: kén
Eisenbeil: krämán . . . . E: krämän; Co: cranmen
Kindertraggürtel: [64]) ïäräpé, jäḷapé
Kiepe: käd' . . . . Co: réré copro; cateoc
Runder Transportkorb: kó(ö), känïkó . . . . E: kåhå
Umhängetasche, geflochten: ḷalá
Maistasche, geflochten: káï(ĕ)ré, [65]) kübïbrĕ
Kürbisbehälter: [66]) ñötäïd, ñökrát . . . . . E: ṅgō-krat; Co: ouno iang iendjo; ougnotonat = Kürbisbaum
lökónĕ
— mit Geflechtdeckel: wökón
Urukumörser aus Holz: käüwá . . . . . . Co: caouo = Mörser
Wachsmischholz: köb
Spindel: külüänó, (k)rüänó . . . . E: krúa-no
Spindelscheibe aus Stein: mülükó
— aus weicher Erdmasse, ohne Loch: ñú
Baumwollfaden: kädjód . . . . Co: cadjot djé
Faden: kadjod-kũra . . . . E: kadžot-kuṅra
Bastfaser: [67]) ñráü.

VI. Musik, Tanz.

Cuyentrompete: ïnjöí . . . . E: ṅgō-i
Flöte aus Rohr: höí
Kürbisrassel: [68]) ñötá(ï)d . . . . E: mekiredža, ṅgō-tad'
Fischtanz: ärüäná
Ein Gesang: mēïtóró.

[63]) = Karajáwort.
[64]) Vergl. Schärpe.
[65]) Vergl. Schlafmatte, Nackengeflecht.
[66]) Vergl. Kürbisrassel.
[67]) Vergl. Burity.
[68]) Vergl. Kürbisbehälter.

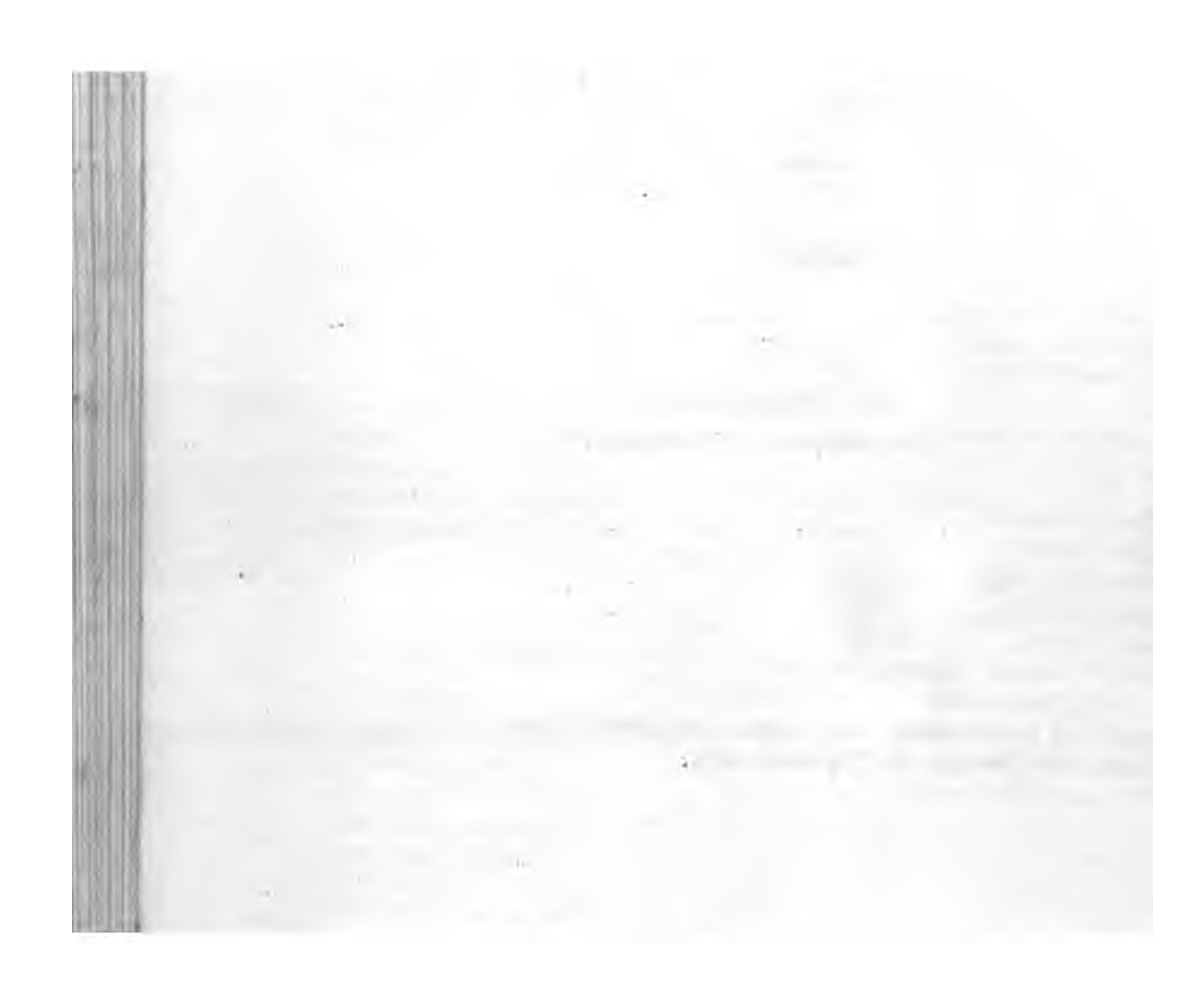
VII. Verschiedenes.

heiraten: bāĭ prŏnõ o̱lĕmấ . . . . E: naruma oprōm boi
setʒ dich: márĭnjĕ . . . . E: ba-niuṅ, ba-idṅiuṅ = sich setʒen
es ist zu Ende: ăĭĭkatí . . . . E: marikatia (Uśikring)
Fremde Stammesnamen: kăĭĭšấ
ŭšĭkrí
gŏrŏtırế
Eigennamen von Männern: tŭkú
tărĭkú
fŏntóră
bếb'ōră
kŏgdjórŏtĭ
bōĭbōĭdjĭ.

D. Tapirapéworte,

von Karajáindianern mitgeteilt.

Tabak: bắdű́mā
Uruku: kāấ
Penisstulp: hōŏḷấ
Kamm: kŭwấă
Keule: ıwŭrấ
Cuye: Vollcuye, Cuyenflasche: kŭıtấ
—, Halbcuye: kăšēdí
Puppe aus weißem Stein, eine Jungfrau darstellend: dīŏhó
Name eines Gesanges der Tapirapé: ăkḷıḷí.



Anhang II.

A. Texte der Karajá.

Im nachfolgenden will ich einige Texte wiedergeben, für die ich die Übersetzungen erhalten habe. Kuriši erzählte sie mir vor São José, während er einen Korb dabei flocht. Jeder Satz wurde von mir so lange nachgesprochen, bis ich das zu seiner Zufriedenheit tat; erst dann notierte ich ihn und ließ mir die brasilianische Übersetzung geben. Nachstehend setze ich diese seine brasilianische Übersetzung dazu, sowie eine Erläuterung der einzelnen Worte, soweit mir diese zu geben möglich ist. Ich möchte das Ganze nur als Materialmitteilung betrachten.

Charakteristisch ist Inhalt und Form dieser Texte. Sie stellen kleine Erzählungen dar, die Kuriši zum Teil selbst erfand in dem Augenblick, als er sie mir sagen sollte. Meist geben sie Szenen aus dem täglichen Leben der Indianer in Rede und Gegenrede wieder und gewähren so einen guten Einblick in das Denken und Handeln dieser Leute. Einer dieser Texte (VII) gibt eine Sage wieder. Kuriši hatte sie erst brasilianisch erzählt; ich bat ihn darauf, mir sie auf karajá zu erzählen. Daraufhin teilte er mir diese wenigen Worte mit. Sie geben ein ganz knappes Gerüst der Sage ab, das vielleicht überliefert wird und den Indianern als Anhalt beim Erzählen der Sage dient.

Erzählungen.

I. 1. bdōlōkērő[1]) 2. ănakḷé 3. dérbün 4. lĭkŏhéklĕ
cassar Pirarucu. você mattou? mattei. vamo cortar carne
5. kĭkóblĭūn 6. lóü(w)ă 7. kíză
moquea o carne. sta moqueado. vamo tirar carne do fogo (para comer).
8. ítŏă
acabou.

II. 1. bẹ̆dẹ̆dómăḷkă 2. dắwă 3. ăa͡unflēwŭ 4. ɪrĕna͡ún
Honigsuchen. tirar mel. sta gordo. tem multo samorro.
5. kāŏẓĕdí(w)ŭ 6. īhōkónĕ(wĕ) 7. ãá 8. ɪtŏá
pedacinho de mel. não tem a bea. é. acabou.

[1]) Die gesperrten Ausdrücke stellen eine Art Überschrift dar.

III. 1. lăhădṓmălkă — Wespenhonigsuchen. 2. lákă — vamo. 3. ıtjŏndĕ — tem. 4. ĭwŏlkṓnĕ — sta magro, não tem mel.
5. lăkóbĕhĕ — vamo embarcar.

IV. 1. kūŏlúmălkă — vamo na roça. 2. érŭdētĕ — tem raiz? Tem. 3. ırŏmbĕdă — tira mandioca mansa tambem.
4. ăa͡uwḗ — deu (?). 5. kóbĕhĕ — vamo embora. 6. fŭtjĭĕ — sta pesado. 7. ãắ — é. 8. hel̦él̦kĭhŭn — vamo descansar.
9. hĕlĕdḗhŭnălk — descanso, vamo embora. 10. ãắ — é. 11. lákă — vamo (sta na canoa). 12. kŏdŭl̦ánberbōn — matta um peixe.
13. lkól̦ŏ — eu mattei; vamo encostar, comer peixe. 14. lĕkĭsṓklĕ — assa. 15. kfrōšĭ — comer.
16. dắhĕdŭ — incheu. 17. lăkfũ — vamo beber aqua. 18. kō̠tēṓkĭdŏ — vamo pitar 19. lákăhĕ — vamo embora.
20. lo͡iílelĭ — chegou? cheguei. 21. ănărsıhṓn — agora eu quero pentear Você. 22. dēšĭhútă — agora sta pronto.
23. ĭŭērmúbĭŏn — toma cauim. 24. heĭtjắmŭmă — vai buscar lenha. 25. dāhămắnŭndắlĭwă — cheguei. 26. malṓ. — Você entra.
27. mŏhŏl(ŏnk)ĕ kfădjĭ — agora Você dorme.

V. 1. mŏmbṓlal̦ăl̦ı — là vem um canoa. 2. dēbó — cade elle? 3. kŏmălăl̦elfhũ — là no outro lado. 4. kămălăhōdjúlănĕ — sta singando.
5. kŏmălanălıhínălelĭ — quando chega là na beirada do matto, sta remando. 6. dădắlĭămbŏ — agora chegeu; salvo.
7. (n)ăl̦ắl̦ĭnı — salvo. 8. ănıwĕrúbiũ — dê cauim, vai comer. 9. ndắnĕhũ — sta bom. 10. djŏnṓdōkĕ — multo agradecido.
11. ărōíklĕhĕ — agora eu vai. 12. b(ō)o͡i — elle vai. 13. kănălĕwĭdjĭ ăndĕkándōlōkl̦ĕn — agora sta incostando outra vez.
14. dăãwílĭĕ — sta bom. 15. ĭwŭērán ăndĕkáalıl̦alēn — eu guardo alguma cousa por Você.

VI. 1. ĭtjĭădŏmănlắkl̦ĕn — là vem canoa da moça sò. 2. ūŭrdélĕhĕ — não tem pai, não mai.
3. dēwắsŏlănĭ — cade sua gente? não, vem mesma sò viajante. 4. kătjflal̦ănĭ — gente vem atraz.
5. dăãwflĭ — sta bom. 6. ka͡iwṓtăbē ēkŏwŭndo͡iĭtē — Você là vem adiante. 7. bo͡ibŏhĕ — sta bom, vou.
8. ănōél̦ăklĕhĕ — Você vai indo. 9. kăkĕnŭbōlal̦ắl̦ĭ — elles là vem. 10. tšṓhŏkĕnă — deixe elles vem.
11. kŭăkĭlŏl̦ĭdṓhŏkl̦ĕ — elles sta incostando por almoçar. 12. lūdjĕbŭlăhămănălélĭkl̦ĭ — elles chegam amanhã.
13. loĭdél(e)ĭwĕšĕ — elles sta ahi ainda. 14. ăhădjĭdúl̦ălă — elle jà foi. 15. dıudḗblăhắn — elles foi madrugada, sem ver.

Die Mutumsage.

VII. 1. kĕnāšiwé — rapaz. 2. dalāhīlīwé — mutum. 3. hāīdjālalá — Você busca lenha. 4. dāīdilí — dexou.
5. ūŏhú mālešiwé — flechase no dedo de perna. 6. bīū līdāhān — mutum toma chuva, entra na casa.
7. līhīdāhān — rapaz sahiu no mutum. 8. šībīlūhīdĕhó — mutum foi no matto outra vez. 9. ītūá — acabou.

Gesänge.

1. ōlādō ānārkánū, ānārkánū wīrōté wīrōté
   menino brincam ajuntar.
2. ōtīkālālō, ōtīkālālō, līkōhá līkōhá, hāuĕké hūālīó
   para comer a cortaria mulher comer.
3. āntūĕdjā tām
   mulher sta casando homen; homen de outra qualidade foi com ella.

B. Erklärungen und Anmerkungen zu den Texten.

Erzählungen.

I. 1. bdōlĕké = Piraracu; -ra = Verbalsuffix (E).
2. anakrē (E) = kommen (E). Vgl. geh fort! komm her! also wohl: ich komme.
3. wohl verhört für bērbōn = töten (T); vgl. IV, 12[1]). töten (E): bāre bona; (C): rabou.
4. līkōhé = schneiden. Vgl. Gesänge 2; siehe oben.
   klĕ = 1. im Begriff sein, etwas zu tun (E); vgl. I, 2; V, 11, 13; VI, 1, 8, 11, 12. 2. Suffix bei Imperativen (T); vgl. IV, 14.
5. kōbīū = braten (E);
   -ne = Verbalsuffix (E).
   kī = Suffix bei Imperativ (T); vgl. I, 7; IV, 8, 15, 18, 27.
6. -wā vielleicht = -ra = Suffix des eingetretenen Zustandes (E).
7. kī siehe I, 5.
8. ītōā = es ist zu Ende. Schlußwort fast aller Erzählungen.

II. 1. bĕdĕdó. Honig: bedó; beθāwū (E).
   málkā = suchen, holen (T); vgl. III, 1; IV, 1.
2. Vgl. dazu: dāwá = Wachskreisel; kūdāwá = Spindelscheibe (Ton, Knochen, wohl auch solche aus Wachs). Wachs dagegen: tābōlá.

---

[1]) Diese Hinweise beziehen sich auf die betreffenden Sätze der Texte.

3. ăa͡ūn: vgl. II, 4. Beidemal Begriff der Menge (dabei Begriff des Erwünschten) (T). Vgl. IV, 4; V, 14; VI, 5; sowie schön, gut. āā = ja; II, 7.
   -ilĕ: vgl. II, 4: ırĕ-; II, 5: -ıwū; II, 6: ihŏ-; III, 4. In allen Fällen handelt es sich um Honig oder Bienen (T).
4. Vgl. II, 3.
5. kăŏẓĕd-fwū. kaŏẓĕd = ?; zu fwū vgl. II, 3.
6. ihŏ-: vgl. II, 3; -kōnĕ vgl. E: koṅ = nicht; vgl. III, 4. -wĕ = ?
7. āá = ja. Zustimmender Ausruf (T). Vgl. auch dā-ā-wfīlĭĕ: V, 14; VI, 5.
8. Vgl. I, 8.

III. 1. lăhădŏ = Wespenhonig? (T). mălkă vgl. II, 1.
2. lắkă = Aufforderung: gehen wir (T). Vgl. III, 5; IV, 11, 17, 19.
3. = ıtjŏ-ndé? ndé = Bejahung. ıtjŏ = ?
4. Vgl. II, 6.
5. Zu lăkó vgl. III, 2;
   -bĕhé = fort (embora) (T), oft nur hĕ; vgl. IV, 5, 19; V, 11; VI, 7, 8. In der Übersetzung ist embarcar vielleicht verhört für embora. Aber auch im Ausdruck einschiffen liegt der Begriff des Fortgehens.

IV. 1. küŏlú- = ? málka vgl. II, 1.
2. Zu éru vgl. IV, 3: ırŏ; beide wohl = ı(ĭ)lú = Aipim.
   dētĕ = tede = sehr? Also = sehr viel Aipim.
3. Zu ırŏ vgl. IV, 2, ērū.
   m- = Imperativpräfix (E).
   bĕdă = herausziehen?
4. ăa͡uwé = Bejahung. Vgl. V, 14; VI, 5.
5. Vgl. III, 5.
6. = es ist schwer?
7. Vgl. II, 7.
8. hŏlĕl- = ausruhen (T).
   kĭ = Aufforderung; vgl. I, 5.
   hun: entweder zu hĕlŏl gehörig (vgl. IV, 9) oder besondere Silbe unbekannter Bedeutung, vgl. IV, 9; V, 3, 9.
9. Vgl. IV, 8. -alk = unbekannter Bedeutung.
10. Vgl. II, 7.
11. Die beiden haben sich ins Boot begeben zur Heimfahrt. Vgl. III, 2.
12. ködūlá = kădŏlá = Fisch.
   n = m = Imperativpräfix.
   bērbon = töten. Vgl. I, 3.

13. = lăkó-ļŏ; lăkó = Aufforderung: gehen wir; vgl. III, 5, 2.
ļŏ vielleicht = ļŏšĭ = essen, also: laß uns essen.
14. klĕ = Suffix bei Imperativen, vgl. I, 4.
kĭ = Imperativpartikel, vgl. I, 5; hier eingeschoben?
lĕ-sō = rösten?
15. kĭ = Imperativpartikel, vgl. I, 5;
ļŏší = essen.
16. dắhĕdū = ich bin satt.
17. lăkfū. lák(a) = Aufforderung, vgl. III, 2.
ṙū = trinken; vgl. IV, 23; V, 8; E: beă-m-arioṅ-krē: beă = Wasser;
m = Imperativpartikel; ar = ich; ioṅ = trinken; -kre.
18. ki = Aufforderung; vgl. I, 5.
kō̱tēó = Pfeife rauchen; von kō̱tí = Tabak.
19. gehen wir; vgl. III, 2; zu hĕ vgl. III, 5.
20. Begrüßung zu Haus. Die Frau fragt: bist du gekommen? Antwort: ich bin gekommen.
loií, von gehen: ōi (T); vgl. V, 11, 12; VI, 6, 7, 8, 13.
Vgl. auch gehen: ♂ djoi(ĭ)ta (N), ♀ ĭ-k-óĭ-ră (N); geh fort: boiĭ-kļé-wĭšĕ (N).
lelĭ = rere(?) = Gegenwartssuffix (E).
21. an = ? = dich? (vgl. V, 8).
ar = ich (E).
sɪhó = Kamm.
-ne = Verbalsuffix (E).
22. de = ?
šĭhū, von sɪhó = Kamm.
-tă = ra(?) = eingetretener Zustand (E).
23. ĭūērmú, von ɪūărúk = Mandiokaspeise. m = Imperativpartikel, hier eingeschoben.
bĭŏn = trinken; vgl. V, 8; IV, 17.
24. heĭtjắmūmă. Zu heĭtjă vgl. hăĭdjă in VII, 3 = Brennholz? Brennholz: hăắ; Feuerbast: hăŏdĕ.
mūmă = ?
25. dăhămắnūndắlĭwă = ? Kommt zurück vom Holzholen, meldet sich an.
26. maló = tritt ein. m = Imperativpräfix (IV, 3). aló, Zusammenhang mit lăļăļɪ(?) = kommen (T).
27. m = Imperativpräfix (IV, 3).
ŏhŏlŏnkĕ, vielleicht verhört für ănŏnókļĕ = schlafen.
kɪ = Partikel bei Imperativen, vgl. I, 5.
ădjĭ = ?

V. 1. mŏmbó = ? Boot = āwó.
lalāll = kommen (T); vgl. V, 3, 5, 7; VI, 3, 4, 9, 12. Vgl. ich komme schon: lālélĭ (N).
2. dēbó = wo ist es? dĕ- = wo (E). bō = ?
3. kŏmă(lă) vgl. V, 4, 5. Die Endsilbe -la kann auch zu lēlĭ gehören (V, 5): lălēlĭ = kommen; jedenfalls bedeutet kŏmă(lă) am anderen Ufer (T).
(lă)lēlĭ = kommen.
hú = ? Vgl. V, 9.
4. kămă-lă, vgl. V, 3.
hōdjú = Bootsstange. -lă = -ra (?) = eingetretener Zustand (E); -nĕ = Verbalsuffix (E).
5. kŏmă-lă, vgl. V, 3.
nălıhĭ = Ruder. -nă = Verbalsuffix (E).
lēlĭ: entweder = rere (?) = Gegenwartssuffix (E), oder mit la- zusammen = kommen (vgl. V, 1).
6. dădālĭămbō, vielleicht verhört für lălālĭ = kommen; ămbŏ = ?
7. = Gruß. Zusammenhang mit lalālĭ = kommen?
8. ăn = ? = dich? vgl. IV, 21.
ıwĕrū von mārúk = Mandiokaspeise.
brú = trinken; IV, 23, 17.
9. ndā = ja. -ne = ? hū = ?, vgl. V, 3. Das ganze = Bejahung: gut (sta bom): V, 14; VI, 5.
10. = danke sehr (?)
11. ar = ich (E); o͡i = gehen, vgl. IV, 20. klĕ = im Begriff sein (E).
-hĕ = ?, vielleicht verkürzt für -bĕhé = fort, vgl. III, 5.
12. b(ō)o͡i: o͡i = gehen, vgl. IV, 20.
13. kănălĕwĭdjĭ (verhört für kŏmălă? = am anderen Ufer, V, 3) = ?
ăndĕkăn = wiederum, nochmals? (T).
dōlō = landen (T), vgl. VI, 11. -klĕn = im Begriff sein (E).
14. dā = ja, vgl. V, 9. dā-āwflĭĕ, -a͡ūwflĭĕ = gut (Bejahung); vgl. VI, 5; vgl. gut.
15. ĭwūĕră = ?
ăndĕkă = wiederum; vgl. V, 13.
alĭ = ich (E); lalēn = ? = rare? = Perfektpartikel (E), oder von lalālĭ = kommen?

VI. 1. ĭtjĭădŏmă von jădómă = Jungfrau.
nlā- von lalālĭ = kommen, vgl. V, 1.
klĕn = im Begriff sein (E).
2. Zu dēlĕ vgl. VI, 13.
3. dē = wo? (E). lănĭ von lalālĭ = kommen? Vgl. V, I.

4. kätjí = ? laļānĭ = kommen, vgl. V, 1.
5. Vgl. V, 14.
6. kai͡ = du (E).
wötäbe = ?
ekŏwünd = ?
oi͡ĭtĕ von oi͡ = gehen, vgl. IV, 20.
7. boi͡ von oi͡ = gehen, vgl. IV, 20.
bŏhe = bĕhĕ (?) = fort, vgl. III, 5.
8. entweder: ar = ich; o von oi͡ = gehen; era = gleich (E); kļe = im Begriff sein (E); hĕ = fort (vgl. III, 5).
oder: ar = ich; oe = oi͡ = gehen; -ra = Partikel bei Intransitiven (E); kļĕhĕ wie oben.
9. käkĕnübo = ? laļālĭ = kommen; vgl. V, 1.
10. = ?
11. küäkĭlŏļĭ = ?
dŏhŏkļĕ: entweder = dolo = landen (T), vgl. V, 13, oder von ändŏļdŏhŏ = Frühstück. In diesem Wort kann aber der Begriff des Landens wohl enthalten sein, da man zum Frühstücken an Land gehen muß. Auf den Bootsreisen der Indianer spielt das Landen zum Frühstücken und zum Übernachten eine große Rolle.
12. lüdjĕbü = E. rudžebu = morgen.
lăhā = ?
ma = Futurpräfix (E).
nälelĭ = laļālĭ (?) = kommen; vgl. V, 1.
kļĕ = im Begriff sein (E).
13. lŏĭ von oi͡ = gehen; vgl. IV, 20.
delĕ = ? vgl. VI, 2.
ĭ-wĕšĕ = ? vgl. geh fort: boi͡ĭ-klé-wĭšĕ (N), von: boi͡ĭ = gehen; kļĕ = im Begriff sein.
14. ähādjĭdü = ?
ļälä = rare? = Perfektpartikel (E).
15. drudĕ = ?
b-lähän = läļän?, von ļäļālĭ = kommen; vgl. V, 1.

Die Mutumsage.

VII. 1. = Name des Knaben = Echo = Gott.
2. dälähĭlĭwé = ?
3. hāĭdjā = hĕĭtjā = Brennholz? Vgl. IV, 24.
-la = Verbalsuffix?
-ļá = ?

4. = ?
5. ūŏhú = Pfeil.
   mălĕšīwé = ? šīwé auch in kĕnăšīwé (VII, 1).
6. bīú = Regen.
   līdăhăn = jemand treffen, auf etwas fallen, stürzen usw. (T), vgl. 7.
7. līhīdăhán.
8. = ?
9. = es ist zu Ende.

Gesänge.

1. ōlădō vgl. ōdădú = Knabe.
   ănărkánū: ănărkán = Ringfest; wohl Spiel überhaupt. -nū = nĕ (?) = Verbalsuffix (E).
   wīrŏté = ? (sich vereinigen).
2. ōlīkaļăļó = ?
   līkōhá = schneiden.
   hāūĕké = Frau.
   hūăļīó = ?
3. ăntjūĕdá = ?
   tăm = ?

C. Deutsche Übersetzung der Texte.

(Die in Klammern beigefügten Übersetzungen sind die ins Deutsche übertragenen brasilianischen Angaben der Indianer. Wo sich keine andere Übersetzung findet, konnten diese Angaben nicht weiter geprüft werden.)

Erzählungen.

I. 1. (Piraracufischen) Piraracufischen.
   2. (Hast du ihn getötet?) ich komme (?)
   3. (Ich habe ihn getötet). Töten (1. Sgl.?).
   4. (Wir wollen das Fleisch zerschneiden). Wir wollen schneiden.
   5. (Brate das Fleisch). Brate!
   6. (Es ist gebraten).
   7. (Wir wollen das Fleisch vom Feuer wegnehmen, um zu essen).
   8. (Es ist zu Ende). Es ist zu Ende.

II. 1. (Honigsuchen). Honigsuchen.
   2. (Honig herausholen).
   3. (Es gibt viel; eig. er ist dick).
   4. (Es gibt viel junge Bienen).
   5. (Aber nur wenig Honig).

6. (Es gibt keine Biene).
7. (ja). ja.
8. (es ist zu Ende). es ist zu Ende.

III, 1. (Wespenhonig suchen).
2. (gehen wir!). gehen wir!
3. (es gibt welchen, oder ein Nest). ja, . . .
4. (ist gering [mager], es gibt keinen Honig). Honig (?) nicht.
5. (Laß uns einschiffen). Gehen wir fort!

IV. 1. (Gehen wir in die Pflanzung).
2. (Gibt's Wurzeln? Ja). Sehr viel Aipim.
3. (Ziehe auch Aipimwurzeln heraus). Ziehe heraus (?) Aipim.
4. Bejahung, Zustimmung.
5. (Laß uns fortgehen). Gehen wir fort!
6. (Es ist schwer).
7. (ja). ja.
8. (Laß uns ausruhen). Laß uns ausruhen.
9. (Ich habe ausgeruht, laß uns fortgehen). Ich habe ausgeruht (?)
10. (ja). ja.
11. (Los). Fahren wir ab (als sie im Boot sind).
12. (töte einen Fisch). töte einen Fisch.
13. (ich tötete einen; laß uns landen, um Fisch zu essen). laß uns essen?
14. (brate!)
15. (essen). iß!
16. (ich bin voll).
17. (laß uns Wasser trinken). laß uns trinken!
18. (laß uns rauchen). laß uns rauchen (?)
19. (laß uns fortgehen). gehen wir fort!
20. (Bist du gekommen? Ich bin gekommen). ich bin gekommen (?)
21. (jetzt will ich dich kämmen). ich (will) [dich?] kämmen.
22. (jetzt ist es fertig). gekämmt (?)
23. (trink Cauim). Trink Mandiokabrei!
24. (gehe Brennholz suchen).
25. (ich bin gekommen).
26. (tritt ein).
27. (jetzt schlafe!)

V. 1. (Dort kommt ein Boot). Kommt . . . .
2. (Wo ist es?) Wo . . .
3. (Dort auf der andern Seite). es kommt am andern Ufer (?)
4. (Es fährt mit der Bootsstange). am anderen Ufer fährt es mit der Bootsstange.

5. (Wenn es dort ans Waldufer kommt, rudert es). am andern Ufer rudert es . . .
6. (jeẞt ist es angekommen; Gruß).
7. (Gruß). Gruß.
8. (Gib Cauim; komm zum Essen). Mandiokabreitrinken.
9. (gut). ja.
10. (danke sehr). danke sehr.
11. (jeẞt gehe ich). ich bin im Begriff fortzugehen.
12. (er geht). gehen.
13. (jeẞt landete er noch einmal). am andern Ufer (?) ist sie im Begriff, nochmal zu landen.
14. (gut). ja.
15. (ich bewahre etwas für dich). . . . . . ich bin wieder gekommen?

VI. 1. (Dort kommt ein Boot mit nur einer Jungfrau). Eine Jungfrau kommt.
2. (sie hat keinen Vater, keine Mutter).
3. (Wo sind ihre Leute? Nein, sie kommt ganz allein gereist). Wo kommt . . .
4. (Die Leute kommen hinterher). . . . kommen.
5. (gut). ja.
6. (Du kommst vornweg). Du . . . . gehen.
7. (gut, ich komme [ich gehe]). gehen.
8. (Du bist im Begriff zu gehen). Ich bin im Begriff gleich fortzugehen.
9. (Dort kommen sie). . . . kommen.
10. (Laß sie kommen).
11. (Sie landen, um zu frühstücken). . . . . im Begriff zu landen.
12. (Sie kommen morgen). morgen . . . . im Begriff sein, zu kommen.
13. (Sie sind immer noch dort). gehen . . .
14. (ist schon weg).
15. (sie kommen morgen, ohne [sie] zu sehen). . . . kommen.

Die Mutumsage.

VII. 1. (Knabe). Name des Knaben.
2. (Mutum).
3. (Du gehst Brennholz suchen).
4. —
5. (verwundet sich mit dem Pfeil am Finger des Fußes). Pfeil . . .
6. (Der Mutum bekommt Regen ab, kommt in die Hütte). Regen . . .
7. (Der Knabe stürzte auf den Mutum).
8. (Der Mutum war wiederum im Walde).
9. (Es ist zu Ende). Es ist zu Ende.

Ais Sinn dieser Sage erzählte mir Kuriší folgende Geschichte auf brasilianisch.

1. Der **Knabe** (kĕnăñšīwẽ́[1]) lebte im Hạuse seiner Großmutter.

6. Ein **großer Regen** fiel, der **Mutum** kam in die Hütte, **ganz naß**.

7. Der **Knabe packte den Mutum**, warf ihn zur Tür hinaus und sagte: hier hast du nichts zu tun.

3. Anderen Tags ging die Großmutter in den Wald, um **Brennholz zu holen**. Der Knabe schwärzte sich Gesicht und Körper mit Kohle, schlich ihr nach, vergewaltigte sie, nahm ihr die Bastschürze ab und lief schnell nach Haus.

5. Die Großmutter kam nach Hause und erzählte ihr Erlebnis. Der Knabe sagte, er wolle den Übeltäter bestrafen. Er ging in den Wald, **verletzte sich mit dem Pfeil an allen Zehen**, kam zurück und zeigte der Großmutter seine Wunden. Diese setzte sich hin und klagte laut.

Der Mutum kam, hatte alles im Walde gesehen, machte **mm, mm** und begann, es der Großmutter zu erzählen. Der Knabe nahm die Trompete und blies, damit die Großmutter es nicht hören sollte. Auf den Klang der Trompete hin kam die Jungmannschaft des Dorfes herbei, nahm die Trompete weg und verhaute ihn wegen seiner Übeltat, die der Mutum erzählte.

Gesänge.

1. (Kinder spielen zusammen). Kinder sollen zusammen spielen.
2. (um zu essen; Schnitt; Frau; essen). Frau hat sich (in den Finger) geschnitten (beim Essen zubereiten?).
3. (Eine Frau wollte einen Mann heiraten; ein anderer Mann war mit ihr).
4. Gesang eines Knaben (10—14 Jahre alt): (Die Matte ist ausgebreitet; die Frau legt sich hin und der Mann darauf).

Um einen Einblick in die Art ihrer Ausdrucksweise auf brasilianisch zu gewähren[2]), will ich im folgenden die Brüllaffensage in der gekürzten Form (vgl. S. 349 f.) wiedergeben. Ich schreibe dabei die Worte so, wie sie der Indianer aussprach, mit sämtlichen Fehlern behaftet. Bemerken möchte ich, daß dieser Indianer (kūrĭší) einer von denen war, die sich am besten auf brasilianisch verständlich machen konnten.

Primeira foi os macacos. Macacos tinha frecha. Matto o irmão. Depois ficou irmão pequininho, multo feio. Depois a mai de elle jogou

---

[1]) = Gott; Echo.

[2]) Siehe auch oben die brasilianische Übersetzung der Texte.

por avo, porque não queria mais; o avo criou elle. Depois o menino foi cassar passarino e a frecha caiu a porta do homem. Homem tratou de criar menino. Dahi as filhas do homem não queria de tudo, sò um queria. Ahi homem frego menino (com medizina) e manda lavar. Sahiu meia dia de agua, donna frigar. Ahi donna na agua outra vez cedinho. Quando sahiu assi de agua, quasi meia dia, ja era homem. Ahi botou infeitado, dēší, cabello, genipapo, dŏhő́. Mandou par avo delle, quando chegou, mamai queria tomar o trem delle, não quer dar. Ahi avo sahiu, dê por elle. Ahi mamai trouze comida por elle, não queria comer. Ahi avo trouze comida ruina, sò as spinhas de peixes e restas de mandioca e aqui comeu. E amanhã sahiu par cobrar o irmão. Ahi homem fallou por menino: no caminho vai encontrar uma mulher velha, chamase sapo; ahi mulher vai pedir uma passagem; ahi deve fazer, ahi vai em ella. Dahi mandou par cobrar irmão. Ahi chega jogar um macaco primeira, não acerta; ahi joga elle com ŏbĭrṹ, acerta, matta. Ahi torna jogar; ahi torna outra vez acertar. Ahi acabou de matar macaco. Ahi vai na agua par cobrar irmão; ahi battou na agua, tóŭ, tóŭ. Ahi chegon gavião per mattar rapaziata; ahi pegou no mão. Ahi chegou outro; ahi matta na mesma cousa. Ahi acaba de mattar, ahi sahiu, chega na casa do homem. Ahi homem disse: da o trem par mamai; ahi você vai, sua mai vem, você da sua trem por ella. Ahi chegou na casa de mamai, outra mulher pedei per casar com ella; ahi casou logo. Ahi fez vento com hĕdjĭwắ; ahi voltou rapaz, ahi vem vento. Ahi o vento trouze o mel, a cobra, veado, cechada. Ahi a cobra recolheu endentro de hĕdjĭwắ. Ahi amanhã rapaziata foi no matto. Ahi menino pegou no hĕdjĭwắ, fez vento tambem. Ahi menino não sabe, cobra vem e acabou com tuda gente. Ahi rapaz viu o vento e imaginou, como menino fez isso. E ahi cobra chegou, mordeu em elle, mattou, acabou. Não tem mais gente.

Verzeichnis der Abbildungen.

1. Tafeln.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Karajá.

2. Stirnband aus Gameleirabast.
3. Bastwulst.
4. Hinterhauptsrad, zusammengelegt (Aufbewahrungsform).
5a—e. Stirnfedern, über die Stirnbänder (1, 2) gebunden.

Tafel 51. 1. Federraupe.
2. Tragart der Federraupe.
3. Halsketten: a. Thevetiafrüchte.
b. išiuļaní-Früchte.

„ 52. 1a—c. Armbänder mit Federbüscheln.
2a—c. Armbänder mit Federlagen.
3a—f. Armgehänge verschiedenster Art.

„ 53. 1—5. Geflochtene Baumwollgürtel mit Federgehängen.

„ 54. 1. Vogelkäfig.
2. Vogelfalle.
3. Fischnetz aus Embira.

„ 55. 1. Stäbchensieb.
2. Siebkorb.
3. Siebteller.
4. Modernes Sieb.
5a—c. Muschellöffel.
6a—c. Tabakstäschchen.

„ 56. 1. Bogenschütze.
2. Zielring.
3a—c. Keulenstöcke.
4a—c. Kleine Tragkürbisse.
5. Karajáboot auf Arbeitsgerüst.

„ 57. 1—2. Kiepen.
3. Runder Tragkorb mit Stirnband.
4. Tragtasche.
5—6. Tragsäcke.
7. Spitzovaler Korb.
8—11. Körbe mit quadratischem Boden und runder Öffnung.
12—13. Längliche Körbe, aus einer Blattfieder geflochten.
14—15. Korbschale und Korb, aus zwei Fiedern geflochten.
16. Doppelspankorb, geöffnet.
17. Doppelspankorb geschlossen.

„ 58. 1a—b. Töpfertonzusatz.
2. Topfboden mit Stäbchensiebstruktur.
3a—c. Federcuyen.
4a. Imbauva-Faserbündel.
4b. Buriti-Faserbündel.
5. Korbflechtprobe.
6. Spindel mit gezupftem Baumwollband.
7. Baumwollknäuel.
8a—b. Aufbewahrungsarten von Federn.
9. Bambustrompete.
10a—b. Affenschädelrasseln.
11. Totenurne.

Šavajé.

„ 59. 1. Armwickel mit drei Schnurquasten.
2. Beinbinde mit Fransenbehang, gequästelt.
3. Kleine Netzdecke.
4. luļiná-Schmuck.
5. Federreif mit Stutz.

6—7. Stirnfedern.
8—9. Armbänder.
10—11. Federhauben.
12. Baumwollgürtel mit Behang.

Tafel 60. 1—2. Hinterhauptsfederräder der Šavajé.

„ 61. 1. Röstherd der Šavajé.
2. Tabakstasche aus Affenfell.
3. Tragsack, aus einem Palmwedel geflochten.
4. Baumwollzupfbogen.
5. Spindeln: a. Wachswirtel,
b Wirtel aus ungebranntem Ton,
c—d. Wirtel aus gebranntem Ton.

Kayapó.

„ 62. 1. Alte Frau; Krieger mit Keule. Kayapó.
2. Kayapó-Männer und -Frauen.

„ 63. 1. Kayapóhütte
2. Kayapóhütte mit Vorratsgerüst.
3. Einen Hof bildende Kayapóhütten.

„ 64. 1. Federkrone.
2. Schlaf- und Sitzmatte.
3. Mädchenschärpe.
4. Knabenschurze: a. aus Bast,
b. aus Baumwolle.
5. Hinterhauptsscheibe.
6. Hinterhauptsdiadem.
7. Kopfband.
8. Schlafmatte.

„ 65. 1. Diadem
2—6. Hinterhauptsfedern.
2. Geierfedern mit kleinem Federchen am Kiel.
3. Zwei Ararafedern mit Deck- und Endfedern.
4. Sechs lange Ararafedern.
5. Ararafedern mit weißen Endfedern, nach der Mitte zu länger werdend.
6. Von hinterher durchgeschobene Deckschicht andersfarbiger Federn.

„ 66. 1a—b, 2. Hinterhauptsfedern.
3a—b. Nackenfedern.
4, 5a—c. Gestielte Nackenfedern.
6. Nackenschmuck.

„ 67. 1—2. Nackengeflechte.
3. Armgehänge aus Bast.
4. Muschelscheibenhalsband.
5—7. Halsfederquasten.
8. Federarmband.
9. Klauengürtel.

„ 68. 1. Kamm.
2. Bemalungsmatrize.
3. Feuerfächer.
4. Mandiokapresse.
5. Kiepe.
6. Runder Tragkorb.
7—9. Umhängetaschen.

Tapirapé.

„ 69. 1. Kamm.
2. Vollcuye.

2. Textabbildungen.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Karajá.

Kartenbeilagen.

Bemerkungen zu den Karten.

Für die Übersichtskarte wurden unsere deutschen Atlanten zugrunde gelegt; die Einzeichnung des Landweges und des Araguaya erfolgte aber auf Grund meiner Aufnahmen, die mit Kompaß und Uhr vorgenommen wurden.

Für den Landweg von Araguaya bis Leopoldina ergeben sich dabei wesentliche Abweichungen von unseren deutschen Karten, während meine Aufnahme mit der brasilianischen Karte der Companhia Mogyana (S. Paulo, 1905) besser übereinstimmt. Besonders er

heblich sind die von mir vorgenommenen Änderungen auf der Strecke Araguary bis Caldas Novas.

Die Flußaufnahme erfolgte von Leopoldina bis Dorf 16 von Süden aus, von da bis Conceição von Norden aus.

Sie ergibt wesentliche Abweichungen gegen unsere Atlanten. Die Entfernungen erscheinen von Rio das Mortes an nordwärts zu groß; außerdem weicht die Flußrichtung von da an nach Osten ab. Um meine Aufnahme in die Übersichtskarte einzupassen, mußte die Strecke von Rio das Mortes bis Conceição um 1/6 gekürzt und außerdem um etwa 9,5° nach Westen gedreht werden. In der Spezialkarte des Flusses habe ich diese Korrekturen nicht vorgenommen. Am engsten schließt sich meine Aufnahme in den Längenmaßen an Ehrenreichs Karte (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. 27, Blatt 3) an.

Bemerken möchte ich, daß auf unseren Karten der untere Araguaya vom Nordende der Insel Bananal bis zum Zusammenfluß mit dem Tocantins in seinen Längenverhältnissen recht verschieden dargestellt wird, von der Ehrenreichschen Karte, die auf der in Goyaz existierenden Karte von Moraes Jardim beruht, stark abweicht und sich mehr an Coudreaus Karte anlehrt. Coudreau hat aber den Fluß unter abnormen Verhältnissen — außergewöhnlich starke Hochflut — befahren.

Register.

(Abkürzungen: Kj. = Karajá; Kp. = Kayapó; S. = Šavajé; T. = Tapirapé.)

